







Geschichte

der

Deutschen Dichtung.

Von

G. G. Gervinus.

Erster Band.

Vierte gänzlich umgearbeitete Ausgabe.

Leipzig,

Verlag von Wilhelm Engelmann.

1853.

Den

Brüdern J. und W. Grimm

und

F. C. Dahlmann

gewidmet.

Ich schicke Ihnen, meine theuren Freunde, ein erneutes Buch in erneuerter Widmung zu; Sie können unter anderem daraus ersehen, daß ich noch nicht ganz in politischer Wühlerei aufgegangen bin. Ich habe es an Fleiß und gutem Willen nicht fehlen lassen, dieser Ausgabe etwas mehr Werth als den früheren zu geben; in vielen Abschnitten der drei ersten Bände ist sie fast ein neues Buch geworden. Die ganze Verpflichtung für diese Umgestaltung schulde ich der Berliner Bibliothek, deren alte und neue (Meusebach-schen) Schätze nun jeder Benutzung offen stehen. Die starken Nachträge zu dem zweiten und dritten Bande, die sie lieferten, haben zwar (und dies war mir eine große Befriedigung) auf die historische

Gruppirung der literarischen Thatsachen und auf die allgemeinen, aus ihnen hergeleiteten Ergebnisse keinen ändernden Einfluß üben können, dagegen sind die einzelnen Berichtigungen und Zusätze, die sie veranlaßten, von bedeutendem Umfang und zum Theil von großem Werthe. Leider bleibt mir auch jetzt noch eine letzte Hand daran zu legen übrig; und wer weiß, ob sich die Zeiten je so schicken werden, daß dieß künftig noch geschehen kann. Was für ein böser Dämon mag doch in unserer Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts sein Wesen treiben? Als ich dies Gebiet 1837 in Göttingen kaum zu Ende durchreist hatte, trieb mich dort unversehens ein Gewaltstreich fort, und da ich jetzt in Berlin dieselben Gegenden wieder durchstöberte, erlitt meine gedeihende Arbeit in demselben Augenblick des noch unvollendeten Abschlusses von Heidelberg aus eine viel unvorhergesehenere Unterbrechung, von der ich nur wünsche, daß sie blos eine Störung meiner, und nicht eine Störung aller wissenschaftlichen Thätigkeit in Deutschland bedeuten möge. Welchen Namen gibt unser mythologischer Freund diesem undiensamen Kobold und Störgeiste, der dies so fügte? Ich besorge, der politische Freund wird statt seiner die Antwort geben: es sei der unruhige Geist des wirkenden politischen Lebens, der uns mehr und mehr aus den friedlichen Stätten des Wissens, das auf die vergangenen Dinge gerichtet ist, mit allen natürlichen und wunderbaren Mitteln hinwegscheucht. Wie seltsam erinnerte uns in Berlin, als ich in Wilhelm's Stube Abschied von der Familie nahm, dies seltsame Ereigniß des Tages an die Göttinger Vorgänge! Wir hatten bei dem Schlage, der uns damals gemeinsam traf, kein besseres mora-

lisches Gewissen, als ich Einzelner jetzt ein gutes wissenschaftliches Gewissen hatte. Und dem muß ich es zuschreiben, daß ich jetzt so wenig wie damals, meinen Gleichmut über diesen Unbilden ganz verlieren konnte. Ist ja doch selbst für den guten Humor so viel krauser Stoff in diesen Dingen, daß ich manchmal nach meinem Kopfe fasse, unsicher ob ich, oder ob die Welt verschoben worden sei. Denn welche sonderbare Verkehrung der Dinge! Ich werde in der Zeit einer sumpfigen Ruhe des Hochverraths und der Aufreizung gegen die konstitutionelle Staatsform angeklagt, der ich zur Blütezeit der hochverrätherischen Unternehmungen (D. Z. 1848. 26. April.) in dem Badischen Lande selbst laute Anklage erhob gegen die Zaghaftigkeit, die dem Hochverrath nicht zu begegnen wagte, und gegen die Herabwürdigung des konstitutionellen Systems, die mir darin gelegen schien. Es wird die Beschuldigung erhoben, daß ich mit einem politischen Pamphlete Unruhe stiften wolle, und es ist vielmehr diese erhobene Beschuldigung selbst, die das Pamphlet erst macht und die Unruhe wirklich stiftet. Es wird ein Verbrechen aus der Andeutung der Thatsache gemacht, daß der Monarchismus sich durch seine neuesten Thaten viele moralische Stützen entzogen habe, und zugleich wird mit dieser kleinen allerneuesten That eine weitere Thatsache gegeben zum Belege der Wahrheit meiner Andeutung. Ich soll Parteihaß säen, aber die Anklage selbst ist nichts als eine Erndte des Hasses einer fanatischen Gegenpartei. Die der Verfolgung verbündete Presse wirft mir im Tone des giftigsten Geifers verbitterten Eifer in dieser angefochtenen Schrift vor, die in einem wahren Geiste, ja ich darf sagen in einer wahren Arbeit der

Selbstüberwindung geschrieben ist. Dies sind Erlebnisse, die auch den mildesten Sinn empören könnten. Dennoch sollen sie mir mein inneres Gleichgewicht nicht stören; ich habe mit dem besseren Theile in mir Partei genommen gegen die Bewegung des Blutes. Mein großer Meister lehrt mich, daß erlittener Frevel der ins Herz dringt, und Wunden die uns die Bosheit in guter Sache schlägt, den höchsten Sinn in uns herausfordern und unsere besten Kräfte auf die Probe stellen. Ich hoffe diese Probe zu bestehen. Und dieser Stoß des Schicksals, der mich nicht niederwerfen, der mich nur treiben kann, soll mich nicht über irgend eine Grenze des Gleichmuts treiben. Davon soll eben jene Arbeit Zeugniß geben, in deren Anfängen schon grade das die Gegner so zu erbittern scheint, daß sie zwar bittere Wahrheiten, aber aus einem gelassenen Gemüthe sagt.

Heidelberg, 20. März 1853.

Gervinus.

Inhaltsverzeichniß.

Geschichte

der deutschen Dichtung.

Erster Band.

Einleitung.

Ich habe es unternommen, die Geschichte der deutschen Dichtung von der Zeit ihres ersten Entstehens bis zu dem Punkte zu erzählen, wo sie nach mannichfaltigen Schicksalen sich dem allgemeinsten und reinsten Charakter der Poesie, und aller Kunst überhaupt, am meisten und bestimmtesten näherte. Ich mußte ihre Anfänge in Zeiten aufsuchen, aus welchen kaum vernehmbare Spuren ihres Daseins übrig geblieben sind; ich mußte sie auf anderen Stufen verfolgen, wo sie bald in dem Joche des Mönchthums lag, bald unter der Pflege des einseitig gebildeten Ritterthums gefährliche Richtungen einschlug, bald von dem heimischen Gewerbstand in Fesseln gelegt, oder von eindringenden Fremdlingen beherrscht ward, bis sie von allgemeinerer Aufklärung unterstützt sich in Mäßigung frei rang, ihr eigener Herr ward und schnell die zuletzt getragene Unterwerfung mit rächenden Eroberungen vergalt. Welche Schicksale sie litt, welche Hemmungen ihr entgegentraten, wie sie die Einen ertrug, die Anderen überwand, wie sie innerlich erstarkte, was sie äußerlich förderte, was ihr endlich eigenthümlichen Werth, Anerkennung und Herrschaft erwarb, soll ein einziges Gemälde anschaulich zu machen versuchen.

Wenn dieser Versuch vielleicht mehr einem bloßen Entwurfe ähnlich sieht, als einem ausgeführten Bilde, so urtheilt wohl jeder darüber schonend, der da weiß, wie unendlich schwer diese Aufgabe zu lösen ist, sei nun von Auffassung oder Darstellung oder auch nur von der bloßen Sichtung des Stoffes die Rede. Denn wie sollte in einem Gegenstande, der die vielfältigsten Erzeugnisse der verschiedensten Zeiten in sich befaßt, der, wenn er irgend erschöpft werden sollte, eine unermeßliche Belesenheit auf dem vaterländischen und den fremden Gebieten der Dichtkunst,

wie in den verwandten Reichen der Künste und Wissenschaften verlangt, wie sollte da ein Einzelner, und besäße er von der Natur im reichlichsten Maße die Gabe, alle Richtungen des menschlichen Geistes zu verfolgen, je hoffen dürfen, zugleich der strengen und Einen Forderung der Wissenschaft zu genügen und den getheilten Erwartungen der parteiten Gelehrten, zugleich das wahre Bedürfniß der Gegenwart zu befriedigen und die irregehenden Wünsche der Menge, und wieder die Ansichten der meist blos sachkundigen Kenner und der meist blos weltkundigen Laien mit Einem Male, gleich vertraut mit Sachen und Menschen, zu berücksichtigen!

Daß die Ziele, die sich der Schreiber einer Geschichte der deutschen Dichtung wählen kann, so weit auseinander, so leicht unterscheidbar liegen, dies erleichterte mir die Wahl; denn eine Wahl war unvermeidlich. Man wird mir vielleicht vorwerfen, daß ich ein zu weites Ziel ins Auge faßte, daß ich meine Kräfte mißkennend zurückblieb, daß ich wohl gar für den entferntesten einen Punkt nahm, hinter dem schärfere Augen noch andere erblicken; den stärksten Tadel aber werde ich mir wahrscheinlich dadurch zuziehen, daß ich in einem Gebiete, wo die vortrefflichsten Forscher eine bestimmte Bahn vorgezeichnet haben, meinen eigenen Weg einschlug, daß ich mich fast aller Vortheile, die mir ihr Vorgang darbot, begab, daß ich überhaupt die ganze Behandlungsart geschichtlicher Stoffe, wie sie seit mehreren Jahrzehnten in Deutschland herkömmlich ward, verließ, und statt einem forschenden Werke der Gelehrsamkeit ein darstellendes Kunstwerk zu entwerfen unternahm, und dies in einem Felde, auf dem noch so viele Beschäftigung eben für die forschende Geschichte übrig ist. Mir schien es aber, als ob die Geschichte der deutschen Dichtung noch von Niemanden aus einem Gesichtspunkte behandelt worden sei, welcher der Sache selbst würdig und der Gegenwart und jetzigen Lage der Nation angemessen wäre; mir schien es, als ob zu einer solchen würdigeren Auffassung der Sache auch auf dem hergebrachten Wege nur schwer oder gar nicht zu gelangen sei. Aehnlich verhält es sich auch mit der politischen Geschichte von Deutschland. Man legte die gewaltigsten Werke an, um der Nation geschichtliche Ehrendenkmale zu setzen, allein je höher man baute, je gleichgültiger ward das erst in Masse versammelte Publicum und verlief sich allgemach. Die Ursache war keine andere, als daß man hier nur der Vorzeit Denkmale setzte und sie mit heimlichen oder ausgesprochenen Vorwürfen einer Zeit und einem Geschlechte vorhielt, das, wenn es auch nicht in der Gegenwart großen äußeren Ruhm gegen den seiner Vorfahren zu stellen hatte, doch in seinem

inneren Leben ein ersetzendes Verdienst kannte, und eben darin vielleicht eine Saat künftiger Thaten keimen wußte, deren stilles Wachsthum es sich nicht verkümmern lassen wollte. Während unter diesen politischen Geschichtschreibern Charaktere fehlten, wie Möser, dem das ächte Gepräge deutscher Natur aufgedrückt war, mit der er die getrenntesten Eigenschaften seines vieldeutigen Volkes umfaßte und mit gleicher Hingebung und mit jener gesunden Gründlichkeit sich mit den engsten Bedürfnissen seiner nächsten Umgebung, wie mit den großen Aufgaben eines Welthandels und einer riesenmäßigen Staatsverwaltung beschäftigte; während uns hier Köpfe abgingen, die wie Spittler, statt immer und einzig mit ärgerlichem Beifall auf unser Alterthum hinzuweisen, dem wir uns bei jeder neuen Beleuchtung aufs neue mehr und mehr entwachsen fühlten, das auf die Zukunft gerichtete Volk mit der Vergangenheit und an der Gegenwart belehrt und ermuthigt hätten; während also die für die Gegenwart fruchtbare Behandlung der vaterländischen Geschichte unterblieb, so war es in der Literargeschichte noch ärger. Hier setzten zwar Männer, die das Vaterland unter seinen größten Gelehrten nennen wird und welche die unvergeßlichsten Spuren ihrer Wirksamkeit hinterlassen haben, die Arbeit ihres Lebens mit einer nicht genug zu erkennenden Unverdrossenheit und Ausdauer an eben jene Zeiträume, die auch in der politischen Geschichte so viele aufmerksame Beobachter, so viele fleißige Bearbeiter, so viele begeisterte Bewunderer gefunden hatten; allein für die neuere Literatur der Deutschen geschah nichts. Die Geschichtschreiber in diesem Gebiete nahmen folgerecht fast allein Rücksicht auf die alte Zeit, fast keiner aber erschien, dessen Werk auch selbst in diesen Theilen nur ahnen ließe, wie treffliche Forscher hier vorgearbeitet hatten. Die neue deutsche Literatur aber, so reich, so blühend und mannichfaltig, nahm sich meist überall in diesen Geschichtswerken wie ein unfruchtbares Feld aus, auf dem nichts zu erbeuten sei; denn hier, wo aus den Quellen unmittelbar zu forschen und zu urtheilen war, wo noch kein vermittelnder Forscher die Urtheile an die Hand gab, hier wußte sich Niemand zu helfen. Und doch! wie anders waren hier obendrein die Verhältnisse, als in der politischen Geschichte, die man in der neuesten Zeit ihrer Gehaltlosigkeit wegen eher verschmähen und liegen lassen durfte. Aber hier lag ein ganzes Jahrhundert hinter uns, in dem eine der merkwürdigsten Veränderungen in dem geistigen Reiche eines der geistreichsten Völker der Erde vorgegangen war, eine Umwälzung, deren sichtbarste Frucht für uns die Rückkehr aus der häßlichsten Barbarei zu wahrem, gesundem Geschmack in Kunst und Leben war, und deren größte Früchte wer weiß wie viele Jahrhunderte erst in

ihrem Verlaufe zeitigen und genießen werden! Hier also lag die größte Aufforderung in der Zeit, nicht zum zweiten Male, wie wir es mit der Reformation gethan, eine ewig denkwürdige Epoche unserer Geschichte vorübergehen zu lassen, ohne wenigstens den Versuch gemacht zu haben, eine würdige Erzählung der Begebenheiten jener Zeit der Nachwelt zu hinterlassen.

Daß wir dies damals nach der Reformationszeit nicht gethan, daß wir es dieses Mal nach der Blüte unserer Literatur noch nicht versucht haben, daß wir lediglich den alten Werken unseres Volkes in Staat, in Wissenschaft und Kunst unsere Forschung widmen, dies scheint mir nicht aus Kälte, nicht aus Undank, nicht aus vorherrschender Neigung des Volkes zu seiner Vorzeit, sondern aus der Natur unsrer Geschichte selbst erklärt werden zu müssen. Die neuere Zeit und ihre Geschichte spielt auf einer so ungeheuren Bühne, daß Uebersicht und Bewältigung der Erscheinungen nur aus sehr weiter Ferne möglich wird. Die schöne Zeit ist nicht mehr, wo ein Thukydides, mit glücklichem Alter gesegnet, sich erst der noch dauernden Sitten jener ehrenfesten Zeit der Marathonkämpfer erfreuen, dann ein dreißigjähriges Schauspiel der größten Umwälzungen im äußeren und inneren Leben mit unverwandter Aufmerksamkeit verfolgen, und endlich noch eine lange Reihe von Jahren den Nachwirkungen dieser Umstürze zusehen und Alles in Ein großes Werk niederlegen konnte. Die ähnliche Periode mit ähnlichen Ursachen und Wirkungen, die in der athenischen Welt in Einem Jahrhundert vorüberging, dehnt sich, nicht eben in jedem neuen Staate, aber in dem neuen Europa, dessen Theile ohne das Ganze nicht zu verstehen sind, in — wir können noch nicht sagen *wie viele* Jahrhunderte aus, wir, die wir bereits über drei Jahrhunderte zusammenhängender Bewegungen hinter uns sehen. Die alte Zeit unsers Volkes haben wir seit der Auflösung des Reichs mehr als vollkommen vollendet; die Acten sind geschlossen; dies mußte, trotz der Entfremdung der Nation von ihrer älteren Geschichte für die Geschichtschreiber Mahnung und Aufforderung genug sein, ihren ganzen Fleiß jenen Zeiten zu widmen, mit denen jetzt voll ins Reine zu kommen ist, deren Nachwirkungen immer mehr verschwinden, deren Zustände uns immer deutlicher werden, je mehr wir uns daraus entfernen. Wer aber sollte im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert eine Geschichte der Reformation entwerfen, da jede neue größere Begebenheit, die aus ihr in der äußeren Welt folgte, zweifelhaft ließ, wohin alles Geschehene und Geschehende zuletzt führen würde, bis erst das vorige Jahrhundert darüber bestimmtere Auskunft zu geben begann. Und wer sollte in den Jahren

1789 und 1830 Hand an eine Literargeschichte der neueren Zeit legen? Kaum war nach jener außerordentlichen Gährung unter unseren künstlerischen Geistern durch den übersetzten Homer eine Art Ruhe geschafft und es folgte mit den reiferen Werken Göthe's eine Niedersetzung des Geschmacks und der Sprache, so brachte uns die französische Umwälzung um sein frischestes Wirken; Schiller starb früh weg, und der grelle Absturz unserer Dichtung zu Entartung und Nichtigkeit war im ersten Augenblicke wohl noch viel abschreckender, als die politischen Begebenheiten der Zeit, die uns von der behaglichen Betrachtung unserer inneren Bildungsgeschichte immer mehr abziehen werden.

In den allerungünstigsten Verhältnissen also greife ich den schwierigen Stoff einer Geschichte auf, die theilweise fast eine Zeitgeschichte zu nennen ist; kann irgend etwas dem Leser Zutrauen einflößen, so wird es das sein, daß er sieht, ich kenne die Klippen, die ich zu vermeiden habe. Und vorsichtig hat mich gewiß die mißliche Aufgabe gemacht, aber abschrecken konnte sie mich nicht. Ich erkenne im ganzen Umfange, wie vergebens wir Neueren, wenn von Geschichtschreibung die Rede ist, uns mit den Alten zu messen streben, denen Alles nahe lag, Alles lebendig war, Alles die bestimmteste Beziehung hatte, was wir mühselig aus der Ferne und aus Büchern herbeiholen müssen. Jener Meister der Geschichte durfte es wagen, der Nachwelt die Geschichte seiner Zeit zur Belehrung und Warnung in wiederkommenden ähnlichen Lagen zu hinterlassen; die kürzeste historische Erfahrung hatte er hinter und um sich, aber ihre Lebendigkeit und Mannichfaltigkeit, die Offenheit und Unverstecktheit des alten öffentlichen und Privatlebens, die Gesundheit der Beobachtung und die Masse der Begebenheiten, die sich in kurzer Zeit und in kleinem Raume ungehemmt, schnell und rasch entfaltete, brachte ihn in Beurtheilung der Natur der Menschheit vielleicht weiter, als uns unsere weitschichtige Gelehrsamkeit und unser fleißiges Forschen nach den Schicksalen der Welt in mehr als zwei Jahrtausenden, die seitdem verflossen sind, gebracht hat. Wer heute nicht versteht den Geist fremder Zeiten und Völker wie seiner eigenen zu fassen, sich jeder Beschränktheit in Religion und Volksthümlichkeit völlig zu entäußern, wer das Leben vergißt über dem Buch, und des Buches Geist über dem Wort, wer die Geschichte der Menschheit versäumt über der der einzelnen Völker und Zeiten, wer nicht das Ganze umfaßt und mit gleich großer Kühnheit wie Sicherheit das Treiben von Jahrhunderten mit Einem Blicke überschlagen kann, sondern am kleinen Maß seiner persönlichen oder nationalen Beschränktheit die Welt ausmessen will, der darf nicht wagen nach der

Palme in der Geschichtschreibung zu ringen. Ehedem aber war dies ganz anders. In so ungeheuern Fernen, mit so außerordentlichem Aufgebot von Fleiß und Ausdauer brauchten die Alten ihre Weisheit nicht zu kaufen. Der Geschichtschreiber des peloponnesischen Kriegs durfte diesen Kampf zweier kleiner Staaten eine Welterschütterung nennen, denn sein Volk war damals die Welt; er durfte auf seine einfache Beobachtung bauen, und ihrer Gültigkeit eine stete Dauer verheißen, denn noch war jeder Gegenstand des Beobachters unverschleiert, wie sein eignes Auge, während wir mit Vorurtheilen aufwachsen, mit widernatürlichen Bedürfnissen und Genüssen genährt werden und kein Ergebniß in der politischen Welt in seinen Ursachen offen vor uns daliegt. Bei uns muß das Lernen anfangen mit der Rückkehr aus einem verderbten und ungesunden Wesen zu der reinen Quelle der Menschlichkeit, von der der Grieche vertrauensvoll ausgehen durfte. Dann erst werden wir berechtigt sein, über unsere Zeit, ihre Geschichte und ihre Aussichten ein Urtheil zu fällen; und wenn bei solchen Forderungen alle Geschicht*schreibung* fast ganz bei uns aufhörte und nur Geschicht*forschung* übrig blieb, wenn die Wissenschaft sich ganz von dem Leben trennte, so war das traurig, aber natürlich und nicht befremdend. Und doch scheint es auf der anderen Seite wieder, als ob wir, die wir so reich sind an Erfahrungen jeder Art, uns eben dadurch ermuthigt fühlen müßten, auch diese Behandlung der Geschichte wieder aufzunehmen und in ihr lebendige Belehrung für uns und unsere Zustände zu suchen. Und unter uns besonders, die wir anzufangen scheinen, in eben dem Maße uns selbst zu verachten, wie man im Auslande die lang hergebrachte Verachtung gegen uns ablegte, unter uns scheint es doch endlich Zeit zu sein, der Nation ihren *gegenwärtigen* Werth begreiflich zu machen, ihr das verkümmerte Vertrauen auf sich selbst zu erfrischen, ihr neben dem Stolz auf ihre ältesten Zeiten Freudigkeit an dem jetzigen Augenblicke und den gewissesten Muth auf die Zukunft einzuflößen. Dies aber kann nur erreicht werden, wenn man ihr ihre Geschichte bis auf die neuesten Zeiten vorführt, wenn sie aus ihr und der verglichenen Geschichte anderer Völker sich selber klar gemacht wird. Allein nicht jede Seite der Geschichte eignet sich eben hierzu; zu irgend einem Ziele, zu einem Ruhepunkte müssen die Begebenheiten geführt haben, wenn sie lehrreich werden sollen. Keine politische Geschichte, welche Deutschlands Schicksale bis auf den heutigen Tag erzählte, kann je eine rechte Wirkung haben, denn die Geschichte muß, wie die Kunst, zu Ruhe führen, und wir müssen nie von einem geschichtlichen Kunstwerke trostlos weggehen dürfen. *Den* Geschichtskünstler aber

möchte ich doch sehen, der uns von einer Schilderung des gegenwärtigen politischen Zustandes von Deutschland getröstet zu entlassen verstände. Die Geschichte der deutschen Dichtung dagegen schien mir ihrer inneren Beschaffenheit nach eben so wählbar, als ihrem Werthe und unserem Zeitbedürfniß nach wählenswerth. Sie ist, wenn anders aus der Geschichte Wahrheiten zu lernen sind, zu einem Ziele gekommen, von wo aus man mit Erfolg ein Ganzes überblicken, einen beruhigenden, ja einen erhebenden Eindruck empfangen und die größten Belehrungen ziehen kann. Die Wahl eines Geschichtstoffes mit den Forderungen und Bedürfnissen der Gegenwart in Einklang zu bringen, scheint mir aber eine so bedeutende Pflicht des Geschichtschreibers, daß, hätte ich die politische, die religiöse, die gesammtliterarische oder irgend eine andere Seite der Geschichte unsers Volkes für passender und dringender zur Bearbeitung gehalten, ich diese andere ergriffen haben würde, weil auch kein Lieblingsfach den Geschichtschreiber ausschließlich fesseln soll.

Das Ziel in der Geschichte unserer deutschen Dichtung, auf das ich hindeute, liegt bei der Scheide der letzten Jahrhunderte; bis dorthin mußte also meine Erzählung vordringen. Dieses Ziel ist nicht ein künstlich von mir geschaffenes, ein zu meinen Zwecken zugerichtetes und untergeschobenes, sondern ein in der Natur der Sache begründetes. Und mag meine Geschichtserzählung auch allerhand besonderen Zwecken nachgehen, so kann und wird sie, falls auch nur das kleinste Verdienst in ihr ist, dem Hauptzweck, der Wissenschaft der Literargeschichte, vor Allem dienen. Das höchste Ziel irgend einer vollendeten Reihe von Begebenheiten in der Weltgeschichte kann nur da sein, wo die Idee, die in ihnen zur Erscheinung zu kommen strebt, wirklich durchdringt, und wo eine wesentliche Förderung der Gesellschaft oder der menschlichen Bildung dadurch erreicht wird. Was unsern Gegenstand angeht, so war die Dichtung, wie alle Kunst, bei den Griechen allein von keiner Religion, von keinem Stande und keiner Wissenschaft eingeengt, nur da konnte sie ihre edelsten Kräfte im vollesten Maße entwickeln, nur da Sitten, Glauben und Wissen gestalten und für alles ächte Bestreben in der Kunst späterer Zeiten und Völker gesetzgebend werden. Dieser Höhepunkt war erreicht, als die homerischen Gedichte ihre letzte Gestaltung erhalten hatten und die früheren Tragiker in Athen die Reinheit der alten Kunst noch bewahrten. Als die Pythia den Euripides für weiser als den Sophokles erklärte, war die griechische Dichtung auf der gefährlichsten Spitze; von da an gewann der Gedanke an den Werken der Einbildungskraft einen stets überwiegenderen Einfluß, den die Einwirkung der philosophi-

schen Schulen und die Verpflanzung der schönen Literatur unter die praktischen und materiellen Römer nährte und steigerte. Dies geschah, als das Christenthum gepredigt ward, das dem Menschen eine neue innere Welt des Gemüthes erschloß. Das Mittelalter fiel dann in einen schneidenden Gegensatz gegen die Zeiten des Alterthums. Die reife und volle Bildung des Geistes ging verloren; Gefühle, Einbildungskraft, Verstand erhielten eine getrennte, einseitige Pflege; dies führte in allen Zweigen der geistigen Thätigkeit, in Religion, in Wissenschaft und Staat zu den seltsamsten Verirrungen; die Aufgabe der neueren Zeit war dann, aus diesen Verirrungen zu einer gesunden und harmonischen Thätigkeit des Geistes und seiner einzelnen Kräfte zurückzuführen. Wie dies die neueren Nationen gethan, was Italien darin den Deutschen vorgearbeitet, warum diesen es vorbehalten blieb, zum Ziele zu gelangen, läßt sich in jeder Weise vortrefflich darthun: ich versuche es, von diesem Gesichtspunkte aus die deutsche Dichtung in ihrer Geschichte zu entwickeln. Es ist ein einziger großer Gang zu der Quelle der wahrhaften Dichtkunst zurück, auf dem alle Nationen von Europa die Deutschen begleiten, oft überholen, am Ende aber Eine nach der Andern zurückbleiben. Italiener, Spanier, Franzosen und Engländer blieben auf diesem Wege in verschiedener Weise bei der griechisch-römischen oder bei der alexandrinischen Bildung haften; die Deutschen allein setzten den steileren, aber belohnenderen Weg fort und gelangten zur schönsten Blütezeit griechischer Kunst und Weisheit zurück. Göthe und Schiller führten zu einem Kunstideal zurück, das seit den Griechen Niemand mehr als geahnt hatte. Je weiter sie darin gediehen, desto unverholener ward bei zwar steigender Selbständigkeit ihre Bewunderung für die alte Kunst, bei steigendem Selbstgefühl in ihrer Umgebung, ihre ehrfürchtige Bescheidenheit den Alten gegenüber. Sie leiteten mit Bewußtsein auf die Vereinigung des Reichthums der Neueren an Gefühlen und Gedanken mit der Form der Alten, und dies eben war der Punkt, nach dessen Erreichung bei den Griechen die Kunst ausgeartet war. So war dieselbe Nation, die in ihrer Wanderzeit die Ideen, welche Sokrates und Christus in das neue Geschlecht zur Bildung der Herzen gestreut hatten, und die Keime, welche Aristoteles für alle Wissenschaft gelegt, mit den alten Völkern zugleich vertilgen zu wollen schien, diese selbe Nation war bestimmt, zuerst die Lehre des Messias zu reinigen, und dann den Ungeschmack in Kunst und Wissenschaft zu brechen, so daß es nun laut von unsern Nachbarn verkündet wird, daß wahre Bildung der Seelen und Geister nur bei uns gesucht, wie alle Bekanntschaft mit den Alten nur durch uns vermittelt werden kann; daß

sichtbar unsere Literatur nun so über Europa zu herrschen beginnt, wie einst die italienische und französische vor ihr über Europa geherrscht haben.

Diese ungewöhnlich gefaßte Aufgabe konnte ich nicht hoffen, auf dem gewöhnlichen Wege zu lösen. Ich wünschte nicht den Leser zu täuschen über was er in dem Buche finden wird. Es weicht besonders darin von allen literarischen Handbüchern und Geschichten ab, daß es nichts ist als Geschichte. Ich habe mit der ästhetischen Beurtheilung der Sachen nichts zu thun. Der ästhetische Beurtheiler zeigt uns eines Gedichtes Entstehung aus sich selbst, sein inneres Wachsthum und Vollendung, seinen absoluten Werth, sein Verhältniß zu seiner Gattung und etwa zu der Natur und dem Charakter des Dichters. Der Aesthetiker thut am besten, das Gedicht so wenig als möglich mit anderen und fremden zu vergleichen, dem Geschichtsschreiber ist diese Vergleichung ein Hauptmittel zum Zweck. Er zeigt uns nicht Eines Gedichtes, sondern aller dichterischen Erzeugnisse Entstehung aus der Zeit, aus dem Kreise ihrer Ideen, Thaten und Schicksale; er weist darin nach was diesen entspricht oder widerspricht; er sucht den Ursachen ihres Werdens und ihren Wirkungen nach und beurtheilt ihren Werth hauptsächlich nach diesen; er vergleicht sie mit dem Größten der Kunstgattung gerade dieser Zeit und dieses Volkes, in dem sie entstanden, oder, je nachdem er seinen Gesichtskreis ausdehnt, mit den weiteren verwandten Erscheinungen in anderen Zeiten und Völkern. Aesthetischer Geschmack muß bei dem Geschichtschreiber der Dichtung vorausgesetzt werden, wie bei dem politischen Geschichtschreiber politisch gesunder Blick; deshalb aber darf der Eine keine publicistischen, und der Andere keine ästhetischen Abhandlungen einflechten, falls er auf seinem Felde bleiben will. Bestimmte Ansichten müssen hier und dort zu Grunde liegen; daß dies in meinem Buche der Fall ist, wird jeder Einsichtige finden; leider weiß ich auf kein Lehrbuch der Aesthetik zu verweisen und kann nur zerstreute Quellen, Aristoteles und Lessing, Göthe und Schiller nennen. Ich bemerke übrigens noch, daß das Endurtheil des ästhetischen und das des historischen Beurtheilers, wenn beide in gleicher Strenge zu Werke gingen, immer übereinstimmen wird; es rechne nur jeder auf seine eigne Weise richtig, die Probe wird die gleiche Summe ausweisen.

Nicht Jedem wird meine Darstellung weit genug, Vielen meine Wahl zu knapp, den Meisten mein Urtheil viel zu streng sein. Dies steht nun nicht zu ändern; nur sehe jeder zu, daß er nicht an dem Einzelnen Anstoß

nehme, ehe er das Ganze überblickt hat. Es muß der neueren Lesewelt freilich dünken, ich ziehe meine Grenzen gar zu enge; mir aber scheint, man kann bei der Gestaltung unserer Literatur diese Grenzen nie zu enge machen. Wer tausende von Jahren der Bildung hinter sich hat, der darf wohl ekel in der Wahl der Dinge werden, an welchen er Geschmack und Geist zu bilden sucht, der darf nie fürchten, Mangel an wahrhaft trefflichem Stoffe zu haben. Wohin soll es doch endlich mit unserem Wissen und Lesen kommen, wenn wir uns ewig unter der in beängstigenden Verhältnissen steigenden Flut unserer Literatur theilen sollten? wohin gediehe zuletzt unsere Bildung, wenn stets das Vielwissen bezweckt würde, und nicht das Wissen des Aechten und Guten, da es doch in jedem Fache — nicht freilich so gar vieles Vortreffliche gibt, aber doch immer genug, um das Leben eines sinnigen Menschen mit Arbeit und Genüssen zu füllen. Und was die Dichtkunst angeht, so theile ich gerne jene Meinung, die Horaz von ihr ausgesprochen hat, daß das Abweichen vom Höchsten hier jählings zum Niedrigsten reißt und daß das Mittelmäßige in ihr am wenigsten zu dulden sei. Denn über die Dinge der Kunst wissen nur Wenige zu urtheilen, und in ihr wird daher durch das Mittelmäßige und Schlechte der Seele am verstohlensten das Schlechte und Mittelmäßige angebildet. So hat auch Göthe empfunden: nicht allein schrieb er vor, in aller Kenntniß überhaupt nach dem Höchsten zu streben, auch in der Kunst besonders fand er alles Vorliebnehmen zerstörend. Am allermeisten aber wird die Urtheilsstrenge nach großem Maßstabe und das stete Augenmerk auf das Bedeutendste grade in einer Geschichte der Dichtung an richtiger Stelle sein. Auch dies sage unser Meister der Kunst für mich. „Nur auf dem höchsten und genauesten Begriffe der Kunst, sind Göthe's Worte, kann eine Kunstgeschichte beruhen; nur wenn man das Vortrefflichste kennt, was der Mensch hervorzubringen im Stande war, kann der psychologisch-chronologische Gang dargestellt werden, den man in der Kunst nahm."

Wenn ich auch namentlich über einzelne Theile und Zeiten unserer Literatur weniger warm oder weniger kalt urtheile, als Mancher wünschen möchte, so erwäge man ja den Zweck des Ganzen und dränge sich nicht mit Parteiansichten an eine parteilose Geschichte. Den blinden Verächtern der altdeutschen Literatur, so wie ihren blinden Verehrern genug zu thun, kann ich nicht hoffen und nicht wünschen. Ich glaube von dem wahren Werthe der Dichtungen des Mittelalters so richtig zu urtheilen, wie von dem Verdienste der Männer, die uns damit bekannter gemacht haben; und bin ich zwar in meinem Werke auf die neue Zeit

gerichtet, so glaube ich doch nicht anders als gerecht von dem Alterthum und seinen Verehrern zu denken. Ich werde mich strenge hüten, in den übertriebenen Ton der Anpreisung dieser Dichterwerke einzustimmen, denn dieser hat wohl Manches dazu beigetragen, daß sie nicht mehr Eingang fanden. Ich will nicht für die Bearbeiter und gelehrten Kenner dieser Literatur schreiben, nicht für eine besondere Klasse von Lesern, sondern, wenn es mir gelingen möchte, für die Nation. Ich möchte den Meisterwerken unserer Dichtung gewogene Leser verschaffen, aber dann muß ich auch Zutrauen in meine Wahrhaftigkeit erwecken; ich muß nicht marktschreierisch anpreisen und täuschen; was ich für ächt ausbiete, muß auch wirklich ächt sein; und dies wird es weiter entschuldigen können, wenn ich vorsichtig nur Weniges, nur das Erprobteste ausführend behandle. Wer eine Geschichte der Dichtung schreiben will, darf, wie Grimm verlangt hat, seiner Forschung kein Ziel setzen: er muß Gutes und Schlechtes gleichmäßig seiner Betrachtung unterwerfen. Wer aber zugleich darstellen und in einem Geschichtswerke künstlerisch verfahren will, muß seine kleine Schöpfung nach inneren Gesetzen gestalten; er darf kleinliche Untersuchungen nicht vor den Augen des Zuschauers oder Lesers führen; er muß die Spuren der mühseligen Forschung und Vielleserei tilgen; und ich schäme mich jetzt fast, daß ich in der Verleugnung des gelehrten Scheins nicht so weit ging, daß ich die Citate gar vermieden hätte. Wie leicht es hier war, die allerglänzendste Gelehrsamkeit auszulegen, weiß jeder, der in der Zunft ist, und es wäre, dünkt mir, an der Zeit, ganz laut zu sagen, wie leicht das ist. Denn ich bin gar nicht der Meinung derjenigen, die es für billig halten, daß die Leser zum Beweis unserer Gründlichkeit und Zuverlässigkeit Citate verlangen (es sei denn in einem Buche ausschließlicher Forschung), und für diesen Zweck würde ich auch niemals nur Eine Note unter ein darstellendes Werk setzen. Wer Zuverlässigkeit und Gründlichkeit nicht aus anderen Merkmalen gewahr werden kann, für den freilich möchten Citate das Wichtigste sein, aber mir wäre ein solcher eben nicht der liebste Leser.

Ich möchte indeß nicht so mißverstanden sein, als ob ich mit diesen Ansichten oder mit dem Werke, das ich hier darbiete, den eigentlichen Werken über Literatur und Bücherkunde entgegentreten wolle; auch diese müssen bestehen, und ich weiß es nur zu gut und bekenne es mit Vergnügen, daß ohne sie das Meine gar nicht hätte entstehen können. Nur wünsche ich, wenn man bei mir zu wenige literarische Nachweisungen findet, wenn man Lücken anderer Art sieht und Ausführlichkeit und Voll=

ständigkeit vermißt, daß man dies so nachsichtig dulde, wie ich selbst in jenen Werken den Mangel dessen entschuldige, was das Meinige enthalten wird; daß man nicht alles Mangelnde gleich auf Rechnung meiner Unkenntniß setze (so manches auch darauf kommen mag); daß man hunderte von Dingen, die anderswo besser behandelt sind, hier wenig oder gar nicht besprochen zu sehen erwarte. Zu einer Menge von Forschungen habe ich Winke gegeben; manche leere Stelle ist noch auszufüllen, die man nur finden könnte, indem man den Versuch machte, das Ganze zu behandeln: so könnte dies Buch vielleicht mit eigener Gefahr fremden Vortheil schaffen, wenn man diese Lücken berücksichtigen möchte. Dem Verdienst der Forschung selbst nachzutrachten, konnte aber neben den bereits angedeuteten Zwecken meiner Geschichte meine Absicht nicht sein. Ueberall galt mir eine alte, von Meistern und Kennern bestätigte Meinung mehr, als eine neue eigne; und ich verzichte auf jedes andere Verdienst, als auf das, was Horaz nennt: *aus dem allbekannten herauszugreifen und durch Anordnung und Verbindung zu wirken.* Die Aufgabe war schwierig genug, um jede unnütze Erweiterung zu vermeiden, und nur nach Geschlossenheit und Ganzheit zu streben. Wer das Verhältniß meiner Arbeit zu jeder anderen Kunstgeschichte durchschaut, wird vielleicht urtheilen, es sei fast eine ganz neue Wissenschaft, die ich mir erschaffen mußte; wenigstens müßte es mir unbekannt sein, wenn mir in dem, was hier eigenthümlich ist, irgendwo bedeutend vorgearbeitet oder nur eine Bahn vorgezeichnet wäre. Indem ich überall das Innere, das Geistige und Belebende zu ergründen strebte, war es namentlich in dem Mittelalter unendlich schwer, festen Boden zu gewinnen. Wollte ich den Dichtungen dieser Zeit, über die man sich fast nie anders als in geheimnißvollen Winken, in hohlen Redensarten, in blinden Lobpreisungen und mystischen Deutungen vernehmen ließ, scharf ins Auge sehen, ihren innersten Werth erforschen und unbefangen darauf ein uneingenommenes Urtheil gründen, so war es nöthig, daß ich die Materie möglichst erschöpfend durchsuchte, keine noch so gute Vorarbeit konnte mir da helfen; ich *mußte* viele hunderttausende von Versen aus dieser Einen Periode, und manche Theile doppelt und dreifach durchlesen, ohne das zu rechnen, was ich mit Lust und Liebe wohl auch zehn- und mehrfältig gelesen habe, um mich ganz in den Ideenkreis dieser Zeit zu versenken. Ich glaube, es ist eines kleinen Dankes wenigstens werth, daß ich mit meiner genauen Lectüre Niemanden beschwerlich fallen werde, wo ich sie werthlos fand. Und dennoch ist die Mühe, diesen Umfang der mittelaltrigen Literatur zu bemeistern, und die Schwierigkeit, sich mit

Ausdauer durch endlose Werke durchzuschlagen, von deren Richtigkeit man auf dem ersten Blatte überzeugt wird, nichts gegen die größere Schwierigkeit und Mühe, sich wieder aus diesem Chaos frei zu erheben, mit klarem Auge es zu überblicken, mit Gerechtigkeit zu beurtheilen, nachdem man sich so lange bald mit Freudigkeit bald mit Ueberdruß in ihm herumgetummelt hatte. War man aber auch dahin gelangt, sich endlich den inneren Zusammenhang deutlich gemacht zu haben, dann traten wieder erschwerend die Forderungen der historischen Kunst zu, die zwischen Quelle und Behandlung ein gewisses Verhältniß fordert, die den Eindruck, den eine Zeit mit ihren Erzeugnissen macht, in dem Geschichtswerke rein und ungetrübt wieder gegeben verlangt, die also eine Dichtung, die im Ganzen voll Unbestimmtheit und Unbewußtheit ist, nicht allzukleinlich zerlegt wissen will, wie denn z. B. Jemand, der an den Minneliedern im Einzelnen viel zergliedern wollte, etwas Unmögliches unternehmen und etwas Albernes zu Tage fördern würde.

Was die letzte Blütezeit unserer Dichtkunst betrifft, so traf ich da auf eine ähnliche Periode der Gährung, des reformatorischen Treibens, der Bekämpfung des Herkommens, wie in jener: hier ist zwar Alles bestimmt und leicht zu erkennen, aber durch die Masse der Erzeugnisse, so wie durch die Vielseitigkeit und Größe der handelnden und schaffenden Geister und die wilde Verwirrung und Durchkreuzung der Bestrebungen war die Behandlung noch viel schwieriger. Hier hatte ich dazu, wie ich schon oben sagte, keinerlei Vorarbeiten, wenn ich die Winke in Göthe's Leben ausnehme, und blieb mir ganz allein überlassen. Ob es mir gelungen ist, jene geistige Revolution darzustellen und ohne Vorbild eine Erscheinung in der literarischen Welt zu schildern, deren bloses Dasein außer der politischen Welt bisher kaum geahnt zu sein scheint, ob es mir glückte, von dem gehobenen inneren Leben dieser Zeiten etwas mehr als einen todten Begriff zu geben, muß ich dem Urtheil der Leser zu entscheiden überlassen.

Welcher Werth aber auch diesem Werke, in seiner Vollständigkeit, zuerkannt, welche Wirkung und Dauer ihm zu Theil werden sollte, das Beste dazu wird nur die Größe seines Inhaltes gethan haben, der das Verdienst der Nation ist; das kleine Verdienst, das der Verfasser sein nennen kann, ist nur das des unverdrossenen und vielgewanderten, ich weiß nicht ob auch wohlbewanderten Wegweisers. Das große Gebiet unserer poetischen Schöpfungen liegt hier weit ausgebreitet vor; der Kern der schönsten Empfindungen und wie vieles von wahrer Weisheit

unseres Volkes, so weit es sich in den Dichtungen niederlegte, ist hier versammelt, so daß Einer des reichen Vorraths mit verhältnißmäßig kleiner Mühe froh werden kann. Der Geist des Volkes steht in dieser raschen Uebersicht der Bildung von Jahrhunderten wie lebendig da und spricht uns aus tausend beredten Stimmen zu Herz, Gemüth und Verstand, daß wir in ihm uns selbst lieb haben, uns selber niemals aufgeben sollen.

I.

Spuren der ältesten Dichtung in Deutschland.

Aus den ersten Jahrhunderten, in denen wir unsere Vorfahren in
er Geschichte finden, besitzen wir zwar keine Denkmale ihrer Dichtung,
iber doch ausdrückliche Zeugnisse, daß sie Lieder verschiedener Art gehabt
ınd gesungen haben. Wären diese Zeugnisse auch nicht vorhanden, so
ätte man gleichwohl auf das Dasein eines Gesanges unter ihnen schlie-
en dürfen. Denn jene Art von Poesie, welche der ungekünstelte rauhe
der weiche Ausdruck heftiger oder sanfter Gefühle und Leidenschaften,
der des Lobes und Spottes auf öffentliche Handlungen ist, verschmäht
icht leicht irgend einen Raum der Erde; sie findet sich bei den Negern
er Tropenklimate, wie bei den Kamtschadalen. Sie verschmäht nicht
eicht eine noch so rohe Cultur, und würde sich auch in dem Naturzu-
tande eines viel wilderen Volkes eingestellt haben, als in dem des bild-
men Germanen, dem seine gebildeten Feinde, die Römer, als sie ihren
igenen Untergang durch diese Barbaren noch drohend oder schon herein-
rechend ahnten oder erlebten, ein besseres Zeugniß schrieben, als manche
iner späteren gelehrten Nachkommen, die bei ihren Ahnen nichts als
ierische Rohheit fanden. Diese Art von Dichtung reicht endlich auch
s in die entferntesten Zeiten hinauf, denn es ist schwerlich ein Zweifel,
ß nicht die ersten Menschen, wie sie von den vierfüßigen Thieren ge-
lliges Zusammensein lernten und Unterricht in der Befriedigung natür-
her Bedürfnisse erhielten, so auch von dem Vogel den äußeren Antrieb
npfingen, den melodischen Ausdruck innerer Regungen nachzuahmen,
d bald den Gesang mit rhythmischem Falle der Worte oder mit eben-
äßiger Bewegung der Füße zu begleiten.

Tacitus erwähnt mancherlei Gesangesarten, wenn er von den Ger-
anen redet. In alten Gedichten feierten sie den erdegeborenen Gott

Tuisco und seinen Sohn Mann, die Stammväter und Gründer des Volkes, und Manns Söhne, die Benenner der einzelnen Stämme. Die ersten dieser Namen würden auf eine germanische Sage der Welt- und Menschenschöpfung hindeuten, an die sich mit den Söhnen Mann's dann die nationale Sage von dem Ursprung des Volks und seiner Stämme angereiht hätte. Daß unter den deutschen Völkerschaften, sobald sie in die Geschichte eintraten, sobald sie mit Fremden in dauernde Berührung kamen, ein Hang zu solchen Stamm- und Geschlechtstafeln war, beweisen schon die Genealogien der Könige, die wir unter Angelsachsen, Nordländern, Gothen und Langobarden aufgezeichnet finden[1]). Daß dergleichen aber ein höheres Alter und eigenen Trieb und Wuchs gehabt habe in einem Volke, das die Gegensätze des Stammes nie so weit getrieben hat wie der Orient, ist ganz unwahrscheinlich. Denn diese mythischen Genealogien scheinen überall erst in Zeiten entstanden zu sein, wo schon durch irgend einen Gegensatz gegen ein fremdes Volk oder fremde Zustände die Veranlassung dazu gegeben ist. So konnte in Griechenland die größere Achtsamkeit auf die Verwandtschaftsverhältnisse der kleinen Völker, die dann die Sagen der Logographen zur Folge hatte, erst dann aufkommen, als der alte Gesammtstamm der Achäer gesprengt war und Dorier und Jonier sich gegenüber zu stehen anfingen. So sind die Königsreihen der Angelsachsen und Langobarden offenbar erst auf den Zusammenstoß mit fremden Stämmen entstanden; wie sollten sie sonst den Wodan übereinstimmend so jung setzen und gar den Cäsar in ihre Königsreihe einmischen! Tacitus, der sich mit einzigem historischen Takte den kühnen Ueberlieferungen der Volksphantasie so junger Zeiten (licentiae vetustatis) gegenüber in vorsichtigen Grenzen hält, scheint auch selbst anzudeuten, daß die Gesänge jenes Inhalts unter den einheimischen Stämmen der Deutschen wenig Ansehn im Volke hatten. Er bemerkt, daß jene Stammbenennungen der Ingävonen, Iscävonen und Herminonen, die sich auf die Namen der Göttersöhne gründeten[2]), neu und willkührlich waren, wie sie denn auch bald verschwanden, während die ächten und alten Völkernamen, die entgegengesetzt werden, zum Theil bis jetzt ausgedauert haben. Denn bei dem ausdrücklichen Gegensatze, in den Tacitus gegen jene Benennungen die der Marser, Gambarer u. A. stellt, scheint es keineswegs sicher, aus diesen letztern die Namen andrer Söhne des Mann zu folgern. Und dürfte man dies, grade dann würde eine solche Reihe

---

1) Vgl. Grimms Mythol. im Anhang zur ersten Ausg.

2) Tacit. Germ. c. 2.

eben so willkührlich gemacht erscheinen, wie wenn bei Nennius dem ersten Menschen Alanus (vielmehr Mannus) die Enkel Frankus, Romanus, Alamanus und Bruto gegeben werden[3]).

War diese Herleitung der Nation von den Göttern zugleich eine Ansicht von der Menschenschöpfung, so sehen wir hier in den Vorstellungen der Germanen, worauf wir häufiger zurückgeführt werden, schon bei den ersten Spuren menschlich-einfache, geschichtlich-natürliche Vorstellungen vorwalten. Und falls sie darüber weitläufigere Sagen hatten, so möchten diese von den Kosmogenien der nordischen Völker in eben der Weise verschieden gewesen sein, in welcher alles Dichten und Trachten zwischen Deutschen und Scandinaven überhaupt verschieden ist. Die frühe Bekanntschaft mit gebildeten Völkern, die frühere Gelegenheit zu größeren und allgemeiner merkwürdigen Thaten gestaltete hier die Sage viel heller und geschichtlicher, während dort die längere Abtrennung, das Stillleben und die Abhängigkeit von einer wilden, großen Natur alle Vorstellungen geheimnißvoller, die Sage mythischer und die von der Menschenschöpfung im Besonderen pflanzlicher gestaltete. Schwerlich nährte man auf die Dauer in unserer gemäßigteren Zone die Bilder eines solchen Weltuntergangs oder einer solchen Welterschaffung, wie in den nordischen Ländern, wohin nur einmal ein griechischer Seefahrer gelangen durfte, um, nachdem er die endlose Nacht erlebt und den Eisrauch gewahrt hatte, diese gesehenen Dinge mit andern nicht gesehenen zu verbinden und aufs wunderbarste auszumalen, und so einen Beweis zu liefern, daß hauptsächlich jene Natur und jener Himmel so riesige Gedanken nähre, so phantastische Ungeheuer erschüfe und so grelle Bilder wie die der altnordischen Dichtung entwürfe.

Daß auch Hercules in Deutschland anwesend war, erzählte man sich nach Tacitus, und besang ihn bei anbrechender Schlacht vor allen andern Helden. Einige glaubten auch, Ulysses sei auf seinen Irrfahrten hierhin gelangt und habe Asciburg gebaut. Diese letztere Angabe kommt wohl auf Rechnung römischer Archäologen; wer sie in späteren Jahrhunderten läse, würde sie wie alle jene Sagen von dem trojanischen Ursprung der Franken, dem macedonischen der Sachsen u. s. w., nicht etwa eine dunkle Erinnerung der deutschen Völker an ihre asiatische Herkunft, sondern schlechtweg eine eitle Möncherfindung nennen. Und ungern sieht man, daß solche Fabeln schon so frühe erfunden sind und hier und da auch Deutschen mögen eingeflüstert sein. Jene Sage von Her-

3) Mythol. p. XXVIII.

cules aber müßte, dem Zusammenhange nach, von Deutschen selbst berichtet worden sein; höchstens könnte man bei den Schlachtgesängen die römische Deutung einer deutschen Gottheit[4]) annehmen. Es ist nichts dagegen, daß, so gut als sich später trotz der feindlichen Abstoßung christliche und heidnische Vorstellungen, Genealogien und Tempel zusammenrückten, früherhin auch römische und deutsche Sagen sich vereinen oder austauschen konnten und daß man bei diesen Berührungen nicht immer, am wenigsten auf deutscher Seite, bei bloßer Auslegung der Namen und Begriffe stehen bleiben, sondern auch Sagen und Geschichten herüber nehmen mochte. Allerdings waren dies dann oberflächlich erworbene Besitzthümer, die von den gebildeteren Vermittlern des Verkehrs mit den Fremdlingen eingeführt wurden. So suchen überall, wo Priester des Volkes Bildung leiten, diese gerne eine Verknüpfung der heimischen mit der fremden Sage. So benutzten später die christlichen Geistlichen jede Gelegenheit, die Anknüpfungen an die biblischen Genealogien zu vervielfältigen; und sie, die keine andere heiligere Urkunde kannten, als die Bibel, thaten hierin das nämliche, wie die Griechen, wenn sie mit der großen Vorliebe für ihren Homer jeden Gegenstand, mit dem sie neu bekannt wurden, auf diese Quelle zurückführten. So mochten sich, um ein weiteres Beispiel anzuführen, Griechen und gallische Priester früher überbieten in dem Eifer, die Kelten aus Troja herzuleiten. In jenen Zeiten der höchsten Blüte des römischen Reichs, besonders aber seitdem unter Hadrian der lange aufstrebende Hang zu allerlei mystischer Schwärmerei von Asien aus sich in Europa breite Bahn brach, seit von Griechen und Römern babylonische und ägyptische Priesterweisheit so leidenschaftlich gesucht ward, wo noch dazu dieser Hang gerade mit der Verpflanzung der lateinischen Literatur auf spanischen, gallischen und britischen Boden zusammentraf, suchte man hier so gut wie im Orient einen Anschluß an die ähnliche Priesterschaft dieser keltischen Völker; daher hat schon Timagenes an gallische Ueberlieferungen die Sage von Eingewanderten von Troja her angeknüpft und eben unsere Stellen bei Tacitus könnten möglicherweise die erste dunkle Annäherung ähnlicher Fabeln auf deutschen Boden ausdrücken. Dies würde zeigen, daß schon so außerordentlich früh der fremde Einfluß auf unsere dichterische Cultur, wenn auch in geringerem Grade, anfing, der auch im ganz passenden Verhältniß zu dem politischen und anderweitigen Einfluß der Römer stehen würde, und eben wie dieser vorerst noch abgeschüttelt ward; wie

4) Des Sahsnot? Vgl. Mythol. p. 203.

denn die eigentliche Herleitung der Franken aus Troja erst bei Fredegar, und aus derselben Quelle, scheint es, bei Otfried wieder vorkommt. Diesen Sagen würde man demnach priesterlichen oder gelehrten Ursprung geben; und obgleich sie in den Zeiten des Meistergesangs, nach langsamen Fortschritten, eine Art Volksthümlichkeit erlangten, so würde man sie doch so wenig volksmäßig nennen, wie die römische Trojanersage national römisch. Denn daß dort der Staat, was Niebuhr für entscheidend nahm, die Sage adoptirte, wäre so wenig ein Grund für eine solche Annahme, wie es in Deutschland eine amtliche Erwähnung derselben sein würde.

Von eigentlich priesterlicher Dichtung aber, die auch dem Stoffe nach die Pflege durch diesen Stand verriethe, haben wir in Deutschland keine Spuren, so wahrscheinlich es auch der Natur der Dinge nach wäre, daß namentlich in den Theilen des nördlichen Deutschlands, die der scandinavischen Bildung näher waren, eine Gattung priesterlicher Gesänge, verbunden vielleicht mit allerhand Zauberformeln, geherrscht haben könnte. Von eigentlichen dichterisch ausgebildeten Mythen über die Hauptgötter findet sich aber nicht die geringste Spur, nur der Erwähnung; und die gründlichsten Forschungen führten kaum auf ein fernes Zeichen von Zusammenhang zwischen Dichtern und Priestern selbst im Norden[5]). Nichts deutet auch darauf, daß jemals die Priesterschaft überhaupt bei den Deutschen ein solches Ansehn gehabt habe, wie die Druiden bei den Galliern. Schon Cäsar setzte in dieser Hinsicht Gallier und Deutsche scharf einander entgegen. Wie nach ihm der Götterglaube der Germanen einfach war, die da nur Naturgötter, Sonne, Mond und Feuer anbeteten und die übrigen „selbst dem Gerüchte nach" nicht kannten, so kannten sie auch das Priester- und Opferwesen der Gallier, hierarchische Bildung und Einfluß nicht: dieses früheste Zeugniß eines großen Mannes, der an Erfahrung und praktischem Urtheil in diesen Dingen mit den meisten gelehrten Schreibern nach ihm gar nicht zusammengestellt werden kann, muß für eine geschichtliche Betrachtung deutscher Götterlehre der unverrückte Ausgangspunkt bleiben. In späteren Zeiten aber ist dann mehrfach versucht worden, Priester- und Druidenwesen an die deutsche historisch-poetische Sage anzuknüpfen. So erhalten wir in der Chronik des Hunnibald[6]) aus schmalen Nachrichten der Römer, dazu aus abgetrennten Lappen biblischer, griechischer und späterer Völkergeschichte, aus willkührlichen Eponymen, aus angeblichen Liedern und alten Ueber-

5) Mythol. p. 62.
6) In Trithemii opp. hist. omn. ed. Freher.

lieferungen zusammengesetzt ein Gemälde des gallischen Druidenwesens, das an die fränkische Geschichte gereiht ist. Den Aventin aber, der ähnlich aus späteren Meistergesängen und auf dem Grund der Germania des Tacitus eine Geschichte der deutschen Urzeit zusammenstoppelte, führte nichts auf Priesterthum, weil die ältesten deutschen Erinnerungen nicht weiter als auf ein Kriegerleben, die gallischen dagegen auf Priesterregiment leiten. Wer jener Chronik des Hunnibald die Gestalt gegeben, in der wir sie auszüglich besitzen, gehört offenbar in eine sehr späte Zeit. Ihre Entstehung ist auf belgischem Boden zu suchen, da sie die Franken dort einheimisch sieht und nach Deutschland auswandern läßt. In ihrem Verfasser möchte man einen britischen Geistlichen aus mancherlei Gründen vermuthen, was nur zu gut möglich ist, weil die fränkische Geschichte auch sonst in britische Hände gerieth. Sie trägt wie die Chronik von Tongern, der Roman von Buscalus u. A. zu viele britische Merkmale an sich, und britische Mönche, die noch sehr spät im Belgischen thätig waren, haben überhaupt in den abentheuerlichsten Theilen der mittelaltrigen Sagen und Dichtungen ihre Hände am fleißigsten gehabt. Wer es aber gewesen sein mag[7]), der hier die hierarchischen Zustände der alten Kelten an die Franken anknüpfte, er beging denselben Fehler, wie Jornandes und seine Gewährsmänner, als sie die Geschichte der deutschen Gothen an jene Geten anreihten, die eben dasselbe unterscheidende Merkmal von den Gothen trennt, wie die Kelten von den Franken. Statt daß den Jornandes der grundverschiedene Charakter seiner ächt gothischen Ueberlieferung im Lied oder in der nationalen Geschichte des Ablavius und jener getischen Sagen des Dio auf die Getrenntheit beider Nationen hätte aufmerksam machen sollen, nimmt er nur verschiedene Sitze und mit Veränderung derselben veränderte Bildung an. Und so läßt er uns denn in seinem Auszuge aus Dio, den er so leichtsinnig aufnimmt wie Annius von Viterbo und Aventin den falschen Berosus, dasselbe hierarchische Gemälde sehen, das wir auch bei Hunnibald erkennen: Könige mit den Verrichtungen von Priestern, Zauberern und Wahrsagern, oder doch von solchen als unabweislichen Rathgebern umgeben; sein Diceneus erscheint wie Hunnibalds Chlodomir, Hildegast und Theocal, und wie diese lehrt er die Söhne der Edlen theologische Weisheit, Geheimlehre und Prophetenkunst, er lehrt seine Völker Ethik und Physik, eben wie Hunnibalds

7) Löbell in seinem Gregor ist geneigt, wie Leibnitz den Tritheim für den Erfinder dieser Chronik zu halten; dann überträfe dieser noch weit den neuen Sanchuniathon.

Basan, der wie Zamolxis Gott und König ist. Diese Dinge also gehen die deutsche Geschichte und poetische Sage nichts an. Wir erwähnen aber des Jornandes Ansicht darum ausdrücklich neben Hunnibald, um zu zeigen, wie das abentheuerlichste Fabel- und Sagenwerk, das den müßigsten Erfindungen späterer Geistlichen gleicht, schon frühe in die deutsche Geschichte, und darum das Aehnliche möglicherweise noch früher in die deutsche Sage eingeschwärzt ward[8]).

Nächst diesen Liedern erwähnt Tacitus der Germanen Schlachtgesänge. Nachts vor dem Kampfe erscholl in ihren Lagern Lärm und Gesang; unter dem Gesang der Männer erfolgte der Angriff und unter dem Geheule der Weiber. Eine eigene Art von Schlachtliedern waren die, durch deren Vortrag, den sie Barditus nannten[9]), sie den Muth entzündeten und aus deren Gesang selbst man den Erfolg des Kampfes wahr-

8) Ich lasse die obigen Sätze stehen, obwohl ich J. Grimm über Jornandes und die Geten. 1846. 4., so wie seine Geschichte der deutschen Sprache und A. gewissenhaft gelesen und seine Ansicht von der Identität der Gothen und Geten wohl erwogen habe. Ich unterscheide drei Prüfungsmittel, nach deren Ergebnissen ich mich entscheide. Wenn man die Zeugnisse und den Werth der alten Schriftsteller vor und seit Jornandes und seinen getisirenden Quellen wägt, so kann füglich kein Zweifel in dieser Frage sein; die Geten müssen dann von thrakischer Abstammung und Sprache heißen. Wenn man nach geschichtlicher Analogie getische und gothische Cultur vergleicht, so muß man ihre Unverträglichkeit aussprechen; nicht daß die „Geten auf höherer Culturstufe als die Germanen gestanden hätten“ (Geschichte d. d. Spr. p. 817.), sondern im Gegentheil, sie erscheinen auf der Stufe jener Völkerracen, die in Folge einer geringeren Bildsamkeit zu der Unentwicklung verurtheilt sind, in der alle thrakisch-illyrischen Völkerstämme in der alten Welt und in der neueren alle keltischen beharrten. Das dritte Prüfungsmittel, die Sprache, könnte die Ergebnisse der beiden anderen allerdings auslöschen. Aber es gewährt in diesem Falle fast nichts, als einige, wer weiß wie sehr entstellte Namen. Ich kann den etymologischen Scharfsinn bewundern, der jetzt sogar in dem herodotischen Zalmoxis Gebeleizis die beiden (in Vater und Sohn getrennten) gothischen Ansen bei Jornandes: Gapt qui genuit Halmal aufspürte; zur Entscheidung dieser so verwickelten Frage aber ist der Sprachvergleichung zu wenig Stoff gegeben. Für die sprachliche Beurtheilung konnte man sehr gespannt sein auf das (a. a. O. p. 203.) mitgetheilte Verzeichniß getischer Pflanzennamen aus Dioscorides; aus ihm aber würde ich eine ganz andere Folgerung ziehen, als daß dies ein ältestes kleines deutsches Glossar sei. Was die Wahrscheinlichkeitsgründe, die Raum- und Namenverhältnisse, angeht, warum sollte es sich in jenen Wanderzeiten, wo so viele Stämme im Raume verschmolzen sind, nicht Einmal getroffen haben, daß unter so zahllosen Völkerschaften Zwei mit ähnlichen Namen aufeinanderstießen! Warum sollten gothische Wanderer nicht aus Dacien diesen Namen so gut nach Danien getragen haben, wie Marcomannische den bojischen Namen aus Böhmen nach Baiern?

9) Germ. c. 3. Barditus, vom altnordischen bardhi, Schild. Die baritus lesen, leiten es aus dem altfriesischen barja, schreien, her.

sagte: es war ein wildes Getön und durch den an den Mund gehaltenen Schild gebrochenes Getöse, aus dessen Stärke leicht auf den Ausgang der Schlacht zu schließen war. Solch ein wildfröhlicher Gesang war auch bei ihren Gelagen üblich[10]). Lieder dieser Art mußten wohl am ersten verschwinden. Es hätten sich denn Fremde finden müssen, die so viel Sinn für diese junge Volksdichtung und so viel Sprachkenntniß gehabt hätten, um solche Gesänge aufzuzeichnen. Und Schade ist es, daß uns kein näher mit den Deutschen beschäftigter Römer etwas von diesen Dingen aufbewahrt hat; sollte Ovid die barbarische Sprache erlernt haben, hätte er uns doch Verse daraus übersetzt, statt spielend deren zu machen. Aber diese Römer hatten ja so wenig Sinn für ihre eigne alte historische und skoptische Volksdichtung, daß sie schon zu Ciceros Zeit verloren war! Und welchen Geschmack sollten sie an deutschen Liedern finden, die dem Einen wie das Geschrei kreischender Vögel lauteten, während der Andere sich vor den deutschen Berg- und Völkernamen entsetzte, und Allen, wie noch jetzt den Südvölkern, unsere Häufung der Consonanten und die strenge einsylbige Aussprache der Doppelvocale hart sein mußte! Hat doch so spät noch selbst Otfried und jeder barbarische Schriftsteller, der sich vornehm romanisirt hatte, den Klang deutscher Worte zwischen dem Lateinischen zum Lachen abstechend gefunden!

Am merkwürdigsten wäre unstreitig für uns, wenn uns auch nur der Inhalt einiger historischen Gesänge[11]) der älteren Deutschen wäre erhalten worden. Tacitus aber klagt ja selbst, daß die Griechen, in deren Händen er die Literatur sah, nur das Ihrige bewunderten und unbekannt mit Armin wären, den noch lange Jahre nach seinem Leben die Lieder der Deutschen besangen. Dies Zeugniß des Tacitus ist der erste und unverdächtigste unter vielen Winken, die wir über die Anfänge des episch-historischen Volksgesangs deutscher Stämme besitzen. Nirgends scheint der geringste Anlaß zu einer Bezweiflung dieser Angabe. Die Vermengung eines dunkeln Heroen Irmin mit dem geschichtlichen Armin anzunehmen, hieße die reinste Freude an den klarsten geschichtlichen Zeugnissen trüben, und es würde dies ein Uebergriff der mythologischen Deutung in die helle Geschichte sein, der kaum durch die historische Zerlegung der Mythen entschuldigt wäre, deren man sich auf der anderen Seite bei anderen Gelegenheiten ungeschickt genug schuldig gemacht hat.

Daß auch in anderen deutschen Stämmen der ähnliche ganz un-

---

10) Tacit. Annal. I. 65.

11) Quod unum apud illos memoriae et annalium genus est. Tacit. Germ. 2.

mittelbare geschichtliche Gesang herrschte, läßt sich aus Jornandes und aus der Geschichtssage fast jedes deutschen Volkes beweisen. Die Gothen sangen dergleichen von ihren alten Königen, und in fast geschichtlichem Ansehen standen die Lieder von Filimer's Zug[12]). Theodorichs Leiche ward mit ehrendem Lied aus der Schlacht getragen[13]) und über dem todten Attila (a. 453) erschallten Gesänge, die freilich einfach und arm gewesen sein mochten, wie etwa die Nenien in den Scipionischen Gräbern, mit denen sie, wenn der angegebene Inhalt ächt sein sollte, wirkliche Aehnlichkeit hätten[14]). Vor dem Herrschergeschlechte der Ostgothen, berichtet Jornandes weiter, seien die Thaten der Helden Ethespamara, Hanala, Fridigern und Vidicula gesungen worden. Eben diesen Vidicula, den man für den Wittich der Heldensage hält, erwähnt Jornandes wahrscheinlich aus Priscus in einem Schicksale, das eines Liedes werth sein konnte[15]); und daß diese Persönlichkeit von einem Fremden bestätigt wird, läßt uns von dem geschichtlichen Charakter der gothischen Lieder günstiger denken, als es das bloße Zeugniß des Jornandes könnte. Eben so wird dann auch Fridigern von ihm in einer Scene vorgeführt, die geschichtlich, wie sie ist, eine poetische Wirkung zu machen sehr geeignet war[16]). Vor Allem merkwürdig aber ist die Persönlichkeit des Hermanrich, der vor Dietrich von Bern der große Mittelpunkt deutscher Sage gewesen sein muß, wie aus den Trümmern deutscher und nordischer Dichtersage von ihm, und sichtbarer aus dem angelsächsischen Wandersliede[17]) hervorgeht. Bei Jornandes selbst ist eine Anekdote aus seinem Leben, die sich verändert und entstellt in der nordischen und deutschen Sage erhalten hat. Aus einer dunkeln Ursache, wegen trügerischer Entweichung ihres Gatten, läßt Hermanrich ein Weib, Namens Sanielh oder Svanihilde von Pferden zerreißen und ihre Brüder Sarus und Ammius stellen ihm darum nach dem Leben und verwunden ihn[18]). In den nordischen Dichtungen, den Edden und der Volsungasaga, so wie in der aus deutschen Stoffen zusammengesetzten Vilkinasaga ist diese Erzählung, in der letzteren undeutlicher, wiederzufinden und zwar schon ange-

---

12) Jornand. de reb. Geticis c. 4.

13) Ibid. c. 41.

14) Ibid. c. 49.

15) Ibid. c. 34. — venimus in locum illum, ubi dudum Vidicula Gothorum fortissimus Sarmatum dolo occubuit.

16) Ibid. c. 26.

17) Scopes vidsidh, ed. Ettmüller 1839.

18) Jornandes de rebus Geticis c. 25.

knüpft an den großen Kreis der Nibelungensage, mit der sie in keinem ursprünglichen Verbande gewesen sein konnte. Jörmunrek wirbt in der nordischen Sage durch seinen Sohn Randver um Svanhild. Ein treuloser Begleiter, Bicci, verleitet den Sohn, die Geworbene selbst zu behalten und Jörmunrek läßt dafür den Randver tödten und die Svanhild von Pferden zertreten. Ihre Brüder Sörli und Hamdir verstümmeln ihn zur Rache. Die Sage fügt hier die abentheuerlichsten und härtesten Züge namentlich diesem Racheversuche der Brüder hinzu, die Jornandes schwerlich kannte, so wie auch die Anknüpfung an den Kreis des Sigurd beweist, wie bedeutend die ursprüngliche Erzählung in der nordischen Darstellung gelitten hatte. Wir werden es aber mehrfach bestätigt finden, daß der Norden Alles gerne ins Grausame, Geheimnißvolle und Räthselhafte zieht, was in Deutschland weit mehr im Kreis der Wahrscheinlichkeit und historischen Helle liegt. Hier ist es ganz charakteristisch, daß in der Volsungasaga Randver vor seiner Hinrichtung seinem Vater einen gerupften Habicht schickt, um ihm anzudeuten, daß er nun sich aller Ehre beraubt habe. So sind die zwei rächenden Brüder erst einem Dritten Namens Erp gesellt; sie fragen ihn unterwegs, auf welche Weise er ihnen helfen wolle, er antwortet: wie die Hand der Hand und der Fuß dem Fuße. Erzürnt über diese Antwort, die sie für eine ausweichende nehmen, tödten sie ihn; als sie aber bald darauf beide ausgleiten und der Eine sich mit der Hand, der andere mit dem Fuße stützt, verstanden sie bereuend seine Rede. Aehnliche Unterscheidungszeichen zwischen deutscher und nordischer Dichtung werden sich weiterhin mehrere bieten. Diese Eine Erzählung ist kein kleiner Beweis für den deutschen Ursprung der in Scandinavien und Deutschland zugleich vorfindlichen Sage. Auf diese Frage in einer Geschichte, die sich lediglich mit dem Charakter der Dichtungen, nicht der Heimath der Sagen beschäftigen will, näher einzugehen, ist kein Anlaß; doch drängt sich die Bemerkung auf, daß man allzuviele Mittel aufgeboten hat, um sie zu beantworten und daß man sich die Sache nur erschwerte. In den Zeiten, wo die Dialekte sich noch viel näher standen, wo es auch auf das genaue Verständniß jedes Wortes im Liede nicht Jedem ankam, wo Alfred im dänischen Lager, und Anlaf im angelsächsischen und ein niedersächsischer Sänger in Dänemark singen konnten, wo dazu die Völker bis zu Theodorichs Zeit in so weiter Verbindung standen, daß Aesthier dem gothischen Könige Geschenke bis nach Italien schickten, wie viel hundert Male kann da geschehen sein, daß ein niederdeutscher Harfner dänischen Fürsten sang, was nur ein, zwei Mal geschehen durfte, um uns das ganze Verhältniß zu erklären, da man die

Sänger zu halten pflegte, bis man ihre Gesänge auswendig wußte, und da ohnehin in einer dichtungsreichen Zeit der gesuchte Gesang sich auf tausend Wegen verbreitet. Eigentliche Nachbildungen deutscher Dichtungen sind die Eddalieder freilich nicht, und das hat wohl auch Niemand im Ernste je behaupten wollen.

Ist aber dieser Liederstoff bei Jornandes nur gar zu historisch, gar zu gerippartig, so liegt dagegen noch eine frische poetische Farbe über den langobardischen Geschichten des Paul Warnefrieds Sohns († 799). Die Langobarden, ein kleiner in sich geschlossener Stamm, nicht wie die Gothen in unzählige Theile getrennt, auch auf ihrem Zuge nach dem Süden beisammen gehalten, nicht wie die Gothen gleich der ausgebreitetsten Besitzungen mächtig, in Italien nicht nachgiebig gegen das Römische, wie die Ost- und Westgothen, sondern wild, zerstörend, mit dem römischen Element in steter Feindschaft, nicht durch weitläufige Eroberungen zersplittert, sondern immer in sich zusammenhaltend, diese Langobarden hielten eine üppigere Sagengeschichte voll der schönsten Züge fest. Wir haben freilich keine poetischen Reste zur Vergleichung mit Pauls historischer Erzählung oder seiner nächsten lateinischen Quelle, dem Vorworte zu König Rotharis' Gesetzbuch[19]), übrig, allein schwerlich wird man irgend Jemanden erst überreden müssen, daß eine Menge Stellen in Paul's (schon im Mittelalter vielbeliebten) Buche wirklich auf Liedern beruhen, deren gefälliger Inhalt noch durch den rohen lateinischen Vortrag anzieht. Der Anfang der Erzählungen trägt noch in dem Geschichtchen von Wodans Belistung mit den Langbärten[20]) und Aehnlichen einen fremderen, nordischeren Anstrich. Sobald aber der anrückende Zug in hellere Gegenden Deutschlands kommt, so erkennt man hier sogleich, wie unzählige Male in den alten Geschichten zwischen Griechen und Orientalen, daß ein besonnen und verständig beobachtendes Volk einen geschichtlichen Stoff auch in der poetischen Behandlung noch der Wahrscheinlichkeit und klaren Anordnung nahe hält. Hier ist ein Beispiel: Der König Tato kriegt mit dem Herulerfürst Rodulf. Die Ursache ihres Zwistes war diese: Ein Bruder Rodulfs war als Gesandter bei Tato gewesen; als er bei seinem Abzuge vor dem Hause von Tato's Tochter Rumetrude vorbeiritt, fiel dieser sein reiches Gefolge auf, und da sie auf ihre Frage erfährt, wer er ist, läßt sie ihn einladen, einen Becher Wein anzunehmen. Er kommt mit einfältigem Herzen, das Mädchen aber läßt sich vom

19) Uebersetzt in Otto Abel's Paulus Diaconus. 1849.

20) Paul. Diac. de gestis Longob. I, 8.

Muthwillen verleiten, über seine winzige Gestalt zu spotten; der Mann gibt ihr ihre Hohnreden zurück, und sie, indem sie ihren Groll darüber unter Heiterkeit verbirgt, lädt ihn zum Sitzen ein und läßt ihn dann meuchlerisch ermorden. Rodulf erregt Krieg, ihn zu rächen. Am Schlachttage sitzt er sorglos und des Sieges sicher im Zelte am Spielbret, läßt einen der Seinigen auf einen Baum steigen, ihm den Gang des Treffens anzusagen und droht ihm den Tod, wenn er Flucht der Heruler verkünde. Die Langobarden siegen; der Späher aber ruft auf Rodulf's jedesmalige Frage, die Heruler kämpften vortrefflich. Als er aber die ganze Schlachtordnung in Flucht sieht, ruft er: Weh dir, armes Herulerland, das du vom Zorn des Himmels gebeugt wirst! Erschrocken fragt ihn der König: Fliehen meine Heruler? Und jener antwortet: Nicht ich, sondern Du o König hast es gesagt. Nun stürzen die Langobarden heran und hauen den König mit den Seinigen nieder. — Wer kann hier einen Augenblick die poetische Erzählung verkennen? Oder wer liest bei Paul die Geschichten von Alboins Jugendthaten und Ritterschlag, oder die grausige Sage von Rosimunde, oder die liebliche Werbung des Autharis um Theudelinde, wer die Feindschaften zwischen Grimoald und Bertarit, oder die Nachstellung Cuniberts gegen Aldo und Grauso, oder den Tod des Ferdulf, ohne hier überall den vortrefflichsten Romanzenstoff zu entdecken und die schönsten Stücke poetischer Erzählung, deren Stoff zu abgerundet, deren Zahl zu groß ist, als daß sie für Geschichte gelten könnten. Ueberall tragen diese Geschichten nordische Züge, vieles erinnert an die scandinavischen Sagen, aber nicht zu verkennen ist, daß ein freundlicherer, milderer Charakter bei aller Rohheit, die unterläuft, darüber liegt, daß Planheit und geschichtliche Klarheit sie auszeichnen, Eigenschaften, die, wenn sie nicht den Liedern selbst eigenthümlich gewesen wären, so gut in Pauls Darstellung mangeln würden, wie sich die entgegengesetzten in einigen seiner Sagen im Eingang erhalten haben, wo die Geschichte noch im Norden spielt. Die Art des Inhalts und der Vortrag ist ganz verschieden von den nordischen Liedern in dem lateinischen Werke des Saxo Grammaticus, ähnlicher dem Wilhelm von Malmesbury, dessen Liederstoff an Frische dem bei Paul übrigens nicht gleich kommt.

Dieser auffallende Unterschied zwischen Paul und Saxo, zwischen der Sage von Hermanrich bei Jornandes und bei den Nordländern berechtigt wieder zu der Behauptung, daß, wären uns deutsche Lieder aus diesen Zeiten erhalten, wir darin einen ganz verschiedenen Charakter von den nordischen Eddaliedern finden würden. Einfachere Rücksicht auf gewöhnliche menschliche Handlungen, das Geschichtliche und rein Epische, von

mythischem Inhalt und lyrisch-dramatischer Behandlung viel freier, würde das Deutsche vom Nordischen unterscheiden. Und man braucht, um dies zu behaupten, kaum die ganze folgende Entwicklung der Dichtung bei beiden Völkern zu Hülfe zu nehmen, den streng epischen Vortrag des Hildebrandliedes gegen die Edda, die schärfere Scheidung von Poesie und Geschichte in Deutschland, und die dauernden Neigungen und Richtungen der nordischen und deutschen Dichter, wo dort die Werke der Oehlenschläger, Grundtwig, Ewald und Tegnèr große Rollen spielen, zu denen bei uns weder Fouqué's Romane noch die neueren Skaldengesänge gelangen konnten. Diese müßige Frage über die muthmaßliche oder unwahrscheinliche Uebereinstimmung der Form deutscher und scandinavischer Lieder würde hier nicht berührt sein, wäre sie nicht von anderen Männern, die hier von Gewicht sind, besprochen worden. Wäre uns eine deutsche Edda, älter als die alte nordische, erhalten, durch ein Zusammentreffen fast unmöglicher Glücksfälle, sie würde so viel anziehender für uns sein als die späteren Epen, wie die Hamasa des Abu Temmam fesselnder ist als die späteren arabischen Dichtungen. Wie die Hamasa von den muhamedanischen Poesien, und die heidnischen Eddalieder von den späteren Erzeugnissen christlicher Dichter durch eine große Kluft getrennt sind, so würden es auch unsere Arminslieder und selbst die Quellen des Jornandes und Paul von dem späteren deutschen Epos sein, das in den Zeiten der Völkerwanderung und des Christenthums entstanden ist. Ein Volk, wie das deutsche, vor der Bekanntschaft mit den Römern schwerlich je in größeren Verbindungen, getheilt in unzählige Stämme, ohne Städte und Dörfer, in kleinen Reibungen und Kriegen, wo freiwilliger Dienst und Fahrten auf Raub und Abentheuer schon vorkamen, wo bei der wilden Rauhheit der Menschen Beleidigungen und Privatzwist, bei dem schonenden Band der Gesetze Selbsthülfe alltäglich war, ein solches Volk kann nur Gesänge haben, wie jene Beduinen in der Wüste, voll von Eifersucht, Stammhaß, Blutrache und kleinen Kämpfen, von Beschäftigung mit dem kleinen Kreis der Umgebung, mit der Waffe und dem Roß, dem Wild des Waldes, dem Gast und dem Feinde. Diese kleinen engen Verhältnisse werden hier wie bei allen Völkern, die uns so alte Denkmale ihres Dichtens hinterließen, den sinnlichen Reichthum der Sprache früherer Zeiten außerordentlich befördert haben, den wir in solchen Resten überall gewahren, und der sich in nichts mehr kund giebt, als in Benennung der Pferde, Kameele, Waffen und alles dessen, was diese Natursöhne nahe umgab und anging. Diese Benennungen, in zahllosen Eigenschaftswörtern, Metaphern und Umschreibungen ausgedrückt,

bilden den Kern solcher alten Poesien, wie es die jüngere Edda, diese nordische Poetik, wie es die Bragarädr ausdrücklich bezeugen. Nicht mit ganz so ungeheuren Bildern füllte wohl den Deutschen sein mittleres Klima, wie den Nordländer das unendliche Meer, die hohen Eisberge und endlosen Nächte, und wie den Araber die Wüste, der stets helle Nachthimmel und die bratende Sonne; man wird zweiflen, ob der deutsche Sänger mit stets so bereitem Fluge der Phantasie das Reitthier zum Schiff, das Schiff zum Pferde gemacht hätte, seine Kämpfer zu Eichen, die Schwerter zu Schlangen, die Welle zur Schwester der Kühle, ob er im Schlachtgewühl seine blutdürstige Lanze zur Tränke geführt, in der Siegerfreude seinen Waffen Wein zu trinken gegeben, ob er das Blutbad mit einer Brautnacht, das Schlachtfeld voll Leichen mit einem leckeren Mahle für Wölfe und Geier verglichen, ob er jetzt dem Tod ins Angesicht gelacht und dann Sturm und Unheil zum Kampfe gefordert hätte. Waren nicht eben ganz so grelle Dinge und nicht so oft der Stoff des deutschen Gesanges, weil der Deutsche auch schwerlich so viel Heißhunger nach Rache hatte wie der Araber, noch so viel Grausamkeit wie der Scandinave, der den Blutadler schnitt, so mag er doch auch freilich nicht viel milder gewesen sein. War seine Dichtung das Abbild seines Lebens, was konnte sie dann singen von den Männern, die mit so großer Wildheit überall im Kampfe erscheinen — und ihr Kampf war ja fast ihr Leben —, überall mit jener fühllosen Todesverachtung, die ihnen, wie Lucan schon sagte, ihr Glaube an Unsterblichkeit einflößte; was konnten sie von ihnen singen, die mit jenem Ungestüm in die Schlacht wie zum Tanze sprangen, die ihre Jugend mit einem Schandzeichen behingen, ehe sie einen Feind erschlagen hatte, die behend über mehrere Pferde wegsprangen, auf Schilden über Eisberge rutschten, Ströme ableiteten zum Grab eines Königs, Ströme in schweren Waffen durchschwammen, Ströme mit ihren Schildern aufzuhalten versuchten, von denen die Gallier im gewöhnlichen Berichte sagten, die unsterblichen Götter widerständen ihrer Gewalt nicht. Auf das Entsetzliche und Schreckliche ging ihre Art des Angriffs, ihre Tracht, ihr Gesang, gewiß auch der Inhalt ihres Gesangs.]

Wir wollen von diesem Zeitraum nicht scheiden, ohne einige Bemerkungen mitzunehmen, welche die wenigen Nachrichten, die wir über den Gesang der alten deutschen Stämme besitzen, an die Hand geben. Welch ein Unterschied ist doch zwischen den Erwähnungen der ersten Spuren des Gesangs und den Ansichten von Dichtung bei Griechen und Germanen! Die Steine des Feldes und die Bäume des Waldes erhalten

durch jene ersten Sänger der Hellenen Leben, die Raubthiere legen vor Orpheus Leier ihre Wildheit ab, das Ungeheuer der Hölle und die Götter der Unterwelt ihre finsteren Schrecken. Von Zeus wird in des Dichters Seele der begeisternde Funke gelegt, daß nicht der Sänger um seines Gesanges Inhalt getadelt werden darf. Nur die unsterbliche That, des Liedes Keim, wird wie die Ursache vor der Wirkung höher gehalten, sonst aber setzt der Achäer in das Horchen auf den Gesang die höchste Lust seines Lebens; an ihren Genuß aus dem Mund der Sirenen setzt der irrende Odysseus sein Schiff und Leben. Die Begriffe von den Wirkungen der Dichtung sind die feinsten, die je gefunden werden. Sie soll durchaus störungslos auf das ganze Gemüth wirken; sobald sie an Alkinoos' Tafel durch ihren Inhalt den Odysseus aufregt, durch den Stoff auf ein einziges Gefühl wirkt, statt heiterer Stimmung eine gramvolle Erinnerung aufruft, sogleich wird sie unterbrochen, weil sie ihren Zweck verfehlt. Man vergleiche mit diesen Vorstellungen von der göttlichen Quelle der Dichtkunst die von Odin's Meth, der aus des Menschen Brust herausgelockt wird; wenn wir auch mit Finn Magnussen die saubere Fabel gern der späteren Zeit zuschreiben, wie materiell bleibt immer auch das bloße Bild! Die historische Treue wird im Lied des Rhapsoden vorausgesetzt, gepriesen wird schon damals der bild- und lebenvolle Vortrag; es ist die Form, die man preist — aber in Godrunarhvöt (Str. 21) ist es der Inhalt, es sind, wie im ganzen Mittelalter, die Schicksale, die Abentheuer, „welche der Männer Herz erleichtern und der Frauen Kummer mildern," und wo der musikalische Vortrag eine Wirkung macht, da ist in allen nordischen und finnischen Anekdoten von der Gewalt des Gesangs die Wirkung eine bizarr übertriebene, und meist läuft sie auf Hervorrufung oder Unterdrückung einer einzelnen Leidenschaft hinaus. Wie ferner die griechische Kunst auch später nicht fremden Zwecken gedient hat, so erscheint sie schon so frühe durchaus selbständig und herrschend. Obgleich ebenso wie bei dem Germanen auch bei dem Achäer Alles auf Krieg und Kampf ging, obgleich seine edle Muße, seine festungsartige Wohnung, sein Adel, der nur in der Stärke der Faust bestand, sich hierhin bezog, so diente doch sein Gesang dem Kampfe nicht; still ging er in die Schlacht, und überließ es den Barbaren, mit Geschrei sich zu begeistern. Der Päan ertönt bei Homer nur bei Sühnopfer und Leichenbegängniß, und wahrscheinlich nur aus dem Munde einer kleinen Anzahl von Jünglingen; als Schlachtgesang war er schwerlich vor der größeren Ausbildung des Gesangs überhaupt üblich, und auch dann nicht als Reizmittel, sondern als Gebet zu dem Gotte. So ist auch die Vereinigung des Wahrsagerthums

mit dem Amte des Sängers unerhört. Bei keinem Mahle störte ferner den sanften Gesang, der aus milder Begeisterung floß, das rohe Einstimmen der Menge; die Masse singt bei Homer nie. Bei keinem Mahle hätte, wie nach Beda bei den Angelsachsen, die Harfe unter den Kriegern herumgehen können; im ganzen Chor der Freier spielt sie nicht Einer, kaum daß Achill der Leier kundig genannt wird. Die Deutschen kannten nicht einmal Barden oder Skalden, denn es ist jetzt erwiesen, daß diese Sängerklassen nur den gallischen und nordischen Nationen eigen waren, und daß wir diesen Irrthum der gelehrten Vermischung dieser Völker und der Bardenbegeisterung in Deutschland zur Zeit der Denis und Kretschmann zu danken haben. Nicht einmal die wandernden Sänger, die ein Gewerbe aus der Kunst machten, wird man in den alten Zeiten häufig suchen dürfen; dies scheint der Umstand zu beweisen, daß ein fränkischer König den Theodorich um einen Harfensänger ersuchen muß[21]). Wo aber diese gewerbsmäßigen Sänger vorkommen, da erscheinen sie in ihrem Verhältnisse zur höfischen Gesellschaft — beschenkt wohl für ihre Kunst und gesucht, aber zugleich ihrem Stande nach verachtet. Wenn man die Benutzung solcher Sänger zu Botendiensten betrachtet, wenn man sieht, wie im Warinischen Gesetz für Verletzung der Hand eines Harfners das Wehrgeld um ein Viertheil höher gesetzt wird, was eher auf eine Geringschätzung als auf eine Auszeichnung deutet, so sieht man, welch' ein ungemeiner Abstand ist zwischen der Geltung der Kunst und der Künstler hier und dem geheiligten Ansehen der Dichtung und jener zarten Behandlung und ehrfürchtigen Scheu gegen den Sänger unter den Achäern.

Es gab also keinen Stand unter den Deutschen, dem die Pflege der Dichtkunst besonders anvertraut gewesen wäre, oder gab es ihn doch, so ruhte auf ihm weder die Weihe noch auf seiner Kunst das Ansehen, wie im Alterthume; auch räumte ihm die Gewohnheit keineswegs das ausschließliche Vorrecht des Singens und Dichtens ein. Vielmehr sang bei Gelegenheit in Deutschland Jeder, der sich dazu aufgefordert fühlte, wie noch heute in einzelnen deutschen Landstrichen Jedermann ein Gelegenheitslied zu machen weiß. Es sang der Mann vom Gewerbe, und es begegnet wohl, wie in der Dichtersage der Alten, ein blinder Friese Bernlef, der die Kämpfe der Könige und die Thaten der Alten zur Harfe singt[22]); es sang auch gelegentlich der König, wie der Vandale Gelimer,

21) Cassiodor. Var. II. 40. f.

22) S. Liutger's Leben von Altfried aus dem 9. Jahrh. Pertz, mon. II. 412.

im numidischen Gebirge eingeschlossen, von seinen Belagerern eine Harfe begehrte, um sein Elend im selbstgefertigten Liede zu singen[23]); aber der eigentliche Träger und Bewahrer der Gesänge war das Volk. Wo man bis gegen die Zeiten der höfischen Sänger hinhört, erschallt Volksgesang. Das Volk, (die Bauern,) hatten die Sage von Dietrich nach der Quedlinburgischen Chronik im Munde[24]). Man darf nur die alten Denkmäler unserer Geschichte aufschlagen, um überall zu finden, von wie unmittelbarer Natur jene Spottlieder des Volks gewesen sind, die durchaus persönlich und bei der augenblicklichen Gelegenheit entstanden waren. Man darf nur in die Concilien sehen, um zu erfahren, wie jene Teufelsgesänge, die noch die Todten verhöhnten, und jene Liebes- und andere weltliche Lieder, an denen die Kirche Anstoß nahm, verbreitet und selbst bis in die Frauenklöster eingewurzelt waren. Die deutsche Dichtung war noch in ihrer Wiege schon in den Händen des Volks: keine Dichtung irgend einer Nation der Erde ist es in dem Maße gewesen, wie sie, in alten und neuen Zeiten. Daher pflegen alle unsere Forscher für das Volksmäßige der Dichtung eine so ungemessene Bewunderung zu haben; daher hat man an der volksmäßigen Ausbildung unserer Nibelungen bei uns so wenig gezweifelt, bei Homer aber mit allem Rechte etwas geänderte Gesichtspunkte genommen. Kein Volk kann in irgend einer Zeit seine ausübende Kunst in solch einer Verbreitung und poetischen Anstrich des Lebens so sehr als Gemeingut zeigen, wie die Deutschen nach der Abblüte der ritterlichen Kunst. Die Dichtung keiner Nation hat sich so sehr aus dem Volke selbst ohne Pflege von oben gebildet, wie die unseres vorigen Jahrhunderts. Noch heute sind die Deutschen durch alle Klassen das gesangreichste Volk in Europa, und wer nur den gemeinsten Vortrag im Volksgesang bei uns in seiner Innigkeit mit dem kalten der Franzosen und dem eintönigen der Italiener vergleicht, der erkennt auch jetzt noch mit Leichtigkeit den erstaunlichen Unterschied. Das volksmäßige, gleichstellende Element, das in allen Verhältnissen des deutschen Lebens durchgeht, erscheint auch in der Kunst des Singens und Dichtens schon in den frühesten Zeiten.

Ob aber diese Volksmäßigkeit des Gesangs auch der Würde und dem Werth des Gesangs günstig war? Allgemeine Theilnahme an irgend einem Geschäfte pflegt auch immer allgemeine Herabwürdigung

23) Procop. bell. Vand. II. 6.

24) Bei Grimm deutsche Heldensage p. 32 ist die Stelle ausgezogen: Et iste fuit Thideric de Berne, de quo cantabant rustici olim.

zur Folge zu haben; wie denn unser Kirchengesang nur durch seine Volksmäßigkeit herabgekommen ist. Die Dichtkunst scheut in der Regel die Menge. Nicht einmal Athen läßt sich einwerfen, wo gleichwohl die Menge einen andern Charakter hatte, als überall sonst; mit der eigentlichen Demokratie trat auch dort das Ende der guten Dichterzeit ein. Ueberall suchte die Dichtkunst gern kunstsinnige Höfe und freigebige Beschützer; sie entfaltete ihren höchsten Glanz in der Umgebung kleiner und menschenfreundlicher Fürsten, denn sie flieht eben so die Gemeinheit des niederen Lebens, wie sie in der Kälte und dem erdrückenden Glanz eines Hofes wie Ludwigs XIV. sogleich erstarrt. Seit Pindar sind die größten Dichter am leichtesten dem Vorwurfe der Fürstendienerei ausgesetzt gewesen; und umgekehrt, wo die Kunst des Dichtens am verbreitetsten im Volke war, wie in Deutschland im späteren Mittelalter, sank sie schnell ins Allertiefste herunter.

II.

Wirkungen der Völkerwanderung auf den geschichtlichen Volksgesang.

Grundlagen des deutschen Volksepos.

Wir haben in dem ersten Abschnitte aus Zeugnissen und sagenhaften Erzählungen der Geschichtschreiber erfahren, daß unter den ältesten Deutschen schon Lieder verbreitet waren, die die Thaten der Helden besangen. Wir wissen von allen entfernteren, allen ausgewanderten Stämmen, von Nordländern und Angelsachsen, daß sie solche Lieder besaßen, wir wiesen sie unter Ostgothen und Langobarden nach. Die Zeugnisse dafür können in den Jahrhunderten, die der Völkerwanderung noch nahe waren, aus den abgelegensten Gegenden beigebracht werden, denn damals schienen diese Gesänge noch ein Allgemeingut der zersprengten Stämme, die wandernden Sänger die lebendige Zeitung der Gerüchte und der Geschichte zu sein. Die großen Gestalten der Hermanrich und Attila waren den Scandinaven und den Angelsachsen bekannt, wie den Gothen; die Thaten des Alboin wurden noch zu Paul's Zeiten[25]) in Baiern und Sa

25) Paul. Diac. de gestis Longob. I, 27.

besungen, aber auch bis nach [illegible] ...nter,
liebe sein Preis gedrungen [illegible]
Fall des Hygelac[26], [illegible] ...ua-
dänischen Einfalls [illegible] ...lzen
gewanderten) [illegible] ...hon

Nächst diesen [illegible] ...ch),
licher Helden und [illegible] ...n zu
barer Zeugnisse zu [illegible] ...iten
nationalen Epos [illegible] ...cht,
Daß wir hier überal[l] [illegible] ...haft
beweisen die bloßen [illegible] nor-
und Attila, an [illegible] ...ius,
gothische Sage [illegible] ...oh-
gleichfalls in [illegible] ...ard.
Namen [illegible] ...ede-
der burgundischen König [illegible] ...eine
setze beglaubigt [illegible] ...o in
Vernichtung [illegible] ...n sie
Versammlung [illegible] ...ur-
Einen Nibelungenlied [illegible] ...ius
Stamm, [illegible] ...en-
auf den ersten Blick [illegible] ...chen
Diese Bemerkung [illegible] ...atte
schweigen über allen [illegible] wo-
der Franken [illegible] ...hlecht
kischen Könige [illegible] ...winger
war ein Römer [illegible] von [illegible] ...) Chlo-
geschichte, er hatte [illegible] ...onik von
fern. Nach dem [illegible] ...eginar und
feln, daß auch [illegible] ...munde seiner
Pipine und Karle, [illegible] ...n jedoch mit
diesen Helden [illegible] ...eder, und baute
Chronik (Anfangs [illegible] . Jahrhundert ein
dorich[28]) von dem [illegible] ...o 491 und hinterließ
[illegible] von [illegible] ...n Cambray; letzteren
[illegible] Söhne, Wal-
[illegible] ...nem stammten
[illegible] Pipine, in
[illegible] Verdrängten

---

26) Der [illegible]

27) Poeta Sax[o] [illegible]

28) Bei Pertz [illegible]
olim comes franc[illegible]

die älteste Erwähnung des Hugdietrich in unserem Heldenbuche, und man hat neuerlich in der einfachen Unterlage des Gedichts von dessen Sohne Wolfdieterich, (dessen Brüder ihm um seiner unächten Geburt willen sein Erbe nehmen, und es später wieder an den rückkehrenden Eroberer und seine getreuen Helfer verlieren,) geschichtliche Beziehungen auf einen Sohn und Enkel Chlodwigs gefunden, Theodorich und Theudebert, die beide unächter Geburt waren, und von denen der Eine seinen Bruder bei der Erbtheilung verkürzte, der Andere von seinen Oheimen seiner Herrschaft beraubt werden sollte, in der ihn aber seine treuen Mannen vertheidigten und erhielten[29]). Aber dies Alles wären doch nur sehr spärliche Zeugnisse und Reste des fränkischen Heldengesangs; gerade in das große Sammellied deutscher Sage, in die Nibelungen, wäre nichts davon übergegangen. Und doch boten die schauderhaften Greuel der merowingischen Geschichte, die an furchtbarem Inhalte die Sagen vom Hause Tantalus übertreffen, so reichen Stoff der Dichtung dar, daß es schon an sich unwahrscheinlich dünken mußte, es sei gerade diese große Fundgrube von dem deutschen Volksgesange gänzlich unbenutzt geblieben.

Einzelne Namenähnlichkeiten haben daher schon vor langer Zeit auf die Vermuthung geleitet, daß die Geschichten des austrasischen Königs Siegbert dem ersten und Haupttheile des Nibelungenliedes, der eigentlichen Nibelungen- oder Siegfriedsage zu Grunde lägen. Schon Gottsched war dem auf der Spur; später haben Göttling[30]) und Leichtlen[31]) die Vergleichung dieser Geschichten und Sagen genauer durchgeführt. Ihnen hat sich in neuerer Zeit Emil Rückert[32]) angeschlossen, der zum erstenmale ein zusammenhängendes Ganze als Ergebniß seiner geschichtlichen Auslegung gewonnen hat. Da es uns bei unserer Darstellung der Dichtungsgeschichte jener Zeiten, die durch tägliche neue Forschungen täglich umgestaltet wird, keineswegs darauf ankommt, einer einzelnen Ansicht und Betrachtungsweise der Entstehung des deutschen Epos geschichtliche Beglaubigung zuzusprechen, sondern nur auf die neuesten Standpunkte der Forschungen zu stellen, so theilen wir die Ergebnisse dieser letzten und umfassendsten historischen Auslegung mit, und stellen sie

---

tausend Erdichtungen jener Zeiten, die ein neues Geschlecht (hier die Capetinger) mit einem alten Ruhme verherrlichen sollen.

29) Gregor von Tours III, 23. Vgl. Müllenhoff, die austrasische Dietrichsage. In Haupt's Zeitschr. VI, 435—459.

30) Ueber das Geschichtliche in den Nibelungen.

31) Forschungen im Gebiete der Geschichte I, 2.

32) Oberon von Mons und die Pipine von Nivella. 1836.

darum voraus, weil jede Betrachtung dieser Sage immer von der Untersuchung der geschichtlichen Anlehnung ausgehen muß.

Nach dieser Auslegung wäre im Siegfried unserer Sage der ripuarische Siegbert, den Chlodwig auf der Jagd ermorden ließ, verschmolzen mit dem austrasischen Könige dieses Namens, dessen Hochzeit schon Venantius Fortunatus besungen hatte (der ihn mit Achill verglich), und dessen tragischer Untergang in Jugend und Siegesherrlichkeit ihn zu einem Helden der Dichtung machte. Das Wesentliche der Aehnlichkeiten läge in den Siegen, die Siegbert über die Sachsen und Dänen erfocht, in seiner Vermählung mit der berüchtigten Brunhilde, in der Feindschaft seiner Brüder Guntram und Chilperich, dessen Weib Fredegunde ihn ermorden ließ. Guntram ferner hatte einen Feldherrn Ennius (oder Eunius, Heune, Hagen), der mit dem Könige einen großen Schatz in einem hohlen Berge gefunden hatte und nachher von Fredegunde getödtet ward. Brunhilde wäre nun in der Sage mit der feindlichen Schwägerin Fredegunde, wie schon der Name zu verlangen schien, verwechselt, und eine Erinnerung an das geschichtliche Verhältniß läge darin, daß Siegfried in der nordischen Sage mit Brunhilde verlobt war und in der deutschen sie dem Gunther gewinnt. Mit Guntram ward weiterhin der ältere burgundische Gundicar, und die Franci Nebulones (wie sie im Waltharius heißen) mit den Burgunden verschmolzen. Selbst Siegfrieds Drachenkampf fände eine symbolische Erklärung in den Siegen des christlichen Helden über die heidnischen Sachsen und Dänen. Bis hierher hatte unser Ausleger Vorarbeiter; aber das Folgende gehört ihm eigen, wonach auch die Verhältnisse der Merwingischen Könige zu dem Geschlecht der Pipine schon in diese Sage eingegangen wären. Als Merwinger träte nämlich Siegbert an die Stelle von Merovä̈us, der sich nach Chlodio's Tode des fränkischen Throns bemächtigte. Nach der Chronik von Hennegau hatte nämlich Chlodio drei Söhne, Albero, Reginar und Reginald; er hatte seinen Verwandten Merovä̈us zum Vormunde seiner Söhne bestellt, der sie aber verdrängte. Albero gewann jedoch mit alemannischer Hülfe einen Theil seines Stammlandes wieder, und baute in der Gegend von Mons eine Burg, wo noch im 17. Jahrhundert ein Thurm im Volke seinen Namen führte. Albero starb 491 und hinterließ zwei Söhne, Walbert von Mons und Ragnicar von Cambray; letzteren erschlug Chlodwig; Walbert aber hinterließ wieder zwei Söhne, Walbert II. und Ansbert Markgraf von Antwerpen. Von jenem stammten die Grafen von Hennegau, mit diesem hängt das Haus der Pipine, in dem der Name Nibelung heimisch ist, zusammen. Diese Verdrängten

gewannen also später verdrängend den Thron der Merwinger wieder. Von diesen blieb Siegfried von Morland (Maurunganien, Merwengau) im Gedächtniß, der den Söhnen des alten Stammvaters der Nibelungen das väterliche Erbe hatte theilen sollen, und statt dessen für sich behielt. Der Name der Pipine, der spätere Pipinus nanus, soll die Verwandlung der Nibelungen in Zwerge erklären; Albero ist der Alberich der Nibelungen, wo er zwar nur als dienender Zwerg der zwei Nibelungenbrüder auftritt, während dagegen im Siegfriedliede der alte Nibelung und seine drei Söhne Zwerge sind. In die französische Sage ging er als Oberon über, in der süddeutschen erscheint er als Theodorichs Freund und Diener, mit dem der geschichtliche Albero verschwägert war; der Zwerg Walbaran, Laurins Vetter, erinnert an Walbert, der Name eines der schatzhütenden Zwerge in der nordischen Sage an Reginar. Die Söhne Nibelungs im deutschen Liede erhielten statt der vergessenen Namen der Brüder, der Eine den Stammnamen Nibelung, der Andere (Schilbung) den eines verwandten Geschlechts in Brabant; man leitete den Einen von Nivelles (belgisch Nyfels), den Anderen von Gemblour ab, das im Munde des Volkes Giblou lautet. Die Oertlichkeiten, die schon früher in dem Island und Isenstein nach dem Yssellande und Ysselsteine hinwiesen, erweitern sich nun in diesen Gegenden, die man fast immer als das Vaterland der Siegfriedsage annahm. Die Mark zu Norwegen ist so wenig das Nordland, wie das Isenland die Insel Island, sondern die Mark von Antwerpen, der limes armoricus, danicus, adversus Normannos; die Mark zu Waleis ist Valois, das Wallonenland, Wälsch Brabant und Flandern; der Walsinger Kämpfe mit den Hundingern deuten auf die Kämpfe der Franken mit den Friesen an der Hunte. Der Berg des Alberich ist Mons, der Moor von Gent die Gnitahaide, wo Fafnir wohnt, die Wohnung des Zwergs Andvara ist Antwerpen, der Schlüssel dieser Lande für die normannischen Eroberer. Eben die genaue Bekanntschaft der Normänner mit diesen Gegenden erklärt den Uebergang der Sage nach Norden. Der dänische Sigurd, der in den Eroberungszügen der Normannen eine große Rolle spielt, ward mit dem fränkischen Siegfried verschmolzen, er ward jetzt ein Dänenheld, ein Sohn des Südens, der in Dänemark erzogen ist, aber im Süden, in Hunaland sein Reich hat, das man neuerdings gleichfalls, örtlich bestimmter, in Westphalen hat finden wollen[33]).

Zu diesen Ergebnissen muß dann noch ein anderes angereiht werden.

33) Attila's Hofburg in Susa wurde auf Susat (Soest) übertragen.

Man hat eine weitere Anlehnuug gefunden in der Geschichte jener Chrodichilde von Burgund[34]), deren Oheim Gundobad ihre Familie vernichtete und sie dann, obgleich vor ihrer Rache gewarnt, dem noch heidnischen Chlodwig zur Gattin gab, den sie gleich anfangs angeht, und nach dessen Tode sie noch ihre Söhne anreizt, an ihren burgundischen Verwandten Rache zu nehmen; so daß der endliche Untergang Burgunds im J. 538, der die endliche Folge dieser Anreizung war, mit seinem frühern Falle unter Attila in dem Nibelungenliede verschmolzen scheinen könnte, in dem, wie es nun vorliegt, die langverfolgte Rache der Krimhilde allerdings der eigentliche Kern und Mittelpunkt ist.

Wer nun auch in diesen Auslegungen, und besonders in der mit klarem Sinne verfolgten Untersuchung Rückerts die kühneren Einzelheiten, die wir noch zum Theile verschwiegen haben, mißbilligen, und den Druck der Geschichte auf die Freiheiten der Sage zu stark finden sollte, der muß doch zugestehen, daß die geschichtliche Anlehnung der Siegfriedsage neue Aussichten, und ihr Vaterland größere Bestimmtheit dadurch erhalten hat. Alle diese Entdeckungen weisen auf die belgischen und Nordsee-Gegenden, von wo die fränkische Herrschaft ausgegangen ist, wohin uns auch die Gudrun und die Thiersage leitet; wo in frühern Jahrhunderten derselbe geistige Aufschwung in den Klöstern herrschte, den wir nachher in der Schweiz beobachten, als sich dort die Mönche der süddeutschen Sage annahmen; eben dahin wo der Anfang der neueren nordischen Industrie, wo der dauerndste und gewaltigste Zusammenstoß der Stämme, wo die Hauptwiege der neueren Dichtung in Nord- und Nordwesteuropa war. Wie kam es aber denn, daß die Siegfriedsage in ihrem heimischen Gebiete so gänzlich verschwand, daß man im 11. Jahrh. in den Niederlanden nur unsere deutsche Gestalt derselben zu übersetzen wußte? Auch dies findet gerade in den geschichtlichen Verhältnissen dieser Gegenden seine Erklärung. Dies Land hatte zu aller Zeit die Eigenthümlichkeit, daß es seine geistigen Erzeugnisse, weil die materielle Thätigkeit zu groß war, fallen ließ und Anderen Preis gab; was man sogar fast von seiner Sprache sagen kann. Auch das Gudrunlied ist hier vergessen worden und gleichsam nur durch ein Wunder erhalten; von der Siegfriedsage aber ist es fast unwidersprechlich zu machen, daß sie vergessen werden mußte. Sie wäre nothwendig in deutscher Sprache verfaßt gewesen, die hier verdrängt ward. Sie hätte das Loos der deutschen Sage, von den französischen höfischen Dich-

34) Gregor von Tours im 2. und 3. Buch, verglichen mit Fredegar IV, 18. 19. S. Giesebrecht in dem Neuen Berliner Jahrb. der Ges. für d. Spr. II, p. 210 ff.

tungen in Schatten gestellt zu werden, nothwendig viel bitterer tragen müssen, da sich die französischen Trouvères mit Person, Sprache und Dichtung in die belgischen Provinzen schon im 12. Jahrh. eindrängten. Und später, als die deutsche Volkssprache im 13—14. Jahrh. wieder ein Uebergewicht über die französische erhielt, war der Hang zur Geschichte und Reimchronik gerade hier so entschieden, daß ein Maerlant die ganze ältere poetische Literatur, die er verdammte, auch gleichsam verdrängte. Noch mehr: neben einer industriellen und politischen Bildung, die hier vorherrschte, besteht die poetische nicht lange, so wie in Handelsstädten die theuersten Denkmale alter Baukunst dem Bedürfniß der prosaischen Gegenwart weichen müssen. Selbst dies ist noch nicht Alles. Wie sollte sich eine Sage, die, wenn sie wirklich historische Elemente hat, sich in unentschiedne Mitte zwischen die merovingischen und pipinischen Geschlechter stellt und einen Merovinger zum tragischen Helden macht, wie sollte sie sich erhalten können bei dem steigenden Glanze der Karolinger, der bald alle Gedichte in ungeheurem Umfang füllte und der Stolz aller niederländischen und französischen Chroniken ward? Es ist also kein Wunder, daß diese Sage auswandern mußte, wenn sie sich halten wollte. Es ist kein Wunder, daß sie mit einer Auswanderung nach Norden eben so ihre historische Natur verlor, wie die Thiersage bei den Franzosen ihren flandrischen Charakter, beides nach den Eigenthümlichkeiten der Nationen, die die Sage überkamen.

Diese Verhältnisse müssen es also erklären, daß eine größere geschichtliche Unsicherheit auf diesem Theile unseres Volksepos ruht, die zwar durch manchen glücklichen Fund geschichtlicher Beziehungen mehr und mehr aufgehellt worden ist, aber nur durch noch glücklichere Funde literarischer Denkmale und geschichtlicher Quellen völlig gehoben werden könnte. Aber auch so, wie die Dinge jetzt liegen, bietet die Geschichte bereits solche Anhaltspunkte für die Entstehung und Beziehung der Siegfriedsage dar, daß man kaum noch gerne auch auf die geistreichsten Herleitungen und Auslegungen der mythischen Deuter hört, die der geschichtlichen Auffassungsweise entgegenstehen.

Diese Art von Betrachtung ist zuerst von nordischen Forschern ausgegangen, die der Sigurdsage in der abentheuerlichen Gestalt, welche sie in Scandinavien angenommen hatte, alle geschichtliche Beziehung und alle feste örtliche Anlehnung absprechen konnten und durften. Unter ihnen hat P. E. Müller, der Verfasser der Sagabibliothek, den deutschen Ursprung der Sage gradezu geleugnet und ihn vielmehr in der frühern, asiatischen Heimat der deutschen Stämme gesucht. Indem er

so selbst eine Anlehnung an die nordische Mythologie verschmähte, ist er auf eine ganz vage, mehr allegorische als mythologische Auslegung der Sage verfallen.

Nach ihr bildet der in den Fluß versenkte Schatz (Nibelungenhort) den Mittelpunkt der Sage. Er bedeutet Flußgold, das älteste Gold, das den Menschen aus Mißgunst in diese Tiefen versenkt scheinen mußte. Wie es dahin gekommen war, dieß wäre der Inhalt der Sage. Nach alten asiatischen Mythen dachte man es aus dem Norden hergeholt, dem Lande des Goldes und der Ungeheuer. Der den Schatz zuerst gewann, mußte ein junger Held vom Göttergeschlechte sein, ein siegreicher Krieger (Sigurdr), ein Sohn der Gewalt (ein Volsunge), der durch Erschlagung der Ungeheuer, die darüber ruhten (fasner von fiofner, des Schatzes Inhaber), ihn ans Licht brachte. Das Gold aber scheine nach einer uralten nordischen Mythe nur Unglück über seine ersten Besitzer gebracht zu haben. Der junge Held, welcher nicht der sein konnte, der mißgünstig den Schatz versteckte, mußte also fallen, und zu Folge der poetischen Gerechtigkeit durch eignen Fehltritt fallen. So lange der Held seine Kraft entwickelt, so lange er der Kriegsjungfrau (Bryn-hilde) huldigte, die er aus dem Schlummer erweckt hatte, war er siegreich durch Stärke und Weisheit. Bosheit (Grimhilde) führte ihn in der Wollust (des Weibes, gudr-runa) Arm und brachte ihn dahin, den Ruf der Valkyrien zu vergessen. Nun verließ ihn sein Glück. Die Söhne der Finsterniß (Niflungr) überwältigten ihn. Diese bewahrten das Gold in des Flusses Tiefe, und trotzend auf ihre Stärke fielen sie durch des Bluträchers (Atli) Uebermacht, der wieder selbst für seine Verbrechen gestraft wurde.[35])

Wenn diese Deutung der Sage in einem gewissen natürlichen Verhältnisse zu der abgetrennt und für sich betrachteten Sigurdsage des Nordens erscheint, so bedurfte dagegen Lachmann[36]) einer Auslegung, die ebenso mit den schon viel festeren und menschlicheren Zügen der deutschen Siegfriedsage, die er für die alten und ächten hielt, in Uebereinstimmung war. Auch Er hielt wie Müller die Bedeutung des Schatzes in der Sage als das Wesentliche fest und legte, wie dieser, der nordischen Mythe folgend dem Golde die verhängnißvolle, verderbliche Kraft bei, die dem Besitzer den Untergang bringt. Dabei nahm er die Anknüpfung an die nordische Göttersage auf, die Müller vernachlässigt hatte. Nach

35) Sagabibliothek II, 366.

36) S. seine Kritik der Nibelungensage, im Anfang der Anmerkungen zu den Nibelungen. 1836.

dieser war das Gold zuerst von drei Göttern (Odin, Hönir und Loki) dem Zwerge Andvari geraubt worden. Auch ihnen hätte es den Tod gebracht, wenn sie es nicht für den erschlagenen Ottar (Hreidmar's Sohn) als Wergeld hingegeben hätten. Jetzt im Besitz eines Mittelgeschlechtes zwischen Menschen und Göttern, bereitet es zunächst diesen das Verderben; Ottar's Bruder tödtete den Vater; Regino ward von dem anderen (Fafnir) verdrängt, der in Gestalt eines Wurmes sein Gold bewachte. Um es ihm zu entreißen, reizt Regino den jungen Sigufried, den Wurm zu tödten; S. aber erschlägt beide und gewinnt mit dem Golde Reichthum und wunderbare Kräfte, trägt aber mit ihm das anhängende Unheil unter das Menschengeschlecht und wird selbst dadurch dem Verderben geweiht. Umsonst verlobt er sich mit der kriegerischen Königstochter Brunihild: sein Herr Gundahar, der Nibelungen König, will sie selbst haben. In der Tarnkappe unter Gundahars Gestalt reitet S. durch die Flamme, die um ihre Wohnung lodert, er gibt ihr einen besonders verderblichen Ring aus dem Schatze und bringt sie dadurch in die Gewalt Gundahars, sie erkennt Sigufrieden nicht. Er selber bekommt ein anderes Weib, Grimhild, die Schwester Gundahars. Brunhild rühmt sich des tapfersten und würdigsten Gemahls, dem S. weichen müsse; da entdeckt ihr Grimhild gereizt den Betrug; ihr Ring sei aus dem Nibelungenhort, der sie gewonnen sei S., nicht Gundahar. Brunhild läßt S., der für offenen Angriff unbesiegbar ist, meuchlerisch ermorden, und tödtet sich selbst. Der Schatz, nachdem Alle, die an ihm Theil hatten, vernichtet sind, fällt an seine ursprüngliche Herrn zurück und sie versenken ihn in den Rhein.

Bei Lachmann gilt, wie man sieht, die Siegfriedsage für eine Heldensage, die er an die Göttermythe anknüpft. Er fand im Siegfried zwar verwandte Züge mit dem Gotte Balder, aber noch hütete er sich, beide zu identificiren und aus der Siegfriedsage gradezu eine Göttermythe machen zu wollen. Seit der Erscheinung von Grimm's deutscher Mythologie aber hat sich nun noch diese dritte Auffassung breiten Raum geschafft, nach der diese Sage der Niederschlag oder die Entstellung einer Göttermythe sei, und Siegfried ein ursprünglich göttliches, in der Sage zum Heroen herabgedrücktes Wesen. Als das Wesentliche gilt dieser Auffassung[37]) Siegfried's Drachentödtung und Goldraub, die Befreiung Brunhildens aus flammenumloderter Burg, das Doppelverhältniß Siegfried's zu Brunhilden und Krimhilden und sein früher Tod, der

37) Wilh. Müller, Versuch einer mythol. Erklärung der Nibelungensage. 1841.

daraus erwächst. Diese Züge werden dann mit dem nordischen Mythus von Freyr und Gerdhr und ähnlichen anderen zusammengestellt und als eine Naturmythe gedeutet auf die Befreiung der im Winterschlaf liegenden Sommergöttin durch einen heiteren Gott, ihre Vermählung mit ihm, dem Bändiger der Winterstürme, dem Gewinner der goldnen Erdfrüchte, der aber nach kurzer Zeit von dem finsteren Verwandten des getödteten Drachen wieder getödtet wird. — Die ähnliche mythologische Betrachtungsweise hat dann auch über die Siegfriedsage hinausgegriffen, und man hat begonnen (nach einem Winke Jacob Grimm's) auch die Dietrichsage mythisch zu deuten und im Dietrich von Bern den Donnergott zu finden[38]); ja selbst den Ursprung unserer Thiersage hat man in den nordischen Mythen von thiergestalteten Göttern gesucht. Hatten die Meister der deutschen Sagenkunde, die Lachmann und Grimm, früherhin die vermittelnde Bestrebung, bei zwar sichtlicher Vorliebe für das Mythische, der Geschichte und der Mythe ihr gleiches Recht zu lassen, so scheint uns nun die letztere ein ungebührliches Uebergewicht erlangen zu wollen. Wenn man hier, mythologisch betrachtet, die Brunhilde und Krimhilde, und Siegfried und den Drachen nur für zwei Seiten von je einerlei Wesen erklärt, wenn man den aquitanischen Walther, weil er eine Hand verliert, mit Tyr, und den einäugigen Hagen mit dem blinden Hödhr vergleicht, die Irinc und Wate mit Hrimdall zusammenstellt und den Reineke Fuchs im Loki und den Isegrimm im Thor nachweist, so scheint uns der unnatürliche Uebergriff der mythischen Deutung hier ungleich größer, als wenn man in der historischen Auslegung den Fafnir und Regino auf geschichtliche Figuren zurückführte.

Es wird nicht befremden, wenn wir in einer geschichtlichen Darstellung der deutschen Dichtung nur der historischen Herleitung der Sagen, die die Grundlage unseres Volksepos bilden, mit aller Entschiedenheit, wenn auch ohne alle handwerksmäßige Befangenheit, zuneigen. Den geschichtlichen Beurtheiler der Dinge, der in der Fülle der Zeiten den Reichthum des schaffenden Menschengeistes bewundern lernt, stößt schon die unnatürliche Armuth ab, in der die Erfindungskraft erscheint, wenn man ganze Reihen von deutschen Sagen und britischen Mährchen mit nordischen, griechischen und orientalischen Mythen auf wenige gemeinsame Mythenstämme, und diese wieder auf noch viel wenigere Naturerscheinungen zurückführt, die ihre endlich feste Unterlage wären. Schon nach dem Maßstabe der geschichtlichen Kritik wäre auch die

---

38) Vgl. F. Clemens Meyer's hist. Studien. I. 1851.

Willkühr nicht erlaubt, deren die aufrichtigen unter den mythologischen Auslegern selber geständig sind, die statt der strengen geschichtlichen Beweisführung in ihrem Gebiete und für ihre Kritik ganz besondere Gesetze in Anspruch nehmen. Eine Mythe, die nicht aus einer geschichtlichen Grundlage hergeleitet, sondern auf einen physicalischen Kern zurückgeführt werden soll, kann mit einiger Sicherheit nur dann gedeutet werden, wenn sie nachweisbar an einen festen Cultus geknüpft ist, der durch Zeit und Ort ihren Sinn unzweifelhaft macht. Dies Beurtheilungsmittel entgeht der deutschen Mythe. Und wenn es übrigens gegeben wäre, so würde die geschichtliche Kritik selbst dann voll Mißtrauen dagegen sein. Ist doch, zum Beispiel, im späteren Mittelalter über niedersächsische Städte Jahrhunderte lang etwas wie ein Gralcultus verbreitet gewesen: auf welche tiefsinnigen mythologischen Folgerungen müßte dies leiten, wenn man nicht zufällig wüßte, daß der Gral nichts als eine poetische Fiction wäre. So könnte auch in den älteren Zeiten mancher heidnische Cultus in Niederdeutschland aufgenommen gewesen sein, dem in dem wirklichen Glauben, in der Sitte und Sage der Völker, nichts ächt volksthümliches und einheimisches untergelegen hätte. Einen so unsicheren Boden wird daher der Schreiber einer deutschen Dichtungsgeschichte um so lieber vermeiden, als er, der mit den geschriebenen Denkmalen der Dichtung sich beschäftigen soll, mit der ursprünglichen, mündlichen Fortpflanzung und Wandelung der Sage, und ihren über- oder unterirdischen Gängen, strenggenommen nichts zu thun hat. Der größte Theil dieser deutschen Dichtungssage fällt ohnehin, nach dem Geständnisse der mythischen Deuter selbst, ganz außer dem Bereiche mythologischer Beziehung. Dazu kommt, daß jede Spur, die man in den älteren Zeiten selbst von einer Deutung unserer epischen Dichtungen hat, immer auf geschichtliche Herleitung hinweist. Auch würde es unsern mythischen Auslegern selber unglaublich scheinen, daß unsere alten Dichter, sei es der späteste Schreiber der Nibelungen oder der erste Sänger des Hildebrandliedes, jemals in ihren Sagen an Naturmythen oder bei ihren Siegfried und Dietrich an Balder und Thor gedacht haben sollten.

Der allgemeine Grund, der mehr als alle einzelne Analyse für die Annahme einer geschichtlichen Grundlage der Nibelungensage entscheidet, ist für uns, was wir schon oben betonten, der Gesammtcharakter des deutschen Volkes und aller seiner Sagen. Nach der mythischen Ansicht wäre die Siegfriedsage aus einer älteren deutschen Göttermythe erwachsen und (nach W. Müller) von den Burgunden aus ihren Ostsitzen schon an den Rhein gebracht und hier durch spätere geschichtliche An-

wüchse entstellt worden. Nach der geschichtlichen Ansicht ist sie unter den Franken entstanden, ist dann in Deutschland, wo sich vor dem 11. Jahrh. kein Zeugniß für sie findet, eine Weile vergessen worden, ist nach dem Norden übergewandert, ward dort, in der Umgebung einer reichen Göttersage, wie jede auch geschichtbegründete und einheimische Sage des Nordens mit mythischen Bestandtheilen versetzt und wirkte so, auf Wegen, die wir nicht verfolgen können, auf jene deutsche Gestalt der Sage zurück, die wir dann in den Nibelungen wieder in ein klares, durch unmythische, menschliche Thatsachen geschlungenes Verhältniß mit der rein deutsch gebliebenen, einfachen und unmythischen Dietrichsage gesetzt finden. Der historische Trieb wird in dieser Anknüpfung selbst in der nach nordischem Geiste entstellten Sage auf deutschem Boden sogleich wieder kenntlich. Es ist in diesen Sigurd- und Siegfriedsagen, die sich nach ihrem Inhalte berühren, derselbe verschiedene Grundzug erkennbar, der die ältesten dichterischen Sagen, die nach ihrem Inhalte ganz unabhängig von einander sind, selbst in der lateinischen Auflösung bei Nordländern und Deutschen unterscheiden. Immer geht der Zug dort nach dem Wunderbaren und Mythischen, hier nach dem Einfachen, und — um nicht zu sagen Geschichtlichen — nach dem Thatsächlichen menschlicher Verhältnisse.

Ob ein Volk seinen Sagen vorzugsweise diesen oder jenen Charakter geben soll, hängt lediglich von den Verhältnissen der Zeiten und Räume, von der Natur und der Geschichte des Volkes ab, das sie gebiert und pflegt. Ist ein Volk wie die Scandinaven beherrscht von einer gewaltigen Naturumgebung, welche die menschlichen Kräfte überragt, fehlt ihm wie den Kelten und Indiern die geschichtliche Entwicklung, Thatsachen, und mit ihnen die Kenntniß des handelnden Menschen, so wird jeder Sage, die es erzeugt, das historische Element abgehen und Jeder, die es aufnimmt, wird es das historische Element abstreifen. Es wird feste lebende Gestalten verallgemeinern, aus Personen und Menschen Ideen und Götter machen, die historische Wahrscheinlichkeit, die menschliche Wirklichkeit gegen die Wunder der Natur vertauschen, es wird beimischen, was Alles nur eine Sage mythisch, ja mystisch und allegorisch machen kann. Sind ja zu gewissen Zeiten, die dahin geneigt waren, die wirklichen Begebenheiten, noch ehe sie fertig waren, allegorisch gedeutet worden. Völker dagegen und Zeiten, die schon in der Helle, nicht der Geschichtschreibung, aber der Geschichte liegen, wie unsre deutschen Väter, gehen durchaus von nüchterner Beobachtung der Wirklichkeit auch in der Sage aus, die sich mehr auf die menschlichen

Verhältnisse als auf die Erscheinungen der Natur wirft. Die ganze Geschichte der deutschen Dichtung und Sage, wenn wir auf Zeugnisse und Urkunden bauen wollen, zeigt bis jetzt, daß, je weiter wir in der Zeit zurückgehen, desto mehr die menschliche Wahrscheinlichkeit wächst und die geschichtliche Anlehnung deutlicher wird. So ists auch in der griechischen Sage; und Einerlei Scheide ists, die die scandinavischen und deutschen, die thracischen und griechischen Stämme, so wie die mehr auf die Natur gerichteten und historischen auf den Menschen bezogenen Sagen in beiden Ländern trennt. Aller Sage Grund beruht immer auf Thatsächlichem, nur dies macht sie zur Erzählung; der Mensch hat nichts zu erzählen, was sich nicht auf Beobachtungen thatsächlicher Verhältnisse bezöge. Seine Erzählung wird Geschichte, wo sie einen klaren Gegenstand hat, dem der Erzählende gewachsen ist; sie wird Sage und Mythe, wo der Gegenstand unfaßlich, der Erzähler noch nicht beobachtungsfähig ist. Zwei große Gegenstände aber hat schon der ursprüngliche Mensch seiner Beobachtung gegenübergelegt: Natur und Menschen. Das Erscheinende in der Natur ist ihm objectiv räthselhaft und dunkel, das Geschehende unter den Menschen aber nur seiner mangelhaften Beobachtungsgabe nach; beides verschwimmt vor seinem idealen Bildungstriebe aus dem Wirklichen ins Wunderbare, und das letztere erfahren wir in den hellsten Zeiten noch jeden Tag. Die unfaßlichen Erscheinungen in der Natur aber werden den Menschen allmählig klarer durch ihre stete Wiederholung und Gegenwart, durch immer erneute Einprägung ihrer Wohlthaten oder Schrecknisse; das Geschehende wird deutlich, aber noch nicht des Geschehenden Grund. Gründe geschehender Dinge aber hat der Mensch in sich selbst und der Willenskraft seines Geschlechts gefunden, er holt daher mit einem der Phantasie eigenen Pragmatismus die Erklärung der Naturwunder aus der Menschheit, belebt die Kräfte der todten Natur, gibt ihnen Persönlichkeit und Willkühr, knüpft sie an die Menschheit, aus der er sie entwickelte, wieder an, und bildet sich seine Götter. Ganz umgekehrt werden die an sich, im Augenblick des Geschehens, faßlichen Begebenheiten unter den Menschen allmählig unklar, weil sie sich nicht wiederholen, weil sie verschwinden, weil eine stets neue Gegenwart stets neue Ereignisse in die Seele prägt und die alten verdrängt. Sollen diese halten und dauern, so müssen die menschlichen Urheber ungemessene Wohlthaten oder gewaltsame Andenken den Geschlechtern hinterlassen haben, die sich gleich den wiederholten Wirkungen der Natur durch Ueberlieferung der jungen Einbildungskraft immer neu beleben. Stellt die Gegenwart neue Großthaten zu den vergangenen, so

werden sich beide je nach ihrer inneren Größe verdrängen oder mischen, es wird ein Held den andern in Dunkel stellen oder sich mit ihm messen und vergleichen, oder gar verschmelzen. Aus der älteren Ueberlieferung wird immer mehr das Einzelne schwinden; jene Beweggründe, die in den gegenwärtigen Ereignissen unter den Menschen klar vorliegen, gehen am ersten in der Zeit verloren, weil sie das Ideelle, Unbildliche in dem Geschehenden sind; nun hüllen sich im umgekehrten Verhältnisse die Handlungen in wunderbare Beweggründe, die Wirkungen in wunderbare Kräfte; man holt mit demselben kühnen Pragmatismus der Einbildungskraft die Erklärung der menschlichen Wunderthaten aus der Natur, oder aus der schon gebildeten Götterwelt, und knüpft die Heldensöhne an beide an. Im letzten Falle werden sie als Göttersöhne in deutliche, den menschlichen Verhältnissen abgesehene Beziehungen mit den Göttern gesetzt werden, im andern Falle aber, wo eine ausgebildete und tiefgewurzelte Götterlehre noch nicht oder nicht mehr vorhanden ist, da werden sie mit den unentwickelteren Gestaltungen der Naturkräfte, mit Riesen und Zwergen Gemeinschaft, und v o n ihnen Gaben und Kräfte haben. Strebt sich in solchen Verhältnissen die Naturmythe noch in den helleren Zeiten der menschlichen Sage weiter zu entwickeln, so wird sie von der todten Natur auf die organische, dem Menschen nähere, übergleiten, und die Thierwelt gestalten. In solch einer Lage waren die Germanen bei ihrer Erscheinung in der Geschichte, d. h. bei ihrem ersten Zusammentreffen mit andern Völkern. Diese kamen zu früh, und in ihrem Gefolge Aufklärung und Geschichte, als daß sich eine große Ueberlieferung und Ausbildung von Götter- und Heroenmythen hätte bilden können. Die Menschensage lockerte sich früh von der Naturmythe ab, die Natursage (im Thierepos) näherte sich vielmehr dem Thatsächlichen der Geschichte. Die Heldensöhne haben mit keinen Göttern zu thun, und mit den personificirten Naturkräften treiben sie ein Spiel, das der Ueberlegenheit schon sicher ist. Ganz anders in der nordischen und in der griechischen Sage, zwischen denen die deutsche völlig in der Mitte liegt. Die nordischen Mythen sprechen selbst in ihren menschlichen Theilen ein großes Uebergewicht der Natur, die griechischen selbst, wo sie am meisten Naturmythen sind, die Gewalt der geistigen und göttlichen Kräfte des Menschen aus. Die Thiersage, dieses charakteristische Erzeugniß jener mittleren Lage, war daher aus entgegengesetzten Gründen bei den Scandinaven und den Griechen entweder gar nicht oder nicht in der naiven, ursprünglichen Gestalt möglich, wie bei den Germanen. Eine der ideellen Mythologie der Griechen ähnliche, die schon eine grundtiefe An-

schauung der freien Menschennatur voraussetzt, konnte im Norden nicht entstehen. Die der Scandinaven, die den Druck feindlicher Gewalten und Naturverhältnisse auf den Menschen zu lange darstellt, hätte in Griechenland nicht dauern können. Beides paßte nicht auf den deutschen Boden, am wenigsten auf jene niederländischen und hochdeutschen Gegenden, wo wir so frühe römische Bildung Hand in Hand mit der deutschen erblicken, und wo zuerst unsre Dichtung die Volkssage gestaltend ergriff. Auf deutschem Boden erblicken wir die Sagendichtung uranfangs gleichmäßig entfremdet den Ungeheuern der nordischen, den Götterbildern der griechischen Mythe; sie lehnt sich in der Menschheit an die Geschichte und in der Natur an das Reich, dem sie eine Geschichte leihen konnte; das Wirkliche, dieser große Grundzug unserer ganzen Dichtung, der ihr die höchste Ausbildung und Verirrung unmöglich machte, war gleich im Beginne ihr charakteristisches Abzeichen.

Diese geschichtliche Betrachtungsweise, der das durchschaute Verhältniß einer Sage zu dem Boden, der sie erzeugte, fast wichtiger ist, als ihre zu findende Grundlage, hat noch andere Gegner in den systematischen Geistern, in den kritischen Untersuchern, die gerne auf eine reine Gestalt und einen ursprünglichen Kern gelangten. Kern einer Sage würde man aber nur nennen können, was in Natur oder Geschichte ihr festliegender Grund ist; ehe man dorthin gelangt, würde man sich immer nicht beruhigt fühlen. Zu diesem Grunde könnte man aber nur auf dem Wege jener historischen und physikalischen Deutungen zu kommen versuchen, bei denen wir uns eben so wenig beruhigen, weil die Einen, nach Jacob Grimm's Worten, allzuleicht „in leblose Dürre ausarten und das poetische Wohlgefallen an den Mythen stören, die anderen das geistige Prinzip derselben verflüchtigen.“ Wenn es undenkbar ist, daß wir aus den geringen Zeugnissen und aus den geringen poetischen Resten der Sage, so wie aus den Trümmern unsrer alten Geschichte und Mythologie zu einem solchen reinen Kerne gelangen, und wenn alle an sich achtbaren Versuche hierzu nur als Proben scharfsinniger Forschung ihren eigenthümlichen Werth haben werden, so ist es eben so wenig zu vermuthen, daß wir mit denselben Mitteln auf eine ursprüngliche und älteste Gestalt der Sage durch kritische Sichtung gelangen können, und selbst Lachmann wagte dies nicht zu hoffen. Alles zusammen liegt in der Natur der Sache selbst. Die Sage hat keinen solchen festen Grund, von dem sie ausginge, sonst würden wir Geschichte an ihrer Stelle haben, sie hat keinen Augenblick Ruhe in ihrer Ausbildung, außer wo man sie unbeachtet liegen läßt. Objectiv auf einen Kern oder auf eine Urgestalt

einer Sage zu kommen, ist darum unmöglich, weil sie Sage ist. Wie schwer ist dies selbst bei der Geschichte, die diese objective Grundlage hat, ein genau Erkundetes, ein Geschehenes, wie es in den Worten (Geschichte, ἱστορία) liegt. Hier kommt es auf den Sachverhalt an, bei der Sage (Legende, μῦθος), wie es wieder in den Worten liegt, auf das, was die Menschen berichten. Diese Ueberlieferung gestaltet sich bei der gereiftesten Beobachtungsgabe der gebildetsten Menschen in jedem Munde um, wie sollte sie unter der bildenden Kraft einer wuchernden Volksphantasie je einen Augenblick stille gestanden haben? Hat sie ja nach so vielen Jahrhunderten der Vergessenheit der kritische Forscher, der so viele Ehrfurcht vor ihr hat, nicht in Ruhe lassen können, und hat ihr das Unächte abzustreifen gesucht, was ihr Andere als ächt wieder ansetzen werden! Was hat es genützt, daß man 1800 Jahre die reine Gestalt der Christussage gesucht hat und ihren historischen oder mythischen Kern? Bei jeder Aufstellung einer solchen Gestaltung beginnt der alte Streit wieder von Neuem, denn jeder will von dem Gesagten wieder sagen, da ihn nichts zuverlässig Geschehenes verhindert, das er als geschehen stehen lassen müßte. Für den historischen Betrachter also ist nichts übrig, als daß er das dürftige Allgemeinste der Sage als jene vage Grundlage betrachtet, die wir ihr allein zusprechen können, daß er, wie die Sage selbst, sich mit diesen schwachen Spuren schweigend begnügt, und daß er dann mit ihr ihre Verwandlungen durchlebt. Er kann sagen, was die christliche Sage in der Zeit der Apostel, der Kirchenväter, des heil. Franciscus und der Reformation, und wieder, was sie in allen diesen Bildungsstufen gemeinsam war; er freut sich ihrer in dieser oder jener Gestalt, wenn er sich nur aus der Persönlichkeit, die sie gestaltete, aus der Oertlichkeit, die sie veränderte, aus der Zeit, die sie anders ansah, alle diese Verwandlungen erklären kann; und er wird sich vor Allem hüten, die Gestaltungen bei ganz verschiedenen Zeiten oder Völkern zu verwirren, was gegen die ersten Grundsätze historischer Kritik sein würde. Betrachten wir nach dieser Ansicht die deutsche Sage, oder den Stoff des Nibelungenliedes (denn nur mit diesem, der in den ältesten Zeiten zu suchen ist, nicht mit der Form, die späteren Jahrhunderten angehört, haben wir es hier zu thun), so werden wir der Sage und Geschichte, die kleinen Einzelheiten verschmähend, die auch die Sage nicht beachtet, auf eine edlere Weise ihr Recht thun, beide auf eine befriedigendere Art scheiden, und großartiger von dem geschichtlichen Bestandtheile der Sage wie von dem eignen und selbständigen Werth der sagenhaften Auffassung der Geschichte denken lernen.

Die historischen Namen in unserer Volksepopöe weisen uns auf die Zeiten der Völkerwanderung als auf die der Entstehung der Sage hin. Versetzen wir uns in das siebente Jahrhundert, ins Innere von Deutschland, entblößt von der Wissenschaft römischer Geschichtschreiber in den Gesichtskreis deutscher Beobachter, so werden wir noch kaum eine Kunde übrig denken dürfen von einem gothischen Reiche, das verschwunden war, aus dessen Blüte nur noch der Name des ersten Hauptes in die Folgezeit herüberragte. Die hunnische Herrschaft war aus den Grenzen der deutschen Sprache, nicht aus dem Gedächtnisse gewichen, denn jener Attila schien der eigentliche Held solcher Wanderzeiten gewesen zu sein, in dessen Dienst der Gothe ein Vasall war, der sich bald wieder auf den Trümmern der hunnischen Macht erhob. Im Inneren war Deutschland nach unaufhörlichen Auswanderungen erschöpft, die Geschichte drängte sich über die Grenzen, Langobarden, Normannen, Angeln erhielten glänzende Sagen, denn sie verrichteten große Thaten. Wenige Völkerschaften blieben in Deutschland in geringem Ansehen; mit den heidnischen Sachsen und Dänen verfeindete sich der neue Glaube, der sich im Westen ausbreitete. Thüringen verschwand bald und hinterließ kaum ein dürftiges Andenken; die Alemannen wurden und blieben von den Franken ganz verschlungen; Burgund fiel mit Franken zusammen, es verlor sich langsam, und erst nachdem es an den hervorstechendsten Begebenheiten in der fränkischen Herrscherfamilie Theil genommen. Diese Familie allein trat in den Vorgrund der Geschichte: Könige, deren Dienstmannen mächtiger und gewaltiger waren als sie selbst, deren Haus von Greueln der Habsucht und des Mordes erfüllt war. Auch dieser Stamm lag schon halb außerhalb des Gesichtskreises deutscher Sänger, und es war wohl natürlich, daß man seine Sage bald mit der burgundischen verschmolz, die von der Hunnenzeit her ein Eigenthum des deutschen Liedes war. Noch dazu konnte im 9. Jahrh. die burgundische Sage neuen Farbenglanz erhalten, als sich das untergegangene Reich erneute. Blickt man von diesen äußeren Verhältnissen auf die inneren Triebfedern aller Geschichten jener Zeit, so geht aller Ehrgeiz eines heroischen Zeitalters auf den Ruhm der Stärke und den Glanz des Besitzes, was beides den that- und erwerbsüchtigen Helden von der neidischen Natur und von den Mächtigen unter dem Menschengeschlecht streitig gemacht wird. Ein solches Geschlecht mit solchen Bestrebungen zeigt uns Geschichte und Sage, jede auf ihre Weise, wie es unter sich selbst sich aufreibt und untergeht; ein anderes zeigt uns in den Ottonenzeiten, und deutlicher in Karl dem Großen und seinen Helden die fortschreitende Geschichte und Sage, wieder eine jede auf ihre

Weise; und man kann kaum finden, daß so viele Jahrhunderte früher die Sage eigenmächtiger mit Theodorich und den fränkischen Königen verfahren wäre, als sie nachher mit Karl verfuhr. Wir finden den Kern der Geschichte also in der Sage wieder, in einen eigenen Körper gebildet; wir finden keinen wesentlichen Zug vergessen, keine wesentliche Oertlichkeit versäumt, fast keinen des Andenkens würdigen Namen verloren. Die Sage läßt der Geschichte, wie in absichtlicher Vermeidung, ihre Thatsachen und üblichen Benennungen, und es ist schwerlich paradox zu sagen, daß es einst eine Zeit gab, wo die dichterische Ueberlieferung die Geschichte so verschmähte, wie später die Anfänge der Kritik sich gegen die dichterische Sage wehrten.

Beides, Geschichte und Sage, würde sich besser vertragen, mehr einander genähert, und wie in der griechischen Dichtung wechselseitig getragen haben, wenn es nicht unser eigenthümliches Schicksal gewesen wäre, daß gleich vom ersten Auftreten unsrer Väter an Geschichtschreibung neben der mündlichen Ueberlieferung bestanden hätte. Dieses unnatürliche Verhältniß ward durch die Stellung der neuen Welt zur alten nothwendig, es verdarb uns aber unsre anfängliche Geschichte und Sage zugleich. Die historischen Werke liegen als Chroniken dürr und trocken da, und lassen uns die inneren Zustände in unsrer Heimat kaum ahnen. Die Gedichte zeigen uns, was ihnen nur gelegentlich hätte inwohnen sollen, Sitten und Zustände, die sich im Laufe der Fortbildung des Epos so leicht nach den Zeiten ändern, genau, und enthalten dafür desto weniger Thaten und Handlungen, die ihre Seele sein müßten, die der ändernden Hand späterer Jahrhunderte eher Trotz geboten hätten. Daß dies nicht so ward, dürfen wir beklagen, obgleich uns die Einsicht in die Natur der Verhältnisse zu gestehen zwingt, daß in den Zeiten des großen Zusammenstoßes der deutschen Urstämme mit der römischen Cultur, und ihrer Wanderungen die den Erdkreis umspannten, ein anderes Verhältniß nicht möglich war, eine andere Sage und Dichtung gar nicht entstehen konnte.

Wir müssen bei der Betrachtung unserer alten Geschichte nie vergessen, daß die theuersten religiösen und historischen Erinnerungen unserer Vorfahren nicht einen Augenblick, von der Zeit an wo wir sie deutlicher in der Geschichte auftreten sehen, ungestört ihrer Fortpflanzung überlassen wurden. Man beachte nur in der politischen Geschichte, welche schnelle Fortschritte die römische Bildung auch unter den stets feindlichen Stämmen der Germanen machte; man versuche sich dann überhaupt eine Vorstellung von der Wirkung zu machen, welche die immer genauere

Bekanntschaft mit den Römern auf die Deutschen mit der Zeit ausüben mußte. Ein endemisches Volk, das nur kleine Kriege, Abenteuer und enge Verhältnisse kannte, plötzlich in die vielfältigsten Berührungen mit einer gebildeten, weltherrschenden Nation gebracht, in einen ungeheuren Kampf der Waffen und der Cultur mit ihr verwickelt, wo es im ersteren in eben dem Verhältnisse siegte, als es im anderen unterlag! Ein Kampf von zehn Jahren hatte einst in Griechenland alle früheren Sagen in sich aufgenommen und verschlungen; was Wunder, wenn unter einem Weltkampf von halb so vielen Jahrhunderten in einem weniger mittheilungslustigen Volke jede ältere Erinnerung bis auf die leiseste Spur verschwand! Es war eine Bewegung, die nicht etwa einen unwillig folgenden König von seiner Familie riß, sondern die einen Volksstamm nach dem andern aus seinen ursprünglichen Sitzen lockte; nicht ein Zug nach einem geraubten Weibe, sondern ein Kampf um Recht und Sitte und um den Besitz der Welt. Und die Folgen waren hier nicht ein zehnjähriges Umirren eines verschlagenen Häuptlings, nicht die Zersprengung eines Völkerstamms, die Ausführung von Colonien an nahe Ufer mit Bewahrung der Sprache, der Sitte, des Verkehrs, der Spiele und Orakel des Mutterlandes; es war eine Jahrhunderte lang wogende Bewegung ungeheurer Volksmassen, eine ewige Trennung vom Vaterlande, eine Theilung in Staaten, eine Schöpfung neuer Nationen, eine Zersplitterung in drei Welttheile, ein Aufgeben der heimischen Sprache und Sitte, ein völliges Vergessen der alten Sitze, und Vertilgung der mächtigsten Reiche und der ausgebreitetsten Cultur. Was in diesen Zeiten Rüstigkeit und Kraft hatte, wanderte in die Fremde mit; das Glück der Frühern reizte den Versuch der Spätern; stets neue Begebenheiten verschlangen die alten selbst mit der Erinnerung daran.

In allen romanischen Landen, wohin deutsche Stämme kamen, schwand der alte Volksgesang schnell vor der römischen Cultur. In Spanien ging die lateinische Dichtung ihren Weg ungestört fort. Unter den Geistlichen der Ostgothen war griechische Bildung schon in ihren Sitzen an der Donau zu Hause gewesen; in Italien bemächtigte sich Cassiodor ihrer Geschichte, nicht im Sinne des Volks, sondern in gelehrten oder politischen Absichten[39]); ihn zog Jornandes leichtfertig aus, ohne eine

---

39) Cassiod. Var. IX, 25. Originem gothicam historiam fecit esse romanam: colligens quasi in unam coronam germen floridum, quod per librorum campos passim fuerat ante dispersum. Perpendite, quantum vos in nostra laude dilexerit, qui vestri principis nationem docuit ab antiquitate mirabilem, ut sicut fuistis

pur von national=gothischem Sinne, sondern allein auf das Auskra=
:n seiner klassischen Gelehrsamkeit bedacht. Bald ward durch christliche
riester die Geschichte zur Kirchenhistorie, wie bei Gregor und Beda,
ld durch sie die Volkssprache verachtet, verlacht und in falscher Scham
gelegt. Daß wir unter diesen Umständen noch in der langobardischen
eschichte Trümmer behalten haben, welche wenigstens einen Schatten
n einer Volksgeschichte behaupten, dürften wir wohl für ein Wunder
lten, wenn nicht dieses Volk in Folge seiner schrofferen Natur fester an
nen alten Ueberlieferungen gehalten und wenn nicht das vorübergehende
nteresse für nationale Alterthümer am Hofe Karls des Großen die Ent=
hung von Pauls Werke begünstigt hätte. Je mehr aber die Gelehrten
h von dem Volke entfernten, je mehr sie die Pflege des historischen
edes versäumten, je näher sie sich in ihrem Vortrage den römischen
eschichtschreibern und den Kirchenvätern anschlossen und alle heidnischen
ibeln und Erinnerungen vertilgten, je mehr sie also frühzeitig und vor=
lig alles dichterische Element aus der Geschichte entfernten, desto vor=
liger und frühzeitiger scheint sich dann auch die geschichtliche Sage von
m historischen Elemente, von dem treuen Anschluß an die geschichtliche
Jahrheit entfernt zu haben.

Dies muß also, wenn wir es recht bedenken, die Ursache sein,
arum das ganze Mittelalter weder einen Herodot noch einen Homer
rvorgebracht; wir meinen keine Geschichte, die neben dem ächtesten
storischen Gehalte einen so kunstmäßigen Plan und so rein poetische
nlage zeige, wie die des Herodot, und kein Epos, das bei dem reinsten
chterischen Charakter sich so treu der Wahrscheinlichkeit und Wirklichkeit
ischließe, wie die Ilias, das so viele geschichtliche Festigkeit, örtliche
Jewißheit und plastische Lebendigkeit besitze. Allein wie leicht war es
ich dem Griechen, seinem Gedichte jene geschichtliche und geographische
Sicherheit und Treue zu geben! Jener Kampf um Troja hatte in besuch=
r Nähe gespielt; unmittelbar nach der Zerstörung der Stadt siedelten
ch eben diese Zerstörer, die Achäer, an eben dieser Küste an, bildeten
ort auf dem Schauplatz ihrer Thaten die Erzählung der Thaten allmäh=
g aus, lieferten sie von Stamm zu Stamm, von Cultur zu Cultur, bis
e endlich die herrliche Gestalt erhielt, in der wir sie jetzt bewundern.
in so günstiges Geschick ist Deutschland nicht geworden; wer will uns
rachten, daß wir nichts so treffliches geschaffen haben? In jener Welt=

---

majoribus vestris semper nobiles aestimati, ita vobis rerum antiqua progenies
nperaret. So lobt er sein Werk selbst in Athalarichs Namen.

erschütterung liegen die Stoffe unserer Epen, mitten unter jenen Begebenheiten, durch die mit dem Kern und Marke unseres Vaterlands die entartete alte Welt neugeschaffen und ganz Europa mit unserem Blute verwandt ward. Unter den Eroberungen und Wanderungen mußte der Gesang stocken; denn wo — auch in unseren Zeiten — blüht der geistige Verkehr in der Mitte der Thaten? Bis sich die Stämme friedlich niedergesetzt hatten, war plötzlich der geistliche und gelehrte Stand an der Spitze, er war unentbehrlich, er nahm sich aller Dinge an, es war ihm eine Angelegenheit, die heidnische Sage zu hemmen; kein Skaldenstand, der die Dichtung wie ein Eigenthum gepflegt hätte, stand ihm entgegen; im ausgewanderten Volk schrieben die Pfaffen lateinische Geschichten, die Niemand verstand, als sie selbst, kein Sänger brachte ins Mutterland eine Kunde zurück. Wie sollten so die einzelnen Thaten einzelner Helden erhalten werden? In Griechenland feierte jedes Städtchen den Namen des Heros, den es nach Troja geschickt, kannte alle seine Genossen, erzählte von ihnen und besang sie, und der lebhafteste Verkehr trug ihre Namen mit ihren Thaten in die ganze griechische Welt. Aber hier wurden wer weiß wie viele Völkerstämme vergessen! wie viele Helden nie im Liede gefeiert! Nur die obersten Häupter blieben erkennbar; und unter diesen war Attila auch in der Wirklichkeit wie ein Meteor vorübergegangen, im Pomp eines asiatischen Despoten mehr, als in der rüstigen Thätigkeit eines alten deutschen Fürsten; und Theodorich im entfernten Süden schloß Bündnisse und politische Heirathen, stellte die Landescultur in Italien her, und schickte Feldherren an die selten bedrohten Grenzen seines ungeheueren friedlichen Reichs. Wie sollte es anders sein, als daß jede Sage leer an Stoff war? daß jede Kunde in Mangel an Interesse, in Ungewißheit, in Allgemeinheit schwamm, die dann jeden einlud, der ursprünglich mageren Dichtung einen Zug der Erdichtung zuzusetzen. Aller alte Stoff ward über dieser Erschütterung vergessen; dieser neue aber konnte weder zur Geschichte werden, denn Niemand konnte damals das römische Reich oder die barbarischen Nationen überblicken; noch auch konnte er zur poetischen Sage werden, denn auch hier war der Gegenstand zu unendlich groß, als daß er dichterisch hätte bequem aufgefaßt werden können. Dennoch kann man sagen, daß es geschehen sei. Es geschah in Deutschland, welches nach der maßlosen Erschöpfung durch die Wanderungen in den nächsten Jahrhunderten so gut wie gar keine eigne Geschichte, keine neuen Interessen haben konnte, das also seine ganze Aufmerksamkeit seinen ausgewanderten Söhnen widmen durfte. Wäre der Schauplatz mit dem Auge leicht zu überfliegen gewesen, so

würde uns vielleicht die Dietrichssage historischer und plastischer vorliegen; jetzt sehen wir nur die Eine große Idee, den Untergang der Heldenzeit, als das Ergebniß einer richtigen Anschauung darin ausgedrückt, nicht aber dichterisch versinnlicht. Ganz umgekehrt in der Trojanersage: Niebuhr nannte die Zerstörung dieser Stadt ein Symbol von dem Untergang des pelasgischen Stammes; in seiner ganzen Größe wird uns die nahe Thatsache dichterisch veranschaulicht, jene Idee aber ist in der Ilias so wenig zu finden, wie die Thatsache der Völkerwanderung in den Nibelungen. Von dieser Seite betrachtet, wird es einem etwas schärferen Auge wenig schwer fallen, in der Natur der Geschichte selbst die Nothwendigkeit in der spätern Gestaltung der historisch-poetischen Sage zu entdecken.

Denn wo eine Begebenheit unter größeren Massen vorgeht, oder vielmehr wo größere Massen die Begebenheiten gestalten, wie hier der Fall war, wo zugleich große Räume die Bühne bilden, wo gar vielleicht schon große Zeiträume hinter der Thatsache lagen, ehe nur ein dichtender Mann sich ihrer bemächtigte, da fällt sogleich die einfache Beobachtung weg und jene der Wirklichkeit und Natur treue Dichtung, wie sie der Grieche besaß, war weiter keine Möglichkeit mehr. Der erweiterte Raum und die gedehnte Zeit sind die Quelle der unbestimmteren Vorstellungen des Menschen von den Dingen. Jede Ferne hat für uns Wunder; Wunderbares zu vergrößern ist aber unsere Phantasie immer am geschäftigsten; rechnen wir gar die dunklen Regionen des menschlichen Gemüthes, das mit der neuen Zeit durch das Christenthum und den beschaulichen Hang der Deutschen anfing eröffnet zu werden, hinzu, und ziehen wir die jenseitige Welt herein, in deren Gestaltung die Christen freien Spielraum hatten, so haben wir alle Elemente des Romantischen beisammen, das wie Jedes und Alles, was der neueren Zeit ihre Eigenthümlichkeit gab, seinen allgemeinsten Ursprung in der Erweiterung des Gesichtskreises hat, und in unserem Bemühen, uns der Erscheinungen und Begebenheiten mit der Einbildungskraft zu bemächtigen, da wir es mit den Sinnen nicht können. Es muß von dem Geschichtschreiber der Dichtung neuerer Völker gefordert werden, daß er der Ausbildung dieser romantischen Vorstellungsart nachgehe. Was in diesem Punkte besonders von den Engländern, vielfach auch von Deutschen geschehen ist, ist für eine geschichtliche Betrachtung meist unbrauchbar. Es wird sich aus dem Verfolge deutlich genug ergeben, daß keinerlei Literargeschichte irgend eines europäischen Volkes streng genommen außer der Verbindung mit dem Ganzen kann betrachtet werden; denn die ganze Bildung der neuen Welt hängt

innerlichst zusammen. Welch eine Beschränktheit ist es nun, zu streiten, ob die romantische Kunst durch die Briten oder die Dänen, durch die Franzosen oder die Araber über die Welt gekommen sei! Man muß daher die innere historische Entwickelung dieser neuen Betrachtungsart der Dinge zu verfolgen suchen, und dazu liegt hier der erste Anlaß, weil für das deutsche Volksepos hier die Hauptquelle der Art von Romantik liegt, die wir in ihm vorherrschend finden. Dies sind große Heerfahrten, Völkerkämpfe und ungeheure geographische Räume, deren Umfang ganz eigen mit den Grenzen der Wanderungen deutscher Stämme übereintrifft, so daß unsere volksthümlichen Epen im offenbar gleichen Verhältniß zur Völkerwanderung, wie die späteren französischen Dichtungen zu den Kreuzzügen erscheinen. Leitet sich das Wunderbare theilweise von der halben Kenntniß dunkler Ferne her, so sieht man sogleich, wie der Gebrauch desselben in den deutschen Epen viel unbedeutender sein mußte, als in den französischen, und es stellt sich auch durch Ledebur's, Dahl's und noch neuere Untersuchungen heraus, daß namentlich im Nibelungenliede die geographische Unbestimmtheit mehr verschwindet. Hätten wir mit der scandinavischen Poesie zu thun, so würden wir die allerersten Spuren romantischer Vorstellungen in der halben Kenntniß der ungeheuren Natur finden; denn diese Vorstellungen haben eine so regelmäßige Entwickelung, daß man deutlich zeigen kann, wie sie sich erst ganz materiell an der Natur und ihren geheimnißvollen Kräften und Geschöpfen äußern, dann, wenn die Heimat erforscht ist, sich mit der Fremde, mit ihren Besonderheiten, mit Reisen und Reiseabenteuern beschäftigen, daß sie dann vom Raume in die Zeit überspringen und erst die älteren, dann auch die neueren Geschichten in ihren Kreis ziehen, von da aber in verschiedener Weise in die räthselhafte Geisterwelt eindringen, so daß sie sich von Anfang bis zu Ende immer mehr verflüchtigen und immer nach der Aufklärung des einen Asyls zu einem anderen dunkleren flüchten. Je älter die Zeit, desto mehr sehen wir jene Anfänge herrschen, je neuer, desto mehr dies Ende. So ist die nordische Dichtung mit Riesen, Zwergen und Ungeheuern aller Art gefüllt, mit sonderbaren Thieren, wunderkräftigen Früchten, Thierverwandlungen, verhängnißvollem Golde. Alles Geographische ist hier vag und ungewiß, denn die Fahrten der Nordländer gingen zur See vor sich, die Fremde spielt hier nicht die große Rolle, wie in dem Volke, von dessen Kerne die große Wanderung über Europa ausging. In unseren Nibelungen nun stehen wir noch auf dem bekannteren heimischen Gebiete, und das Ungewisse in den örtlichen Bestimmungen ist noch unbedeutend. Allerdings ist anzunehmen, daß vieles

Geographische Zusatz späterer Zeiten ist; für die Beobachtung aber, wie das Romantische in allen Zeiten und bei allen Bildungsstufen ein steter Begleiter der Vorstellungen von einer ungewissen Ferne ist, ist es gleichgültig, ob diese Bestimmungen älter oder neuer sind. Hier nun ist die Art, wie in den Nibelungen das Sichere und Ausführlichere im Oertlichen, wie in dem Geschehenden das Einfache und Natürlichere schwindet, sobald sich der Held der ersten Hälfte von dem südlichen Boden nach dem Norden entfernt, durchaus charakteristisch. Durch die ganze Geschichte läßt es sich unendliche Male zeigen, wie in einerlei Werk und Gedicht die Entfernung vom heimatlichen Boden fast nothwendig die Entfernung aus dem Kreise der Wahrscheinlichkeit oder gar Wahrheit mit sich führt. In den jüdischen Sagen ist vor und nach der Wanderung nach und aus Aegypten Einfachheit und Planheit, aber diese Wanderungen selbst sind am Anfang und Ende mit Wunderbarkeiten von allerhand Art geschmückt. In der nordischen Sage von den Wolsungen und Giukungen wächst mit der Entfernung der Länder vom Norden das Fabelhafte. In der Odyssee ist ein Stufengang des Seltsamen und Unerhörten, es steigt regelmäßig mit der Entfernung nach Westen und sinkt ebenso mit der Rückkehr nach Osten: hier sind alle Elemente der lebendigsten und ausgebildetsten Romantik schon frühe unter dem Volke, das diese Art von Poesie nur nicht vorzugsweise pflegen konnte, eben weil ihm Alles nahe und durch den lebhaftesten persönlichen Verkehr klar war. Als durch Carthager und Massilier der atlantische Ocean befahren ward, schob sich das Land der Wunder noch weiter in den Westen; seit Alexander aber überwog der Osten und beschäftigte fortan jede Einbildungskraft. Die Griechen um Alexanders Zeit selbst nahmen Indiens Naturwunder zu ihrem Gegenstand; die späteren Romanschreiber knüpften ihre Reiseabenteuer an die dunkle Geographie und an die dunkle Weisheit des Ostens, der Babylonier und Aegypter, und verknüpften die Fortschritte in der Kunde vom Nordwesten und Norden Europas damit; das Mittelalter kehrte zu dem Geschichtlichen, zu dem Wundermann selbst zurück, den es bis an die Grenzen der Welt, ins Reich der Gewässer und der Lüfte, endlich bis ins christliche Paradies wandern ließ. Nicht allein in der unbewußten Dichtung des Volkes, auch in dem Gedichte eines Ariost herrscht dieselbe Erscheinung vor: seine wunderlichsten Gestalten und Geschichten liegen fern im Osten und Westen. Ariosts Werk aber bezeichnet die Grenze dieser Art von Romantik; mit der Entdeckung des Seeweges nach Indien und der westlichen Erdhälfte verschwand diese Art von Dichtung nothwendig. Mancherlei konnte sich, wie noch in Persiles und

Sigismunde die alten griechischen Romane, nachahmen lassen, allein um original zu bleiben, mußte man, wie Milton, den Himmel und die Hölle, oder wie Andere, die Geisterwelt zu Hülfe nehmen; das räumlich Romantische, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, hörte, wie es mit einem einzelnen verschlagenen Reiseabenteurer in der Odyssee oder in der jüdischen Sage begonnen hatte, mit einem einzelnen Reiseabenteurer, dem Robinson, vollständig auf und konnte selbst dann nur als Kinderbuch seine größte Wirkung machen.

Das deutsche Nationalepos kam durch diese Verhältnisse in eine ganz eigene Lage. Es hatte die vage Schaubühne und den ungeheuren Spielraum der französischen Gedichte nicht, welche sich über den ganzen Osten ausbreiten, es hatte aber eben darum auch manchen Gewinn an Vorstellungen nicht; hat es nicht ganz in dem Maße die Unbestimmtheit der Oertlichkeiten, so hat es doch die Unbestimmtheit der Thatsachen. Dies liegt eben in dem Charakter der Geschichte, die seine Grundlage ist. Der Charakter jener Stoffe, die wir noch in und nach der Völkerwanderung ausnahmsweise in dem engeren Stamme der Langobarden herrschen sahen, jener Erzählung von Hermanrich bei Jornandes, der Charakter einzelner Begebenheiten und enger heimatlicher Verhältnisse mußte seit der Völkerwanderung nothwendig aufhören. Die früheren kleinen Ereignisse wurden von den ungeheuersten Bewegungen verdrängt, der feste vaterländische Boden mit der ungewissen Fremde vertauscht, die kleinen thätigen habsüchtigen Könige, wie noch im Walther, weichen jenen in erhabener Unthätigkeit ruhenden, nur schwer im Kampf erscheinenden, reichen und glänzenden Herrschern, die die Dichtung vor Attila und Theodorich so wenig kennen konnte, wie die Wirklichkeit selbst sie kannte. Sobald sie erschienen waren, strebte die Dichtkunst, diese großen Persönlichkeiten in ihr Gebiet herüberzuziehen, wo sich dann bald die poetischen Sagen um sie versammelten. Der Dichter, sagt Dahlmann, will durch seine Schöpfungen die Gegenwart übertreffen, nur klein war da der Lohn des Beifalls oder der Gunst, der sich durch Besingung der Kriege kleiner Landeskönige unter einander gewinnen ließ. Das hieß weit unter dem stehen, was die Gegenwart leistete. Er sagt es in Bezug auf einen besonderen Fall bei Saxo: es läßt sich auf die gesammte Dichtung des Mittelalters anwenden. Geblendet an den außerordentlichen Gegenständen, welche die wirkliche Welt darbot, unfähig, diese zu übermächtige wirkliche Welt zu zwingen, rang die Dichtkunst, sie noch zu überbieten und mußte nothwendig in jenen Hang zum Uebertreiben verfallen, dem man in allen mittelalterlichen Dichtungen sogar den inneren Zwang ansieht. Hier liegt

:eitig eine der Hauptursachen des Mißfallens, das so Viele an diesen
ıtungen finden. Das Faßbare und Einfache verschwand aus der Ge=
)te; an die Stelle der Kraft trat die Macht, an die Stelle des Vaterlandes
Belt, an die Stelle des Einzelnen die Massen; man kann Alles zusammen=
n: an die Stelle des einfachen Handelns, wie es Verhältnissen und
tänden gegenüber, dem Menschen des ursprünglichen Instinctes noth=
dig wird, ein weitaussehendes aus Planen und Grillen, aus Ideen
Launen fließendes Bestreben. Dies ward weiterhin der Charakter der
ten im Mittelalter und ihrer Handlungen, es ward der Charakter der
ıtungen und der darin erzählten Begebenheiten. Dies geschah seitdem der
re Glanz der arabischen Reiche das Altrömische, und seit Karl der
ße die alten Könige der Völkerwanderung überbot. Sein Auftreten als
teroberer, der unerhörte Glanz seiner Herrschaft, seine großen Ent=
fe, sein Weltüberblick in den Ideen von Einem Christenreich und
r Kirche, mit Einem Gott und Einem Cultus, seine Entwürfe zur
bindung von Flüssen und Meeren, seine Verhältnisse zu den Chalifen,
Wegspringen über mehrere Jahrhunderte bei Erneuerung des römi=
ı Kaisernamens, alles dies sind in der Geschichte und Wirk=
keit Erscheinungen, welche den Erfindungen der Dichter entsprechen:
Wunder also, wenn der Lobgesang auf den heiligen Hanno die
ten Karls mit denen des Cäsar in Eins verschmilzt! Aber schon lange
Karl finden wir dies Verschmelzen geschichtlicher Erinnerungen:
n Jornandes von seinen Franken das kaum sich erholende Troja
er zerstören läßt, oder wenn Attila und Theodorich und Hermanrich
n einander gerückt werden! Dieses Bestreben „auf ein einziges
pt den Glanz langer Jahrhunderte zu sammeln, oder auch den Reich=
ı einer einzigen großen That wieder auszutheilen unter mehrere Ge=
chter," das Zusammenrücken von Räumen, Zeiten und Menschen ist
germanischen Sage uranfangs so natürlich, sie ist schon ganz frühe
n so übermäßig kühn, wie es nur so ganz ungewöhnliche Zeiten
lich machen, die uns auch die Geschichte selbst nur im großen Ueber=
g der Jahrhunderte vorlegen kann. Welch ein Document ist dafür
t das Eine angelsächsische Wandererslied! So riesenhaft drückt die
ntasie eines jungen Volkes die Länder und Geschichten zusammen,
ihm auseinanderzuhalten zu unbequem wird! Ein solches Beispiel
der Art und Weise, wie die dichtende Kraft so früher Zeiten mit
sachen und Räumen umspringt, sollte hinreichen uns die richtigen
riffe von der geschichtlichen Anlehnung einer Sage zu geben; sollte
eichen uns davon abzuschrecken, das Maß unserer Kritik an sie zu

legen, und zwei Elemente auf einander wirken zu lassen, zwischen denen es kein Bindemittel jemals gegeben hat noch jemals geben wird. Was haben nicht die Gesta Romanorum auf die einzige Beobachtung hin, wie die römische Cultur in das Recht aller Völker eindrang — was die reali di francia auf die Betrachtung der Verdienste der fränkischen Könige um das Christenthum hin, alles Wunderbare gedichtet und zusammengestellt! Nicht anders war es in Bezug auf die Völkerwanderung.

Die großen Verhältnisse, in denen sich die deutsche Sage der Natur der Geschichte nach, von Anfang an bewegte, mußten gleich ihren ersten Anfängen die Fähigkeit mittheilen, sich an einander zu reihen, zu wachsen, sich innerlich auszubilden; sie veränderten das historische Lied, das sich auf einzelne Thatsachen bezog, jene Gesänge, über die wir oben so viele Zeugnisse hörten und von denen uns das Ludwigslied ein spätes Beispiel gibt; sie setzten diesen in sich fertigen und abgeschlossenen Liedern Rhapsodien zur Seite, die sich als Theile auf ein größeres Ganze beziehen ließen. Den Nordländern entgeht ein ausgebildetes Epos und eben so jene Anfänge, die in sich die Anlage gehabt hätten, sich zu einem solchen zu bilden.

Die nordische Dichtung kennt den Sigurd daher überall in Familienverhältnissen und vereinzelter, wo ihn die deutsche Sage in große Verbindungen bringt, in den Kreis des Dietrich zieht, an sein Schicksal das Schicksal von Völkern knüpft. Wer diese Siegfriede des Nordens und der Deutschen vergleicht, wer die Volsunga= und Viltinasage neben einander liest, wer ein Eddalied mit dem Hildebrandliede zusammenhält, der wird sogleich finden, daß die scandinavische Dichtung überall das Abrunden einzelner, herausgehobener Begebenheiten liebt, die deutsche aber überall einen großen Zusammenhang voraussetzt. Darum fügte sich Sigurd in die Dietrichsage nur schwer, und darum ist Dietrich seinerseits in den Norden fast gar nicht gedrungen. Dennoch war die gothische Sage so weit verbreitet, daß sie bis nach England kam, wo uns Winke erhalten sind, nach denen viele Helden der Sage für uns verloren gingen. In diesen Zeugnissen schon werden überall jene großen Verhältnisse angedeutet, und jener weite Umfang, der hier durchaus charakteristisch ist; und diese treten auch in dem berühmten H i l d e b r a n d l i e d e hervor, dem fast einzigen Reste, der uns auf die reiche Volksdichtung blicken läßt, die im 8.—10. Jahrhundert geherrscht haben muß, ehe es den Geistlichen gelang, diese Trümmer des Heidenthums dem Volke ganz zu entziehen.

Wir setzen die Arbeiten der Gebrüder Grimm und Lachmann's über

dies Lied als bekannt voraus[40]). Es ist reimlos, und wie das von den Grimm zugleich herausgegebene Wessobrunner Gebet, alliterirt. Der große Aufschluß ist durch diese Funde gewonnen, daß der ältesten deutschen Dichtung nicht weniger als der nordischen und angelsächsischen, die Alliteration völlig eigen war, eine Reimform, der wir vielleicht allein zu verdanken haben, daß unsere Poesie die Zählung der Rhythmen nicht gegen die Silbenzählung der romanischen Nationen aufgab, indem die Alliteration sich an Accent und die Geltung der Worte genau anschloß. Das Vaterland unseres Liedes setzen die Herausgeber nach Hessen und nennen den Dialekt, der doch sehr ins Niederdeutsche neigt, fränkisch; der Zeit nach gehört es ins 8. Jahrhundert, ist also mit den Eddaliedern gleichaltrig. Auch hier lehrt ein einziger Blick, daß das deutsche Gedicht vor diesen letzteren durch größere Wahrscheinlichkeit und Einfachheit in der Begebenheit, in den Reden durch ungesuchteres menschliches Gefühl ausgezeichnet ist, und sei die Darstellung auch an einigen Punkten so kernig und kraftvoll, die Sprache so kühn wie in der Edda, so ist doch keine Spur von jenem Ungeheueren in den Figuren und Bildern, oder von gesuchter Dunkelheit und lyrischem Schwung: die epische Form drängt sich hier im Gegentheil ganz überraschend selbst in den Dialog, und eine gleichmäßige Ruhe liegt über den Reden des Zorns, des Schmerzes, und über die Werke der Kraft verbreitet, was uns höchlich bedauern läßt, daß das Gedicht nicht ganz und nicht besser erhalten ist. Wenn wir es mit den späteren Behandlungen, die in der Grimm'schen Ausgabe mitgetheilt sind, vergleichen, so ist es einzig, in wie vielen bedeutenden Punkten es höchst vortheilhaft voransteht. Hier wird man nicht gleich Anfangs so genau bekannt mit Vater und Sohn, die sich hier kriegerisch begegnen, noch mit der Sicherheit des Vaters über den Ausgang des Zweikampfs; hier veranlaßt nicht die Sonderbarkeit, daß einer dem andern seinen Namen nicht sagen will, den Kampf zwischen beiden, sondern der Unglaube des Sohns und die Gereiztheit des Vaters über diesen Unglauben. Wie charakterisiren beide Züge den ehrlichen Alten und den leichtfertigen Jungen; wie anders stellt dies zugleich das Interesse, da nun nicht allein der

---

40) Lachmann, über das Hildebrandlied (in den Abhh. der Berliner Akad. 1833). J. und W. Grimm, die beiden ältesten Gedichte aus dem 8. Jahrh. Cassel 1812. W. Grimm, de Hildebrando etc. Gotting. 1830. Feußner, die ältesten alliterirenden Dichtungen in hochd. Sprache. Hanau 1846. Chr. Wilbrandt, Hildibraht und Hadhubraht. Rostock 1846. Das Hildebrandlied, herausgeg. von Vollmer und Hofmann. Leipzig 1850.

Leser, da auch der Vater und der Sohn wissen, sie bekämpfen einander. Hier wird nicht der Kampf wie dort ins Scherzhafte gezogen, keine überraschende Wirkung in Worten noch in Scenen ist gesucht, gewiß würde auch der Schluß nicht die possenhafte Wendung gekannt haben, wie jene späteren Lieder. Wäre uns dieser Schluß erhalten, der gerade in den verschiedenen dichterischen Bearbeitungen und in der Viltinasage so verschieden behandelt ist, so würden wir noch deutlicher erkennen und beurtheilen, ob und in wie weit unser Lied dem größeren Sagenkreise nahe steht. Der Ausgang in jenen späteren Liedern gibt dem Inhalt den Charakter einer einzelnen Begebenheit; sie suchen diese in sich selbst zu vollenden, sie bieten Witz, Scherz und Alles auf, um dieser einzelnen Begebenheit Reiz zu geben, und gerade damit geben sie ihr ein beschränkteres Interesse. Diese Lieder tragen, um wieder hierauf zurückzukommen, ganz den Charakter, der auch in jenen langobardischen Romanzen gelegen haben mag, wo immer einzelne geschlossene Begebenheiten der Gegenstand waren. Als aber durch die Völkerwanderung jene weitere Theilnahme an einer umfassenden Sage von einem Weltereigniß, das sich in ein einziges Gemälde nicht fassen ließ, angeregt war, nun mußte jedes einzelne Ereigniß in Bezug auf jenes Ganze gesetzt werden. In diesen Bezug ist das Hildebrandlied gesetzt, und in diesem seinem rhapsodischen Charakter liegt der eigentliche Werth und die große Bedeutung desselben. Aus dem Alterthum der neueren Welt gibt es wohl kaum eine rhapsodische Erzählung, welche das Gepräge des Zusammenhangs mit einem weiteren epischen Ganzen so deutlich an sich trägt, wie dieses Lied [41]), das gleich im Anfang bei der Andeutung von Hildebrands merkwürdiger und großer Vergangenheit das Interesse des Lesers weit über die Gegenwart hinwegführt. Die Tausende von Versen in der Ravennaschlacht oder der Flucht geben nicht so ein passendes Bild von jenen Wander- und Heldenzeiten, wie die wenigen Züge dieses kleinen Liedes, und jenes urkräftige Heldenwesen, das in späteren Gedichten so leicht durch Sonderbarkeit und Uebertreibungen in den Charakter des Eisenfresserischen übergeht, tritt hier in schmuckloser Reinheit und Würde auf. Auch was die Sage selbst angeht, so ist zwar schon die Zeit Attila's mit Theodorichs zusammengerückt, und (der in der Geschichte besiegte) Odoaker der Sieger, vor dem Dietrich flieht, aber dennoch scheint in dem Auftreten Odoakers und in dem Schauplatz

41) Wenn Lachmann (über das Hildebrandlied) glaubt, der Dichter des Hildebrandliedes brauche die übrigen Theile der Sage nicht gekannt zu haben, so bemerkt W. Grimm sehr richtig dazu: Möglich! aber sehr unwahrscheinlich! so daß fast zu leugnen.

der Sage ein festerer geschichtlicher Boden als in späteren Erzählungen von Dietrich durchzublicken; und man nimmt sicherer jederlei Entstellung in den späteren Sagen an, als hier einen Versuch, die Sage mit der Geschichte übereinstimmender zu machen.

So weit also führte die Völkerwanderung, daß sie die ursprüngliche poetische Erzählung, welche in sich abgerundeter, passender für den Gesang, für Erregung eines augenblicklichen Antheils, einer einzelnen Empfindung war, auflöste, erweiterte, ausdehnte auf großartige Verhältnisse und Zustände, die sich nicht mehr in Einem musikalischen Vortrag abschließen ließen, sondern in ein großes Bild von einer ganzen Welt geformt sein wollten. Stoffe zu einer einfachen poetischen Erzählung zu bieten, war jede einfache Begebenheit, die nicht alles Interesses ermangelte, fähig; Stoffe aber für eine Reihe von encyclischen Rhapsodien konnten nur solche außerordentliche Begebenheiten erschaffen, wie der Trojanerkrieg, wie die Völkerwanderung und die Kämpfe des Christen- und Heidenthums. Auf solchen großen Erschütterungen ruhen alle größten Volksepen, die wir besitzen; und wo ein einzelner Dichter sich epische Gegenstände wählte, da griffen die größten Köpfe am entschiedensten nach solchen Begebenheiten, wie Ariost, Tasso, Camoens, oder nach solchen Männern, die ähnliche Umwälzungen in der Geschichte hervorbrachten, wie die Dichter der Epen von Alexander im Mittelalter. Allein mit diesem Stoffe zu der epischen Rhapsodie war eben noch kein Epos gegeben. Es war nicht genug die Dichtung auf große Verhältnisse zu lenken, an denen sie sich zersplitterte; es kam darauf an, das Getheilte auch wieder zu verbinden und zu vereinigen. Dazu bedurfte es der Kräfte der Einzelnen. Die Anstrengungen des Volkes waren nöthig, um einen weiten und würdigen Stoff zu erschaffen; um ihn zu einem Erzeugnisse der Kunst zu bilden, bedurfte es der Einheit und der Rückführung auf ein Ganzes. Eben so wie Karl der Große die germanischen Stämme wieder zusammenband, so geschahen von demselben Bedürfniß aus seit ihm und durch ihn die ersten Schritte zur Sammlung und Vereinigung der epischen Sagen. Die Nachricht von seinem Sammeln deutscher Gesänge[42]) bezeichnet daher den ersten Schritt zur Zusammensetzung epischer größerer Gedichte aus einzelnen Gesängen. Denn sobald eine zusammenhängende Reihe solcher Lieder aufgeschrieben und bequem zu übersehen war, so mußte wohl an einem Hofe, der mit der lateinischen und griechischen Literatur bekannt zu werden strebte und der poetisch das Alterthum

42) Die bekannte Stelle in Einhart's Leben Karl's des Großen.

zu verjüngen suchte, von selbst die Aufforderung kommen, jene Lieder unter einander zu verbinden. Hier liegt der Ursprung eines jeden auf diese Weise aus Volksgesängen entstandenen Epos. Eine Zusammensetzung dieser Art fließt aus einem bestimmten Gedanken, um den sich die einzelnen Theile fest versammeln, den sie halb dem epischen Dichter an die Hand geben, den dieser zur anderen Hälfte ausbildet. Diese Einheit, die man als einen Beweis gegen die volksmäßige Entstehung der großen Epen hat geltend machen wollen, ist die Grundbedingung jedes größeren in ein Ganzes geschlossenen Volksgedichtes. Das Epos dankt überall seine Entstehung und im Mittelalter insbesondere seine ungeheuere Verbreitung und Mannichfaltigkeit demselben Geist, der, wie er hier das Zerstreute und Vereinzelte in der Dichtung, so in anderen Verhältnissen die Mönche in Orden, die Edlen in einen Ritterstand, die Handwerker in Gilden verband und schloß, und diese Körperschaften mit Ideen durchdrang und für Ideen begeisterte. Jedes bessere Epos im Mittelalter ist, wie jedes größere Bestreben dieser Zeit von Ideen getragen; und diese unterscheiden sich von den Gedanken, die z. B. die Ilias und Odyssee durchdringen, so charakteristisch, wie die ganze neuere Dichtkunst von der alten. Sie unterscheiden sich wieder unter sich, und das Aeltere, reiner Volksmäßige, eben das deutsche Nationalepos, kommt dem antiken näher, als das spätere, das schon reine Abstractionen, die der Poësie eigentlich nicht mehr angehören, zu ihrem Mittelpunkte nimmt. Schade, daß das zu Große und zu Tiefe dieser Menschen Geist beschäftigte! sie blieben dadurch hinter dem Mittelmäßigen oft zurück. Das deutsche Epos mochte wohl streben, die ganze Völkerwanderung zu bezwingen, allein es scheiterte daran, wie Karl der Große, indem er suchte das ganze Gebiet der ausgewanderten deutschen Stämme wieder unter Einen Gebieter zu bringen und mit dem Einen Gedanken des Christenthums zu vereinigen. Wunderbar wie Alles, was dieses Bestreben Karls nachher so plötzlich zu nichte machte, gerade auch das deutsche Epos von dem vortrefflichen Wege ableitete, auf dem es von Anfang an war! Man rief durch den feindlichen Gegensatz der Religionen den Kampf und dadurch die Verbindung mit dem Orient hervor; die Normannen hatten schon bei Karls Lebzeiten ihn besorgt gemacht; die unnatürliche Verbindung mit Rom brachte nachher statt der gesuchten Einheit Spaltung im Christenreiche hervor und lenkte alle Bestrebungen der Deutschen nach dem Süden. So werden wir sehen, daß die Verhältnisse zum Orient, daß die durch die Normannen verbreitete britisch-bretagnische Poesie, daß die römische und christliche Cultur der deutschen Dichtung die empfindlichsten Schläge

versetzt. Was neben diesen großen Zeitverhältnissen ihrer Fortdauer und Fortbildung durch den geistlichen Eifer Ludwigs des Frommen geschadet werden konnte, der seines Vaters Sinn nicht theilte und die Volkslieder, die er in seiner Jugend gelernt hatte, später nicht mehr lesen noch hören mochte[43]), konnte nur von geringer Bedeutung sein. Man hat ihm Unrecht gethan, wenn man ihm den Verlust der alten Lieder, die sein Vater gesammelt hatte, Schuld gab. Auch Alfred pflegte wohl mit mehr Eifer die angelsächsischen Lieder, er lehrte sie seinen Kindern lesen, er spielte selbst den Harfner, Niemand verbot oder verfolgte hier diese Gesänge, auch die Normannen vertilgten sie nicht, weil dem Malmsbury noch großer Vorrath zu Gebote gestanden zu haben scheint, und doch ist so Weniges erhalten.

Ehe wir aber den weiteren Gang unseres Volksepos verfolgen, müssen wir sehen, welcherlei Dichtung um und nach Karls Zeit besonders gehegt ward, um uns nachher zu erklären, warum wir in der Zeit der Ottonen dasselbe plötzlich aus dem Munde des Volkes in die Feder der Geistlichen, aus der Volkssprache in die lateinische übergehen sehen.

III.

Die Dichtung in den Händen der Geistlichkeit.

1. Karolingische Zeit. Christliche Dichtungen im neunten Jahrhundert.

Die Ausbreitung der deutschen Stämme in Europa war das Erste, was die Dichtung der Deutschen mächtig anregen und auf die Dauer beschäftigen konnte; mit ihr war die Verbreitung des Christenthums unter den Deutschen genau verbunden, ein Ereigniß, das wichtig genug war, in einer poetischen Zeit die deutsche Dichtung zu ermuntern, ihre Sprache und Form den Quellen des neuen Glaubens zu leihen. Wie sich jede deutsche Geschichte um diese Zeiten neben der Völkerwanderung besonders um die Einführung des Christenthums kümmern muß, so sind auch die geistlichen Dichtungen, die in Folge dieser Einführung entstan-

43) Theganus, Vita Ludovici c. 19.

den, zunächst der Gegenstand der Geschichte deutscher Poesie. Die Verkündung dieser neuen Religion, ihr erstes Einwurzeln, der frischeste Eindruck, den sie machte, mußte einer Nation, wie die deutsche, auf deren Stämmen das Christenthum allein in seiner Reinheit ruht, zu theuer sein, als daß seine Dichtung daran hätte vorübergehen können. Den Geistlichen stand die Aufforderung zu einer Geistesthätigkeit in dieser Richtung sehr nahe; die lateinische christliche Poesie war seit sehr frühen Zeiten gepflegt worden. Wäre es Noth, so würden wir hier bis auf Clemens von Alexandrien und Gregor von Nazianz zurückgehen; doch genüge die Bemerkung, daß besonders in Spanien die poetische Umschreibung der biblischen Schriften Aufnahme und von da Verbreitung fand. Juvencus schrieb schon zu Constantins Zeit eine evangelische Geschichte in Hexametern, hauptsächlich nach Matthäus; die Weltschöpfung gab im fünften Jahrhundert dem Dracontius, später dem Claud. Mar. Victor, die Maccabäer dem Victorin, die Wunder Christi dem Sedulius, die Bücher Moses dem Avitus, die Apostelgeschichte dem Arator und Anderes Anderen Stoff zu lateinischen Gedichten. Auch in Deutschland entstanden, seitdem diese Dinge mit Beda's Poesien, mit Aldhelm's und Cudberts Werken eingeführt waren, eine Menge von kirchlichen lateinischen Dichtungen von dem verschiedensten Werthe. Die Anregung des Versuchs, auch in der Sprache des Volkes diese heilige Poesie zu pflegen, war damit gegeben. Unter den Angelsachsen hatten die Quellen unserer Religion ausgebreiteten Eingang in die Volkssprache gefunden; und man kam von der Uebersetzung biblischer Schriften bald auf Umschreibung und auf dichterische Ausschmückung. Denselben Gang schienen die Dinge schon in viel älterer Zeit bei den Gothen nehmen zu wollen. Dieser Stamm trägt überall die Kennzeichen einer verfrühten Bildung. Es wird ein Irrthum sein, wenn man angenommen hat, daß die Gothen schon frühe geschriebene Gesetze besessen hätten, ein Ruhm, der neuerlich mit einleuchtenden Gründen vielmehr dem fränkischen Volke zuerkannt worden ist[44]), von dessen ältestem Gesetzbuche traurige Trümmer in den Trümmern einer Sprache erhalten sind, die an Alter der gothischen Bibel gleich, wenn nicht vorgesetzt wird. Desto sicherer dagegen ist, daß die Gothen sich zeitig römischer und griechischer Wissenschaft bemächtigten, wie sich denn Jornandes schon im sechsten Jahrh. auf gothische Geschichtschreiber und Geographen berufen konnte; daß sie auf

44) A. Holtzmann, über das Verhältniß der Malberger Glosse zum Text der lex salica. 1852.

einer frühzeitigeren Stufe, als wir von anderen Völkern wissen, ihre Sprache zur Schriftsprache ausbildeten; daß sie zuerst unter allen deutschen Völkerschaften zum Christenthume bekehrt waren. In ihrer Mitte wirkte (318—88), jener ehrwürdige Ulfila[45]), der unter den Thervingen und Theifalen lebend lange Jahre das Christenthum lehrte und unter ihnen erst weiter ausgebreitet und tiefer eingeprägt zu haben scheint. Er predigte und schrieb in gothischer, lateinischer und griechischer Sprache und stand bei Kaiser und Volk in dem Lichte eines Propheten und Apostels. Von ihm ist jene berühmte gothische Bibelübersetzung, das erste christliche Buch in einer Vulgarsprache, das merkwürdigste Sprachdenkmal, das wir aus dem Alterthume der neueren Völker besitzen. Nach Philostorgius hatte Ulfila die ganze Schrift übersetzt, mit Ausnahme des Buchs der Könige, weil er dem Kriegseifer seines Volkes, der eher eines Zügels bedurfte, keinen Sporn geben wollte. Nur Bruchstücke dieses Werkes sind uns übrig geblieben.[46]) Was für Schicksale es gehabt, ist leider nicht bekannt. Ein Westgothe, der vielleicht schon zu König Eurichs Zeit (466—84), jedenfalls vor Ende des 6ten Jahrh., ehe die Westgothen katholisch wurden, eine polemische Erläuterungsschrift zu einer Evangelienharmonie schrieb, welcher das Evangelium Johannis zu Grunde lag, hat es, nach den erhaltenen geringen Bruchstücken[47]) zu urtheilen, bei seiner Arbeit benutzt. Bei solchen Beschäftigungen lag es nahe, daß man schon bei den Gothen, wie später unter Angelsachsen und Alemannen, auch zu dichterischer Behandlung dieses Gegenstandes gelangt wäre, wenn dies Volk an heimatlicher Stelle eine stetige Fortbildung erlebt hätte, statt daß es, zertheilt und nach dem Süden wandernd, seine nationale Bildung und sein Dasein an das Römerthum verlor.

Auf das innere Deutschland blieb die gothische Bibel, obwohl sie Einzelnen noch im 9ten Jahrh. nach Walafried Strabo bekannt war, wahrscheinlich ohne jede Wirkung; hier mußte daher der Weg zu christlichem Schriftthum und zu christlicher Dichtung in der Volkssprache ganz von vorne gemacht werden; und er war hier, unter getheilten Stämmen, und ferner von den alten Heerden der Bildung, sehr erschwert. Die

45) G. Waitz, über das Leben und die Lehre des Ulfila. Hannover 1840.

46) Ulfilas. Veteris et novi testamenti versionis gothicae fragmenta, quae supersunt etc. ed. H. C. de Gabelentz et J. Loebe. Lipsiae 1843—46.

47) Skeireins aivaggeljons thairh Johannen. ed. Massmann. München 1834. Vgl. Loebe, Beiträge zur Textberichtigung und Erklärung der Skeireins. Altenburg 1839.

Kirche selbst, die das Latein für die alleinige Kirchensprache ansah, war ein Hinderniß. Die arianischen Gothen hatten ihren Gottesdienst in der Volkssprache gehalten und die an der Donau Zurückgebliebenen hielten an dieser Sitte noch, wie Walafried erfuhr, im 9ten Jahrh. fest;[48]) unter ihnen hatte man nicht gezweifelt, daß diese Sprache das wirksamste und geeignetste Mittel sei zur Ausbreitung christlicher Lehre und Schrift. Ob aber Caedmon's und Otfried's und ähnliche Werke mit oder gegen den Willen der Kirche verfaßt seien, darüber kann man füglich mit Jacob Grimm zweifelhaft sein. Zwar nahm sich auch in Deutschland das Volk selbst, oder die Geistlichen für das Volk, der innigeren Einpflanzung des neuen Glaubens durch die Vulgarsprache eifriger an, als anderswo. Bis aber erst auf den Mainzer Concilien festgesetzt war, daß die Bischöfe die Homilien entweder lateinisch oder deutsch vortragen sollten, bis dem Volke gestattet war, das Vaterunser und den Glauben, wenn es denn nicht anders gehen wollte, in der Landessprache zu lernen, mußte schon Karls des Großen freierer Geist gewaltet haben, es mußte seine Sorgfalt für die deutsche Sprache vorausgegangen sein, wiewohl einzelne Gebete und Formeln, Uebersetzungen, Auslegungen, Ermahnungen, Kirchengesänge und Ordensregeln aus älterer Zeit vorkommen. Wie viele Mühe kostete es aber, bis man nur die Sprache diesen Versuchen gewachsen gemacht hatte! Denn bisher hatte man das Deutsche nur zum Volkslied und zum Hausgebrauche gehabt. Jetzt sollte es geschrieben werden, und der Pfaffe, der nichts als sein Latein wußte, fand nicht einmal die nöthigen Buchstaben, um die Aussprache zu bezeichnen; und die es schreiben sollten und wollten, waren oft gar Fremde. Man mußte den mechanischsten Weg nehmen, bis man sich mit der Sprache verständigen konnte. Das lateinisch-deutsche Wörterbuch, das man gewöhnlich dem heiligen Gallus zuschreibt, ist der Versuch eines Mannes, der der alemannischen wie der lateinischen Sprache gleicherweise nicht ganz Meister war. Nach fremden grammatischen Begriffen, durch Leute, die in fremder Sprache erzogen waren, mußte sich das Deutsche erst bilden, um den schriftlichen Quellen des Christenthums allmählig gewachsen zu werden. Daher besitzen wir aus den Zeiten vor und um Otfried so viele deutsch-lateinische und lateinisch-deutsche Wörterbücher, zu gelegentlich praktischem oder allgemein wissenschaftlichem Gebrauche, so viele Glossen, Interlinearübersetzungen und ähnliche Hülfsmittel zur Erlernung der Volkssprache, die namentlich in

48) Ulfilas, ed. Gabelentz et Loebe 2, 2, 7.

den Klosterschulen der Benedictiner entstanden. Von da aus schritt man dann zu freierer Uebersetzung biblischer und anderer kirchlicher Schriften, zur Umschreibung und endlich zu poetischer Paraphrase vor, wo wir dann im 9ten Jahrh. die beiden Evangelienharmonien erhielten, die unser nächster Gegenstand der Betrachtung sind. Wir übergehen die prosaischen Werke, die den Weg zu diesen dichterischen Erzeugnissen bahnten, und begnügen uns, aus der Zeit vor Otfried die fränkische Uebersetzung des Isidor[49]), die Bruchstücke einer geschickten Uebersetzung des Matthäus[50]), die Interlinearübersetzung lateinischer Hymnen[51]) aus dem 8ten Jahrh., und aus dem neunten die sogenannte Evangelienharmonie des Tatian oder richtiger des Ammonius von Alexandrien[52]) nur angeführt zu haben. Dies letztere gewandt ausgeführte Uebersetzungswerk, das wohl noch etwas vor Otfried fallen wird, führt uns dicht an den Gegenstand unserer beiden poetischen Evangelienharmonien heran, wenn es auch ohne geraden Einfluß darauf war; der Dichter der niedersächsischen nahm bei seiner Erzählung den Faden des Ammonius zum Führer.

Der Durchbruch dieser großen, zugleich christlichen und sprachlich-nationalen Schriftthätigkeit unter den Geistlichen in und nach dem 8ten Jahrh. ist durch die karolingische Herrschaft veranlaßt, und dieser ganze Zeitraum der Literatur ist als ein fränkisch-karolingischer zu bezeichnen. Karls des Großen edler Bildungseifer umfaßte schon alle drei Grundelemente der neueren Cultur zu gleicher Zeit. Er pflegte das Altklassische, aber dies konnte bei der Rohheit der Zeiten nur das Eigenthum weniger Gelehrten bleiben, wie sie sich an Karls Hofe zu heiteren Geistesspielen zusammenfanden. Er sammelte die alten Volksgesänge, aber ihr heidnischer Inhalt, wie national er war, konnte sich neben der neuen strengen Religion nicht halten. Er arbeitete für die Ausbreitung und Einprägung des Christenthums, für die Bildung der rohen Geistlichen zum Verständniß der Schrift und zu allerlei Wissenschaft. Und diese Thätigkeit, die in dem ganze Triebe der Zeit wurzelte, hatte die nachhaltigste Wirkung auf die ganze Volksbildung, der wir auch gleich

49) Isidori Hispalensis de nativitate Domini epistolae versio francica saec. octavi, ed. A. Holtzmann. Carolsruhae 1836.

50) Fragmenta theotisca versionis antiquae evangelii S. Matthaei, ed. Endlicher et Hoffmann. Vind. 1834. Zweite Ausg. von Maßmann. Wien 1841.

51) Hymnorum veteris ecclesiae XXVI interpr. theotisca. ed. J. Grimm. Götting. 1830.

52) Ammonii Alexandrini quae et Tatiani dicitur harmonia Evangeliorum etc. ed. J. A. Schmeller. 4. Viennae 1841.

in diesem Zeitraume der Literatur überall begegnen. Der fromme Kaiser hatte sich zwölf geistliche Helden in seinen Dienst gewünscht von der Höhe eines Hieronymus und Augustin, deren doch, wie ihm Alcuin verwies, Gott selber nur zwei geschaffen hatte. Ward ihm aber dieser Wunsch nicht gewährt, so besaß er doch eben diesen Alcuin, der die Seele des geistigen Lebens an seinem Hofe war, der es von da folgenreicher verpflanzte in Klöster und Klosterschulen, von dem das nächste Geschlecht schon rühmte, es hätten durch ihn und seine Schule die Franken sich den Römern und Athenern gleichgestellt. Sein Schüler war Rhabanus Maurus († 856), der als Abt in Fulda hier die erste Pflanzstätte gründete, wo ganz in Karls Sinne die sprachlich-nationale, die altklassische und die christliche Literatur nebeneinander gleiche Pflege fand. Von da aus trugen seine Schüler den Eifer für die deutsche Sprache, Walafried Strabo nach Reichenau, wo man zu seiner Zeit das Deutsche an deutschen Gedichten lehrte[53]), und Otfried nach St. Gallen, das, von Ludwig dem Deutschen aus Unbedeutung und Schutzlosigkeit emporgehoben, von da an auf Jahrhunderte eine Art Mittelpunkt deutscher Sprach- und Schriftthätigkeit blieb. Der Antrieb gerade zur Pflege der deutschen Sprache unter Geistlichen und für geistliche Zwecke war von Karl in doppelter Weise gegeben worden. Seine Liebe für die Volkssprache war aufrichtig und tief, und sie ist dem Weltherrscher aufs Höchste anzurechnen; die Versuchung, Alles in seinem Reiche unter Eine Sprache und Volksthum zu bringen, blieb ihm gänzlich fern. Wesentlich aber betrieb er ihren Anbau zum Zwecke der christlichen Unterrichtung, und Er, wie sein Alcuin und Maurus, ermüdeten nicht, trotz der allgemeinen Unfähigkeit der Geistlichen, die Predigt und die Homilienerklärung in der Volkssprache einzuschärfen. Der große Mann hatte die Welt mit der Herrlichkeit des fränkischen Namens erfüllt, und dies kam der Aufnahme der Volkssprache unter den widerstrebenden Geistlichen am wirksamsten zu Hülfe; indem Otfried seine alemannische Sprache fränkisch nennt, und in ihr eifersüchtig mit den lateinischen Dichtern wetteifern will, rechtfertigt er den Ausdruck des Mönchs von St. Gallen, daß die Völker wegen Karls Herrlichkeit von Spanien bis Baiern sich selbst als Unterworfene der Franken des fränkischen Namens rühmten. Die Wirksam-

53) Von Reginbert ward a. 821 ein Verzeichniß der Bücher in Sindleozesouwa (Reichenau) aufgestellt, worunter in vigesimo primo libello continentur XII carmina theodiscae linguae formata — in vig. secundo: carmina diversa ad docendam theodiscam linguam. Neugart episcop. Constant. p. 536. 547. 550.

keit in dieser Richtung überdauerte daher auch Karls Lebzeit und der Sinn für diesen christlichen Gebrauch der deutschen Sprache pflanzte sich in seinen Nachkommen fort. Daher finden wir jede einzelne der deutschen Dichtungen dieses Zeitraums an den Namen eines Karolingers angeknüpft. Die niedersächsische Evangelienharmonie ist, wie wir weiterhin noch hören werden, wahrscheinlich im Auftrage Ludwigs des Frommen gedichtet. Das Werk von Otfried ist in einem Acrostichon Ludwig dem Deutschen gewidmet. Das Bruchstück eines christlichen Gedichtes vom jüngsten Tage[54]), das nicht frei ist von heidnischen Anklängen, und das auch darum von Interesse ist, weil es von Otfried gekannt und benutzt war, ist nach des Herausgebers Vermuthung von Ludwig dem Deutschen selbst auf den Rand eines ihm gewidmeten Buchs aufgezeichnet worden. Das Ludwigslied endlich besingt einen anderen Enkel Karls des Großen, Ludwig III.

Die beiden Evangelienharmonien und alle jene vorhin erwähnten prosaischen Erzeugnisse christlichen Inhalts, die ihnen zum Theil vorhergingen, haben, wie schon die bloße Zahl der älteren und neueren Ausgaben[55]) beweist, immer eine verhältnißmäßig große Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und sie haben vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, wie noch Otfrieds ältere Ausgaben zeigen, außer dem sprachlichen und poetischen auch noch ein anderes, das christliche Interesse erregt. In unsern Tagen schlägt man das letztere nicht mehr hoch an, das sprachliche dagegen um so höher. Gewiß können auch diese ältesten Denkmäler unserer Sprache, gar wenn man die gothische Bibel einschließt, nicht werth genug gehalten werden, und mit Recht hat Grimm jede Zeile gothisch für uns classisch genannt. Die Anerkennung dieses Werthes jener Werke würde hier genügen, wenn wir nicht einige Bemerkungen zu machen hätten über die Ueberschätzung besonders der beiden Evangelienharmonien, von deren dichterischem Werthe wir zunächst zu reden haben, die zum Theil auf Verwechselung dieses mit dem sprachlichen Werthe dieser Werke zu beruhen scheint. Wir können in dem Wohlklang der althochdeutschen Sprache, in dem mannichfaltigen Wechsel ihrer Flexionen und Bildungen, in dem Reichthum und der Fülle, die sie darbietet, vortreffliche Elemente zu einem poetischen Vortrage finden, ohne darum Otfrieds und

54) Muspilli, ed. Schmeller; in Buchners neuen Beiträgen zur vaterl. Gesch. München 1832. I, 89 ff.

55) Eine vollständige Angabe aller althochdeutschen Quellen, mit Verzeichnung der Drucke und Handschriften findet sich bei Rud. v. Raumer, die Einwirkung des Christenthums auf die althochd. Sprache. Stuttgart 1845.

ähnlichen Werken wirkliche Poesie zuzuschreiben. Die Sprache ist für den Dichter immer bloßes Mittel, und wie der plastische Künstler stets mit dem Stoff zu kämpfen hat, bis er ihm die Lebendigkeit eingezaubert hat, die fähig ist auf die Einbildungskraft zu wirken, so hat auch der Dichter überall mit der Sprache zu ringen, um dem Gedanken feste Gestalt zu geben und der Phantasie ihn ergreiflich zu machen. Man hat nun mit Recht zwischen der äußeren und inneren Geschichte der Sprache geschieden, und aufmerksam gemacht, wie in Bezug auf jene von dem Sanskrit zum Gothischen, von da zum Althochdeutschen, zum Mittel- und Neudeutschen ein stufenmäßiges Rückschreiten Statt hatte und ein steter Verlust an sinnlichem Reichthum, an mannichfachem Ausdruck, an Wurzeln, Lauten und Formen, an Synonymen, an feineren Unterscheidungen der Begriffe, vielleicht selbst ein Verlust des Gesetzes der Quantität, das Grimm unserer alten Sprache zusprechen möchte. Darum dürfte man jedoch nicht behaupten, daß diese äußere Seite der Sprache im Gegensatze mit den Gesetzen der menschlichen Entwickelung stehe. Denn wären wir nur im Stande, hinlänglich weit zurückzugehen mit unserer Forschung, so würden wir nachweisen können, daß einst eine Zeit war, in welcher auch der physische Körper der Sprache von einer niedren Stufe zu jener Höhe hinaufrücken mußte, von welcher wir ihn nachher absinken sehen; es ist mit jeder physischen Geschichte der Völker und der Einzelnen nicht anders, und insofern würde dies nicht im Widerspruch mit aller übrigen Entwickelung stehen, in welcher Fortbildung und Rückgang für alle Dinge gleich fest geordnet ist. Auch die Dichtung und jeder andere Zweig geistiger Bildung hat eine solche sinnliche und eine spätere geistige Periode. Wenn nun behauptet wurde, die Dichtung sinke mit der Sprache, und damit gemeint scheint, jene erstere Periode derselben falle mit jener ersten der Sprache zusammen, so ist dem in der That nicht so. Unsere alten Dichtungen zeigen es fast ohne Ausnahme, wie alle Begünstigung durch die Sprache, die schärfste Begriffssonderung, die vielfachste sinnliche Unterscheidung und der größte Wortreichthum der Dichtung nichts nützen, wenn die geistige Ausbildung gering oder die Dichter gar gewöhnt sind in fremder Sprache zu denken. Wie aber diese fremden Sprachen auf die unsere gewirkt, darüber Untersuchungen anzustellen, scheint eine schwierige aber höchst belohnende Aufgabe[56]) zu sein, deren Lösung nothwendig scheint, wenn die Geschichte unserer

---

56) Einiges dahin Einschlägige in Rud. v. Raumer's angeführtem Werke.

Sprache nicht einseitig ausfallen soll. Es wäre wunderbar, wenn in allen erdenkbaren Verhältnissen, und nur in der Sprache nicht, der Einfluß des Fremden und Alten auf die deutsche und neue Welt überhaupt Statt gehabt haben sollte. Man kann daher dem Herausgeber des gothischen zweiten Korintherbriefes[57]) den Einfluß des Griechischen auf das Gothische schwerlich ganz ableugnen, den er behauptet. Auf jenen physischen Theil der Sprache, auf Wurzeln, Bildungen und Beugungen konnte allerdings die fremde Sprache nicht oder wenig wirken, dies liegt in der Natur der Sache. Allein in Bezug auf das Geistige, auf das Syntaktische, scheint der Einfluß des Griechischen aufs Gothische und des Lateinischen aufs Althochdeutsche nicht zu verkennen. Wenn daher die gothische Sprache allerdings ihre Reinheit, Ungemischtheit und Eigenthümlichkeit in allen Lauten, Formen und Flexionen behauptet, und die Bibel des Ulfila trotz ihrer großen Treue das Eigene der gothischen Etymologie bewahrt hat, so würde doch ein Gothe des Adels oder des Volks schwerlich geurtheilt haben, daß sich die aufgenommenen Fremdwörter und die abstracten Sätze des griechischen Textes ohne Zwang in die gothische Rede fügten, und manche Beispiele der wörtlichen Uebertragung im Ulfila dürften Beweise von zwangvoller Verrenkung der Sprache vielmehr, als von der Biegsamkeit und Bildsamkeit des Gothischen sein. So liegt es in Otfrieds ausdrücklichen Worten, daß er, eben so gut als er in den fränkischen Liedern nach lateinischer Prosodie kein Metrum findet, auch die Regeln der lateinischen Grammatik an seine deutsche Sprache hält; und wenn er selbst lateinische Worte in eben der Art, wie sie in den Glossen sich übertragen finden, in seinem Werke gebraucht, so ist zu zweifeln, ob darum dergleichen Worte im lebendigen Gebrauche waren[58]).

Von den beiden sogenannten Evangelienharmonien, die uns die älteste geistliche Dichtung in Deutschland darbietet, ist die Eine, zwischen 863—72 entstanden, von dem Weißenburgischen, von Geburt wohl alemannischen Mönche Otfried[59]), hochdeutsch, die andere, auf Veranlassung Ludwigs des Frommen verfaßte[60]), daher etwas ältere,

57) Ulphilae goth. vers. epistolae divi Pauli ad Corinthios secundae etc. ed. Castilionaeus. Mediol. 1829.

58) Grimm, Rechtsalterthümer p. 301.

59) Krist. ed. Graff. Vgl. Lachmann's Artikel Otfried in der Encyclop. von Ersch und Gruber.

60) Heliand ed. Schmeller. Heliand scheint wirklich ein Theil des Werks zu sein, das nach der erhaltenen praefatio in librum antiquum lingua saxonica scrip-

niedersächsisch. Was jene für die nähere Kenntniß der althochdeutschen Sprache bedeutet, theilt sie mit manchen anderen prosaischen Resten; für die altniederdeutsche ist diese eine desto unschätzbarere Quelle, je vereinzelter sie ist. Beide sind unter sehr verschiedenen Verhältnissen gedichtet. Ein ganz verschiedenes Christenthum, eine ganz andere Bildung bedingte im Norden und Süden ganz abweichende poetische Erzeugnisse dieser Art. Im Norden fand das Christenthum, das die Richtung seiner Ausbreitung von Süden her dem großen Strome der Wanderungen entgegen nahm, erst später und langsamer Eingang zu den reiner deutschen Stämmen, als im Süden unter die mit Kelten und Römern vielfach gemischte Bevölkerung. Im Süden predigten britische Apostel, die in England die Erfahrung gemacht hatten, nicht allein wie man rohen deutschen Stämmen am leichtesten den christlichen Glauben annehmlich machte, sondern auch, wie man einen vorbereiteten Grund, der hier aus der römischen und gothischen Zeit ähnlich wie unter den Briten, als die römischen Missionäre hinkamen, liegen und ähnlich gelitten haben mochte, bearbeiten müsse. Im Norden geschahen die Hauptschritte zur Verbreitung des Christenthums erst durch Karl den Großen und mit Gewalt; es ward oberflächlich dadurch eingeführt, brauchte aber eben deshalb nicht von Missionären anbequemt und entstellt zu werden. Spärliche Klöster, sehr späte Kirchen, bis ins 12. Jahrhundert Wildniß und der alte Zustand der Germanen des Tacitus, einzelne Meierhöfe und Wälder von ungeheurer Ausdehnung, vor Heinrich dem Löwen erweislich wenig Anbau des Bodens, Städte in sehr geringer Anzahl, dies Alles läßt uns errathen, wie lange sich heidnische Sitten und Gebräuche hier neben den christlichen erhalten haben mögen, so daß erst allmählig, im Volke und durch das Volk langsam wurzelnd das Christenthum Boden faßte, während es in dem Süden mehr eingeimpft ward durch Cultus und Priester. Dieser ursprünglichen Einführung gemäß hat sich auch in

---

tum (in Flacius catal. testium veritatis — vgl. Lachmann über das Hildebrandlied p. 5. Note) von Ludwig dem Frommen einem sächsischen Dichter aufgetragen ward, der dieses Werk tam lucide tamque eleganter juxta idioma illius linguae exposuit, ut audientibus et intelligentibus non minimam sui decoris dulcedinem praestet. Tanta namque copia verborum tantaque excellentia sensuum resplendet, ut cuncta Theudisca poemata suo vincat decore. Lateinische Verse auf den Dichter, die dieser Vorrede beigefügt sind, sagen, er sei ein Bauer gewesen, den, wie den Hirten Caedmon unter den Angelsachsen, eine Stimme im Schlaf zu dem Dichtungswerke berufen. Dies würde das Volksmäßige des Werkes erklären, das eine ganze biblische Geschichte umfaßt hätte, von der also unser Heliand nur einen Theil ausmachte.

allen späteren Zeiten das Christenthum im Norden und Süden verschieden gestaltet; der letztere ist auch hierin wie in Allem der romanischen Cultur näher geblieben, die eben von der Mischung des Keltischen, Römischen und Germanischen bedingt wird. Im Norden sind wenige Spuren von der Wirksamkeit solcher gelehrter Theologen, die in Süddeutschland so frühe gefunden werden. Schon die Gothen, sahen wir, hatten frühzeitig Geistliche von gelehrter römischer Bildung; früh konnten im Süden Klöster und Pflanzschulen entstehen, und viele zusammentreffende Dinge förderten hier die geistige und übrige Ausbildung zuerst. Keltische Bojer besaßen hier im Süden der Donau Städte und Cultur, sie verschmolz sich mit römischer, und hier darf man schon ganz früh den Keim zu der spätern Bedeutung von Regensburg suchen. Im siebenten Jahrhundert ist in Baiern schon von mannichfachen Fortschritten die Rede; der heilige Emmeran fand Kirchen und Geistliche in Menge, und die Legende von ihm schildert einen Zustand des Landes der Bojoarier und ihrer humaneren Bildung, der von dem der gleichzeitigen Sachsen gewaltig absticht. Ob hierzu auch die Verbreitung des gothischen Volkes, vielleicht eine Schutzherrschaft des Theodorich und seiner gebildeten Regierung einwirkte, ist zweifelhaft; für vorgerückte Geistescultur aber spricht auch außer diesen allgemeinen Zeugnissen die Erscheinung jener edlen Theudelinde, die mit Gregor dem Großen einen frommen und gelehrten Briefwechsel führte, und jener vielen Heiligen, die Baiern schon vor Karl dem Großen kennt, Severin († 488), Emmeran, Ruprecht und Corbinian. Auf das Wirken dieser Männer folgte dann hier später die Wirksamkeit des Bonifaz und Odilo gewiß mit ganz anderem Erfolge als in Thüringen, wo jener den ersten Grundstein zu legen hatte, und in den Klosterschulen, die der letztere stiftete, erscheinen schon Griechen als Lehrer.

Ein ganz entsprechender Unterschied trennt nun die beiden Evangelienharmonien. Wir haben in der niedersächsischen für die geistliche Poesie des Nordens von Deutschland und für jene des Südens an Otfried höchst charakteristische Vertreter.

Was ihre Form angeht, so sind sie für die deutsche Verskunst die hauptsächlichsten und regelgebenden Quellen. Der ursprüngliche epische Vers des deutschen Volksgesangs war eine auf dem Accent beruhende Langzeile[61]) von acht Hebungen und mehr oder weniger Senkungen, in

61) Daß der deutsche Vers rhythmisch, nicht metrisch war, wußten schon die St. Galler Mönche.

zwei Theile zerlegt durch eine Cäsur, die dem erzählenden Verse nothwendig scheint. Bis ins 8. Jahrh. hin herrschte in ganz Deutschland, auch im Süden ebenso wie im Norden und bei den Angelsachsen, die Alliteration in diesen Versen; nachher verdrängte der Reim, den Einige, wie Wackernagel, gleich der Strophe aus der lateinischen kirchlichen Dichtung, Andere aus autochthonischer Entstehung und Ueberlieferung herleiten[62]), zuerst in Deutschland diesen Zierat der alten heidnischen Poesie. Otfrieds Werk hat schon die gereimte vierzeilige Strophe, der Heliand noch die alliterirten Verse. Die Alliteration verbindet die zwei Verssätze oder Weisen (vitteae) der Langzeile, die im Heliand kunstrichtiger als sonst in alliterirten Gedichten zu vier Hebungen geregelt sind, durch 2 — 3 — 4 gleiche Anfangsbuchstaben (Reimstaben) auf den betontesten Wörtern. Wir verweisen auf die Ausführung des scharfsehenden und -hörenden Forschers[63]), dem es gelang, die Wildheit des altdeutschen Verses zu zähmen, die Regel unter so viel Freiheit zu finden, und das, was das Ohr fühlt, auch der verständigen Prüfung nahe zu legen. Eine Zeitlang mag Alliteration und Reim sich um den Vorzug gestritten haben, der letztere ließ sich auf den Einschnitt und das Ende der Langzeile nieder, und so wie er bei Otfried noch sehr frei behandelt, und wie bei allen Natursöhnen noch heute oft bloße Assonanz ist, so steht er gleich der Alliteration weniger als Schmuck, mehr als Band der Vershälften. Der Gebrauch von Reim und Strophe scheint durch Otfrieds Werk in der deutschen Dichtung mit entscheidendem Nachdruck festgestellt worden zu sein. Aus seinem Verse aber ging nach Maßgabe der sich abschleifenden Sprache allmählig der kurze erzählende Vers der ritterlichen Dichtung hervor. Die eintretende Schwächung der Formen that den vier Hebungen Abbruch, und führte den klingenden Reim ein, den Otfried nicht kennt; in dem Vers der Nibelungen (von meist sechs Hebungen) bewirkte die klingende Cäsur den Verlust Einer Hebung in der ersten Hälfte, und in der zweiten forderte ihn die Gleichmäßigkeit. Dadurch, daß sich der klingende Reim in der Cäsur dem stumpfen am Schlusse versagte, verlegte sich der Reim nothwendig aus dem Schlusse der zwei Theile Eines Verses auf den Schluß zweier auf einander folgender Langzeilen, und

62) W. Grimm, zur Geschichte des Reimes. 1852. p. 178. f.

63) Lachmann, über althochdeutsche Betonung und Verskunst, 1833. und über das Hildebrandlied. Damit muß man verbinden J. Grimms Einleitung zu den lat. Ged. des 10. und 11. Jahrh. 1838., und über den Versbau in der alliterirenden Poesie besonders der Altsachsen: Schmeller in den Abhh. der bairischen Akademie histor. Classe IV. 1. 205 ff.

daraus entstand der Nibelungenvers. Für die höfischen Reimpaare aber wurden vier Hebungen auf die stumpfe Reimzeile, drei auf die klingende die Regel, so daß jene dem Otfriedischen, diese dem Nibelungenverse entspricht.

Was die dichterische Sprache betrifft, so erinnert die niedersächsische Evangelienharmonie, in dieser Beziehung ein unschätzbarer Rest, mehr an die Volkspoesie; sie hat jene stehenden Umschreibungen und Wiederholungen, die auch der angelsächsischen und isländischen Dichtung eigenthümlich sind; Otfried dagegen erscheint überall als freier Bearbeiter, wo der Sachse vor seinem Stoffe verschwindet und seine Persönlichkeit dem Gegenstande unterordnet. Wenn dieser den Evangelientext verläßt, ist es an Stellen, wo ihm die Volkspoesie Stoff und Ausdruck für epische Ausführung oder Ausschmückung leiht, wie bei dem bethlehemitischen Kindermord[64]). Wo er in der Beschreibung des jüngsten Gerichts[65]) die Stellen des neuen Testamentes, welche zu Grunde liegen, verläßt, erinnert er noch bestimmter an den Ton der Volksdichtung, und Anklänge aus den Vorstellungen des scandinavischen Heidenthums von dem Weltuntergange, mit denen sich die christlichen vom Antichristen mischten, spielen herüber, was noch deutlicher ist im Muspilli, wo der Streit der himmlischen und höllischen Geister um die gestorbene Seele, der Kampf des Antichrists mit Elias, aus dessen Wunden das fallende Blut den Brand der Erde erregt, die ganze Darstellung noch epischer macht, während an dieser Stelle bei Otfried persönlicher Lehrton herrscht und Stellen aus Joel und Zephanja lieber gebraucht werden als die epische Ausführung des Gerichtstags in den Evangelien, die der Sachse genau beibehält und gemüthlich bearbeitet. Ueberall hat Otfried an solchen gehobenen Stellen einen lyrischen und lehrhaften Charakter; hier, wie in der Beschreibung des Himmelreichs oder im Preis des Kreuzes und der Auslegung seiner Bedeutung, treten oftmals psalm- und choralartige Wiederholungen und Refrains ein, die auf wirklichen Gesang berechnet waren, wie denn auch eine kleine Stelle in dem Heidelberger Codex mit Singnoten bezeichnet ist[66]). Der Niedersachse hat nur an Einer Stelle eine allegorische Deutung der Geschichte von dem geheilten Blinden mit Otfried gemein, sonst sind seine Entfernungen vom Text zwar häufig, aber nie bedeutend; bloße Erweiterungen, nicht Abweichungen; bloß

64) Heliand p. 22.
65) Ibid. p. 131. sqq.
66) I, 6. V. 3. 4.

wirklich dichterischer Schmuck und keine Betrachtungen. Otfried sind seine Einschaltungen das Liebste. Er entlehnt Allegorien aus lateinischen kirchlichen Dichtern, er hat jeden Augenblick seine sittlichen, mystischen und geistigen Betrachtungen zur Hand, mit denen er nach der bekannten Unterscheidung des Origenes die Schrift auslegt, und diese dünken ihm besonders wichtig. Der nordische Dichter folgt seinen Evangelien meist sehr genau und fügt in das Eine das Ergänzende aus dem Andern, Passendes zu Passendem, geschickt zusammen, mit offenbarer Liebe an der Sache; Otfried aber folgt oft seinem Gedächtnisse und ist daher auch an Erzählung viel ärmer, als jener. Dieser führt das Lehrende, z. B. die Bergpredigt viel genauer aus als Otfried, bei dem eben diese Stelle sehr mager wegkommt; er verweist auf den Text selbst[67]); er hört sich viel lieber selbst predigen, als daß er die Predigt des Evangeliums getreu übersetzte. So sind ihm auch seine mystischen Auslegungen lieber, als die Gleichnisse der Bibel, auf die er den Leser gleichfalls zurückweist, während der Sachse ihnen mit großer Besorglichkeit folgt; dem Otfried sind sie viel zu einfach und plan. Eigene Empfindungen weiß er wohl zu schildern; in dem Capitel (I, 18), wo er an die Abreise der Magier in ihr Vaterland eine Betrachtung über die Sehnsucht des Menschen nach seinem überirdischen Vaterlande knüpft, ist der Ausdruck der Weltverachtung, den wir bald ausgebildeter auch in den ritterlichen Poesien als ein Moment werden kennen lernen, in dem den Dichtern dieser Zeiten die Beredtsamkeit am vollsten strömt, vortrefflich und innig, und sticht so vortheilhaft gegen den mehr einförmigen und trockenen Ton des Niederdeutschen ab, wie dessen lebendigere und innigere Erzählung von den berichtenden und citirenden Erzählungen bei Otfried, wo wirklich zu erzählen ist. Die epischen Ausführungen des Sachsen; sahen wir, gingen mehr auf große und erhabene Scenen, die bei Otfried lyrisch werden, der seinerseits epische Erweiterung nur da kennt, wo er kleine häusliche Scenen andeutend ausmalt, was eine Vergleichung mit der Miniaturmalerei dieser Mönche zuläßt, in welcher der Schüler des Rhabanus Maurus kein Fremdling gewesen sein wird. Im Heliand ist ein einziger gehaltener Ton in Unschuld und Bewußtlosigkeit, aber Otfried besinnt sich jeden Augenblick über seiner Arbeit, macht Erörterungen über seine Sprache, verzweifelt an seiner Fähigkeit, und betheuert sein Unvermögen,

---

67) II, 24. V. 1. 2.

Thiz lerta Krist in uuara, ioh managfalto mera:
ih sagen thir zi uuare, maht selbo iz lesan thare.

so heilige Dinge in seiner Sprache ausdrücken zu können. Dabei ist das Berufen auf Autoritäten an ganz unpassenden Orten, das sich noch unpassender im Muspilli und im Wessobrunner Gebet findet, ganz charakteristisch: es geht durch das ganze Mittelalter durch und zeigt, wie sich alle neuere geistige Bildung stets an etwas Aelteres zu lehnen strebt. Wenn er auf Gegenstände geräth, die ihm nahe liegen, wird im Otfried Natur, Wärme und Wahrheit laut, wo vorher nur Zwang und Pfaffenton herrschte. Fremde Zustände aber sind ihm dunkel, ganz verwischt ist bei ihm z. B. die herrliche Stelle von Christus Seelenangst und seiner Jünger Schlaf auf dem Oelberg. Beide scheuen gleicherweise vor jedem jüdisch nationaleren Zuge und mit wahrer Ueberlegung vertilgen sie selbst bloße ganz allbekannte Namen, wie Jerusalem, oder geben, wo die Vermeidung durchaus nicht angeht, wie einmal im Heliand mit Sodom, eine kurze passende Erklärung. Der Niedersachse schöpft unmittelbar aus dem Evangelisten und kennt nichts weiter[68]), die dichterische Form legt sich ihm ungesucht um seinen einfachen Stoff; aber Otfried ist nicht allein von der Sache, er ist von den lateinischen geistlichen Sängern begeistert, und römische Vorbilder aus den weltlichen Dichtern stehen ihm vor. Er hat über Sprache und Reim gedacht, und so wie schon früher die Kirchenväter gezwungen waren, dem Ansehen der heidnischen Hymnen eine entsprechende christliche Gattung entgegenzusetzen, so war er kühn genug, jenen römischen Dichtern ein Werk in deutscher Sprache der Form nach entgegenzusetzen[69]), und mit dem Stoffe will er gegen die schmutzigen Volkslieder zu Felde ziehen. Auch dies verräth den Schüler des Rhabanus Maurus, der das Lesen der heidnischen Dichter empfahl, und die Nachwirkung der klassischen Studien zu Karls des Großen Zeit.

Das Großartige eines solchen Entwurfs in einer dunklen Mönchzeit, wo man kaum daran dachte, dem Volke das Verständniß seiner Religion näher zu bringen, hat man immer gefühlt, und in Zeiten, die viel Frömmigkeit und wenig Geschmack hatten, ist Otfrieds Werk von

---

68) Heliand. Introd. p. 1.

69) I, 1. V. 31.

Nu iz filu manno inthihit, in sina zungun scribit,
joh ilit er gigahe thaz sinaz io gihohe:
Uuanana sculun Frankon einon thaz biuuankon,
ni sie in frenkisgon biginnen sie gotes lob singen?
Nist si so gisungan, mit regulu bithuuungan,
si habet thoh thia rihti, in sconeru slihti.

den Flacius und Gassarus hervorgesucht und bestaunt worden. Bewundern kann man auch in diesen literarischen, wie in den malerischen Werken der Mönche die Ausdauer, den guten Willen und das Gleichmaß, mit dem sie die Arbeit ihres Lebens an Ein solches Denkmal ihres Fleißes setzten. Immer wird Otfrieds Werk ein merkwürdiges Zeugniß von jener Blüte der klösterlichen Gelehrsamkeit in der Schweiz und an ihren Grenzen bleiben, jener wahrhaft poetischen Erhebung und Begeisterung in St. Gallen, die das griechische und lateinische Alterthum, die Grammatiker, die Poeten und Philosophen beider Sprachen, und, wie wir bald sehen werden, sogar die weltliche vaterländische Dichtkunst umfaßte. Von Seiten der Dichtung aber hätte man dergleichen nie bewundern sollen. Die eifrigsten Vertheidiger der Mönchs- und Klosterbildung, die zu allen Zeiten Werke von mühsamer Gelehrsamkeit zum Erstaunen hervorgebracht hat, können nicht behaupten wollen, daß die Klöster zugleich gedeihliche Pflanzstätten der Dichtung und Kunst gewesen seien, welche Kenntniß der Welt und der Menschen, ihrer freiesten unbeschränktesten Natur, ihrer Leidenschaften und Genüsse erfordert. Nur solche Werke, die durch Abgeschiedenheit, durch ungestörte Ruhe, durch langen und mühseligen Fleiß gefördert werden, oder aus beschaulicher Betrachtung fließen, können in Klöstern gedeihen; was diese Betrachtung und jener Fleiß in Otfrieds Werke leisten konnte, kann man erkennen, ohne sich zu einer Wärme zu zwingen, der nichts mehr in uns entspricht. Vergänglicher Ruhm und Glanz war mit einem solchen Werke nicht zu gewinnen, aber Heil für die Seele; es kam nicht auf die äußere Gestalt an, sondern auf die innere Weihe; und konnte der Dichter mit seiner frommen Heiterkeit und seinem Seelenfrieden die ähnliche fromme Vergnüglichkeit in seinem Leser erwecken, was zu einer Zeit nicht schwer war, wo jede so angeschlagene Saite im Gemüthe der gläubigen Menschen anklang, so war jeder höchste Zweck erreicht. Die Mönche retteten Wissenschaft und Philosophie, die Jahrhunderte lang das Licht der Welt scheuten, allein der Poesie brauchten sie sich nicht anzunehmen; denn sie scheut dieses Licht nicht und gedeiht vielmehr nur in der Frische und Blüte des Lebens. Ueberall schreckt uns hier die unbeholfene und ermüdende Breite, die Flachheit und Gewöhnlichkeit der Gedanken, die allen Eindruck schwächt, sogar den, welchen der Stoff an und für sich machen könnte. Wer uns glauben machen will, daß in Otfrieds Werke wirklich poetischer Werth oder auch nur einzelne poetische Stellen sind, der muß in seinen Ansprüchen auf Dichtkunst zu einer Genügsamkeit gekommen sein, die Niemand wird theilen wollen, der an dem ächten Quell reiner Kunst geschöpft

hat. Die Männer des beschaulichen, aller Sinnenwelt entfremdeten Lebens konnten nichts Dichterisches leisten, was das Feuer der weltlichen Dichtungsstücke dieser frühesten Zeiten verriethe, oder was nur mit der Uebersetzung des Boethius von Alfred verglichen werden könnte, an der gerade die Stellen so herrlich sind, wo die ungeduldige Selbstthätigkeit eines Mannes durchbricht, der an großen Erfahrungen und innerer Bildung gleich reich war. Selbst mit den biblischen Geschichten des Caedmon, die zur Vergleichung am nächsten liegen, können sich beide Werke, was die freie geistige Kraft und Selbstthätigkeit des Dichters angeht, nicht messen. Ueberall vielmehr athmet man hier die dicke Luft der Zelle. Bei Rhabanus Maurus wird jede Wissenschaft, selbst Arithmetik und Geometrie auf das Christenthum, auf den Gebrauch in der Kirche bezogen. In dieselbe Abhängigkeit kam auch die geistliche Poesie. Es wäre einseitig, wenn man an die Dichtkunst jederzeit Selbständigkeit fordern wollte; sie besaß sie nur höchst selten und hat oft, indem sie der Gelegenheit diente, das Höchste erreicht. Nur aber Geisteszwang muß sie nicht dulden dürfen und keine Beschränkung der Sinne, deren Freiheit und Schärfe ihr vor Allem nöthig ist. Die Musik, die von der Empfindung ausgeht und auf die Empfindung zu wirken sucht, konnte in geschlossener Kirche und was feierliche Sammlung des Gemüths begünstigte, gedeihen, aber nicht die Poesie. Das Leben ist diesen Geistlichen durchaus fremd; selten verräth ein irgendwo abgelesenes glückliches Bild eine Anregung ihrer Einbildungskraft. Wo sich diese Paraphrasen etwas ungewöhnlicher heben, ist es in Stellen, welche durch die Bibel eine Art von Gemeingut auf dem ganzen Erdkreise geworden waren. Solche Stellen sind eben das jüngste Gericht, das noch langehin ein Gegenstand deutscher Dichtung blieb, oder die Beschreibung des künftigen Lebens; wir könnten zu Otfried Seitenstellen aus dem Koran finden. Wenn Naturerscheinungen, der Weg der Wolken, die Bahn der Sonne und des Mondes, der Fluß des Regens, wenn Sturm und Wetter beschrieben werden, so war damit auf ein Geschlecht sinniger und einfältiger Menschen tiefe und große Wirkung zu machen. Muhamed brachte mit solch einer Stelle jenen denkwürdigen Eindruck hervor; der Ton des Korans und der Voluspa gleicht sich in solchen Fällen; durch das ganze Mittelalter sind dergleichen Schilderungen Lieblingsstücke der Dichter; solche Verse im alten und neuen Testamente führten dem Otfried und dem Niedersachsen die Hand, und wo sie einfach in die Uebersetzung des Tatian übergingen, sind sie in ihrer Anspruchlosigkeit noch schöner als in den Evangelienharmonien.

Vor Karls des Großen Zeit hatte das Christenthum unter den Germanischen Völkern die Blüte der Geistesbildung und menschlichen Sitte nur in sehr einzelnen Ausnahmsfällen entfalten können. Die heidnische Wildheit in den Massen war noch zu wenig gebrochen, der lehrenden Priester waren zu wenige, und diese Wenigen selber allzu sitten- und bildungslos. Von der wüsten Beschaffenheit des fränkischen Clerus vor Karl zu schweigen, so erlebte noch der große Kaiser durch sein ganzes Leben selbst unter seinen höchsten Geistlichen die zahllosen Beispiele einer unsäglichen Rohheit, die er mit allen Mitteln auszutilgen strebte. Seit seiner großen Fürsorge änderten sich dann diese Zustände mehr und mehr zum Besseren, und von da bis zu den Zeiten hin, wo der Fanatismus der Kreuzzüge ausbrach und die römische Hierarchie ihre Ausbildung fand, war die köstliche Zwischenzeit gelegen, wo das Christenthum erst eigentlich eindrang in das Gemeingefühl und Gemüth der Deutschen, wo auf dem Grunde ihrer geistigen Unmündigkeit ein frommer Glaube alle die Einfalt und Unschuld, die Aufgebung und Selbstverleugnung unter Adel und Volk erzeugte, die Eigenschaften und Tugenden, die der ächten Religiosität segenvollste Früchte sind. Noch hatte damals der römische Ehrgeiz keine welterschütternden Spaltungen zwischen Kirche und Staat geworfen; noch war die Gläubigkeit durch Sekten wenig beirrt; noch gab es keine Kreuzzüge, die neben dem frommen Eifer des christlichen Streites die unlautersten Nebenabsichten erweckten; aber an der Gränze gab es jene Kämpfe mit den heidnischen Normannen, Ungarn und Slaven, die alle geistlichen und weltlichen Kräfte zu einträchtigem Gemeinwirken herausforderten, wo es dem Abt und dem Burgherrn, dem Landmann und dem Fürsten gleich galt um die Behauptung seines Besitzes und um die Vertheidigung von Vaterland und Religion. Auf dieser Unterlage eines großen Gemeinbedürfnisses, wo der Geistliche für den Staat, der Laie für die Kirche wetteifernd seine Kräfte einsetzte, fand der spätere Rangstreit und die Ständeeifersucht zwischen Geistlichkeit und Ritterschaft noch keinen Raum. Noch sah man den fortschreitenden Versuchen des Clerus, den Beichtstuhl neben den Richterstuhl, den Krummstab neben das Scepter zu rücken, ohne Mißtrauen zu; man gab seine Neigungen selbst an die launenhaften Forderungen der Religion gefangen; und sorglos verschenkte man, in frommer Bußfertigkeit, Hab und Gut an Kirche und Klöster dahin. Die Stände durchdrangen sich innerlichst; es ward der Ritter zum Mönche, und der Mönch zum Ritter; der Kriegsmann wetteiferte in den frömmsten Andachtsübungen mit dem Geistlichen und dieser mit jenem in Jagd und Baitze und in fröhlichem Le-

ben; die Domschulen traten neben die Klosterschulen, wo nun auch für die Laien Bildung und Gelehrsamkeit vermittelt wurde; besonders war der Verband zwischen Adel und Geistlichkeit auch durch die Kanoniker gefördert, die nicht vom weltlichen Besitze ausgeschlossen waren und dem Leben, den menschlichen Bedürfnissen und dem Frauenumgang näher standen.

So lag denn damals auch zwischen Geistlichkeit und Volk eine geringere Kluft; das rohste Volkslied wachte schmähend auf die Sitten der Geistlichen, die sittlicheren Geistlichen wachten umgekehrt auf die unfeinen Lieder im Volke. Sie fuhren fort, die zahllosen Liebeslieder, die Spottgesänge, die Reste heidnischer Gewohnheiten bei Tänzen und Begräbnissen, die Zauberlieder und Beschwörungsformeln, von denen uns durch eben diesen feindlichen Eifer der Geistlichen Viele erhalten sind[70]), zu verfolgen. Aber während sie sich diesen Boden eroberten, ging es ihnen wie den meisten Eroberern; die Cultur des eroberten Gebiets überwältigte sie selbst; unwillkührlich begannen sie die Form selber zu hegen und zu pflegen, deren früherer Inhalt ihnen anstößig war. Indem sie dieses Anstößige zu beseitigen suchten, bemächtigten sie sich der Dichtung in der Volkssprache selbst als eines Mittels, um in ihr das angefeindete Heidnische durch ein besseres Christliches zu verdrängen. In solcher Absicht war Otfrieds großes Werk entstanden; in derselben Absicht mögen auch die kleineren sangbaren Stücke verfaßt sein, von denen uns aus dem 9. Jahrh. einiges erhalten ist, zu unbedeutend, um hier eine ausführlichere Erwähnung zu verdienen. Es sind Gesänge christlichen Inhalts[71]); nicht gleichstrophige, zu wiederkehrender Melodie gedichtete Lieder, sondern Leiche von ungleichen, 4—6 und mehrzeiligen Absätzen, in denen die Melodie wechselte. Diese Gattung, die erst in der Minnesängerzeit kunstreichere Ausbildung erhielt, glaubt Lachmann und Andere aus den Sequenzen und Prosen der Kirche entlehnt, die um jene Zeiten von dem St. Galler Notker Balbulus († 912) und seinen Schülern aufgebracht,

70) Maßmann, die deutschen Abschwörungs-, Glaubens-, Beicht- und Betformeln vom 8—12. Jahrh. 1839. — Die merkwürdigsten sind die beiden sogenannten Merseburger Gedichte von ganz heidnischem, für die Mythologie bedeutendem Inhalte, bei J. Grimm, über zwei entdeckte Gedichte aus der Zeit des deutschen Heidenthums. Berlin 1842.

71) Ein Lobgesang auf den heiligen Petrus; eine Bearbeitung des 139. Psalms; Bruchstücke einer Erzählung von Christus und der Samariterin und einer Legende von St. Georg, die sich in den größeren Lesebüchern von Wackernagel und Gödeke leicht nachsehen lassen. Eine Legende von St. Gallus hatte der Mönch Ratpert († bald nach 897) gedichtet, sie ist aber nur in der späteren lateinischen Uebersetzung von Eckehard IV. erhalten. S. Hattemer's Denkmale des Mittelalters 1, 340.

und mit päbstlicher Genehmigung in den Kirchengesang aufgenommen wurden. Wackernagel dagegen hält den Unterschied zwischen Lied und Leich, wo dort der Gesang über die begleitende Musik, hier die Musik über das Wort vorgeherrscht habe, für altvolksthümlich, und die Leiche für die Gattung, die für die früheren heidnischen Tanz- und Spielgesänge schon üblich gewesen[72]). Weit das Merkwürdigste unter dem Erhaltenen dieser Art ist das Siegeslied über die Normannen[73]), das gleich nach der Schlacht bei Saulcourt 881 zu Ehren Ludwigs III., eines Sohnes Ludwigs des Stammelnden, gedichtet ist; das merkwürdigste darum, weil hier nicht ein religiöser, sondern ein weltlicher Gegenstand von geistlicher Hand behandelt vorliegt. Ein Schlachtlied (wîcliet) ist an und für sich ein ganz volksmäßiger Gegenstand; und es ist dies Lied unschätzbar als ein spätes und einziges Beispiel von dem Charakter jener zahllosen Gesänge auf historische Begebenheiten und Personen, die wir von Anfang an unter den Deutschen zu Hause fanden. Der volksthümliche und weltliche Ton freilich ist in unserem Ludwigsliede unter der Auffassung des geistlichen Dichters fast ganz geschwunden. Man vergleiche es mit einem verwandten Schlachtgesang, wie er aus dem Munde eines kriegerischen Sängers floß, mit dem angelsächsischen Liede über Athelstans Sieg bei Brunaburg, welch ein eigener Unterschied heraustritt! Hier versetzt der Dichter den Hörer unmittelbar in die Schlacht, zwischen gespaltete Schilde und gestürzte Banner, mitten in den Sieg, welchen das Brüderpaar erficht, denen auch hier, wie dem Ludwig im deutschen Gesange, von den Ahnen angeboren ist, des Vaterlands tapfrer Schutz und Schirm zu sein. Im deutschen Liede aber führt der Dichter den Sieger erst als einen Diener Gottes ein, als einen der Gnade Gottes besonders Empfohlenen, als einen Gottesvasallen auf dem Frankenthrone. Der Himmel darauf sendet seinem Erkorenen Unglück zur Prüfung, den Einfall der Normannen, und was noch pfäffischer klingt, moralischen Verderb, Raub, Lug und Verrath. Christus war erzürnt; der Herr beruft seinen Auserwählten und beurlaubt ihn, er tröstet seine Gesellen mit Gottes Rath und Hülfe, er verspricht Lohn den Siegern und Sorge für der Gefallenen Wittwen und Waisen. Er zieht aus, er sieht die Normannen, Gott Lob, ruft er, er sieht, was er begehrte; er reitet kühn, er

---

72) Lachmann über die Leiche, 1829. F. Wolf über die Lais p. 120. und die betreffenden Noten. Dagegen Wackernagel Lit. Gesch. p. 62. ff.

73) ed. Docen. München 1813. Lachmann specim. ling. franc. 1825. Treuer Abdruck der Hs. in Hoffmann's Elnonensia. Gand. 1837. 4.

singt ein heiliges Lied, Alle zusammen singen Kyrie eleison. Nun erst folgt in einer schönen und gehobenen Stelle eine kurze Beschreibung der Schlacht selbst, die das ganze angelsächsische Lied füllt, das uns dort mit den Theilen des siegenden und besiegten Heeres bekannt macht, mit den Führern und Erschlagenen, das den Fliehenden und Verfolgenden begleitet, die Sieger und Besiegten heimführt; wo der Deutsche am Schlusse fromm ein Siegestedeum anstimmt, jubelt der Angelsachse, wie der Ragnar Lodbrokgesang, daß Raben, Adlern und Wölfen auf dem Schlachtfelde ein Mahl bereitet sei; wo der Deutsche ein Stoßgebet zum Schluß gibt, blickt jener stolz auf die Thaten der Ahnen zurück. Es fällt aus diesen Gegensätzen in die Augen, daß das deutsche Lied das Werk eines Geistlichen ist. Dies aber benimmt seiner Volksmäßigkeit durchaus nichts. Es gibt, wie es vorliegt, eine vortreffliche Erläuterung zu dem Hergang bei jenen Schlachten auf dem Lechfelde oder bei Birthen, wo ganz dieselben christlichen Vorbereitungen erschienen, Abendmahl, frommer Gesang, Kreuztragung, Litanei und Tedeum, wie sie unser Lied ungefähr schildert. Auf dessen Verfasser ist neuerdings fast mit Gewißheit gerathen worden. Es wäre der Mönch Hucbald, der mit dem besungenen Könige in Beziehungen stand, der nach bestimmten Zeugnissen Legenden schrieb und Lieder (cantilenas) dichtete, und um die Zeit der Schlacht in dem Kloster St. Amand sur l'Elnon lebte († 937), woher die Handschrift unsers Gedichtes stammt, die wahrscheinlich eine Urschrift ist[74]). In diesem Kloster muß im 9. und 10. Jahrhundert unter dem Schutze Karls des Kahlen und seiner Söhne ein so schönes Bestreben geherrscht haben, wie in St. Gallen und andern deutschen Klöstern; wenigstens werden Hucbalds und seines Oheims Milo Dichtung und Philosophie erstaunlich gerühmt, und da von ihren Schriften welche erhalten sind, so wäre es von großer Wichtigkeit, diesen nachzuspüren[75]).

74) Vgl. Willems in Hoffmanns Elnonensia p. 16. Hoffmann entdeckte die Hs. in der öffentlichen Bibliothek in Valenciennes wieder, und erbeutete dadurch zugleich das älteste poetische Denkmal der französischen Literatur, die Legende von St. Eulalia. Sie ist von Hucbald's Hand geschrieben wie das Ludwigslied, und dieser Fund beweist, daß damals wie in Belgien so in den alten Bisthümern von Cambrai, Arras, Tournai und Therouanne das Deutsche neben dem Französischen gesprochen ward. Man weiß, daß dies noch längerhin dauerte, und daß früher im 7. Jahrh. Bischöfe in Tournai romanisch und deutsch predigten. Vgl. A. Dinaux, trouvères de la Flandre et du Tournais. p. 6.

75) Vergl. die Anhänge zu der Chronique de Mouskes, ed. de Reiffenberg I. p. 518 sqq.

2. Ottonische Zeit. Volksdichtungen in lateinischer Bearbeitung.

Das engere Verhältniß der Geistlichkeit zum Volke, dessen wir oben gedachten, erhielt sich auch unter den Ottonen, obgleich hier neue Momente hinzutraten. Der schöne Anflug von Begeisterung für die altklassische Literatur, der durch Karls des Großen Eifer in Klöstern und Schulen erweckt ward, so daß schon Otfried den Ausdruck gebrauchen konnte, die Welt würde von den Gedichten der Lateiner bewegt, dieser schöne Anflug kehrte unter den sächsischen Kaisern lebhafter wieder. Die Ideen der beiden großen Fürsten, Karls und Otto's I., das römische Kaiserreich herzustellen, ihr großartiger Ueberblick der Zeiten und der Verhältnisse, das Bestreben der Ottonen, ein vereintes deutsches Weltreich im Westen, ähnlich dem griechischen im Osten zu gründen, bewirkte, daß sich zweimal das Alte und Neue inniger die Hand reichte, als es sonst leicht geschehen ist. Wie unter Karl sehen wir auch unter den sächsischen Kaisern eine Menge von neuen Klöstern und Schulen hervortreten in Cöln, Utrecht, Mainz, Brünn, Corvey, Trier, Paderborn, Hildesheim und sonst. Wie Karl der Große von Lateinern, von Gelehrten umgeben war und seinen Alcuin berief, so Otto seinen Rather, seinen Gerbert, seinen Gunzo, der eine Menge von Klassikern, der außer den längst bekannten Lateinern auch Plato und Homer mit sich brachte. Otto I. selbst gab sich noch spät dem Lernen und der Aufmerksamkeit auf diese fremden Studien hin; Otto II. war mit einer griechischen Prinzessin vermählt und von Griechen umgeben, Otto III. der griechischen Sprache ganz mächtig. So war Heinrichs von Baiern Tochter, die Gemahlin Herzog Burchards II. von Schwaben, Hedwig, die früher dem griechischen Kaiser bestimmt war, eine Kennerin des Griechischen, sie gewann ihren Gatten für ihre Studien und las mit Liebe Virgil und Horaz. War man hier und da auch gegen die Klassiker, so zeigt doch selbst die Art, wie die berühmte Nonne Hroswitha, von der Aebtissin Gerberge in Gandersheim mit den Alten bekannt gemacht, den Terenz zu verdrängen suchte, wie vertraut sie selbst damit war, und wie eingedrungen die Lateiner in die Klöster waren, was auch durch die vielfachen Nachrichten, daß Nonnen damals sich mit Abschreiben beschäftigten, bestätigt wird. Otto's I. Bruder Bruno, Erzbischof von Cöln, las beide alte Sprachen und führte selbst auf Reisen seine Bücher mit; er ließ Lehrer der griechischen Sprache aus Griechenland kommen und griechische Werkmeister wurden im 10.

und 11. Jahrhundert bei norddeutschen Bauten verwendet. Musik und Baukunst fingen an zu blühen, ja, dürfte man es glauben, so gab es in der Zeit der Ottonen Bildwerke in Stein und Gyps, und Schlachtgemälde, die von täuschender Lebendigkeit waren. Diesen neuen Bildungsverhältnissen und Richtungen entspricht es nun ganz, daß wir im 10. Jahrhundert plötzlich unsere deutsche Dichtung der Sprache des Volkes gleichsam entrissen und in lateinisches Gewand gekleidet finden, und daß die Geistlichen, die im 9. Jahrhundert vom Volke die Sprache und Form seiner Dichtung entlehnten, deren Inhalt sie verschmähten, jetzt umgekehrt diesen Inhalt, deutsche Sagenstoffe, ergriffen, sie aber in die Sprache und in die Formen der altrömischen Poesie übertrugen.

Man kann es beklagen, daß durch die Einwirkung dieser Fürsten die Nation auf Fremdes und Ausländisches im Politischen und Literarischen hingewiesen ward, allein wenn wir die ganze innere und äußere Geschichte der Deutschen überdenken und überall finden, daß wir stets das Anlehnen an die Menschheit außer uns vor der nationalen Selbständigkeit und Abschließung suchten, daß alles Reinnationale bei uns formlos und unentwickelt liegen blieb, während wir bei jedem tieferen Kampfe oder Wetteifer mit dem Fremden an das Höchste rührten, so müssen wir vielmehr den Trieb unserer innersten Natur in jenen Männern bewundern. Denn bei all ihrem Streben nach Außen hat Deutschland keine größeren Fürsten und keine deutscheren Männer aufzuweisen, als eben diese. Wenn wir die obigen Züge der inneren Betriebsamkeit dieser Zeit zusammenhalten, wenn wir hinzufügen, daß damals im Lüneburgischen und Bremischen der Mittelpunkt des nordischen Handels war, daß durch den Zufluß des italienischen und griechischen Geldes und die damals ergiebigen Bergwerke im Harz, Reichthum, Verkehr und Handel zuerst lebhaft ward, wenn wir die Bedeutung dieser klassisch-christlichen Zeit und ihr Verhältniß zu der fränkischen und hohenstaufischen besonders auch in der Literatur betrachten, so werden wir überall eine eigene Aehnlichkeit mit der Reformationszeit entdecken, die, was die Literatur angeht, zu der schlesischen und neuesten Zeit sich verhält, wie diese sächsische zu dem 12. und 13. Jahrhundert. Wo aber gab es je eine deutschere und zugleich klassischere Zeit als eben die Reformation? Die Ursache ist, weil die Aufnahme antiker Bildung, dieser Quelle aller Humanität, unserer eigenen Richtung und Natur zu allen Zeiten innerlichst zugesagt hat. Dies zeigte sich gleich bei jenen Richtungen Karls und Otto's; in den ausgewanderten deutschen Stämmen verschmolz die alte (römische) Sprache mit der neuen, in Deutschland pflanzte sie sich nur neben sie, und doch hat kein

Volk früher und inniger die klassische Literatur dieser alten Sprache angefaßt, sich ihren Geist vertrauter gemacht und für die eigene Bildung größern Vortheil daraus gezogen, als das deutsche. Noch unsere größten Dichter der neuesten Zeit sind nur durch die eigene Verschmelzung der antiken und deutschen Anlage jeder in seiner Art groß geworden; jene großen Kaiser der alten Zeit sind es durch nichts anderes. In allen möglichen Verhätnissen läßt sich in der Ottonischen Zeit diese Verbindung des Antiken und Deutschen nachweisen, ob man nun jene Bestimmungen des Kirchenjahrs anführen will, die aus Nordischem und Deutschem, aus Römischem und Jüdischem, aus Christlichem und Heidnischem gemischt sind; oder ob man die Geschichtschreibung eines Witudhind geltend macht, der seinen ächt deutschen Stoff in römisches Gewand kleidet, lateinische Schriftsteller benutzt, und, statt wie die früheren Chronisten biblische Redensarten brauchten, lateinische anwendet, die man ihm allzuoft als baare Münze abgenommen hat; oder ob man in der Baukunst jene Dome in Worms und Speier betrachtet, mit der durchdringenden Idee eines deutschen christlichen Tempels, der innere Geschlossenheit und Erhebung verlangt und von dem Bedürfniß der Musik bestimmt wird, daneben mit ihren römischen Formen, horizontalen Linien, Halbkreisen und flächeren Dächern; oder ob man das lateinische epische Gedicht von Walther v. Aquitanien in Anschlag bringt, das uns hier näher angeht[76]).

Es ist von Eckehard I. in St. Gallen († 973) zwischen 920—40 verfertigt und geht uns hier als lateinisches Gedicht nicht an, wohl aber nach seinem deutschen Stoff, der dem Dichter unstreitig in einem deutschen Gedichte vorlag, oder von einem deutschen Sänger mitgetheilt ward[77]). Es ist von dem Verfasser in seiner Jugend als Schulübung geschrieben, was streng nach dem Worte verstanden, nicht mit einem Seitenblick auf den Werth des Gedichtes nachgesprochen werden muß. Denn obzwar in der Schule, ist es doch mit offenbarer Liebe an der Sache gedichtet, und Jacob Grimm hat dieser Arbeit ihre Ehre gegeben. Ecke-

76) In J. Grimms und Schmellers latein. Gedd. des 10.—11. Jahrhunderts. Deutsch von Klemm.

77) In einem Prologe der Pariser und Brüsseler Hs. nennt sich ein Geraldus als Verfasser. S. J. Grimm a. a. O. p. 59 sqq. und v. Reiffenberg in den bulletins de l'acad. royale de Bruxelles. t. V. p. 612 f. Die beiden zeitgenössischen St. Gallischen Mönche werden das Gedicht wohl in Gemeinschaft verfaßt, Geraldus vielleicht schon vor Eckehard IV. daran gebessert haben. Vgl. A. Geyder, in Haupts Z. 9, 150 ff., wo der eitle Versuch Fauriels (in seiner Geschichte der provenzalischen Dichtung), dem Waltharius romanischen Ursprung beizulegen, zurückgewiesen ist.

hard IV. († um 1070), derselbe der auch jenen alten Lobgesang Ratperts auf St. Gallus, so treu als ihm möglich war, ins Lateinische übersetzt hatte, verbesserte sie; und es ist ungewiß, ob dies unser erhaltener Text ist. Wir sehen hier an einem vollkommen klaren Beispiele die deutsche Heldensage aus dem Kreise des Attila und der Wormser Könige in den Händen eines Geistlichen und Lateiners; und wir sehen in der Behandlung durchgehend jenes eben angegebene Verhältniß. Die ächt deutsche Heldenzeit ungetrübter von dem Ritterlichen als selbst in den Nibelungen, ungetrübter auch von dem Geist ausschweifend romantischer Liebe, rohe Kriegssitten, heidnische Anklänge, grausige Darstellung ohne viele Milderung durch christliche Sanftheit, ein ächtes Heroenzeitalter, in dem noch der Edle, wenn auch nicht eben mit Freude, sein Landgut baut sobald er Hausvater ist (V. 153), tritt hier so bestimmt und so ganz entfernt von dem Anstrich der späteren Epen heraus, daß dies den früheren Herausgeber[78]) verführte, das Gedicht viel älter noch zu machen als es ist. Die ächtesten Züge der deutschen Sage sind aufs treueste bewahrt. Aecht alt ist der Attila als ruhender Tartarfürst; ächt die schlechte Rolle, die Gunther spielt, der hier schon aus einem Burgunder ein Franke geworden ist, wie denn die späteren Dichtungen sein Geschlecht wechselnd als Burgunder und fränkische Nibelungen bezeichnen. Aecht deutsch ist die Erwähnung der Wappen auf den Schilden; besonders aber jene riesenhaften Späße: als Walther von Randolf durch einen Schwerthieb um einige Haare gebracht wird und dafür den Gegner tödtet, ruft er ihm nach, für die Glatze nehme er ihm den Kopf (V. 979); als er am Ende mit Hagen und Gunther fertig geworden ist, so daß Er seine rechte Hand, Gunther einen Fuß und Hagen ein Auge eingebüßt hat, trinken sie einen Versöhnungstrank; und nun folgen wieder Scherze über ihre Wunden und Hagen räth unter andern dem Walther, einen ausgestopften Handschuh an der Rechten zu tragen. Die einfache Handlung, eine Reihe von Zweikämpfen; der Geist, der nichts als Kampf athmet; die Liebe Walthers zu Hiltgunden, die er von Attila's Hof entführt, ohne eine Spur jenes zärtlichen Liebesdienstes der Späteren; die Entfernung von Wundern, Zaubereien und Ungeheuern; jene naive Frömmigkeit, die den unschuldigen und fromm biederen Geist der ganzen Zeit und der darin entstandenen Geschichtswerke, wie Thietmar's, abspiegelt, all das zeigt, wie treu und wahr das Leben und die wirkliche Sitte der Zeit in dies Gedicht übergegangen ist. Für eine mäßige Prahlerei, die ihm ent-

78) F. C. Fischer, de prima expeditione Attilae etc. Lips. 1780.

fuhr, sinkt hier Walther sogleich von seinem Gewissen getroffen zu Boden und bittet in Demuth um Vergebung; nach glücklich bestandenem Kampfe betet er in frommem Danke. Zu diesem Allem bildet nun die Behandlung den bestimmtesten Gegensatz. Sie ist ganz antik und nachgeahmt; der Dichter kennt und benutzt den Virgil; er kennt und erinnert an Homer; er kennt den siebenhäutigen Stierschild, und den Pandarus und die alte Mythologie. Er weiß aus Homer, der die ähnlichen Sitten schildert, den Hauch eines ächten heroischen Gedichts über sein unbeholfenes Latein, soweit das gehen will, hinzugießen. In der Beschreibung seiner vielen Einzelkämpfe, die weit vor denen im Rosengarten an Mannichfaltigkeit und Besonderheit vorausgehen, ist Alles voll Leben, voll Wechsel, voll Farbe aus den Alten, so wenig sie sklavisch benutzt sind. So ist's auch mit seinen Bildern, die ausgeführt sind in Homers Weise, wie sie die spätern deutschen Dichter nicht kennen. Und wie glücklich weiß er dergleichen anzubringen! Im Anfange träumt es Hagen, daß er sich und den König im gefährlichen Kampfe mit einem Bären gesehen. Ganz überraschend ist nun, wie am Schluß, wo beide in den Kampf mit Walther gerathen, der Dichter, ohne auf den Traum zurückzuweisen, den angefallenen Walther in ausgemaltem Bilde mit einem numidischen von Hunden gehetzten Bären vergleicht. Wie sehr steht gegen diese anspruchslose, reine, ihrem Stoffe nach so ächte und einfache Erzählung, die, wenn sie ähnlich im deutschen Gedichte lautete, uns einen sehr vortheilhaften Begriff von dem Volksepos jener Zeit gäbe, die gleiche Sage, wie sie schon Ein Jahrhundert später in der Chronik von Novalese[79]) vorkommt, im Gegensatz! Ein neuer Beweis, wie das Aeltere überall das Einfachere und Verständigere gewesen ist. Da ist Walthers Ritterlichkeit auf der einen Seite, und auf der andern seine Frömmigkeit schon ins Weiteste getrieben; da spuken schon alle Geschichten von solchen frommen Eisenfressern, wie der Samson der Bibel und der Ylsan der spätern Dichtung, und der Held stirbt da als Mönch; ein Zug, der vielleicht aus der Sage von Guillaume d'Orenge auf Walther übertragen ward. In einer anderen lateinischen Bearbeitung der Sage in Distichen, welche das Chronicon von Novalese anführt, die also noch etwas älter ist, ist er am Indus gewesen und hat den Westen und Osten berührt und erschreckt[80]). In der Viltinasage ist hingegen die gleichgültige Versetzung

79) Murat. T. II. p. II.

80) Ibid. col. 704.

Waltharius fortis, quem nullus terruit hostis,
colla superba domans, victor ad astra volans.

von Personen sichtbar; Hagen ist bei Attila, und nicht Alpher, sondern Ermanrich, als Walthers Vetter, schickt ihn zu Attila. Vor nicht lange hat sich ferner ein deutsches Bruchstück von einem „Walther und Hiltgunt", einem Epos des 13. Jahrhunderts gefunden[81]), das in den Schluß des Gedichtes fällt, und vom Empfang des rückkehrenden Walter, den Volcker durch das Burgundenland geleitete, bei seinem Vater Alpher in Lengers (Langres) handelt. Wir haben eine andere Wendung der Fabel, die den Beziehungen im Biterolf und in den Nibelungen zu entsprechen scheint, wir haben das Nibelungenpersonal, von dem der Waltharius außer Gunther und Hagen nichts weiß, und in der Form eine Erweiterung der Nibelungenstrophe. Das Bruchstück zeigt hinreichend, welch eine Kluft unsere Volksdichtung der heroischen Jahrhunderte von der der ritterlichen schied.

Ein Gegenstück von dem höchsten literarischen Interesse hat sich zu Waltharius gefunden in den Bruchstücken des lateinischen Ruodlieb[82]), der von den Mönchen am Tegernsee im Anfang des 11. Jahrhunderts ausgegangen ist[83]). Sprache, Vers und Darstellung sind in diesem Gedichte viel verderbter, als im Walther; für diese neu ansetzende Rohheit muß dann, wie J. Grimm sagte, der Naturhauch entschädigen, der den älteren strenger antik gehaltenen Werken eines Hraban oder Walafried abgeht. Der Inhalt ist dieser: Ein Edler (Ruodlieb) hat sich im treuen Dienst großer Herren nichts als Versprechungen und Feindschaften verdienen können, und begibt sich in fremde Reiche. Im Nachbarland führt ihn ein Waidmann an den Hof des Königs, in dessen Dienst er sich kriegerisch auszeichnet. Das zweite Bruchstück erzählt uns eine Friedenstiftung zwischen diesem Könige und seinem Gegner. Unter den Festlichkeiten erhält Ruodlieb einen Brief von Hause, der ihn zur

---

Vicerat hic totum duplici certamine mundum,
insignis bellis, clarior est meritis.
Hunc Heroa tremuit quoque torridus Indus
ortus et occasus Solis eum metuit.
Cuius fama suis titulis redimita coruscis
ultra caesarias scandit abhinc aquilas.

81) In der Frühlingsgabe (1839. neue Titelausgabe: Schatzgräber. 1842.) von v. Karajan und Haupts Zeitschrift II, 216.

82) In Grimms und Schmellers latein. Gedd. des 10.—11. Jahrh. und weitere Bruchstücke in Haupts Zeitschr. f. d. Alt. I. p. 401 ff.

83) Schmeller nimmt Froumunt als Verfasser an, von dem ein Büchlein existirte (cod. Teg. 1008), worin 40 kleinere Gedichte und verschiedene Briefe, die meist gedruckt sind in Mabillon analecta; Petz thes. anecd. u. s. w.

Rückkehr bestimmt. Er erhält Urlaub und Geschenke, und auf die Frage des Königs, ob er lieber Gold oder Weisheit wolle, entscheidet er wie Salomo. Der König gibt ihm 12 Lehren mit, die nun im Verlaufe des Gedichts am Helden durch Erfahrung sollen geprüft werden. Unsere lückenhaften Reste lassen uns diese Abenteuer nur theilweise verfolgen, die wie das ganze Gedicht sehr ins Breite gegangen sein müssen. Nachdem der Held heimgekehrt ist, hören die Bruchstücke leider gerade da auf, wo die Erzählung eine neue unerwartete Wendung nimmt. Die Mutter träumt einen jener vorbedeutenden Träume, die der deutschen Sage eigenthümlich sind und Zeugniß von ihrer mythischen Einfachheit geben; er verheißt ihrem Sohn hohe Ehren. Im 17. Fragmente hat es Ruodlieb mit einem Zwerge zu thun, der ihm den Schatz zweier Könige, Vaters und Sohns, Immunch und Hartunch verspricht. Hier scheint sich das Gedicht an die deutsche Heldensage anlehnen zu wollen, die auch (im Eggenlied) einen König Ruotlieb kennt. Im ganzen Inhalte erkennen wir den Charakter jener freier behandelten deutschen Sage, wie sie Herzog Ernst, König Ruther und ähnliche Stücke darbieten, und die Kluft zwischen diesen und unserem lateinischen Werke ist weit nicht so groß, als zwischen dem Walther und den Nibelungen. Dies erklärt sich aus dem Charakter der eigentlichen Heroensage, die sich den Geschlechtern weiterhin mehr entrückte, während diese neuere Färbung tragenden Dichtungen sich weiterbildeten und dem romantischen Geschmack, der später hereinbrach, mehr entsprachen. Schon der kleine Zeitraum, der die Entstehung des Walther und Ruodlieb trennen wird, mag erstaunlich viel zu der Veränderung der zeitigen Geschmacksrichtung in Deutschland beigetragen haben, weil eben in diese Jahrzehnte der Haupteifer für die alte Literatur, und der Hauptglanz der byzantisirenden Ottonen fällt. Dies aber ist ja ein Hauptgepräge jener Dichtungen, wie Morolf, Ernst, und wie auch unseres Ruodlieb, daß sie Heimisches und Fremdes, Altes und Neues, Gelehrtes und Volksmäßiges, Mährchen und Züge der griechischen Romane, Erdichtung, Mythe und Geschichte mischen. Kann es ein stärkeres Beispiel jener Verbindung streitender Elemente geben, die wir eben diesen Ottonenzeiten eigen fanden, als gerade diese Dichtungen, die am entschiedensten gelehrte und volksmäßige Behandlung erfahren haben, die aus Erzählungen fahrender Sänger lateinische Gedichte wurden, willkührliche Zusätze aus den Büchern und Köpfen der Mönche erlitten, und in dieser Gestalt späterhin wieder übersetzt von gelehrten Laien wurden, zuletzt wieder in die Hände von Bänkelsängern oder Vorlesern gekommen sein mögen? So hätten wir im Ruodlieb gegen den Schluß augenschein-

lich deutsche Sage vorgefunden, alles übrige aber könnte unmöglich je in dieser Weise im Volke gewesen sein, ja zum Theil schwerlich vor den Ottonenzeiten überhaupt bestanden haben. Schon diese ganze Redseligkeit, diese vage Bühne ohne Oertlichkeiten und sogar fast ohne alle Namen der handelnden Personen sieht einer Erfindung und einem Erfinder ähnlich. Die Beschreibungen von Geschenken, die Freude an Festlichkeiten, Mahlen, kostbaren Gegenständen, Dienstverhältnissen, Gesandtschaften, Reden verrathen uns einen Geistlichen, dem der Hof und höfische Umgebungen nicht fremd waren, wie sie erst seit den Ottonen in Deutschland aufkamen. Und wirklich scheinen wir am Ruodlieb ein kostbares Denkmal zu haben, das uns errathen läßt, wie sich ungefähr eine gebildete höfische Dichtung nach dem Heraustritt aus der heroischen Zeit aus sich selbst gestaltet haben möchte, wenn nicht die französischen Einwirkungen zugetreten wären. Hier haben wir in dem leoninischen Hexameter gegen den reinen im Walther ungefähr das Verhältniß der höfischen kurzen Reimpaare zu dem langen epischen Verse der älteren Zeit; wir haben prunkende Hofverhältnisse gegen die einfachen und rohen im Walther; wir haben einen Helden, der die Harfe spielt und ritterlicher Künste voll ist gegen den Kriegsmann dort; gegen jenes nüchterne Liebesverhältniß haben wir hier eine Episode zwischen einem verliebten Paare, die vollkommen als Vorläufer jener naiv schalkhaften Scenen bei Heinrich von Veldeke erscheint, tändelnde Liebesspiele, sehr einschmeichelnd vorgetragen, den Charakter eines zierlichen, schnippischen, gewandten Mädchens, in dessen Munde gewisse derbe Späße bei der Verlobung noch etwas fremd und unpassend stehen; wir haben jene gelehrten Ostentationen, die später die ritterlichen Sänger von den geistlichen dieser Zeit überkamen. Jene Freude an fremden Sagen von Naturwundern, von denen später das Gedicht von Herzog Ernst voll ist, tritt hier besonders stark heraus. Dieses Mythische ward uns aus der Fremde eingeführt, als wir uns in jenen Zeiten zum erstenmal der Fremde aus der Ferne, von festen Wohnsitzen aus, durch Buch und Ueberlieferung näherten. Dem neuen Hange nach diesen Sagen fröhnte bald die Dichtung. Die Befreundung mit der Thierwelt, die Erzählung von ihren wunderbaren Eigenschaften und Kunstfähigkeiten, die uns hier gelegentlich begegnet, liegt auf Einer Linie mit den ersten Gestaltungen der Thiersage, die wir in diesen Zeiten von Belgien werden ausgehen sehen. Ein langes Fischverzeichniß, eine Vorschrift, wie der Luchsstein, wovon die Alten fabelten, von dem neidischen Thiere zu erhalten sei, die Beschreibung zweier abgerichteter Tanzbären, das vergnügte Verweilen unsers Dichters bei einem Staar, der das

Vaterunser drollig nachspricht und bei einer Dohle, die den heimkehrenden Ruodlieb mit einem Willkomm begrüßt, dies Alles sind Dinge, die dem Stoffe nach fremden Beischmack haben, und die ihre Analogien am reichsten im St. Oswald und Herzog Ernst finden, in den so vieles Antike eingegangen ist, und in der Aeneide Veldeke's, die mit Ruodlieb die Grenzsteine der Zeit bildet, innerhalb welcher sich diese halb gelehrte halb volksmäßige, halb lateinische halb deutsche, fremde und einheimische, übersetzte und originale, durchaus nicht rein entwickelte Gattung von Dichtungen bewegt.

Das Hauptkennzeichen des gemischten Charakters der Dichtungen dieser Zeit, unter denen Ruodlieb gleichsam den romantischen Geschmack einleitet, Waltharius den heroischen verabschiedet, bleibt ihre lateinische Abfassung. In diesen Jahrhunderten (10.—12.) blühte die lateinische Dichtung, wie in dem Reformationszeitalter, als beidemale die deutsche verstummt oder verbauert war. Sie bildet die Brücke von der untergehenden althochdeutschen Poesie eines Geschlechtes heldenmäßiger Natursöhne zu der mittelhochdeutschen des Ritterstandes. Wir haben aus diesen Zeiten die lateinischen Schauspiele der Hroswitha. Wir haben von eben dieser Nonne, von dem Kanzler Wippo und Anderen lateinische Panegyriken der Fürsten; sie sind in der sächsischen oder fränkischen Zeit in großer Menge vorhanden; und meist ist ihnen, wie dem des Wippo, das Gepräge des Classischen aufgedrückt, das jedoch im Laufe der Zeit immer mehr hinter volksmäßige Eigenthümlichkeit, hinter gereimte Hexameter, Mischung des prosaischen und poetischen Stils, Bombast und Spielereien zurücktritt und verschwindet. Diesen dramatischen und geschichtlichen Werken schloß sich dann eine große epische Literatur in lateinischer Sprache an, von der wir eine Menge Zeugnisse übrig haben. Sehr viele unserer Dichtungen aus dem 12. und 13. Jahrhundert verweisen auf lateinische Quellen, die der Natur der Sache nach ins 11. und 10. Jahrhundert zurückleiten. Von den meisten der späterhin in der Volkssprache verfaßten, nicht von Westen her entlehnten Erzählungen ist ausdrücklich gesagt, daß sie früher in lateinischer Zunge geschrieben waren; und wie viele jener lateinischen Schulbearbeitungen älterer deutscher Gedichte, wie des Walther, mögen uns verloren gegangen sein! Bis ins 11. oder selbst 10. Jahrhundert glaubt Grimm lateinische Bearbeitungen der Thiersage vom Wolf zurücksetzen zu können. Otto's I. Ungarnkriege sollen auf Betrieb Pilgrin's von Passau in einem, man weiß zwar nicht gewiß, ob lateinischen Gedichte besungen worden sein. Seinen Otto den Rothen dichtete Konrad nach einem lateinischen Werke.

Herzog Ernst floß aus einer älteren lateinischen Quelle. Sehr früh mag Salomon und Morolf in Deutschland eine lateinische Bearbeitung erhalten haben. Wollte man lateinische Legenden (wie den Gregorius, von dem Leo ein Bruchstück entdeckt hat[84]) und Umarbeitungen altklassischer Mythen und Geschichten hinzunehmen, die aus dem Auslande eingeführt und behandelt worden sein mochten, und erinnert man sich an jene weitern Bearbeitungen des Walther und an so vieles Andere, so sieht man, wie thätig die Geistlichkeit sich eine lange Zeit mit der lateinischen Dichtung beschäftigt hat. Selbst jene geschichtlichen Gelegenheitsgedichte konnten ins Lateinische übergehen und in dieser Sprache fortdauern bis auf die Hohenstaufen; wir haben aus den Zeiten, in denen wir stehen, das Beispiel eines halb deutschen halb lateinischen Leichs auf die Versöhnung Otto's I. mit seinem Bruder Heinrich im Jahr 941 und einen lateinischen Trauergesang auf Heinrichs II. Tod 1074[85]). Daß auch selbst die volksmäßigsten aller Lieder, „die auf Straßen und Wegscheiden erschollen", die Schnurren und Schwänke, die Spott- und Loblieder auf die Zeitgenossen, dem Volke entlehnt wurden, daß die Geistlichen in lateinischem Muthwillen die schmutzigen Gegenstände jetzt behandelten, die sie sonst angefochten hatten, und die Formen der Litaneien, Messen, Concilien dazu mißbrauchten, dies beweist am stärksten für die allumfassenden Eingriffe der Geistlichen in die Dichtung. Aber entziehen konnten sie, wenigstens jene uralte und eingewöhnte Liederart, dem Volke doch nicht ganz. Wir wissen, daß viele geschichtliche Figuren jener Zeiten noch immer in den Volksgesang übergingen, und erinnern nur beispielsweise an die Lieder von Hatto's Verrath an Adalbert v. Babenberg (J. 904), die noch im 12. Jahrhundert gesungen wurden; von dem Grafen Konrad Kurzbold vom Niederlahngau († 948), der ganz wie ein Riesen- und Löwenschläger, als Weiberhasser und Raufbold in Sage und Geschichte erscheint; an die Gesänge von dem heiligen Ulrich und seinen Wundern, und von Benno's Verdiensten in Ungarn unter Heinrich III. Daß König Otto der Rothe in Gedichte überging, beweist der Herzog Ernst (der selbst hier hinzugefügt werden darf) und eine Erzählung Konrads von Würzburg; und der geschichtliche Bischof Pilgrin von Passau erscheint in den Nibelungen.

---

84) Lit. Unterhaltungsblätter 1837. Dez.

85) Der erstere von Lachmann herausgegeben in Ranke's Jährb. des d. Reichs unter den sächsischen Kaisern. I, 2. 1839. Der andere in Grimms und Schmellers lat. Gedichten des 10.—11. Jahrh. 1838.

Dieser Name macht uns wieder auf unser nationales Epos, die Nibelungen, aufmerksam. Jener Pilgrin von Passau, von dem uns erzählt wird[86]), daß er einen deutschen Dichter aufgefordert habe, die Thaten der Avaren und Hunnen unter den sächsischen Kaisern zu besingen, soll nach dem Schluß der Klage[87]), dem bekannten Anhange zur Nibelungen Noth, auch die Begebenheiten, welche der Gegenstand der Nibelungen sind, nach dem Berichte Swemmels, in lateinischer Sprache von einem Meister Konrad ursprünglich haben aufzeichnen lassen. Selbst die, die diese Angabe für eine Erdichtung erklärt haben, wie W. Grimm[88]), müssen sich doch geneigt bekennen, das Dasein eines lateinischen Gedichts von den Nibelungen anzunehmen. Es stimmte auch gar so gut zu den übrigen lateinischen Quellen, die wir in diesen Zeiten zu so vielen deutschen Gedichten späterer Zeit annehmen können oder dürfen; es stimmte so gut zu der Thätigkeit der Geistlichen in St. Gallen und Tegernsee, daß man sich auch in Oesterreich schon zu Pilgrins Zeiten († 991) um die deutsche Sage bekümmert hätte, die sich hier localisirte und später anhaltende Theilnahme fand. Daß diese Zeit der Ottonen für unser Volksepos eine Durchgangsperiode, eine Zeit der Wiederaufnahme und Umgestaltung war, wird man aus vielen Gründen zu glauben geneigt. Nicht allein weil der Waltharius ein Zeugniß dafür ist, daß damals die deutsche Heldensage lateinisch behandelt ward; nicht allein, weil obige Sage darauf hinweist; nicht allein weil das Christenthum in die Nibelungen Eingang fand und der Gegensatz der Rheinländer gegen die heidnischen Hunnen, der sich in diesen Zeiten am leichtesten einschleichen konnte; nicht allein weil der Markgraf Gero an den bekannten Zeitgenossen Otto's I. erinnert, oder weil Pilgrin in die Nibelungen eingeflochten ist (denn dies geschah so locker, daß man alle Stellen, in

---

86) Hundt, Metropolis Salisb. I. p. 201. Das Gedicht versichert der Verfasser gehabt und 1575 in die Bibliothek des Prinzen Albert von Baiern geschenkt zu haben.

87) Klage V. 2145.

Von Pazowe der bischof Pilgerîn durch liebe der neven sîn
hiez schrîben disiu mære, wie ez ergangen wære,
mit latînischen buochstaben, daz manz für wâre solde haben —

wan im seit der videlære diu küntlîchiu mære
wie ez ergienk unde geschach, wan er ez hôrte unde sach,
er unde manic ander man. Daz mære dô briefen began
ein schrîber, meister Kuonrât.

Vgl. V. 1728 sqq.

88) Heldensage p. 109.

denen er vorkommt, mit Leichtigkeit ausscheiden könnte[89]), oder weil Rüdiger von Pechlarn, der stets als Zeitgenosse Pilgrins genannt wird, aber freilich nicht in eigentlichen geschichtlichen Quellen erscheint, so eng hineinverwebt ist, „daß sich in dem Liede keine deutliche Spur einer Einfügung mehr nachweisen lassen möchte"[90]); sondern weit mehr als aus allen diesen unterstützenden Gründen, weil die Zeit der Ottonen und die Einbrüche der Ungarn das Andenken an die alte Hunnensage auffrischten. Uralte Verhältnisse schienen sich zu erneuen, als an der Scheide des 9. bis 10. Jahrhunderts ein ungarisches (hunnisches) Reich im Osten und im Westen das burgundische hergestellt ward, das in engere Verhältnisse zu Deutschland, innerhalb der Schweizergrenze, kam; als König Rudolf II. († 937) seinen Ruhm ausbreitete und mit den Ungarn zusammenstieß, die 924 tief in Burgund einbrachen, um an dem ermordeten König Berengar Rache zu nehmen. Solche Zeiten aber nehmen alte Sagen in besondere Pflege, die von irgend etwas Entsprechendem in ihnen selbst bestimmter darauf hingewiesen werden. Mit jenem Heinrich I. ferner, der die berühmte Hunnenschlacht schlug, fing die alte Heldenzeit Deutschlands ganz an zu verschwinden und ein neues Ritterthum aufzukommen; solche Zeiten aber, die einen frühern Zustand vollenden, pflegen diesen Zuständen alsdann in der Dichtkunst Denkmale zu setzen. Gerade das schien uns aber das Eigenthümliche der Nibelungen zu sein, daß sie auf die scheidende Heroenzeit der Deutschen gebaut sind; gerade das macht sie so einzig in ihrer Art, weil kein anderes der ausgewanderten deutschen Völker seine eigene Stammsage so zu behaupten gewußt hat, obgleich sie Alle den Thaten der Völkerwanderung näher standen, als die Deutschen selbst. Wir müssen, wenn wir in diesen Zeiten von den Nibelungen reden, nothwendig nur den letzten Theil ins Auge fassen, denn wir werden weiter unten sehen, daß selbst noch später die Siegfriedsage damit nicht in der Art verknüpft war, wie in den Bearbeitungen, die wir kennen. Dieser letzte Theil des Gedichtes aber ist es gerade, in dem das höfische Ritterwesen noch viel weniger, die alte Heldenzeit viel deutlicher erscheint; er trägt den Charakter der ältesten deutschen Dichtungen. Jeder Sagenkreis des Mittelalters hat bei der großen Uebereinstimmung, die wieder sämmtliche oft unter sich zeigen, gewisse eigenthümliche und besondere Züge voraus. So ist es in Allem, was griechischer Herkunft ist, eine gewisse künstliche Maschinerie und Ver-

---

89) Lachmann über die ursprüngliche Gestalt der Nibelungen p. 10. 11.
90) Ebd. p. 8.

flechtung von Abenteuern, in dem Britischen sind es irrende Ritter, die uns stets wieder begegnen (um von Einzelheiten der Mythologie und dergleichen zu schweigen); im deutschen Volksepos ist es, ganz entsprechend der Eigenheit, daß es die Heroenzeit in ihrer Allgemeinheit zum Gegenstande nahm, der Kampf, und zwar der Einzelkampf besonders, der Preis der Stärke und der Ruhm des Sieges. Der zweite Theil der Nibelungen und der Waltharius tragen diesen Charakter neben dem Hildebrandliede am reinsten; später ist er im Rosengarten treu aufgefaßt worden und er liegt in einem weiten Kreise in dem Theile der Viltinasage ausgebreitet, der Dietrichs Helden um diesen versammelt. Dies ist jedoch nicht erschöpfend; es ist nur Eine Seite des deutschen Epos hiermit (in jener allgemeinen Weise, wie es dem Fremden gegenüber selbst im Stoffe Eigenthümliches darstellt) charakterisirt; ein anderer Theil der Viltinasage, der sich um Werbung um berühmte und schöne Frauen und um Kriegszüge in der Ferne dreht, ist eine zweite Seite des deutschen epischen Gedichtes. Jene erste allgemeinere Seite ist die ältere; ihre Feststellung und Gestaltung und gewissermaßen V o l l e n d u n g muß wohl in den Zeiten gesucht werden, von denen wir jetzt reden. Zu jener zweiten Seite legten diese Zeiten den K e i m. Den abenteuerlichen Zug Otto's I. nach der schönen Adelheid und die Verbindung Otto's II. mit Theophania darf man geradezu, wenn nicht als die Quelle solcher Erzählungen von Brautfahrten und Brautkriegen, doch als aus dem gleichen Geiste mit diesen entsprungen ansehen, und die Möglichkeit eines früheren Daseins solcher Sagen schlechtweg leugnen. Diese Sätze, die früher sehr gewagt scheinen konnten, haben durch die Auffindung des Ruodlieb eine Stütze erhalten, der diese vageren erfindungsvolleren Sagen eröffnet und seiner ganzen Beschaffenheit nach noch wenige Vorbilder gehabt haben kann, wie denn auch keinerlei Quelle in ihm genannt wird.

Ist es nicht eine willkührliche Annahme, daß in der Ottonischen Zeit unser Volksepos eine neue Umgestaltung empfing, so hätten wir jetzt neben der Zeit der Entstehung der Siegfriedsage, und neben der Völkerwanderung schon die dritte Periode, die mit ihren Zuthaten hier einzuwirken suchte, und später wird es die leichteste Arbeit sein, noch die vierte und fünfte Hand nachzuweisen und die Farbe des 12. und 13. Jahrhunderts. Viele Zwischenglieder und Durchgänge mögen uns bis auf die letzte Spur verschwunden sein. Wenn nun nicht Alles, was man über Volksmäßigkeit eines Epos sich vorstellt, Faselei und Traum bleiben soll, so scheint dies das Einzige zu sein, was einen solchen Ausdruck rechtfertigt. Stoffe, in sich so groß, so weit, so fest und gewaltig,

daß sie jede neue Idee jeder folgenden Zeit in sich aufnehmen, jede neue Form, die diese mit sich bringt, ausfüllen können, gehen auf diese Weise von Hand zu Hand, von Jahrhundert zu Jahrhundert; man behält sie in jedem Wechsel lieb, man gestaltet sie um und überliefert sie dem folgenden Geschlechte; hundert geschäftige Geister versuchen sich daran; selbst wenn sie schon die letzte Gestalt erhalten haben, die Alles zu erschöpfen scheint, unterbleibt das leichtere Ueberarbeiten nicht. Diese ausdauernde Natur bedingt allein eines Gedichtes Volksmäßigkeit, und wird ihrerseits wieder bedingt durch die innere Abgeschlossenheit des Gedichts und des in ihm dargestellten Inhalts, den wir nicht zu entstellen wagen, den jeder Dichter oder Ordner, der später seine Hände daran legt, nur mit Scheu in seine Sprache überträgt, ohne an den Kern zu tasten.

Diese Fortbildung des Volksgedichtes geschieht aber in verschiedenen Nationen sehr verschieden. In Griechenland verdunkelten die Gesänge vom Trojanerzug jede andere Sage; ihr Inhalt blieb hinfort der Lieblingsgesang der Nation. So oft und vielfach sie umgestaltet sein mögen, so vielfach sich unter Jonern und Dorern und Attikern Sprache und Vortrag geändert haben mag, immer blieb die Zeit des Trojanerkriegs und ihre Sitte unverändert, ja die Sage selbst im Ganzen ward wenig umgestaltet. Von späterer Verfassung, Religionsansicht, Dichtung und Sage ist keine Spur, vielleicht einige geographische und ethnologische Einschaltungen, aber diese so einzeln und leicht herauszuscheiden, daß es kaum der Rede werth ist. Der reichste poetische und geschichtliche Stoff, der ihr ursprünglich nicht angehörte, legte sich um die Trojanersage an, allein immer ist er aus der Vergangenheit, immer ohne Verstoß gegen Zeiten und Räume dargestellt; manches so sehr der Wirklichkeit des Lebens und den anderweitigen Zeugnissen der Geschichte entsprechend, daß man ihm in alter und neuer Zeit historische Geltung zuschrieb; anderes poetisch die Züge älterer Zeiten entwerfend, so daß man die Verschiedenheit der Menschen und Zeiten sieht oder ahnt, wenn von den Thebaner-Helden, von Herakles, von den Lapithen- und Kentauren, von den Titanen und Urgöttern die Rede ist. Jede alte Thatsache, die sich fügte, ward einverwebt; aber immer stand man in der Trojanerzeit fest, hielt und behauptete ihren Einen Charakter und bildete diese Heroenwelt so gediegen aus, daß nicht allein kein späterer Bearbeiter der Trojanersage, nein, daß selbst die älteren und besseren Tragiker nicht wagten, neue Sitten an die Stelle der alten zu setzen und in die Dichtung die Farbe des späteren Lebens zu bringen; als dies im Euripides

begann, begann auch der Verfall der Dichtkunst. Nichts änderte die Zeit an dem Volksgedicht der Ioner, als die Form. Die hellenische Muse hielt in dem alten Epos den Stoff und seine Erscheinung, rückwärts schauend, unverändert fest; sie kehrte der jüngeren Zeit den Rükken, um die ideale Gestalt, die sie jener Heldenwelt abgewonnen, höchstens in den Reiz der gebildeteren Sprache späterer Zeiten zu kleiden, das Einzige, was sie der fortschreitenden Zeit überhaupt abnahm und wobei sie sich gleichwohl nicht so weit wagte, den Dialekt der ursprünglichen Ueberlieferung mit dem attischen zu vertauschen. Genau so entkleidete die bildende Kunst die Heroen der alten Zeit allmählig ihrer Rüstungen und Gewande, bis sie, unterstützt von der seit Orsippos' Sieg in der 15. Olympiade eingeführten Sitte ungegürtet in den Wettkampf zu treten, die nackte Form ergriff, hinfort festhielt und von der trockenen Treue und den strengen Umrissen zur ideellen Wahrheit und jenen milderen Contouren überführte, die nicht blos den Sinnen Beschäftigung geben.

Ganz anders entwickelte sich das deutsche Epos. Wir fanden, daß auch hier eine einzige ungeheure Begebenheit den Mittelpunkt bildete; daß auch hier jene Völkerwanderung die Zeit ausmacht, in welcher der Kern des ganzen Sagenkreises zu suchen ist. Allein welch eine Zeit ist dies schon! Gleich die Haupthelden, jene Hermanrich, Etzel und Dietrich trennen geschichtlich mehrere Jahrhunderte von einander! Weit entfernt, daß hier die Sitte der ursprünglichen Entstehungszeit festgehalten wurde, so ist auf den Grund einer ächten Heldenzeit nachher Christenthum und Ritterwesen aufgetragen, Alles was im Staat, in der Kirche, in der Heimat und Fremde geschah, Entdeckungen von Ländern, Einführungen von fremden Kostbarkeiten, Alles und Jedes fand Eingang und ward so verwebt, als ob es ursprünglich dazu gehört hätte. Wo ein geschichtlicher Name auf geschichtlichen Stoff rathen läßt, tritt gleich vor dem näher zusehenden Auge Alles in desto tiefere Dunkelheit zurück; wo, wie im ersten Theile der Nibelungen, eine viel ältere Sage zu einer schon neueren Gattung hinzugezogen wurde, ward auch sie dem Mittelpunkt mit dem ewig wiederkehrenden Anachronismus gleichgestellt, und hart an die Züge eines wilden Schlangentödters, die aus der Fremde oder aus Urzeiten herstammten, traten die eines empfindungsvollen Ritters des 13. Jahrhunderts. Weit entfernt, daß die höfischen Ritter des 13. Jahrhunderts, die Tragiker des Mittelalters, die alten Sitten und Sagen festgehalten hätten, so empörten sie sich dagegen; und was die Sage selbst angeht, so fing sie gleich im Fortgang der Zeiten an, sich mit

den Sitten derselben auch geschichtliche oder dichterische Gestalten daraus anzueignen. Es erscheint also der thüringische Irmenfried in den Nibelungen, und Pilgrin von Passau, und jener so eng eingeflochtene Rüdiger, von dem es nun ganz gleichgültig ist, ob er eine geschichtliche oder blos dichterische Persönlichkeit ist. So ist im Herzog Ernst von Adelheid auf Gisela, von den Ottonen auf Konrad, von Ludolf auf Ernst übergegangen, und dies Einschieben späterer Personen bei der Umarbeitung älterer Gedichte setzt sich im Ruther, in der Kaiserchronik, im Wigalois, bis in noch spätere Zeiten fort. Nicht allein im Volksepos, auch in der Kunstpoesie herrschen dieselben Verhältnisse. Die höfischen Dichter des 13ten Jahrh. gaben ihren alten Erzählungsstoffen das Gewand der neuesten Zeit; und weit entfernt, daß dieser Eindrang des Neuen ihrer Dichtung so schädlich geworden wäre, wie bei den Griechen, entfaltete sie gerade ihren höheren Glanz unter ihnen, und den höchsten bei jenem Gottfried von Straßburg, der das gegenwärtige Ritterleben am unverholensten abschilderte. So ists auch unter den Romanen. Je entschiedener Ariost seinem Gedichte die Farbe seiner Zeit gab und die Aussicht auf das Feuerrohr und die neue Welt und was alles seine Zeit entdeckte und erfand, desto besser ward es; je mehr Tasso zurückblickte und historisch verfuhr, desto schlimmer war es; und er verstand seinen Vortheil schlecht, wenn er sich später anklagte, nicht geschichtlich treu genug geblieben zu sein. Jede neue Idee und Richtung, die irgend bedeutend in der Folgezeit heraustrat, und willkührlich dieser oder jener Vertreter solcher Richtungen, wurde in unser Epos im Laufe der Zeiten aufgenommen. Man steht nirgends fest; von einer Zeit wird man in die andere, von einer Sitte zu einer anderen versetzt, und die jüngste Bearbeitung trägt in einzelnen Stellen die Farbe der jüngsten Zeit. Wo in dem griechischen Epos Alles Einheit ist, ist hier Alles zerrissen; deshalb ward die Einheit der Nibelungen so wenig, die des Homer so hartnäckig vertheidigt. Deshalb lockte das deutsche Gedicht stets mehr die wissenschaftliche Untersuchungslust über Entstehung, Gestaltung und Sage, das Griechische befriedigte vor allem den poetischen Genuß. Es zieht daher den Knaben von selbst an, dem die Nibelungen erst später und wie oft gar nicht zusagen, denn es fesselt die Phantasie und überzeugt von seinem Werthe das Gemüth, ohne erst den Verstand überzeugen zu müssen. Das deutsche Epos veränderte mit der Zeit Alles, nur die Form, die die Hauptsache hätte sein müssen, am wenigsten oder am sorglosesten. Das Nibelungenlied erhielt nicht einmal einen so feinen letzten Ordner, wie die Gudrun. Alles klafft von Lücken, und die Sprache

von Unebenheiten, während der letzte Bearbeiter der homerischen Gedichte vielleicht nur wenig der Feile bedurfte, aber die feinste gebrauchte, um auch die letzte offene Fuge zu verbergen. Die Zusammenfassung der alten Welt in all ihrem Dichten und Treiben und das Ausschweifen der neueren Zeit, die Liebe des Orts und Vaterlands bei den Alten und die Flucht der Heimat bei unsern Ahnen, die Lebenslust Jener und unsere Beschäftigung mit dem ungewissen Künftigen, die Einheitsliebe der Alten in allen ihren Erzeugnissen der Kunst und die Mannichfaltigkeit der Neueren, die Geschlossenheit und Enge der griechischen Zustände und die Weite und Endlosigkeit der germanischen bedingt diese Unterschiede. Alles, was die Alten je in der Kunst vollbracht, ist mit dem Entwurf zugleich fertig. So stehen ihre Tempel, irgend einem Gotte geweiht, dessen Wesen ihrer Einbildungskraft faßlich war, in dem schönsten Einklang des Innern und Aeußern da, dem innern und äußern Auge mit Einem Blicke überschaubar. Allein jeder Dom des Mittelalters ward gleich im Anfange, um ihn des Unendlichen würdig zu machen, mit riesenmäßigen Anlagen begonnen, als ob er nie fertig werden sollte; was die Geistlichen mit dem Rundbogen begannen, setzte die Ritterzeit mit dem Spitzbogen fort und die industrielle Zeit plackte äußerlich ihre Buden daran. Mit dem Aeußeren Eine einzige Wirkung zu machen, war der deutschen Baukunst und Dichtkunst gleichgültig, der griechischen lag Alles hieran; die neue Architektur baute ungeheure Thürme, deren Theile dem Auge des Betrachters ganz verschwinden, die alte machte ihre Metopen und ihren Sculpturzierat in der Höhe großartiger und kühner, um ihn nicht wirkungslos für den Beschauer zu lassen. Daher macht ein Aufriß eines gothischen Gebäudes, in welchem das Auge die Schönheit und Harmonie des Entwurfs in allen Theilen leicht verfolgen kann, oft größere Wirkung als das Gebäude selbst, einem griechischen Tempel kann eben dies gerade schaden. Genau so ists mit den Epen. Endlose Verse, besonders in den Kunstepen, alle mit gleicher Kunst und Liebe behandelt, aber unmöglich zu überblicken, bis man sie zerlegt; lauter vereinzelte Herrlichkeiten, selbst im Ariost; Homer dagegen eine einzige Gruppe. Ein geistreicher Auszug kann trefflich beitragen, in den Geist eines mitteldeutschen Epos einzuführen, am Homer kann er einem den Geschmack verderben. Mit der Betrachtung der Form und des Aeußeren, was die Phantasie ergreift, hört bei den griechischen Künsten die Wirkung auf; hier fängt die der deutschen, möchte man sagen, erst an. Man muß die gothische Kirche im Innern betrachten, dort beginnt ihre Größe; und im deutschen Gedicht muß man die Ideen suchen, um Achtung davor zu

bekommen. Wer im Innern des griechischen Tempels die Erhebung sucht, die er im gothischen Dom erhält, oder in der griechischen Poesie den Reichthum an Gefühlen und Gedanken, den die neuere darbietet, der geht eben so fehl, wie wer umgekehrt vom Bau und Gedicht der Deutschen die Anregung der Einbildungskraft durch die formelle Erscheinung erwartet. Beides ist in seiner Art groß; als Kunst, die streng genommen nur mit der Form für die Phantasie sich beschäftigen soll, ist das Griechische reiner.

Wir gingen davon aus, zu zeigen, wie die historische Entstehung unsers Volksepos schon die zerrissene Gestalt desselben bedingt, die zu erklären wir nicht von zu vielen Seiten versuchen können. Wir suchten oben durch die großen Räume, die es umspannt, dieser Aufgabe näher zu rücken; jetzt aber nahmen wir die großen Zeiten, die es umspannt, zu Hülfe; auf die großen Ideen, die in allen besseren Gedichten des Mittelalters niedergelegt sind, kommen wir später beim Kunstepos der Hofdichter zurück, bei welchen diese Ideen ebenso vorherrschen, wie sie in unserm Volksepos, wie sie in jeder ächt epischen Poesie zurücktreten, und wo wir dann nach den bisherigen doppelten Erörterungen schon vorbereiteter anlangen.

3. Fränkische Zeit. Geistliche Dichtung in Oesterreich.

Noch während der ganzen Regierungszeit der fränkischen Kaiser blieb Wissenschaft und Kunst in den Händen der Geistlichen, und alle Bildung ihr ausschließlicher Besitz. Und dies dauert bis gegen Ende des 12ten Jahrhunderts, bis zu der Zeit des aufkeimenden Rittergesangs fort, wo wir noch jenen Werner, Lambrecht, Konrad begegnen, die uns als Brüder und Pfaffen bezeichnet werden. In den dichterischen Werken dieser letzteren schlägt schon der Geist des Ritterthums durch, während in den lateinischen Dichtern unter den sächsischen Kaisern noch der Rückblick auf das Heldenzeitalter unsers Volks und seiner Dichtung gestattet war, während die karolingischen deutschdichtenden Geistlichen ganz ihres Amtes gelebt und nur christliche Lehre und Mythe behandelt hatten. Ganz verschieden von den Richtungen dieser drei Gruppen ist die geistige Beschäftigung, die wir in der dazwischengelegenen Zeit der fränkischen Kaiser unter den Geistlichen vorherrschend finden. Auf das angeregte Jahrhundert der Ottonen folgte eine Zeit der Erschlaffung, wo sich die geistigen Kräfte erst wieder sammelten, die nachher den glänzenden Aufschwung der hohenstaufischen Zeiten tragen sollten. In Kunst und

Dichtung wenigstens feierte das 11. Jahrhundert, eine Periode des Ungeschmacks, der nüchternen Verhältnisse, der politischen Zerrüttung, beinahe gänzlich. Wo ja noch ein ausgezeichneter Mann thätig ist, wie Hermannus Contractus, da ist er entschieden auf das Praktische und Verstandesmäßige gerichtet, auf strenge Wissenschaft, auf Geschichte, Zeitrechnung, Mathematik, Astronomie und Mechanik. Und wo an der Grenze der Zeit noch ausnahmsweise in einem Kloster der frühere Fleiß aushält, da ist er auf Werke der Prosa, der Schule, der Gelehrsamkeit gewandt. So war es in St. Gallen im Anfang des 11. Jahrhunderts. Es ist eine bewundernswürdige Thätigkeit, die hier der Neffe und Schüler des uns bekannten Ekkehard I., Notker III. Labeo, entfaltete, der, aller Wissenschaften der Zeit kundig und in vier Sprachen bewandert, Vorsteher der St. Galler Schulen war und nach seinem eignen Zeugnisse (in einem Briefe an den Bischoff Hugo II. von Sitten) eine Menge altklassischer, biblischer und anderer Werke[91]) ins Deutsche übersetzte oder übersetzend erklärte. Er hieß von dieser Thätigkeit unter seinen Genossen der Deutsche; aber er brauchte die Sprache nicht mehr zu jenen volks- und kunstfreundlichen Zwecken, wie die Ratpert und Ekkehard, sondern nur zum Schulunterricht; seine Schriften sind lauter „Expositionen", wo lateinischer und deutscher Text gemischt ineinanderlaufen zum Zwecke der gegenseitigen Verdeutlichung. Seiner großen Betriebsamkeit machte die Pest 1022 ein Ende, die ihn mit anderen seiner Brüder hinwegraffte, an dem Tage, wo er seinen Hiob vollendet hatte. Sein Beispiel wirkte auf Fulda zurück, wo Williram, ein Franke, der seine Schule in Paris gemacht hatte und später Abt von Ebersberg in Baiern wurde († 1085), sichtbar von den St. Gallern angeregt, eine symbolische Auslegung des Hohen Liedes[92]) schrieb (vor 1040). Er beklagt es selbst, daß in seinen Tagen Gelehrsamkeit und Bildung herabgesunken sei und gibt in diesem Werke den lebendigen Beweis davon; er ist geschmacklos genug, die barbarische Mischung lateinischer und deutscher Sätze und Verse nicht wie die St. Galler zum Zwecke des

91) Das Nähere über Notker, der unsern Gegenstand nicht angeht, muß man bei Hattemer (Denkmale des Mittelalters 2, 1 ff.) nachsehen. Von seinen Werken sind erhalten: die Psalmen; Boethius de consol. phil.; Aristoteles' Organon, Kategorien und Hermeneutik; 2 Bücher von Marcianus Capella; und einiges Notkern selbst eignes über Rhethorik und Musik. — Verloren sind der Hiob; Virgils Bucolica; die Andria von Terenz; Cato's Distichen; Boethius de trinitate, und Anfänge der Arithmetik; Gregors Sittenlehre.

92) ed. Hoffmann. Breslau 1827.

Unterrichts, sondern um des Schmucks und des gelehrten Prunks willen beizubehalten. Und was für die verderbte Richtung der Zeit noch bezeichnender ist, als die Beschaffenheit dieses Werkes, ist sein Erfolg: es ist schon um 1057 ins Niederländische übersetzt worden und ist unter allen althochdeutschen Werken in den meisten Abschriften erhalten. Der geschmacklosen Sprachmengerei Williram's verwandt ist die Mischung des Reimes in die Prosa, zu der in der lateinischen Literatur das Beispiel gegeben war und der man in fast allen Geschichtschreibern der fränkischen Zeit begegnet. Auch in deutsche Prosawerke der Zeit schlich sie sich ein; so in ein weltbeschreibendes Werk aus dem Anfang des 11. Jahrhunderts, das nach einem Capitel in der Encyclopädie Isidors (den Etymologien) die Wunder der Natur beschreibt, und von dem uns ein Bruchstück erhalten ist[93]). Die Reste reiner Prosa aus dieser Zeit sind äußerst spärlich, die Proben einer glücklicheren Redegabe bilden eine noch seltnere Ausnahme[94]).

Den Verfall, in den die Literatur unter den fränkischen Kaisern gerieth, erklären hinlänglich die Charaktere und die Schicksale dieser Fürsten, unter welchen Deutschland von dem Kampfe des weltlichen und geistlichen Prinzips, und den politischen Parteien, die die alte Verfassung zu halten oder an ihre Stelle eine anarchische Aristokratie zu setzen strebten, zerrissen ward. Alles drängte sich nach diesem Mittelpunkte, keinem anderen Bestreben konnten diese Kaiser Raum geben, als wie sie sich gegen die Großen feststellen, gegen die Kirche schützen, auf die Städte und niedere Ritterschaft stützen könnten. Ruhm, Glanz, Eroberung, nichts was die Phantasie und die Begeisterung erregt hätte, zeigt sich fast in dem ganzen Jahrhundert; und der Anflug von Schwärmerei unter den Nachbarn, sowohl bei dem Gottesfrieden in der Mitte, als bei dem ersten Kreuzzug am Ende des Jahrhunderts konnte in Deutschland nicht eindringen. Die Kaiser selbst, von dem zweiten Konrad bis zu Heinrich V. bilden eine Reihe von praktischen, nur auf die Interessen des gewöhnlichen Lebens gerichteten Männern, die für Kunst und höhere Geistesgenüsse keinen Sinn hatten. Konrads Gattin Gisela hatte Notker's Psalmen und seinen Hiob sich abschreiben lassen, offenbar nur in einem religiösen Interesse. Was Heinrich III. für geistige Interessen

93) Unter dem Titel Merigarto in Hoffmanns Fundgruben II, 1. 1837.

94) Darunter gehört eine geistliche Rede, die die Herrlichkeit der himmlischen Gottesburg und den Jammer des Höllenreichs schildert. Aus einer Bamberger Handschrift mitgetheilt von Reuß in Haupt's Zeitschrift 3, 443.

that, der sinnig war und durch sein Weib mit dem Sitz der aufkeimenden Cultur verbunden, doch aber keine Jongleurs und Bouffons bei seiner Hochzeit dulden wollte, war durchaus vorübergehend; die übrigen Kaiser waren ohne Bildung. Der Adel hatte die Schule, welche die großen Karl und Otto seinen Söhnen aufgedrungen hatten, wieder abgeschüttelt, und verschmähte wieder die Laienbildung, noch im Sinne der alten Heroenzeit.[95])

Die Männer der hohen Geistlichkeit, ein Hanno oder Albert von Bremen, fanden es vortheilhafter, sich in einer andern Sphäre umzutreiben, als der gelehrten. Welch ein Beispiel ging auch von Rom aus, unter jenem Benedict IX., oder in anderer Art später unter Gregor VII., beide nur geeignet, jenes, die Zucht und das geordnete Leben in den Klöstern aufs scheußlichste zu verderben, dieses, die mönchischen Gelehrten in den Kampf der weltlichen und geistlichen Oberhäupter hineinzureißen und eine politische, kirchliche, schriftstellerische Parteisucht und Heftigkeit zu gründen, wie sie keine Zeit vorher kannte. Wie endlich konnte unter der Verwüstung und Plünderung, unter dem Raub und Mord zur Zeit Heinrichs IV., während des großen Investiturstreites 1075—1122, irgend eine geistige Betriebsamkeit entstehen, oder nur, wo sie bereits bestand, sich erhalten? Mit Recht hat Stenzel zur Vergegenwärtigung des inneren Zustandes von Deutschland in jenen schrecklichen Zeiten nichts Lebendigeres geben zu können geglaubt, als die Erzählung des Abts Rodulf von St. Tron von den Schicksalen seines Klosters im Anfange des 12. Jahrhunderts[96]). Mit nichts anderem kann man diese Scenen der Anarchie, des brutalen Soldaten- und Raubwesens und der Auflösung aller geselligen Bande vergleichen, als mit den ähnlichen Schilderungen aus dem dreißigjährigen Kriege. Blieben auch hier und da die Klöster eine Zuflucht- und Ruhestätte für die Unglücklichen, die sich während des Kampfes der Gegenkönige und der wilden Faustherrschaft des Ritteradels hierhin zusammendrängten; konnte auch dann und wann die Noth auf einzelne Geistliche wirken, sich zu einer frommen Geistesarbeit zu fassen, und andere, sich in herben Parteischriften auszulassen; und mochte dann auch gerade jener Zusammenfluß der Flüchtigen beitragen, solche Erzeugnisse auszubreiten, so blieb dies

95) Wippo Panegyr. ad Henric. III. in Canis. lect. ant. p. 196.
totis Teutonicis vacuum vel turpe videtur,
ut doceant aliquem, nisi clericus accipiatur.

96) Stenzel, Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern. 1, 755 ff.

doch wesentlich auf die mönchischen Kreise beschränkt. Im großen Ganzen der Nation litt die geistige Thätigkeit eine Unterbrechung; selbst das Andenken an den älteren Volksgesang schien sich zu verlieren; für die geschichtliche und skoptische Tagesdichtung im Volke, die im 10. Jahrh. blühte und im 12. wiederkehrt, findet sich im 11. Jahrh. kaum ein Zeugniß. Denn jener selbstgewachsenen, der Geschichte und Zeit vom Volksgesang entlehnten Erzählstoffe einzelner Ereignisse bietet diese ganze Periode fast keinen; man müßte denn annehmen, daß der Herzog Ernst schon in diesen Zeiten Gegenstand des Gesangs gewesen sei, der sich aber schnell an die Geschichten der Ottonen und älterer geschichtlicher Personen anlehnte, wie flüchtend vor diesen Zeiten der Barbarei und der Prosa.

Nur zwei Gegenden an Deutschlands entgegengesetzten Grenzen blieben damals als vereinzelte Zufluchtstätten für eine Regsamkeit im Gebiete der Dichtung übrig. Die eine derselben war in Oesterreich, Steiermark und Kärnthen, wo sich eine Gruppe verwandter Seelen findet, die sich in einer verdichteten Frömmigkeit auf biblische und religiöse Dichtung warfen, von der zerrütteten Außenwelt zurückgeschreckt auf ein inneres, abgezogenes Leben. Die andere Stelle, die wir meinen, ist am Niederrhein und in Belgien, wo damals die Schulen in Lüttich, in Lobbe und Gemblours wetteiferten um den ersten Rang und die Ausländer durch die Vortrefflichkeit ihrer Lehrer anzogen. Der Gegensatz der Gesinnung und der aus ihr geflossenen Dichtung dieser Zeit unter den Mönchen dieser entgegengesetzten Lande könnte nicht schärfer und interessanter sein. Während sich in den südlichen Klöstern Deutschlands die Anhänger des Pabstes sammelten, waren dort in Belgien die gelehrtesten und beredtesten Vertheidiger des kaiserlichen Ansehns gegen die Anmaßungen Roms. In Köln und Lüttich fand Heinrich IV. noch vor seinem Ende in verzweifelter Lage warme Theilnahme und Hülfe; und in Flandern traten dann im 12. Jahrh. jene lateinischen Dichter der Fuchs- und Wolfsage auf, deren Einer mit einer so ungeheuren Heftigkeit gegen den römischen Stuhl eifert.

Wir betrachten zuerst die Erscheinungen im Südosten, die sich an den bisherigen Verlauf und Zustand unserer Literatur nach Zeit und Charakter am engsten anschließen.

Wir haben schon bisher beobachten können, wie die Beschäftigung der Klostergeistlichen mit der Sprache und Dichtung des deutschen Volkes sich in den obern Landen von Westen nach Osten allmählig ausbreitete. Schon das Muspilli versetzte uns, seiner Sprache nach, nach Baiern; wir sahen alsdann in Tegernsee den volkssinnigen Geist wirk-

sam, den wir vorher in den Mönchen von St. Gallen und Reichenau gefunden hatten; Williram zog von Fulda nach Ebersberg; das Prosawerk Merigarto wie der spätere Physiologus weisen uns nach Oesterreich; in Bamberg tauchten vor nicht lange literarische Prosareste aus dem 11. Jahrh. auf. Wenn wir für die Angaben des Gedichtes von der Klage gläubig sein wollen, so hatte der Bischoff Pilgrin von Passau im 10. Jahrh. für alte und neue Dichtung aufmunternde Sorge getragen. Wir haben nun ferner ein Zeugniß, daß ein Jahrhundert später in Bamberg, dessen Schule nach dem ausdrücklichen Zeugnisse in dem Leben des H. Anno[97]) um die Mitte des 11. Jahrh. an religiöser Zucht und wissenschaftlichem Eifer allen anderen in Deutschland voransging, der Bischoff Gunther (1057—65) die ähnliche Rolle eines Pflegers der Dichtung, nur in einem anderen Geiste, gespielt habe. Als er 1065, da man den Weltuntergang erwartete, eine große Pilgerfahrt aus Volk, Adel und Geistlichen nach dem heiligen Grabe führte, war in seiner Gesellschaft ein weiser und gelehrter Mann, Namens Ezzo, der ein Lied von den Wundern Christi in deutscher Sprache verfaßte[98]); nach einem zweiten Zeugnisse[99]) ließ Günther eben diesen Ezzo ein Lied machen, zu dem ein Willo (es gab einen Abt zu Michelsberg dieses Namens, der 1085 starb) die Weise fand, und das die Wirkung übte, daß Viele, die es hörten, in den Mönchstand übertraten. Beide Berichte, über das Mönchwerden dieser Hörer und über jene Wanderfahrt, ihren Grund und die Masse der theilnehmenden (7000) Pilger, lassen auf den bereits emporschießenden Geist der herannahenden Kreuzzüge, auf eine eifrig religiöse Bevölkerung und eine fromm erregte Zeit hindurchblicken, aus der es von um so größerem Werthe sein müßte, die Dichtungen zu besitzen, die aus jener Stimmung hervorgegangen sein sollen, je dunkler uns bisher ohnehin diese Gegenden und Zeiten in literarischer Beziehung

---

97) Aus dem 12ten Jahrh. In Surius de probatis Sanctorum historiis. Col. 1581. t. VI. p. 784.

98) So erzählt das Leben des Bischoffs Altmann von Passau, aus dem 12ten Jahrh. in Pez, scriptt. rer. austr. 1, 117.

99) In Diemers deutschen Gedichten des 11ten u. 12ten Jahrh. (Wien 1849) p. 319 beginnt die Rede von den vier Evangelien so:

Der guote biscoph Guntere vone Babenberch, der hiez machen ein vil guot werch,
er hiez di sîne phaphen ein guot liet machen.
eines liedes si begunden, want si di buoch chunden.
Ezzo begunde scrîben, Wille vant die wîse.
duo er die wîse duo gewan, duo îlten si sich alle munechen.

gewesen sind. Diemer, der hier durch die Herausgabe der Vorauer Handschrift[100]) ganz neues Licht gezündet hat, glaubt nun (nach seinen Mittheilungen in den Sitzungen der Wiener Akademie), daß jene beiden Gedichte Ezzo's uns wirklich in zweien Stücken dieser Handschrift erhalten seien. Denn daß jene beiden Zeugnisse nur auf Ein und dasselbe Lied gingen, bezweifelt Diemer mit Recht, weil auf der Pilgerfahrt zu jenem Uebertritt ins Klosterleben nicht wohl Anlaß und Gelegenheit war; er glaubt eher, daß das Lied, das diese Wirkung machte, um 1063 verfaßt sei, als Gunther das Collegiatstift St. Gangolph zu Bamberg vollendete; und er nimmt an, daß es uns in der „Schöpfung" (p. 93 seines angeführten Werkes) vorliege. Dies ist aber darum zu bezweifeln, weil dies Gedicht, nach Sprache und Schreibung, wohl früher zu setzen ist und dem Anfang des 11. Jahrhunderts näher liegt, als seiner zweiten Hälfte. Das kleine Stück stellt die Schöpfung und Erlösung, Geburt und Wiedergeburt der Menschheit, den ersten und zweiten Adam in jenen tiefsinnigen Gegensatz, der das geistige Band um das alte und neue Testament schlingt; es ist die Arbeit eines ernsten und gehobenen Geistes. Durch die Vereinigung einer gewissen ursprünglichen Frische in Erfassung und Deutung dieser Mysterien mit einer vorstechenden Fertigkeit in abgezogener Betrachtung schlägt dies Gedicht (wie auch das nächst zu erwähnende) eine Brücke zwischen der religiösen Tiefe der ersten Kirchenväter und der geistigen unserer späteren Mystiker, von Augustin zu Eckard. Die bildlichen Vorstellungen von der Ausstattung der Menschen mit den verschiedenen Eigenschaften und Kräften der Elemente, der Geschöpfe und des Schöpfers selbst, und die symbolische Deutung der Thatsachen des alten Testamentes sind nicht Eigenthum des Dichters; jene sind aus Isidor und aus Gottfried von Viterbo entlehnt, diese sind Gemeingut aller christlichen Denker und Prediger gewesen; doch aber muß man, um dies kleine Gedicht zu schätzen, vergleichen, was Williram mit diesen Sinnbildereien anfing, um seiner Gelehrsamkeit froh zu werden, und wie sie hier benutzt sind, um den Kern der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, die Einschärfung der selbstlosen Liebe zu Gott und Menschen und die Zuversicht zu Christus daran zu knüpfen: dies scheint uns an selbstvergessenem religiösem Ernste selbst den Otfried so weit zu übertreffen, wie Otfried den Williram an Geschmack übertrifft.

Können wir nun diese „Schöpfung" nicht bis in Bischoff Gunther's

---

100) In dem eben angeführten Werke, dessen Einleitung wir bei der folgenden Darstellung wesentlich verpflichtet sind.

Zeit herabsetzen, so scheint uns dagegen kein Zweifel, daß die „vier Evangelien" (bei Diemer p. 319), die von Anderen als das ältere „Anegenge" bezeichnet werden, ein Werk von Ezzo seien. Die vorhin von uns (in Note 99) angeführte Eingangsstelle scheint uns nur einen Sinn zu haben, wenn man annimmt, sie sei der schon fertigen „Rede" vorgesetzt worden, nachdem eben diese Rede (und nicht die „Schöpfung") jene Wirkung gemacht hatte, welche in eben diesem Eingang dem „Liede" Ezzo's[101]) zugeschrieben wird. Beide Gedichte sind, wie alle in diesen Zeiten, von der äußersten Einfachheit der Sprache und des Satzbaus, die Reime bloße Anklänge, die Verse sehr entfernt von denen, die Hartmann geschlichtet und Lachmann gerichtet haben; doch aber sind es wirkliche Dichtungen, die offenbar sogar der Lyrik weit näher sind als der Prosarede. Es sind Hymnen im ächtesten Stile, besonders die „vier Evangelien" durch ihren epischen Kern, dem sich Gebet, Erbauung und Lehre nur anfügt. Das letztere Gedicht ist in demselben Geiste geschrieben, wie die Schöpfung und wesentlich von demselben Inhalte. Die Rede, die der Dichter halten will, „sind die vier Evangelien"; er will die rechte, eigentliche Schöpfung besprechen, d. h. die Gnade (der geistigen Neuschaffung), die uns in dem alten Bunde verkündet ist, d. h. das geistige Verhältniß zwischen Schöpfung und Evangelium oder Erlösung. Er beginnt daher mit der Schöpfung und Ausstattung des Menschen, wie das vorige Gedicht, mit dem Sündenfall und der Nacht, in die er die Menschheit warf; er führt dann an den einzelnen Sternen vorüber, die zur Zeit des alten Bundes Licht warfen, zu dem Morgenstern (Johannes dem Täufer) und der Sonne, die den Tag wiederbrachte. Christi Leben und Wunder werden kurz berührt: was Alles verkündet war in den Propheten und geistlich vorbedeutet in Abels Lamm, in Abrahams Opfer u. s. f., dessen Erfüllung trat ein, als das hehre Osterlamm geopfert ward, dessen Tod das geistige Israel von Pharao's Joch erlöste. Der Schluß geht dann bildreicher und kürzer als in der Schöpfung zur Lehre über: im Vertrauen auf den guten Führer den Kampf mit dem Bösen um unser Erbtheil zu kämpfen; auf dem Meere dieser Welt zum Himmel, unserer Heimat, zu steuern, das Kreuz zur Segelstange, den Glauben zum Segel, die guten Werke zu Segeltauen, den heiligen Geist zum Fahrwind. Will man auch hier vergleichend den Werth des Gedichtes sich anschaulich machen, so muß man daneben eine spätere Be-

101) Diese beiden Bezeichnungen (Rede und Lied) für einerlei Gedicht finden sich auch in der jüngern Judith vor.

handlung desselben Gegenstandes, das „Anegenge"[102]) aus dem 12. Jahrh. lesen, wo an die Stelle des Hymnenschwungs Predigtton tritt, Controversen an die Stelle der Erbauung, wo die Beziehungen zwischen Schöpfung und Erlösung kritisch und philosophisch betrachtet, und dabei mögliche Zweifel und Irrungen geschlichtet werden.

Wenn jene beiden Dichtungen in Franken entstanden sind, so haben sie doch ihre Hauptwirkungen in Oesterreich gemacht. Es läßt sich dazu selbst ein äußerer Anlaß vermuthen: jener Altmann ist nach der Beschreibung seines Lebens, die unseres Ezzo so rühmlich gedenkt, in dessen Gesellschaft mit in der Pilgerfahrt von 1065 gewesen; er konnte diese Gedichte nach Oesterreich gebracht haben, wo sie uns erhalten sind, und er wirkte weiterhin als Bischoff von Passau (1065—91) ganz in dem Geiste, der sie durchdringt. Als der furchtbare Kampf zwischen Heinrich IV. und Gregor VII. auch diese Gegenden mit Zerrüttungen traf, die Geistlichen in den Cölibatstreitigkeiten verwilderten und sich zerwarfen, in der steirischen Fürstenfamilie Bruder mit Bruder sich entzweite, wirkte Altmann in Oesterreich, wie Erzbischoff Gebhard von Salzburg (1060—88) in Steiermark und Kärnthen, mitten in den Stürmen der Zeit als unbeugsamer Diener Roms auf eine Umgestaltung und Neubildung des kirchlichen und klösterlichen Lebens hin; es wurden Stifte und Klöster[103]) neu gegründet und andere reformirt und der strengen Ordnung der Benedictiner unterworfen, die seit Karl dem Großen so viele geistige Thätigkeit in Deutschland angeregt hatte. In diesen Gegenden blühte daher ein Nachsommer der geistlichen und geistlich-dichterischen Bildung auf, als sie im Südwesten bereits unterging. Die größere Ruhe, die seit dem Tode Gregors (1085) hier im Osten einkehrte, die Unterstützung der Babenberger und Ottokare, Leopolds des Starken in Oesterreich und Ottokars V. und VI. in Steiermark, förderten dies gehobene Leben und diesen neuen Geist. Bis tief ins 12. Jahrh. dauerten die Reformationen und Neustiftungen der Klöster fort, in welchen dann die Handschriften gefertigt und bewahrt wurden, deren Bekanntmachung uns neuerdings erst diese literarische Periode erhellt hat. Dann trat der neugewonnene Bildungstrieb in den Adel und die Höfe über, wo er sich erhielt, so lange die österreichischen Landestheile klein und getrennt, die Bevölkerung ungemischter, die äußeren Einflüsse geringer, das religiöse Bekenntniß noch ungespalten war. In

102) In Hahn's Gedichten des 12. und 13. Jahrhunderts. p. 1 ff. — 1840.

103) Ich zähle in der Uebersicht im Anhang von A. v. Meiller's Regesten (Wien 1850) neun solcher Stiftungen während Altmann's und Gebhard's Amtsführung, darunter sieben Benedictinerklöster.

diesen Zeiten erkennen wir Deutsche dort Fleisch und Geist von unserem Geist und Fleische; und es waren diese Lande, wo sich nicht allein jene geistliche Poesie bis spät ins 12. Jahrh. fortsetzte, sondern hier dichteten vielleicht auch die Geistlichen, die sich dann zuerst an weltliche Gegenstände und größere epische Dichtungsstoffe wagten, hier erscheint der Minnesang in seinen ersten Vertretern und wahrscheinlich auch in seinen größten, hier wetteiferten die babenbergischen Fürsten mit den thüringischen an freigebiger Ermunterung der Kunst, und unsere nationalen Epen wurden hier in die Gestalt gebracht, in der wir sie lesen. Was uns hier zunächst beschäftigt, ist das weitere Verdienst, daß hier im 11. Jahrh. der Funke deutscher Poesie glimmend erhalten wurde, als er fast überall sonst zu erlöschen schien. Eine Reihe von Dichtungen, meist in österreichischen Klöstern entstanden, schließt sich in der Zeit, wie durch verwandten Geist und Inhalt, den beiden letztbesprochenen Werkchen an. Die Deutung und Beziehung der alttestamentlichen Thatsachen und Verkündungen auf die Mysterien des neuen Bundes, der Gegenstand auch Williram's, ist der eigentliche Mittelpunkt eines großen Theiles dieser Dichtungen. Das „Lob Salomons" und die ältere „Judith" (bei Diemer p. 107 und 117) gehören noch ins 11. Jahrh.; das erstere ist ein ähnlicher, viel minder geschickt behandelter Hymnus; an die epischen Anhaltspunkte, (die biblischen Geschichten von Salomo's Wahl und Tempelbau, und die apokryphe von einem Drachen, der alle Brunnen in Jerusalem austrank, bis er, durch Salomo berauscht, ihm ein Mittel zur Förderung seines Baus angab) ist mit kurzen Worten die Deutung des Königs, der Königin von Saba, der Dienstmannen Salomo's angeknüpft auf Gott, die Kirche und ihre Diener. Das Bruchstück der älteren Judith und eine jüngere, dem 12. Jahrh. angehörige Behandlung desselben Gegenstandes, die dem Bibeltexte folgt (bei Diemer p. 127), sind beide nur biblische Geschichtserzählung ohne Bezeichnungen. Dagegen die „Bücher Moses" (bei Diemer p. 3) reihen sich theilweise durch ihren sinnbildlichen Inhalt wieder jenen älteren Gedichten an. Das Werk ist uns in doppelter Gestalt erhalten; die jüngere Bearbeitung[104]), die die Genesis und einen Theil des Exodus umfaßt, fällt noch vor 1122; die ältere, deren mittleren Theil (die Geschichte Josephs) Diemer nicht hat abdrucken lassen, weil er mit dem jüngeren Texte ziemlich genau zusammenstimmt, gehört noch dem 11. Jahrh. an. In ihren ersten Theilen ist diese Dichtung nichts als biblische Geschichte, wie wir sie für die Jugend auszuziehen

---

104) In Hoffmann's Fundgruben. II, 9 ff.

pflegen, mit sehr wenigen Abschweifungen; beide Bearbeitungen erzählen schlecht und recht, die jüngere in etwas gefälligerem Vortrage; einige schwankartige Stellen, wie die von Jakob's Betrug und von Bileams Esel, sind mit humoristischer Vorliebe behandelt, bei einigen Namen werden Reimspiele versucht; sonst wagen sich beide in der Kunst der Sprache und Darstellung nicht weit; bei schwierigeren Stellen flüchtet der Dichter ins Latein. Dies tritt in dem dritten Theile ein, wo schon in dem älteren Vorauer Texte ein anderer Geist in veränderter Darstellung arbeitet. Hier schleichen sich schon apokryphe Sagen neben der Bibelerzählung ein; es sind hier einzelne Stellen aus den „vier Evangelien" entlehnt; die Einmischung lateinischer Worte, der symbolisirende Hang scheint von dort mit eingezogen zu sein; die Geschichten von Moses sind hier nur kurz erzählt; gegen Ende springt der Dichter von Josua (Jesus) plötzlich auf Christi Geburt und einen Marienhymnus über, dann eben so unvorbereitet auf Bileam; dann wird ein neuer Gegenstand, das jüngste Gericht, angekündigt, der aber nicht ausgeführt, sondern von einer Predigt ersetzt wird über das ähnliche Thema wie am Schlusse der vier Evangelien. Die sinnbildlichen Beziehungen sind in diesem Theile dem Dichter zur Hauptsache geworden; selbst der Titel, den er dem Werke zu geben scheint[105]), legt das ganze Gewicht auf diese Deutungen; es sind deren aber zu zahlreiche und zu gezwungene hereingezogen, als daß die Innigkeit in jenem Gedichte Ezzo's oder in der „Schöpfung" dabei aushalten könnte. Noch weniger gefallen die sinnbildlichen Bestandtheile des Gedichtes von dem „himmlischen Jerusalem" (bei Diemer p. 361), das eine Stelle der Offenbarung Johannes' frei bearbeitet, in seinem größeren Theile aber, wo die Kraft und mystische Bedeutung der Grundsteine des himmlischen Jerusalems ausgelegt wird, den kleineren Werken des Marbodius († 1123) folgt, der über die Kräfte der Edelsteine auch ein lateinisches Gedicht verfertigt hat.

Zu den „Büchern Moses" bildet das Leben Jesu von einer Frau Ava, die als Klausnerin in Göttweih lebte und 1127 starb, gleichsam

---

105) Es heißt (bei Diemer a. a. O. p. 89) gegen den Schluß hin:

Daz liet heizet diu wârheit; daz ist dem tievel sô leit,
swa er daz hôret singen oder sagen, oder dehein rede vone gote haben.

Diemer findet den Titel unpassend. Es ist aber doch dieselbe Bezeichnung, die auch in den „vier Evangelien" gebraucht ist, wo die Geschichte des alten Testaments den vorbedeuteten Erfüllungen wie der gegenwärtige Schatten der künftigen „Wahrheit" entgegengesetzt wird (p. 327), und wo diese eingetretene Erfüllung ebenso als das Verderb des Teufels geschildert wird, wie hier die Rede oder der Sang davon als seine Qual.

ein Lehrstück. Dort sind Geschichten des alten Testaments erzählt, mit Hinweisung auf den darin vorbedeuteten Christus; hier ist das Leben Jesu vorgetragen, mit wohlthuender Sinnigkeit, mit weiblicher Vorliebe für die gemüthvolleren Scenen (Nachtmahl, Oelberg u. a.) und mit charakteristischen Ausbrüchen des persönlichen Gefühls bei der Kreuzigung, und dabei wird gelegentlich auf die weissagenden Ereignisse, die Vorhersagungen des Psalmisten und andre Bezeichnungen zurückgewiesen. Mit dieser Ava hat dann Diemer zwei namhafte Dichter dieser Zeiten und Gegenden, Hartmann, den Verfasser einer Rede vom heiligen Glauben, und Heinrich, von dem das Gedicht von des Todes Gehügede ist, in engste Beziehung gebracht. Er hält den ersteren für identisch mit einem gelehrten frommthätigen Priester dieses Namens († 1114), einem würdigen Genossen der Altmann und Gebhard, der in Passau zum Priester gebildet, während des Investiturstreits wahrscheinlich nach St. Blasien geflüchtet war, und dorther 1093 oder 1094 nach Göttweih berufen wurde [106]). Er wäre dann, nach Diemer, der Bruder jenes Heinrich, und beide die zwei Söhne, die sich Ava am Schlusse des Lebens Jesu zuschreibt [107]). Beide macht Diemer dermaßen zum Mittelpunkte der ganzen österreichischen Dichtung dieser Zeiten, daß er dem Verfasser des Glaubens auch die Bücher Moses', den Pilatus, die dem Leben Jesu angehängten Stücke vom Antichrist und jüngsten Gericht, dem Verfasser der Todesmahnung aber das Anegenge, die Litanei, das Pfaffenleben und das Lob der heiligen Jungfrau zuschreibt. Wir können dieser Vermuthung nicht anhängen, weil die sprachliche und dichterische Beschaffenheit dieser zusammengestellten Werke zum Theil sehr weit auseinander liegt, weil uns der „arme Hartmann,“ der Dichter des Glaubens, nicht den Eindruck macht, als sei er jener Prälat, der bei Kaiser und Pabst in hohem Ansehen stand, weil wir nicht für glaublich halten, daß der „Gottes Knecht“ Heinrich, der die Litanei schrieb, derselbe „arme Knecht“ Heinrich sei, der die Todesmahnung dichtete. Wir führen aber Diemer's Meinung gern an, weil sie mit einem Male das innige Verhältniß anschaulich macht, das, wenn nicht zwischen diesen Dichtern, doch zwischen allen diesen österreichischen Dichtungen des 12. Jahrh. Statt hat. Wie es mit

106) Daß der gleichzeitge Abt Hartmann in St. Lambrecht derselbe Mann sei, wie Diemer will, wird mir zweifelhaft, da v. Meiller ein anderes Stiftungsjahr dieses Klosters und eine andere Lebenszeit seines ersten Abtes Hartmann (1073—1109) angibt.

107) Dizze buoch dihtôte zweier chinde muoter,
diu sageten ir disen sin; michel mandunge was under in.
der muoter wâren diu chint liep; der eine von der werlt sciet. p. 292.

er persönlichen Verwandtschaft stehe, die geistige, literarische, zeit- und
andsgenössische Verwandtschaft in dieser Dichtungsfamilie ist die größte.
Wie verschieden die kleinen Eigenheiten der Sprache, der Verse, des
Vortrags sein mögen, im großen Ganzen sind alle diese Gedichte in dem
infach-strengen und trocknen Stil aller anfänglichen heiligen Kunst ge-
halten, die des Schmucks entbehren kann um ihres Inhalts willen. Die
meisten dieser Dichter sind auch ihres Ungeschicks geständig, sie vertrauen
aber alle auf die Hülfe des heiligen Geistes, den sie meist mit demselben
Spruche (aperi labia mea) anrufen, ihre Sinne zu berichten und ihren
ungelehrten Mund zu füllen. Wie dieser Quell der Begeisterung, wie
die biblischen Stoffe ihnen Allen gemeinsam sind, so auch die von ihnen
geschaffenen Werke: eines macht von dem anderen durch Aneignung,
Nachahmung, Wiederholung den freiesten Gebrauch. Auch in den Hand-
schriften begegnet immer neben einem, auch noch ein anderes oder mehrere
Werke aus diesem Kreise. Fast jedes einzelne hat dann eine zeitige Ueber-
arbeitung auf österreichischem Boden erhalten. So hängen die Vorauer
Bücher Moses' nicht allein mit der Wiener Genesis, sondern auch mit
einer Ueberarbeitung in der Millstätter Handschrift zusammen[108]). So
ist Ava's Leben Jesu in der sogenannten Görlitzer Evangelien-
harmonie überarbeitet[109]) und ihm eine Geschichte des Täufers Jo-
hannes ungeschickt vorangefügt. Diese Gegenstände scheinen hier im
12. Jahrhundert die zeitgemäßesten und beliebtesten geblieben zu sein.
In Maria Saal in Kärnthen sind Bruchstücke eines Lebens des Täu-
fers Johannes vom Priester Adelbrecht gefunden worden, das ganz
in diese österreichische Gruppe gehört; der Dichter führt sich mit denselben
Worten ein[110]), die der österreichische oder steirische Priester Arnold von
sich gebraucht in seinem „Loblied auf den heiligen Geist" (bei Diemer p.
333), eine schwerfällige Arbeit etwa aus der Mitte des 12. Jahrh., zum
Preise des heiligen Geistes und der sieben Gaben, die wir ihm danken,

108) Karajans deutsche Sprachdenkmale des 12. Jahrh. Wien 1846.

109) In Hoffmann's Fundgruben 1, 127.

110) In Mone's Anzeiger Bd. 8., wo die Bruchstücke zusammengestellt sind, heißt es p. 53.

> Durch Sancti Johannis minne sô vant mit sînem sinne
> undę mit des heiligen geistes gebe, dise churzlîche rede
> ein priester hiez Adelbreht.

und in Arnold's Loblied bei Diemer p. 356.

> durch des heiligen geistes minne, sô vant disiu churzlîchen wort
> ein priester hiez Arnolt.

und die dem Dichter ein Anlaß werden, vielmehr ein Gedicht zum P
der Zahl Sieben, mit Auslegung von allerhand, auch astronomis
Gelehrsamkeit zu schreiben. Das Anegenge ferner, das wir oben
wähnt haben, kann als ein Leben Jesu betrachtet werden; es ge
diesem Kreise enge an, wie mit ihm wieder ein weiteres „Leben Jesu"
wandt ist, in dem die geschichtliche Erzählung uns wieder in an
Weise durch Lehre, Predigt und Deutung breit gemacht wird[111]).
das Anegenge nimmt noch im Anfange des 13. Jahrh. Konrad
Fussesbrunnen (in Niederösterreich) Bezug, der aus apokry
Quellen die Kindheit Jesu[112]) schon in der Breite dieser spätern
aber noch ohne Schulfarbe und poetisches Zierwerk, mehr im Geiste
älteren Zeiten behandelte. Der Name dieses Dichters wieder bezei
bei Anderen, wie Hartmann's Name bei Diemer, den Vereinigungsp
verschiedener Werkchen. Für Wackernagel ist es ausgemacht, daß
Urstende[113]) eine farblose, legendarische Erzählung von Christus
Auferstehung und Himmelfahrt von Fussesbrunnen sei, für Pfe
daß sie dem Konrad von Heimesfurt (in Schwaben) zugel
dem Verfasser eines trockenen und leeren Gedichtes von unserer Fra
Hinfahrt[114]), der dann mit Fussesbrunnen einerlei Person
müßte. — Eine fernere Gruppe bilden die Dichtungen über den Anti
und das jüngste Gericht. Diese Stoffe hatten sich schon früher
ihre Anklänge an heidnische Vorstellungen dem heroischen Zeit
empfohlen; im 12. Jahrh. gingen sie durch alle Welt in allen Spra
bis in die Gedichte des Pseudo-Taliesin und der wälschen Barden
Zeit; die Vorliebe für sie hing mit der sündbewußten Zerknirschung
ses Geschlechtes, mit der abergläubigen Erwartung des Weltunterg
zusammen, und ebenso mit der Deutungssucht prophetischer Stellen
alten Testaments. Dem Leben Jesu der Ava sind zwei Anhänge
diese Gegenstände beigefügt. Hartmann nach einer Stelle in se
„Glauben" (Z. 1626) hatte von dem Welturtheile geschrieben, und
Arbeit hat man wohl in dem Einen jener Anhänge gesucht. Im
Antichrist, der dem Leben Jesu beigefügt ist, ist die Weissagung noch

---

111) Von Pfeiffer herausg. in Haupt's Zeitschrift 5, 17.

112) In Hahn's Ged. des 12. und 13. Jahrhunderts p. 67 ff.

113) Bei Hahn p. 103. Das Gedicht nimmt seinen Stoff aus dem apokr
Evangelium Nicodemi, einer Schilderung von Christi Leiden, Höllenfahrt und
erstehung, von dem sich eine noch dem 12. Jahrh. angehörende poet. Bearbeitung
ten hat; s. darüber den Anhang zu diesem Bande.

114) In Haupt's Zeitschrift 8, 156.

allgemein gehalten; in einem anderen Gedichte des 12. Jahrhunderts über denselben Gegenstand[115]) steht man schon, wie sich die einfachen Quellen dieser Sage in der Offenbarung und bei einzelnen Vätern allmählig epischer formten; es wird hier dem Gegenchrist oder Endchrist, dem Sohne der stolzen Babylon, schon eine Gegengeschichte, dreißig Jahre Stillleben und drei Jahre seiner pseudomessianischen Laufbahn geliehen. Ueber die Zeichen des jüngsten Gerichtes gibt es mehrere Gedichte des 12. Jahrhunderts[116]); mehr vereinzelt steht das Bruchstück einer Rede[117]), die im Gegensatz zu diesen schreckhafteren Gegenständen von der Burg des Himmelreichs eine glänzende, von gelehrten Abschweifungen nicht freie Darstellung entwirft, worin die Schilderung des seligen Lebens der Himmelsbürger dadurch naiv wird, daß der Dichter natürlich nichts anzuführen hat, als was sie dort Alles nicht haben, noch thun und treiben. Im 13. Jahrh. treten die Gedichte über die letzten Dinge mehr zur Seite; diese Stoffe wurden dem weicheren Geschlechte zu düster und hart, im 14. kehrten sie mit der Verwilderung der Zeiten wieder zurück[118]). — Dem milderen 13. Jahrh. empfahl sich mehr die fromme Beschäftigung mit der Maria, die gegen das strenge letzte Gericht ein Schutz und Gegengewicht war. Doch begann ihre dichterische Lobpreisung in Deutschland schon frühe im 12. Jahrh. Ihre Wunder, ihre Verehrung hatte schon unter Justinian angefangen, und als ihr im 7. Jahrh. Bonifaz IV. das Pantheon weihte, galt sie schon allgemein als die Fürsprecherin der Menschen und stand ihnen als solche näher, als Gott selbst. So war die jungfräuliche Pallas den Griechen die nähere Helferin, da Zeus sich nie zu unmittelbarer Hülfleistung herabließ; ihre Theilnahme aber, als Rathgeberin und Helferin für die Rüstigen und Tapferen, ist von der der Jungfrau Maria, der Trösterin gläubiger und schwacher Sünder, so eigen verschieden, wie die ganze alte Sittenlehre von der mittelalterlichen. Auch für den poetischen Cultus der Maria nun finden sich die frühesten Belege in Oesterreich, obwohl er sich sehr schnell über ganz Deutschland

115) Antichrist, in Hoffmann's Fundgr. 2, 106.

116) In den Fundgruben 2, 135 ff. und in Haupt's Zeitschr. 1, 117. Vergl. E. Sommer ebd. 3, 325.

117) Mitgetheilt in Haupt's Zeitschr. 8, 145 von Schmeller, der den Verfasser oder Schreiber des Gedichtes für einerlei Person hält mit dem Verfasser der Windberger Psalmenübersetzung vom Jahr 1178, die Graff 1839 herausgab und zu denen Schmeller (ebd. p. 120.) einen Anhang liefert.

118) Ein Antichrist aus dieser Zeit in Haupt's Zeitschr. 6, 369; ein anderer in den Fundgruben 2, 104; ein dritter zu München Cod. germ. 574. fol. 87 ff.

ausgebreitet hat. In Melk ist 1123 ein schönes, von Gleichnissen auf die Jungfrau blühendes, aber doch einfaches Lied geschrieben worden [119]); ihm reiht sich die in den Büchern Moses' eingeschaltete Hymne und die Sequenz an, die Diemer am Schlusse seiner Sammlung mittheilt. Auch in dem Theile des „Loblieds auf die Jungfrau“ (bei Diemer p. 295), der wirklich an sie gerichtet ist, sieht man, wie unsern österreichischen Dichtern des 12. Jahrh. die bilderreiche Beredsamkeit zu ihrem Preise strömt. Auch ein, wie es scheint, episches Gedicht von unserer Frauen ist von einem Meister Heinrich hier gedichtet worden, das von Konrad von Fussesbrunnen erwähnt wird. Dieses ist uns verloren, und die andern epischen Marienleben, die wir aus dieser Zeit besitzen, führen uns schon über die österreichische Gränze hinüber. Auf sie kommen wir später zurück.

Noch aber sind dies die verwandten Gruppen der Dichtungen dieses Geistes und dieser Zeit nicht alle. Es lag nahe, daß neben den erzählenden und sangbaren religiösen Dichtungen auch lehrhafte Stücke entstanden, daß sich Beichte, Litanei, Bekenntniß und Predigt ebensowohl wie die biblische Geschichte in dichterisches Gewand kleiden würden. Die Handlungen der religiösen Sage sind gerecht und fromm, die Helden sind Heilige, die Erzählung von ihrem Beispiele führten graden Weges in die Lehre herüber. In dieser Richtung stehen jene Hartmann und Heinrich im Mittelpunkte einer neuen Dichtergruppe. Der „arme Hartmann“ gibt uns in seiner Rede „vom Glauben“ [120]) eine umschreibende Predigt voll Latein und Gelehrsamkeit über die Glaubensformel, wo er die Legende zur Einschärfung seiner Lehren benutzt, die überall im Geiste der vorher besprochenen Dichtungen von Uebermuth, Reichthum, Gewaltthat und weltlicher Ehre hinweg der Gottesfurcht und Rettung der Seele zuleiten. Solche gereimte „Reden“ bilden eine ganz förmliche Gattung in dieser Zeit des 12. Jahrhunderts, in der man auch gelegentlich über den biblischen Stoff hinübergreift. Dieser Art ist die Rede des Thüringers Werner von Elmendorf [121]), die in der wiederholt ausgesprochenen Absicht, den Menschen zu lehren was er zu seinen Ehren bedarf, eine Reihe nicht geistlicher sondern weltlicher Vorschriften enthält, die nicht aus der Bibel, sondern aus einer Anzahl römischer Schriftsteller gezogen sind, mit denen die Bibliothek des Probstes von Heiligenstadt, Dietrich von Elmendorf, wohl besetzt gewesen sein muß, welche

---

119) Fundgruben 2, 142.

120) In Maßmann's Gedichten des 12. Jahrhunderts p. 1 ff.

121) In Haupt's Zeitschr. 4, 284.

der Dichter zu seiner Rede benutzte. Nicht allein aber bei diesem weltlichgerichteten, auch bei unseren geistlichen Dichtern ist das Lehrgedicht sogleich disciplinarisch, und hier und da satirisch bitter, wie wir es später immer finden werden. Hartmann wendet seinen moralischen Eifer gegen die Ritterschaft; er ist ein Mann des geistlichen Standes, den er preist und rühmt; der „arme Knecht Heinrich" dagegen, von dem das Gedicht „von des Todes Gehügede" ist[122]) und der sich zu den Laien rechnet, eifert mit erklärter Bitterkeit gegen die Geistlichen, wiewohl er Ritter und Frauen ebenso wenig schont. Sein Gedicht, das alte Kraft und neue Gewandtheit schön verbindet, läßt uns einen interessanten Blick auf den damaligen Frauenverkehr werfen. Der Dichter zürnt über den Frauenumgang der Pfaffen, über ihr üppiges Leben, aus dem die Laien Argwohn nehmen. Wenn man das Himmelreich mit herrlicher Speise, mit wohlgesträhltem Barte und hochgeschornem Haare erwerben könnte, so wären sie alle heilig. Durch ihr böses Beispiel verleiteten sie die Laien, der Blinde führe den Blinden in die Grube. Nächstdem bezüchtigt er die Frauen der herrschenden Laster, die einhergehen in langen Gewanden, daß der Falten Nachwurf den Staub erregt, als ob das Reich bei ihrem hoffärtigen Gange desto besser stehe, die mit fremder Farbe auf der Wange und mit gelbem Gebände über ihren Stand wegstreben. Unter den Reitern herrschen die bösen Sitten, daß sie den Armen nichts geben und in ihrer Unterhaltung nichts als buhlerische Reden führen und sich des Bösen rühmen, das sie thun. Der Dichter besinnt sich plötzlich, daß er über diese Schilderung des „gemeinen Lebens" von seiner Materie abgekommen ist; er hält uns die Schrecken des Todes, der die Eitelkeiten dieser Welt zerstört, gegen die Herrlichkeiten des ritterlichen Lebens und Frauenverkehrs: überall blickt der Gedanke vanitatum vanitas hervor, der auch dem Pfaffen Lambrecht, dem Dichter des Alexanderliedes, die Hand führte. Bei Diemer gilt es für selbstverstanden, daß dieser Heinrich derselbe sei mit dem gleichnamigen Verfasser einer Litanei[123]), die sich voll Sündergrimm und Selbstverachtung mit gleicher Strenge gegen sich selbst kehrt, wie jener Heinrich sich gegen die Welt kehrte. Eben so schreibt Diemer demselben Verfasser das Gedicht zu, dem er in seiner Sammlung (p. 295) den Titel „Loblied auf Maria" gegeben hat. Der

122) Bei Maßmann a. a. O. p. 343. der Herausgeber setzt es vor 1163, indem er den darin erwähnten Erchenfried auf den Abt dieses Namens von Melk bezieht, der 1136 starb. Diemer bezieht ihn auf einen früheren Priester dieses Namens in Göttweih.

123) In den Fundgruben 2, 215. Eine erweiterte und veränderte Recension in Maßmann's Gedichten des 12. Jahrhunderts p. 43 ff.

Verfasser dieses Stücks ruft aber nur im Anfang die Jungfrau um Hülfe und Fürsprache an, das Ganze ist wesentlich eines Laien offene Beichte vor Gott, in der er sich von der Wiege auf aller ärgsten Sünden beschuldigt. Dem Geist und Inhalt nach stimmt dies allerdings sehr gut zu der Litanei, dies muß aber bei der offen getriebenen Freibeuterei in diesen Dichterkreisen nicht zur Annahme von einerlei Verfasser führen. So berührt sich diese Beichte wieder mit dem „verlornen Sohn“ der Millstätter Handschrift [124]), und beide mit anderen Bruchstücken, die man für Theile eines Gedichtes von St. Pauls [125]) Bekehrung genommen hat. Weniger unsicher als die Annahme der Identität der beiden Heinriche ist die Meinung, daß das Gedicht vom Pfaffenleben [126]) dem Verfasser der Todesmahnung angehöre. Beider Inhalt, so wie die Beschaffenheit der Sprache und Reime machen uns geneigter zu der Annahme, daß sie schon mehr der Zeit zuliegen, wo die ritterliche Bildung aufkommt und auf die Sitten der Geistlichen einzuwirken beginnt. Das Gedicht vom Pfaffenleben kehrt sich ausschließlich gegen das weltliche Leben der Geistlichen und schärft besonders den Cölibat ein. Ganz deutlich sagen hier einige Stellen, wie sich die Geistlichen in das neue gehobene Leben des Ritterstandes einmischen, wie sie Becher reichen, auf weichen Polstern manches Spiel beginnen, von Minne reden, davon sie viel schreiben hören, und von dem Umgang mit wohlgethanen Weibern wohl gern die Laien ausschlössen, da sie doch keine um sich dulden sollten als Mutter oder Schwester. Der Priester ist nach dem Propheten ein Engel und soll auch englisch lieben, ihm gebührt nicht die „Gemeinheit und Höfischkeit“ der Ritterschaft, sondern Keuschheit, Wohlthun, Gastlichkeit, Schirm der Wittwen und Waisen. Man beachte ja, wie dieser Eindrang des Frauenverkehrs und der Minne in die Dichtung in diese Zeit fiel, wo der Cölibat in der Geistlichkeit durchdrang. Sollte der Umgang mit dem weiblichen Geschlechte unter dem schlimmen Beispiele, das die Geistlichkeit hier zu geben gezwungen ward, nicht ganz ins Gemeine versinken, so war es wohl nöthig und ein wahrer Segen, daß gerade jetzt die Ritterschaft den Frauen eine übertriebene Huldigung brachte und die Marienverehrung dem Geschlechte eine neue Heiligkeit lieh.

---

124) In Karajans d. Sprachdenkmalen p. 45 ff. Sie enthalten noch mehrere kleine Stücke aus diesen Zeiten und Oertlichkeiten, wie die lehrhafte Rede vom Recht und das allegorische Stück die Hochzeit, beide geistlichen Inhalts.

125) Eines in Haupt's Zeitschr. 3, 518. Das Andere bei Karajan a. a. O.

126) Altdeutsche Blätter 1836. 1, 3.

Und sobald dies geschehen war, so sieht man auch leicht, warum die Geistlichen dann nicht länger die Dichtung in Händen behalten konnten: Minnelieder und britische Liebesromane von Geistlichen bearbeitet zu lesen, die keinen Umgang mit Frauen kennen sollten, wäre doch ein allzugroßes Aergerniß gewesen. Noch im 13. Jahrhundert begegnet diese Gattung poetischer Reden, in den Zeiten, als man sich über die Sündhaftigkeit des weltlichen Rittergesanges Zweifel zu machen begann, und als die Dichter weltlicher Mähren in späteren Jahren zu der sühnenden Legende griffen. Von einem solchen Dichter des 13. Jahrhunderts, der sich seines früheren Weltsinnes abgethan, und der in dem Sinne entschlossener Weltverachtung von den Freuden dieses Lebens wegweist zu dem Glück dort oben, wo tausend Jahre wie Ein Tag sind, ist die Warnung[127]), eine längere Rede, die so, wie die reuigen Legendendichter des 13. Jahrhunderts vor den epischen Rittergedichten warnen, gelegentlich einen strafenden Blick auf den Minnegesang von Sonnenschein, Sommerfreude, Blume und Nachtigallen wirft, in denen man das Werk lobt, aber des Werkmeisters nicht gedenkt.

Bis hierhin haben wir uns fast jeder Erwähnung von Dichtungen enthalten, die ganz außer diesen östlichen Kreis von Oesterreich fallen. Es haben aber diese Dichtungen selbst zum großen Theile sehr bald den Weg über die Grenze gefunden. Viele derselben erscheinen noch im 12. Jahrh. im Westen, am Rhein, überarbeitet wieder; so einzelne Theile der Vorauer und Millstätter Handschriften, Hartmanns Glauben, Heinrichs Litanei; und zwei größere Werke, die wir erst später kennen lernen, wie die Kaiserchronik und das Alexanderlied tauchen in West und Ost fast zugleich auf. Diemer erklärt sich dies daher, daß viele österreichische Geistliche der päbstlichen Partei vor den Verfolgungen während des Investiturstreits in westlichen Klöstern, nach ausdrücklichen Zeugnissen besonders in St. Blasien, Schutz suchten und fanden, und die dichterischen Erzeugnisse ihres Vaterlandes dorthin mitbrachten. Dies könnte allerdings eine solche Verpflanzung der österreichischen Dichtungen erklären. Wie mancher süddeutsche Geistliche mag auch aus diesen Klöstern, wie jener Anno (der spätere Erzbischof von Köln) aus der Stelle eines Vorstehers der Bamberger Schule, nach Nord- und Westdeutschland übergewandert sein! Außer allem dem fehlt es aber auch nicht an den Anzeigen, daß der gleiche fromme Trieb, der diese Werke im Osten gestaltete, doch auch an anderen Orten unter den Geistlichen selbstthätig fortwirkte, was dann die Nach-

127) Gedruckt in Haupts Zeitschrift f. d. Alterth. 1, 438.

frage nach den österreichischen Dichtungen im Westen Deutschlands auch ohne jene persönlichen Berührungen begreiflich machen würde. Besonders scheint eine solche Thätigkeit sich in dem gerade entgegengesetzten Raume Deutschlands, am Niederrheine, geregt zu haben. So haben wir oben gesehen, daß sich die Niederlande den Williram schon im 11. Jahrhundert aneigneten. So sind unlängst Bruchstücke einer Evangelienharmonie oder eines Lebens Jesu, wahrscheinlich von niederrheinischem Ursprung, in Friedberg gefunden worden[128]), die an Alter wohl dem Gedichte der Ava gleich sind. So ist man über das höhere Alter und die größere Aechtheit der rheinischen und österreichischen Handschriften der Litanei, des Glaubens, der Kaiserchronik, des Alexander, und über die ursprüngliche Herkunft dieser Gedichte noch keineswegs einig. So stellen sich den lehrhaften Reden der Hartmann und Heinrich ungefähr gleichzeitig die des Wernher vom Niederrhein gegenüber, den wir unten noch als Legendendichter werden kennen lernen; darunter Eine[129]) von der „Girheide," die ganz in dem Sinne des armen Hartmann das weltliche Treiben bekämpft, und selbst die geistliche Buße am Ende eines habgierigen Lebens verwirft, wie sie Geschichte und Sage, Wirklichkeit und Dichtung, den Friedrich I. und Alexander in diesen Zeiten beilegt. So werden wir weiter unten sehen, daß sich eine Reihe oberdeutscher Legenden eine selbständige Reihe von niederdeutschen im 12. Jahrhundert entgegenstellt, und den ersten Minnesängern, die in Oesterreich erscheinen, treten Andere am Mittel- und Niederrheine zur Seite. Dem Uebergewichte der südöstlichen Leistungen im 11. und im Anfang des 12. Jahrhunderts folgte ein Gleichgewicht zwischen ihnen und den niederrheinischen Bestrebungen, bis dann gegen das 13. Jahrh. hin das Uebergewicht unter den Einflüssen aus Flandern, Frankreich und England auf diese Seite herüber tritt. Ehe aber diese Einflüsse beginnen konnten, mußten schon die Kreuzzüge und ihre Wirkungen auf den äußeren und inneren Verkehr der Völker vorausgegangen sein. Diese Wirkungen entdeckt man auch schon in den Behandlungen der Thiersage, wie sie sich in den lateinischen und vulgaren Dichtungen jener flandrischen Geistlichen des 12. Jahrhunderts darstellt, die sich, nach unserer obigen Aeußerung, der frommen Dichtung der Oesterreicher in einem scharfen Gegensatze gegenüberstellen.

---

128) Von Weigand mitgetheilt in Haupts Zeitschr. 7, 442. u. 8, 258.
129) Wernher vom Niederrhein, ed. W. Grimm. p. 33.

4. Reinhart Fuchs.

Diese Dichter der Thiersage gehen uns eigentlich aus dem doppelten Grunde nichts an, weil sie nicht auf deutschem Gebiete und nicht in deutscher Sprache dichteten. Wir müssen aber an dieser Stelle aus dem doppelten Gegengrunde darauf eingehen, weil die Thiersage, diese merkwürdige Erscheinung, der wir die trefflichsten Dichtungen des Mittelalters danken, unter deutschen Stämmen entstand und in ihren ersten Keimen gewiß zu Zeiten zurückführt, wo unsere Väter noch nicht in entfremdete Völkerschaften zertheilt waren; und weil sie nach Deutschland nach der Zeit ihrer Vollendung zurückkehrte, so daß wir die ganze Gestaltung der Sage nur unvollkommen erkennen würden, wenn wir nicht auch jede fremde Bearbeitung derselben in den Kreis unserer Betrachtung zögen; und dann, weil der Reinardus, das lateinische Gedicht eines Flanderers aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, der grelle Vertreter jenes Gegensatzes einer polemischen Dichtung im weltlich-staatlichen Interesse gegen die päbstlichen Anmaßungen und die Ueberhebungen des kirchlichen Lebens ist. Die Bedeutung der Sache wird entschuldigen, wenn wir umfassend, aber so kurz als thunlich, dem Gange, den dieser Zweig der Volksdichtung genommen, zu folgen suchen, und daher, wie bei dem heroischen Epos in verschiedenen Perioden seine verschiedenen Umwandlungen einer getrennten Betrachtung unterwerfen.

Erst in unseren Tagen ist diese geschichtliche Betrachtung des Thierepos möglich geworden, nachdem die älteren lateinischen Bearbeitungen durch Grimm und Mone, die französischen durch Méon, die altholländische durch Grimm und Willems bekannt gemacht wurden[130]). Was man bisher über diese merkwürdige Dichtung gesagt hat, die einzige des früheren Mittelalters, die eine fortdauernde Theilnahme zu allen Zeiten gefunden hat, weil sie nicht die eigenthümlichen Zustände jener Zeit aus dem engen Gesichtspunkte eines einzelnen Standes von halber Bildung nur halb verständlich überliefert, sondern die allgemeinsten menschlichen Verhältnisse in stets gültiger Betrachtungsweise auffaßt, ging selten über

130) Reinardus Vulpes, ed. Mone. Stuttg. u. Tübingen 1832. Le Roman du Renart, ed. Méon. Paris 1826. Reinhart Fuchs. Von Jacob Grimm. Berlin 1834. Reinaert de Vos. ed. J. F. Willems. 1836. Dazu kann man noch die neue Auflage der Lübecker Ausgabe des niedersächsischen Reineke von Hoffmann von Fallersleben (Breslau 1834) nehmen, so hat man alles Material zusammen.

das Literarische und über die Persönlichkeiten der Dichter hinaus. Nun aber hat Jacob Grimm, indem er mit der Nachlese oder der sauberen Ausgabe der kleineren auf die Thiersage bezüglichen Stücke seine Abhandlung über das geschichtliche Verhältniß, die Fortbildung, den Ursprung und das Wesen der Thiersage geliefert, eine ganz andere Bahn gebrochen und ein Feld ganz neuer Betrachtung geöffnet. Da der Fleiß der Forscher um diese Gegenstände fortwährend beschäftigt ist, und, wie Willems sagt, die Fuchsjagd noch lange nicht zu Ende scheint, so werden wir hier zuweilen die Form des geschichtlichen Vortrags mit einem kritischen tauschen müssen, indem wir den Ansichten jener Männer folgend unsere eigenen zu entwickeln trachten, deren Selbständigkeit wir übrigens nur in der geschichtlichen Betrachtung suchen. Zugleich müssen wir in Bezug auf das eigentliche Literarische auf J. Grimms Abhandlung verweisen, da wir dies überall voraussetzen.

Grimm geht von der einfachen Bemerkung aus, daß die Quelle der Thierfabel in der Betrachtung der mannichfaltigen menschenähnlichen Triebe, der Fähigkeiten, Eigenschaften und Leidenschaften der Thiere liegt, die dem Menschen der ursprünglichen Gesellschaft bedeutend genug sein mußten, um ein engeres und vertraulicheres Band zwischen Mensch und Thier zu schlingen. Blieben zwar in der Wirklichkeit immer Grenzen gesteckt, „so überschritt und verschmolz sie doch die ganze Unschuld der phantasievollen Vorzeit allenthalben. Wie ein Kind, jene Kluft des Abstands wenig fühlend, Thiere beinahe für seines Gleichen ansieht und als solche behandelt, so faßt auch das Alterthum ihren Unterschied von den Menschen ganz anders, als die spätere Zeit." Es glaubt also an Verwandlungen der Thiere in Menschen, der Menschen in Thiere, an übernatürliche Kräfte und übermenschliches Wissen der Thierwelt; es leiht ihr Kenntniß des Schicksals der Menschen, und eigene oder menschliche Sprache. „Wo aber solche und ähnliche Vorstellungen (und sie scheinen bei Völkern auf halber Bildungsstufe am stärksten und lebhaftesten) in dem Gemüthe des Menschen wurzeln, da wird er gern dem Leben der Thiere einen breitern Spielraum, einen tieferen Hintergrund gestatten, und die Brücke schlagen, über welche sie in das Gebiet menschlicher Handlungen und Ereignisse eingelassen werden können." Demnach gründet sich die Thierfabel „auf den sicheren und dauerhaften Boden jedweder epischen Dichtung, auf unerdenkliche, langhingehaltene, zähe Ueberlieferung;" sie steht, wie alles Epos, in stetem Wachsthum und schmiegt sich den veränderten Zeiten verändert an. Echte Thierfabeln zu ersinnen, hält Grimm daher für widerstrebend; alle Versuche scheiterten, „weil das Ge-

ingen gebunden sei an einen unerfundenen und unerfindbaren Stoff, über en die Länge der Tradition gekommen sein muß, ihn zu weihen und zu estigen."

Aber hier müssen wir bei dieser Zusammenfassung von Thiersage ind Thierfabel sogleich stille stehen. Die beiden Grimm sind es hauptächlich, welche in Deutschland auf den Unterschied von Volks- und Kunstpoesie aufmerksam gemacht, welche es bei uns dahin gebracht haben aß an der volksmäßigen, allmähligen Entstehung unserer großen Epen, o wie der der Griechen, kaum ein Zweifel übrig bleiben darf; sie haben er Geschichte der Dichtkunst dadurch eine Gestalt gegeben, welche sie bei ins wohl nie wieder verlieren wird, welche die Franzosen aber schon hwerer, die Engländer noch weniger, Italiener und Spanier aber gar icht annehmen werden. Dies hat seine deutlich nachweisbaren Ursachen, s hat seine Erklärung und Entschuldigung in sich. Die Volksmäßigkeit er Dichtung der verschiedenen Nationen hat Grade der Völligkeit oder Mangelhaftigkeit je nach der Geschichte, der Bildung und namentlich nach er Stellung der untern Volksclassen in den Völkern. Darüber Beobchtungen zu sammeln, wäre vor Allem Noth gewesen, ehe man in vager Inbestimmtheit Alles Volkspoesie genannt hätte, was in irgend Einem Zuge nur etwas Volksmäßiges verräth. Bei unseren deutschen Forschern un ist die Vorliebe für alle Volksdichtung zu einer Höhe getrieben, auf ie zu folgen schon der rein nationale Sinn dieser Männer gehört, der iese Eine Richtung vielleicht mit zu viel Verachtung der entgegenstehenden ergriff. Sie haben nicht allein Volkslieder und Epen für sehr werthvoll gehalten, über die mancher Andere anders urtheilen möchte; sie haben aber auch Volksdichtung oft genannt, was doch nur sehr uneigentlich so genannt werden kann. So hat denn auch Grimm hier in der Thierfabel (und dies mit Recht) volksmäßige Dichtung gesehen, und er denkt Thierfabel, Thiersage, Thierepos, Thiermährchen auf einerlei Stamm gewurzelt.

Ein Stamm mag auch das Alles in der That getragen haben, und es wird eben der sein, der vorhin bezeichnet wurde. Wenn aber das Thierepos und die Thierfabel in Einer Folge als Blüte und Frucht eines inzigen ungeimpften Zweiges dieses Stammes angesehen werden soll, so vissen wir dieser Ansicht nicht zu folgen. Die Thierfabel ist von dem Charakter des Thierepos, da wo dieses am reinsten ist, grundverschieden; nd nichts ist vielleicht hier beweisender, als das Gefühl jedes Unbefanenen, dem beim ersten Lesen unseres Reineke die äsopischen Fabeln, die ort in den zweiten Theil Eingang fanden, aufs unangenehmste lästig,

wenigstens als etwas Fremdes beschwerlich fallen werden. Die Thierfabel ist einzig und allein im alten Orient ein einheimisches Erzeugniß; nirgends sonst ist sie wieder original erschienen, und das was in Deutschland original in der Thiersage ist, ist keine Thierfabel. Sie mag ihre ersten Anfänge schon in den Zeiten gehabt haben, als die Menschen zuerst sich der Kluft zwischen Thier und Mensch bewußt wurden. Der erste Eindruck, den ein solches Besinnen in den Menschen hervorrufen mußte, konnte kein anderer sein, als der der Erkenntlichkeit für Hülfeleistung und Belehrung, die er von dem Thiere empfangen hatte, denn in diesen Beziehungen lernte er eben die Thiere, die sich an ihn anschlossen, und jene, welche diese befeindeten, d. h. eben jene welche fast ausschließlich in der Thiersage auftreten, zuerst kennen, er lernte Kriegs- und Hausstand, Geselligkeit und Regeln der Geselligkeit von dem Thiere. Es gibt kein denkbares älteres Verhältniß zwischen Thier und Mensch als dies. Daher sind vielleicht überall die ältesten Sprichwörter jene, welche Zustände und Eigenschaften der Thiere auf menschliche anwenden, wo dann gleich sichtbar ist, wie sich das Lehrhafte an die Beobachtung der Thierwelt knüpft. Durch jederlei Gestaltung der Thiersage von der ersten zur letzten ist dies fast allein durchgedrungen, daß die geselligen Verhältnisse und Tugenden oder Laster ihren Mittelpunkt bilden. Wenn der Versuch in den gesta Romanorum, christliche Moral daraus zu ziehen, so sehr gescheitert ist, so liegt eben hier die Ursache am Tage. Wenn die Tugenden der Thiere überhaupt weniger Rollen darin spielen, als die Laster, so liegt das eben darin, daß der Friedensstand überall in der Gesellschaft vorausgesetzt wird und nur deren Störung Anlaß zu Erzählung oder Belehrung gibt, und in diesem Sinne konnten auch die Tugenden der Freundschaft, der Einigkeit und ähnliche Eingang finden. Dagegen hat man es vermieden, dem Thiere in Fabel oder Erzählung Tugenden der edleren Menschheit, Frömmigkeit, Aufopferung beizulegen, weil das zur Blasphemie oder zur Lächerlichkeit werden mußte. Ja das Thierepos scheint hier noch einen Schritt weiter gegangen zu sein und ganz eigentlich die thierische Natur des Menschen zu seiner Sphäre zu machen und alles Höherstrebende in demselben grundsätzlich zu verspotten. Faßte nun der Mensch jenen ersten Bezug zwischen sich und dem Thiere, so mußte die Lehre allerdings das Ursprüngliche in der Fabel, und die Fabel das Ursprüngliche in der Thiersage werden. Die friedliche Fabel blickt auf den friedlichen Urstand der Menschheit zurück, das kriegerische Thierepos auf den Kriegsstand, der in der Entwickelung des Menschengeschlechts nicht das Ursprüngliche sein kann. Zur Fabel genügte ein Nachdenken über den

Menschen gesellige Zustände, das früh genug geweckt werden mußte, und eine nur allgemeine Bekanntschaft mit den hervortretendsten Eigenschaften der Thiere. Beides konnte der scharfsinnige, zu Räthseln, Allegorien und Parabeln aus undenklichen Zeiten geneigte Orientale leicht erwerben. Und gleichwohl scheint es, als müsse eine Gegend zum Entstehen der Fabel gesucht werden und eine Zeit, die schon höhere Begriffe von Menschlichkeit besaß, als sie der Orient im Alterthume fast durchgängig hatte und die Heimat und das Zeitalter, das man dem Aesop gibt, scheint hierzu gleich gut passend, ohne daß wir übrigens damit leichtsinnig ihn den Erfinder der Fabel zu nennen meinten. In irgend einer volksmäßigeren Gestalt möchte sie allerdings viel früher dagewesen sein, und eine unmittelbarere Form und Entstehung scheint auch die vortreffliche Fabel im Buche der Richter zu zeigen. Wer ihr aber die Gestalt der äsopischen Fabel gegeben, den darf man keck für ihren Erfinder ausgeben. Diese Gestalt darf man für das Anfängliche halten, denn alles frühere blieb in seiner Unmittelbarkeit ungeschrieben, und die Veränderung, welche der Fabel eine selbständige Bedeutung gab, war von solcher Folge, daß von da an, wo die Moral zur Seele der Fabel ward, diese kleine Schöpfung in sich einen Werth, eine Dauer und Festigkeit erhielt, der fast keine Zeit und keinerlei Entartung etwas Bedeutendes anhaben konnte. Es wird daher Anstoß erregen, wenn Grimm von einer geschwächten Form, von Verdünnung der äsopischen Fabel spricht, und damit gerade jenen strengen inneren Zusammenhang, jene durchdringende und bindende Lehre meint. Er nennt dies die Fabel nach den Epimythien zuschneiden; die Kürze nennt er den Tod der Fabel, in die Lessing ihre Seele setzte; in diesem Sinne verwirft er die Lokmanschen Fabeln, wie die Aesopischen; in diesem Sinne spricht er Lessings Fabeln das naive Element ab; das Thun seiner Thiere interessire nicht an sich, sondern nur durch Spannung auf die erwartete Moral. Ob dies Urtheil richtig ist, ob Lessings Fabeln auf die Moral spannen oder nur sie erwarten lassen, weil wir nicht anders gewöhnt sind, ob der Mangel an Naivetät nicht ein nothwendiger Begleiter aller neuen Poesie ist, ob das Epigrammatische in Lessings Fabeln nicht eine Eigenthümlichkeit des Verfassers ist, die seinen Grundsätzen über die Fabel sonst keinen Eintrag thut, dies Alles lassen wir dahingestellt. Gewiß ist das Eine, daß der ganze Westen den Aesop und der ganze Osten den Lokman als die Quelle aller Fabeln und ihre Fabeln als Muster angesehen hat; gewiß ist, daß die Entfernung von der Kürze zur epischen erzählenden Breite in der alexandrinisch-römischen Welt und im Mittelalter, von Phädrus bis auf

Lafontaine und Gellert als eine Entartung, ja von den berühmtesten dieser Erzähler selbst als eine Entartung ist angesehen worden, und es gibt fast keine Stimme, die nicht Lessings Rückschreiten zu der alten Einfalt ein Zurückgehen auf das Alte und Aechte genannt hätte. Solch einer in Jahrtausenden feststehenden Ansicht entgegenzutreten, ist gegen alle historische Möglichkeit. Solch eine Ansicht, wenn sie Irrthum sein sollte, müßte ein Irrthum sein, der auf einer Wahrheit ruhte, und kann also nur Irrthum scheinen, aber nicht sein. Der strenge und trockene Vortrag ist überall ein Kennzeichen der Ursprünglichkeit und des Alters künstlerischer Formen. Die Ursprünglichkeit der Fabel als Gattung aber ist eben so natürlich und erweislich. Die Thierdichtung gibt nicht wie das Epos das reine Bild einer bloßen Anschauung: zu dieser höheren reinsten Gattung der Poesie gehörten große und edle Gegenstände einer Welt von Helden und Göttern. Sie gibt das allegorische Bild einer abgezogenen Betrachtung, und bezieht sich auf wirkliche Verhältnisse, die durch die freie Umgestaltung erst den poetischen Adel erhalten. Diese Dichtung, in Haus und Heimat gewachsen, geht vom geselligen Bedürfniß aus; sie mußte in ihren Anfängen das Verhältniß von Mensch zu Mensch, das moralische Verhältniß gleich Berechtigter schildern, und mußte in ihrem Fortgang auf das Verhältniß von Stand zu Stand, das politische Verhältniß ungleich Gestellter kommen, ein Fortschritt der in der menschlichen Entwickelung nothwendig ist. Jenes schildert die Fabel; es ist ein Verhältniß, das dem Weltlauf gegenüber nur in der Theorie erscheint, eben wie es die lehrende Fabel darstellt; dies andere Verhältniß aber ist ein thatsächliches, dessen Darstellung nothwendig auf die epische, erzählende Form führen mußte. Die Fabel muß daher in ihrem Entstehen selbständig und lehrhaft gedacht werden, als Anfang einer niedern Kunst, einer Genredichtung, die sich im Thierepos in freierer Lebendigkeit ausbildet. Zeiten der ersten, aufkeimenden Theilnahme des unteren Volks an der Poesie, Zeiten der herrschenden Lehrdichtung haben denn auch immer die äsopische Fabel wieder gesucht, und in Deutschland ist dies nicht allein im dreizehnten Jahrhundert sichtbar, wo dieselbe, nachdem sie lange ihrem Stoffe nach Eingang in das Thierepos gefunden, nun auch ihrer Form nach ihre eigene selbständige Entwickelung beginnt und dies fast, den ersten Spuren nach, seit dem welschen Gaste, eben dem Buche, welches gleichsam die höhere Ritterdichtung verabschiedet; sondern es zeigte sich noch viel deutlicher im 18. Jahrhundert, wo die Fabel im engsten Verband mit der Lehrdichtung stand, und zugleich in einer Zeit der schöngeistigen Vielseitigkeit (die nur die Nothwendigkeit dunkel empfand zu eine

alten Reinheit und Einfachheit zurückzukehren,) sich geltend machte, alle schaffenden und denkenden Köpfe beschäftigte, und zuerst unter allen Dichtungsarten jene alte klassische Einfachheit erreichte. In dem größten Wirrwarr einer aufblühenden, von Fremdem überflutheten Literatur hebt sich die äsopische Fabel aus der ärgsten Entstellung zu ihrer einstigen schmucklosen Reinheit heraus, und ehe sie diese von Lessing erhielt, war in Deutschland keinerlei Aussicht zu irgend einer klassischen Dichtung. So sehr ward damals die alte inwohnende Kraft der Fabel erprobt gefunden, daß sie unter einer Masse von werdenden Dichtungen als das einzige Werthvolle dasteht, daß sie in Breitingers Theorie als die vollkommenste Dichtungsart genannt wird. Als eine vollkommene Schöpfung, als eine Erfindung hat die Fabel von jeher die größten Köpfe gereizt: am meisten immer die, welche in der Dichtung ein verständiges Princip nicht vermissen wollen. Die größeren Dichter, wie Göthe und Schiller, hat sie als Gedicht kalt gelassen, Göthen nur einmal als historische Erscheinung angezogen. Nur solche Zeiten, welche die Dichtkunst zur Verstandessache machten, haben auch von je die Fabel begünstigt. Wäre das Epische in der Fabel ihr Ursprüngliches, so würde das gerade umgekehrt sein; das Epos seinerseits hat sich mit solchen Zeiten nie vertragen. Man kann daher nicht sagen, daß dies Lehrhafte und Verständige in der Fabel späterer Zusatz oder Zeichen von Ausartung sei. Wenn Göthe schon, seines dichterischen Genius sich bewußt, die homerische Vielheit nicht leiden mochte, wie würden Alle, die je Fabeln ersonnen und erdichteten, aufschreien, wenn sie hörten, Alles das sei gescheiterter Versuch gewesen! Gerne würden sie zugeben, ihre Versuche ständen so weit hinter Aesop zurück, als sie, die Dichter, von der Natur, von Einfachheit des Lebens, von Kunst der Beobachtung, von Schärfe der Sinne hinter dem Alterthume überhaupt zurückständen, und sie näherten sich ihm um so mehr als sie allem diesem näher kämen, allein darin würde all ihr Zugeständniß und ihre ganze Entschuldigung liegen.

Es gibt einen zweiten, ganz verschiedenen Zweig der Thiersage dagegen, der in Deutschland von uralter Zeit her bestanden haben mag, der uns oder dem Norden überhaupt ganz eigenthümlich, von aller Thierfabel aber ganz unabhängig ist. Diesen Zweig möchte man Thiermährchen nennen. Er tritt nicht allein in unserem größeren, durch Einmischung alter Fabeln entstellten Epos auf, sondern auch in besonderen unabhängig gebliebenen Mährchen; und die von Grimm mitgetheilten esthnischen und serbischen Fabeln, welche die völlige Geschiedenheit der nordischen Thiersage von der äsopischen Fabel bestätigen, sind hier von unschätz-

barem Werthe. Die innere Bedeutung der Namen der Haupthelden im deutschen Thierepos führt auf ferne Zeiten des Ursprungs dieser Erzählungen zurück[131]), wo noch an keinen römischen Einfluß zu denken ist; „die ganze Complication dieser Dichtungen hat alle Zeichen erfinderischer Rohheit, sinniger Einfalt, naturtreuer Beobachtung —, eine Zugabe von Wildheit ist darin noch merkbar, die Römern und Griechen widerstanden hätte." Die von Grimm bezeichneten Stücke[132]), welche durchaus keine Spur von äsopischer Fabel an sich tragen, sind eben lauter solche Mährchen; ihnen auch nur eine Lehre abzugewinnen, möchte oft ein großes Kunststück sein. Diese haben ihren Zweck in sich selbst, sie wollen durch Stoff und Erzählung wirken. Sie haben jene epische Breite, die das ganze Mittelalter liebte und auch auf die Lehrfabel übertragen hat: aber sie widerstreben dem Charakteristischen der Fabel eben so sehr, wie das Charakteristische dieser jenen Mährchen widerstrebt. Ein ganz allgemeines Band umschlingt beide; wo die Fabeln in das Thierepos, das Thiermährchen, die Thierschwänke Eingang fanden, mußten sie bedeutend verändert werden, wenn sie sich natürlich einfügen sollten. Das bei weitem vortrefflichste Stück aus unseren Thierepen aber, das altniederländische aus dem 12. Jahrhundert, ist gerade darum so einzig, weil es die äsopische Fabel ganz ausschließt; und seine Fortsetzung fällt durch nichts so sehr auf und ab, als durch die Einmischung solcher Fabeln. Wenn aber Grimm auch gewisse Theile in den deutschen Epen, die Aehnlichkeit mit den äsopischen Fabeln verrathen, nicht von diesen hergeleitet wissen will; wenn er darum bei einer Annahme von früher Verpflanzung griechischer Fabeln in den Zeiten des Verkehrs der Gothen und anderer deutscher Völker im byzantinischen Reiche so viele Schwierigkeiten findet; wenn er, weil mancher schöne Zug aus der äsopischen Fabel in solchen Entlehnungen verwischt ward, diese nicht als Entlehnungen gelten lassen will (als ob das Mittelalter nicht in Allem, was es von dem Alterthum herübernahm, das Schöne verwischt hätte!); wenn er darum in allen solchen ähnlichen Stücken, die sich in dem griechischen Fabulisten und im deutschen Epos blos allgemein entsprechen und nicht spätere, deutlichere Erborgung verrathen, eine uralte Gemeinschaft, eine Verwandtschaft der Sage, die sich auf ein uraltes Band des indischen und deutschen Stammes gründe, annimmt, so ist es schwer ihm zu folgen. Abgesehen davon, daß sich Alles dagegen sträubt, wenn man zwei ähnliche Sagen am

131) Grimm c. l. Einl. p. CCXCIV.

132) Ebd. p. CCLXVII. in der Note.

Ganges und an der Schelde, wenn man noch dazu so allgemein ähnliche Dinge wie den im Hitopadesa in eine Kufe mit blauer Farbe gefallenen Schakal und den im Renart gelbgefärbten Fuchs auf Eine Ursage zurückführen will, so geht man hier von Voraussetzungen aus, die gegen alle Geschichte sind. Die Ansichten von volksmäßiger Dichtung führen hier auf Uebertreibung und falsche Anwendung. Unsere deutschen Forscher haben eine neue Sprachforschung begründen helfen; überall wies sie hier die Verwandtschaft der neueren Sprachen auf eine ältere Quelle. Das war natürlich, denn Sprachen kann man wohl aufs Unkenntliche verändern, aber nie völlig ablegen. Aber Sagen! Poesien! Die Kreuzzüge haben fast jede Erinnerung an die Ottonische Zeit verlöscht; die Völkerwanderung hat in der Heimat alle großen Erinnerungen getilgt, die vor ihr lagen; und durch diese ungeheuren Verwüstungen des Alten, und noch dazu durch wer weiß wie viele Jahrtausende der Wanderungen hätte sich die Fabel vom blau- und gelbgefärbten Fuchs erhalten! Wunder genug, daß in der Sprache so Manches ausdauerte, in der beweglichen Sage können wir dies nicht annehmen. Und selbst in der Sprache scheint es, als habe man zu wenig beachtet, daß derselbe Sinn der Beobachtung derselben Gegenstände die ähnlichen Ausdrücke für den inneren Eindruck auch unabhängig habe finden können und oft wird gefunden haben. Wollte man von solchen Voraussetzungen uralter Gemeinschaft bei jeder Aehnlichkeit in der Geschichte ausgehen, dann gäbe es kein Gesetz innerer Entwickelung und jedes Volk und jeder Mensch könnte keinen Schritt thun, ohne zu entlehnen. Es ist derselbe Gedanke, wie wenn man annahm, die ähnlichen Pflanzengestalten auf den Alpen und den Cordilleren müßten von Vögeln herrühren, die unverdauten Samen vertrugen; aber dieser Gedanke war doch ein sehr unverdauter.

Was aber die Verschiedenheit des deutschen Thiermährchens und der orientalischen Thierfabel und was ihre beiderseitige Abtrennung bedingt, ist der Boden, auf welchem sie wuchsen. Der Orientale, der im Alterthum, mit Ausnahme von Juden und Persern, gar keine oder eine höchst magere Sage und Geschichte hatte, der nichts von Handeln und freier Bewegung kannte, faßte in der Thiersage, wie in Allem, das Allgemeinste und brauchte es schnell zu einem Zweck, und ihr Zweck ergab sich von selbst. Die Art, wie die Thiere in den Fabeln aufgeführt werden, forderte eine weit geringere Vertrautheit des Menschen mit dem Thiere; allein für eine so genaue oft naturgeschichtliche Kenntniß des Thiers, wie sie in den deutschen Mährchen sichtbar ist, für eine solche Beobachtung der „Heimlichkeit der Thierwelt," gehörte ein ganz anderer

Schlag Menschen. Das ganze Alterthum kennt keine Freude an der Natur, und Freude an der Natur ist ein Grund dieser Dichtungen. Das frühere Alterthum kennt nur Naturwunder, aber keine Naturgeschichte, und kein Bestreben darnach; es kennt die Art von Jagd und Jagdliebe durchaus nicht, die das ganze Mittelalter oft bis zum Unsinn steigerte. Es ist ein kecker Ausspruch von Grimm, daß ihn alter Waldgeruch aus dem deutschen Thiergedicht anwehe, aber es ist ein Ausspruch, dessen ganze Wahrheit jeder fühlen wird, der diese einfache Dichtung in einem unverdorbenen Gemüthe aufnimmt, der Sinn für Natur und Leben im Freien hat. Allein nun probe man die feinsten Sinne, ob etwas von diesem Dufte in der äsopischen Fabel liegt! Nicht die Spur! Aber ist sie darum jünger, unreiner? Vielmehr spricht eine Kindlichkeit, ein Verhältniß zwischen Thier und Mensch, aus ihr, welche die deutsche Thiersage nicht mehr erreicht, wo schon eine größere Kluft zwischen beiden Geschöpfen liegt, wo es unleidlich und oft ekelhaft wird, wenn in den französischen Thierschwänken manchmal der Mensch, aber ja nur der Bauer, mit dem Thiere in feindliche Berührung und meist zu seinem Schaden kommt. In den Fabeln ist gleichsam der Mensch noch das lernende Kind und für das lernende Kind sind sie auch jetzt noch im Gebrauche. Aber in dem deutschen Epos läßt sich der Mensch zu dem Thiere ganz fühlbar herab; in den lateinischen Sagen sieht man ordentlich den schreibenden Pfaffen, der sich freut, seinem Wolf seine mönchische Sophistik zu leihen; im französischen Renart ist das Bewußt-Menschliche der Thiere weit zu deutlich, und es forderte ein künstlerisches Rückschreiten zum Einfacheren selbst in diesem Epos, wie später in der Fabel, um dahin zu gelangen, wo, wie im Reinaert, die Thierwelt wieder reiner, ungestörter von unpassend geliehenen höheren menschlichen Eigenschaften und Zuständen erscheint. Daß sich nun das deutsche Mährchen trotz all dieser Verschiedenheit mit der äsopischen Fabel so sehr verschmolz, lag einfach darin, daß diese Fabel dem Mittelalter in einer Gestalt zugeführt ward, welche ihr strenges inneres Band schon aufgegeben, schon viel mehr die Erzählung zur Hauptsache gemacht hatte; gleichwohl konnte sie nur unter mancherlei Veränderungen zu jener Verbindung tauglich gemacht werden.

Die Freude an der Natur, welche der neueren Zeit im Gegensatz zum Alterthum eigenthümlich ist, die sich in den frühesten Gedichten des ganzen Mittelalters ausspricht, und worin übrigens das Alterthum in seinem Absinken der germanischen Natur entgegen kam, diese Freude an der Natur, am Beobachten des pflanzlichen und thierischen Lebens ist die Seele dieser Dichtungen. Das Alterthum kannte in allen seinen

Poesien, wie in seiner bildenden Kunst nur den Bezug auf Heroen und Götter; sein Blick war stets aufwärts gerichtet. Dieses niedere Gebiet der Fabel überließ die alte Welt Sklaven und Fremdlingen (so Aesop und Lokman in der Sage); Sokrates zuerst liebte sich mit ihr zu beschäftigen, der die Griechen zuerst lehrte auf Geringere als auf ihres Gleichen zu blicken. Ausnahmsweise konnte in Griechenland eine Batrachomyomachie entstehen, denn freilich, was erschuf dieses Volk auch nicht! Aber eigentliche Wurzel schlagen und zu einer so ungemein reichen Entfaltung kommen konnte die Thiersage nur da, wo ein unvertilgbarer Hang zum Stillleben und zur Naturfreude und ein Sinn für die kleineren menschlichen Verhältnisse obwaltete. Dies trifft in jeder Hinsicht auf Flandern; in den allgemeineren auf Deutschland überhaupt. Hier mag das Thierepos auch empfangen sein; groß gezogen, in die Welt geschickt und wahrscheinlich auch geboren ward es dort. Jene Gegenden haben die niedere Malerei vor allen andern Ländern gepflegt, Landschaft und Viehstücke; sie haben auch die niedere Poesie gepflegt; und man darf nur die Scenen lesen von dem verfolgten Wolfe oder Bären, oder zwischen der Katze und dem Priester, so wird man die vollkommensten und ächtesten niederländischen Gemälde vor sich glauben. Jenen höheren Sinn und Geschmack des Alterthums hat der Süden von Europa wenig abgelegt, oder erst spät; erst spät erscheinen daher poetische Thierstücke im Süden, nicht in diesem innigen Geiste und Ernste, sondern scherzhaft wie die Batrachomyomachie, welche sie auch erst erzeugte (Gatomachie u. dergl.). Ueberall ferner steht diese Art Malerei und Dichtkunst in einer Parallele mit republikanischem, mit bürgerlichem Sinne, mit Achtung der niederen Stände, mit Freiheitssinn, mit Tyrannenhaß; sie fand daher überall nur da Eingang, wo diese herrschten. Dies ist genau die Scheide der Wirkungen des Reinhart Fuchs; es ist ganz genau die Scheide der Wirkungen der Reformation. Fast wird kein Unterschied sein zwischen den Schicksalen dieses Gedichts in den einzelnen Ländern und zwischen denen der Reformation; man achte nur auf die ungeheuren Anstrengungen, die für diesen Zweig der Dichtung und für die Reformation in Frankreich durch Jahrhunderte gemacht wurden, und wie man Beides fallen ließ und die Früchte verscherzte. Hier also führt die Geschichte wieder auf eigene Ergebnisse, die aber so einfach als überraschend sind. Was Grimm (p. XVI.) über die örtliche Einschränkung des Thierepos bemerkt, wird man sehen, trifft hiergegen nicht den rechten Punkt und ist überhaupt unbestimmt. Dem Historiker aber kommt es vor Allem zu, in den Neigungen und Ideen der Nationen die Wahl

der Gegenstände ihrer geistigen Thätigkeit zu suchen, diese aus jenen zu erklären, dann ihren Wirkungen nachzuspüren und in Allem Zusammenhang und Nothwendigkeit nachzuweisen.

War nun das Thierepos auf diesem Grunde der Volksthümlichkeit entstanden, so war es natürlich in jenen Zeiten, wo ein Unterschied der Stände noch weniger fühlbar war, Allgemeingut. In jenen Zeiten mochte die Erzählung an und für sich dem Hörer oder Leser behagen und die Freude an dem räthselhaften Treiben der Thiere konnte ihm in dem bloßen Stoffe Befriedigung schaffen. Allein sobald die Stände sich bestimmter schieden, sobald nur das Mönchswesen anfing aufzukommen, und gar als es anfing auszuarten, sobald man ein ascetisches Leben überhand nehmen sah, dessen Unnatur der schlichte Sinn des Volkes empfinden mußte, sobald man in ein solch widersinniges Verrenken der menschlichen Natur Heiligkeit und Seligkeit setzte, sobald man Tugenden predigte, die man erst schuf, und daneben gar selbst die Tugenden versäumte oder ins Angesicht höhnte, welche die menschliche Gesellschaft seit Urzeiten als Gesetze anerkannte, ohne deren Aufrechthaltung der Bestand der Gesellschaft selbst eine Unmöglichkeit war, konnte es da anders kommen, als daß diese Thierdichtung, die auf der natürlicheren Seite des Menschen festhaftete, die stets der gemeinen Wirklichkeit anhing und stets mehr Ursache finden mußte, dieser sich desto enger anzuschließen, je höher die Priester- und Ritterwelt sich in ein ideales, luftiges Träumen und Treiben verlor, konnte es anders kommen, als daß sie, auch ohne daß sie es wollte, politisch, sittlich und ästhetisch einen Gegensatz gegen die höheren Stände, ihr Treiben und ihre Dichtung zu bilden anfing? Daß sie das Heilige und das Hohe herabzog, das Gemeine und den alltäglichen Weltlauf ironisch in ein heiteres Licht stellte, hier und da die Uebertreibung des Idealen verspottete, und das Schmähliche satirisch verfolgte? War auch keine Absicht, kein Bewußtsein der Art in den einzelnen Dichtern, so brachte der Stoff an sich dieses Verhältniß mit sich. Jedes bessere Volksbuch in Deutschland allegorisirt gleichsam die Zustände oder Schicksale eines Standes, einer Richtung, einer Eigenthümlichkeit der Zeit, ohne daß eine Spur von Absichtlichkeit dabei wahrzunehmen wäre. Dies eben ist es, was einem Stoffe die wahre Volksthümlichkeit giebt; man sieht hier am auffallendsten, wie sehr aus dem Ganzen hervorgegangen ein solcher Gegenstand ist. Ob nun aber dieser Gegensatz zum Bewußtsein in dem behandelnden Dichter werden sollte oder nicht, dies hing natürlich von dessen Geist und Persönlichkeit, es hing auch von der Zeit ab, in der er lebte und von dem Volke, dem er ange-

hörte. Hier muß man sich allerdings hüten, überall angelegte und absichtliche Allegorie zu suchen, allein man muß auch auf der anderen Seite das Allegorische, was diese ganze Dichtung ihrer Natur und ihrer Entstehung nach an sich hat, nicht verkennen; man darf ferner nicht leugnen wollen, daß nicht einzelne Bearbeiter der Sage sich das Verhältniß dieser Art von Poesie und ihres Inhaltes zum Leben mehr oder minder klar gemacht hätten. Leugnet man das, indem man unklaren Gedanken über Volksdichtung nachhängt, ab, so stemmt man sich gegen das schönste Vorrecht des menschlichen Geistes; und die, welche auch in dem heroischen Epos jede bedeutendere Einwirkung eines letzten Kunstdichters leugnen wollten, könnten sich eben an der Geschichte der Thiersage, könnten sich an dem Reinaert belehren, der in der reinsten Bewahrung der Volksmäßigkeit, nicht im Erfinden, aber im Erfassen der Grundform dieser Dichtung, eine Thätigkeit des Dichters kund gibt, die fast statt eigener Schöpfung gelten kann.

Es ist in die Augen fallend, daß in dem ganzen Kreise dieser Dichtungen der Wolf in älterer Zeit die Hauptrolle spielt und daß er später erst von dem Fuchs verdrängt ward, der in den älteren Gedichten zum Theil eine schlechte Rolle, sogar oft die des Bevortheilten spielt. Wäre es auch nicht ausdrücklich gesagt, so würde doch aus der ganzen anfänglichen Behandlung des Wolfs, wo er mehr für sich auftritt und nur gelegentlich mit dem Fuchs wie mit jedem anderen Thiere in Berührung kommt, sodann aus seiner erst später schärfer vortretenden Stellung zum Fuchs und aus dem letzten, in dem Reinaert und dessen Fortsetzung stets bestimmter werdenden Auftreten des Reinhart nicht zu verkennen sein, daß hier wie in einer zufälligen Personification die Geistlichkeit, die große bewaffnete Ritterschaft und die späteren ritterlichen Hofleute und Rechtsgelehrten erscheinen, wie denn der Wolf ausdrücklich erst stets als Mönch, dann als großer Vasall, und der Fuchs zuletzt als Kanzler auftritt. Nicht, daß ursprünglich in den Thiersagen diese Bezüge sogleich gelegen hätten. Allein die erste Gestaltung eines Thierstaates konnte doch nicht anders, als sie mußte das Bild dazu von dem wirklichen Staate nehmen; und so mag es wohl sein, was Grimm aus andern Ursachen und übrigens nach einem ausdrücklichen Zeugniß (p. LI.) behauptet, daß einst, als noch nach einheimischen Rechten Könige waren, der Bär das Reich der Thiere beherrschte, und daß erst, nachdem das biblische Königthum von Karl dem Großen eingeführt ward, der habsüchtige, jähzornige, lenksame, in anerkannter Majestät unthätige Löwe den Thron einnahm, der in allen Zügen jenen Königen des ernsten Epos entspricht.

Sobald sich nun die Sage weiter ausbildete, sobald man Schimpfwörter aus den Namen und nach den Eigenschaften der Thiere machte, sobald man Ereignisse in der Sage mit dem wirklichen Leben verglich, so war es natürlich, daß man auch aus dem wirklichen Leben Züge in die Sage zurücktrug und das einmal bemerkte Abbild desselben im Gedicht stets mehr aufhellte und bestimmter zeichnete. So bemerkt Willems, daß man in den inneren Händeln von Flandern im 13. Jahrhundert unter den Parteinamen der Blaufüße (einen Namen, den der Fuchs noch im Norden trägt) und der Isengrimmer die Stände der Bauern und des Adels verstand. Da ferner diese Sagen sehr frühe in die Hände von Geistlichen geriethen, die die lateinischen Fabeln kannten, gelehrt, gebildet, mit alten Dichtern bekannt waren, so erhielten sie gleich hier eine Gestalt, in der es thöricht ist, den Stoff für die Hauptsache gelten lassen zu wollen, die vielmehr durchweg schon den Gebrauch zu einer unbeholfenen Satire gegen den Mönchstand zeigt. Diese Sätze bestätigt auffallend die Ecbasis[133]), das Gedicht eines lothringischen Verfassers, das vielleicht noch aus dem 10. Jahrhundert stammt, das älteste Denkmal der Thierdichtung. Es behandelt die (äsopische) Erzählung von dem Arzt Fuchs, der den Löwen durch des Wolfes Haut rettet, den Grund der Feindschaft zwischen Wolf und Fuchs; die Hauptsache aber ist dem geistlichen Dichter die schlecht erfundene Einkleidung, in der er wahrscheinlich seine eigene Flucht aus dem Kloster unter der Fabel eines aus dem Stall entrinnenden Kalbes „per tropologiam" erzählt. Den Wolf als Mönch darzustellen, ist, scheint es, schon den ältesten Zeiten geläufig; schon in dieser Ecbasis erscheint er so und auch im Luparius[134]), der ins 11. Jahrhundert gesetzt wird, wird ihm die Krone geschoren. Es ist möglich, daß diese Vorstellung im Anfang unter den Geistlichen selbst harmlos gepflegt und genährt ward, allein dazu gehört schon eine ganz eigene Zeit. Eine solche Zeit mag es vor Gregor VII. gegeben haben; eine solche Zeit war auch das spätere Mittelalter, aus der die Steinbilder in dem Straßburger Münster sind, welche ein Todtenamt für den scheintodten Fuchs und einen Leichenzug darstellen, eine Zeit, welche die tollsten und ausgelassensten Späße und Verspottung des Heiligen gestattete. In der Zeit des gereizten Kampfes der weltlichen und geistlichen Macht möchte aber doch dergleichen schwer zu finden sein. Wenn daher z. B. in dem byzantinischen Querbau des Freiburger Doms,

133) In den oft citirten lat. Ged. des 10. und 11. Jahrh.

134) Grimm. p. 410. Von Marbodius? Endlicher codd. Vindob. I, 171.

dem ältesten Theile dieser Kirche, der in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts gebaut ward, zweimal ein Wolf in der Mönchskutte abgebildet ist, wie er von einem Mönche (so weit sich aus den rohen Figuren schließen läßt) lesen gelehrt wird und dabei nach einem hintenstehenden Widder zurückblickt oder ihn faßt, so müssen diese Bilder nicht nothwendig als ein anderer Beweis für die Duldsamkeit der Geistlichkeit angesehen werden, indem die Episcopalkirchen durchaus keine Ursache hatten, die Mönche zu schonen. Als Mönch aber tritt in den lateinischen Gedichten der Wolf immer auf. Ob in dem Bruchstück Isengrimus, welches eine Quelle des Reinardus zu sein scheint und wohl den Umfang dieses letzteren gehabt haben mag, eine solche Schärfe der Satire gegen das Mönchsthum gelegen, wie im Reinardus, läßt sich nicht sagen, so lange man das Ganze nicht besitzt; es läßt sich indeß bezweifeln. Der Isengrimus fällt in das erste Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts; sein Verfasser scheint ebensowohl ein Geistlicher als der des Reinardus, jener aus Süd- dieser aus Nordflandern. Er enthält nichts, was nicht auch der Reinardus, doch alles in viel größerer Kürze; das erste Abenteuer dort ist hier von 528 auf 1200 Verse angewachsen. So wenig schon im Isengrim die Sprache einfach, so redselig, so mönchwitzig er schon ist, so ist doch hier der Gang der Erzählung mehr Hauptsache als dort, und einzelne Züge stechen gegen die Behandlung im Reinard vor, z. B. die wenigen Verse (53 ff.), die den pulsfühlenden Arzt ganz vortrefflich schildern.

Dagegen ist der Reinardus, aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, wie jener in elegischen lateinischen Versen, ein unleidliches Gedicht. Der Titel ist willkührlich und es sollte billig wie jenes Isengrimus heißen, denn dieser ist der alleinige Mittelpunkt des Gedichts. Ueberall erscheint er hier als Abt, überall in der hungrigen Dürftigkeit eines Bettelmönchs, in mönchischer Dummheit, Unwissenheit und Gefräßigkeit[135]). Die Handlung, die Erzählung wird zur Nebensache; überall sucht der geistliche Verfasser[136]) die ältere Quelle, auf die er in einigen Stellen hinweist[137]), zu benutzen zu Ausfällen auf die Habsucht der Geistlichkeit, auf die Ordensregeln, die Synoden, das verderbte

135) Reinardus Vulpus ed. Mone I, 203. 1389. p. 115 und 203.

136) Nach Grimm lat. Ged. p. XIX. hat Lachmann den Namen des Verfassers, Magister Nivardus, entdeckt. Vgl. Willems im belgischen Museum 1842. 4. Lieferung. p. 426 f.

137) III, 1879. gavisam scriptura refert his lusibus illam.

Klosterleben, auf Rom und seine geistliche Obergewalt (praecipue sidus celebrant, ope cujus, ubi omnes Defuerunt testes, est data Roma Petro) und seine Geldgier. „Ein bitterer Spott“ sagt Grimm, „ist über den Verfall der Geistlichkeit ergossen und weder das Oberhaupt der Kirche, (persönlich wird Eugen III. in seinen Verhältnissen zu Konrad und Roger mit feindseligen Entstellungen angegriffen[138]) noch anderer hervorragender Bischöffe, namentlich des Mannes, dessen Ruhm damals Europa durchdrang, des h. Bernhards geschont.“ Er meint dann weiter, die beißende, dem Stoff der Fabel an sich fremde Satire, habe die lange Unterdrückung und Seltenheit des Werkes veranlaßt; uns dünkt, die gelehrt pfäffische Ausführung und die Sprache selbst hätte das eben sowohl mit sich gebracht. Besondere Rücksichten, meint Grimm ferner, nähere Verhältnisse seines Stiftes zu benachbarten Stiftern und zu Rom könnten ihm den Mund geöffnet haben. „In jener Zeit hatte sich schon unter Weltlichen und Geistlichen vielfach eine Partei gegen den päbstlichen Stuhl gebildet, die sich entweder an die Könige schloß oder auch ganz selbständig auftrat. Der Dichter war kein gottloser Spötter, sondern ein Mann, der fromme Geistliche ehrte, wie seine Lobpreisung Walthers (Abt von Egmond) und Balduins (von Lisborn) zeigt, als deren Freund und Vertrauten er sich darstellt. Auch dieses spricht für seinen geistlichen Stand. Und denkt man sich ihn (die Aebte, die er lobt, sind Benedictiner) als Benedictiner nach der alten Regel, dem die gewaltig umgreifende Neuerung der Cistercienser zuwider war, so scheint seine Heftigkeit gegen deren Haupt, den h. Bernhardus, und den von ihm gepredigten Kreuzzug nicht unbegreiflich.“ Wenn man auch in den Hauptpunkten seiner allgemeineren Satire mit dem Dichter übereinstimmen möchte, wenn man seine allzu eifrige Derbheit auch dem Zeitalter zu Gute halten wollte, wenn man seine Personalsatiren und Panegyriken auch für frei von Eingebungen der Parteisucht halten dürfte, so scheint doch ein unschöner Charakter vorzublicken. Sein Spott ist oft frech, wie er selbst im Mittelalter sonst selten gefunden wird. Die Scherze auf die Heiligen mögen als ächt volksmäßig hingehen, auch die Stiche auf die Kreuzfahrten mögen nicht übel angewandt sein; aber die Ironie geht doch stellenweise etwas weit, wenn z. B. die Apostel einfältig gescholten werden, weil sie die Grundsätze einer frivolen Predigt (p. 190) nicht theilten; nirgends ist Maaß und Schonung; in dem Ausmalen schlüpfriger Stellen ist wo möglich noch weiter gegangen als in den französi-

138) IV, 1217 sqq.

schen Thierschwänken. Es steigt wohl eine Stufe zu tief, wenn hier alle Streiche, die von Fuchs und Wolf verübt werden, aus Freßsucht fließen; ganz anders sind die Triebfedern im niederländischen Reinaert. Man sollte meinen, es leuchtet aus dieser Beredtsamkeit eine gewisse Schadenfreude manchmal, wenn es darauf ankommt, den Isegrim zu plagen und zu schinden. Wenn scholastische Philosophie, wenn Bekanntschaft mit antiken Dichtern, wenn gewandtes Latein und einzelne Beschreibungen einen Dichter machen, dann mag man den Verfasser des Reinardus vielleicht loben. Allein diese endlos breite Redseligkeit, dieses Haschen nach Phrasen und Antithesen, diese Sophistik, Wortspielerei und schale Witzelei, diese stete Vernichtung jedes guten Gedankens durch ewige Wiederholung, diese gedehnten Reden, die hier zwischen Zwölf und Mittag liegen und jeden Gang der Handlung stören, diese gerade Ironie, welche ermüdend das Laster fortwährend preist und erhebt, das Alles zu bewältigen, durch den ungeheuersten Wortschwall die dünnsten Thatsachen festzuhalten und an ihnen sich zu vergnügen, dies ist mehr als man selbst einem Zeitgenossen des flandrischen Geistlichen zumuthen könnte, geschweige dem des Herausgebers. Mone hatte bei Herausgabe des Reinardus eine ältere Quelle richtig vermuthet, die mehr erzählender Natur wäre, als das Werk des 12. Jahrhunderts. Sie hat sich im Isengrimus gefunden. Geschichtliche Anspielungen auf frühere Begebenheiten leiteten dabei, und Mone hat mit dem Reinardus die Vermuthungen weiter verfolgt, die Eccard vorlängst[139]) über die historischen Beziehungen der Fuchssage ausgesprochen. Diese geschichtliche Deutung hat bei J. Grimm und Raynouard Widersprüche, bei andern Deutschen dagegen, so wie bei Willems und Anderen Beifall gefunden. Anspielungen auf geschichtliche Personen und Begebenheiten sind in der Thiersage immer als wahrscheinlich angenommen worden; den bestimmten Deutungen im Einzelnen beizutreten, kann man in der Geschichtschreibung, wo das Sichere und Gewisse gesucht wird, nicht wagen, ehe entscheidende Zeugnisse gefunden werden. Doch zwingt die Wahrheitsliebe einzugestehen, daß man der historischen Deutung des Kerns unserer Fuchssage geneigter werden muß, wenn man die Bedeutung der Allegorie in den Poesien aller rohen Zeiten genauer beachtet, und in dem erneuten historischen Volksliede im 14.—15., ja selbst im 17. Jahrhundert die durchweg entschiedene Neigung bemerkt, geschichtliche Verhältnisse

139) Franc. Or. 1729. 2, 781 sq. 797—800. Mone's Entgegnungen gegen Grimm, Raynouard und einige Stellen unserer ersten Ausgabe s. Anzeiger VI, 28.

weist, daß Deutschlands größeres Interesse nur später kam als Frankreichs, und daß es sich auf Eine einzige aber vortreffliche Bearbeitung beschränkte, während die Franzosen oberflächlich und flüchtig ewig nach Neuem trachteten, schale Wiederholungen schufen, und so zu einer ästhetischen Vollendung dieser Dichtung nicht gelangten. So charakteristisch ist diese Richtung der Franzosen, daß sie auch für die Ausgabe von Méon ein ganz entsprechendes unkritisches Verfahren an die Hand gab: aus zwölf Handschriften hat er seine 32 Branchen in willkührlicher Ordnung zusammengestellt, so daß ein einziger Faden die verschiedenen Zweige verbindet, die aus ganz verschiedenen Zeiten, in sehr abweichendem Geschmacke und von dem ungleichsten Werthe sind. Indeß hat dies Verfahren in der That nicht so viel auf sich, denn nirgends hat sich der Renart zu einem episch geschlossenen Ganzen gebildet, außer etwa in Br. 20 bei Méon, wo ein Fortsetzer des Pierres de St. Cloot, den man für den ältesten und Hauptbearbeiter des Renart hält, den ungefähren Inhalt des Reinaert jedoch mit allerhand schlechten Abweichungen erzählt[143]). Auch dieser Dichter hat wieder eine ältere Quelle[144]) vor sich, die, wenn sie erhalten wäre, uns vielleicht belehren würde, daß sie ihrerseits aus den niederländischen entnommen sei[145]). Doch auch diese etwas geschlossene Branche trägt den Charakter des Fabliau, wie alle Branchen der drei ersten Bände bei Méon. Wenn Grimm (p. CXVI.) meint, die nordfranzösischen Gedichte seien der Thiersage ergiebigste Ader, so mag das in einem gewissen Sinne zugegeben werden; nennt er sie aber ihre lauterste Quelle, so geht er zu weit. Die lauterste Quelle würde man immer den ohnehin älteren Reinaert nennen müssen, in ihm ist alles Aechte und erweislich Nationale ungetrübt. Diese Reinheit mag sich auch nach der Verpflanzung der Sage auf gallischen Boden lange erhalten haben, einzelne, gewiß ächte deutsche Thiermährchen finden sich auch offenbar in den noch erhal-

---

143) Er beginnt mit Recht mit den Worten Vers 9649.

Perroz, qui son engin et s'art
mist en vers fere de Renart
et d'Isengrin son chier conpere,
lessa le miez de sa matere,
quant il entr' oblia les plez
et le jugement qui fu fez
en la cort Noble le Lion.

144) Vers 9659: Ce dist l'estoire es premiers vers, que etc.

145) Willems in seinem Reinaert de Vos. Gent 1836 hat aufmerksam gemacht, daß schon das einmal stehen gebliebene Wort willecome an einer Stelle wo es im Reinaert steht, auf Entlehnung der französischen Branche aus dem Niederländischen hinweist.

tenen Branchen, allein im Ganzen sind sie nicht allein mit dem Stoffe äsopischer oder avienischer Fabeln überladen, sondern noch mehr haben sie von der Manier der Fabliaux gelitten. Sie konnten sich in Ton und Farbe den Schwänken ihrem inneren Wesen nach ungefährdet anschließen. Wir bemerkten oben, daß ein offenbarer Gegensatz gegen die Idealität und Vornehmheit des Ritterlebens und der höheren Stände sich von selbst in der Thierdichtung herausstellen mußte, und es dürfte in Deutschland wohl daher rühren, daß man sie in keinem der höfischen Dichter erwähnt findet, aber sogleich in Thomasin, der sich aus den höfischen Aventiuren so viel nicht macht. Es ist daher gleich natürlich, daß die Entstehung dieser Gedichte nach dem bürgerlichen Niederland weist, wie daß ihre reinste Gestaltung (im Reinaert) noch vor die Blüte der ritterlichen Poesie (ins 12. Jahrh.) fällt; daß man sie in Deutschland während der Ritterdichtung vernachlässigte und daß sie in Frankreich hauptsächlich erst nach der Abblüte der Ritterpoesie im Tone des burlesken Schwankes behandelt wurden. Denn dem ritterlichen Leben steht auch das Fabliau überall gegenüber, wie der ganze Schatz der kleineren Erzählungen im Mittelalter überall. Hier ist gar nichts von einer Bewußtheit, weil der Gegensatz fast lediglich ein ästhetischer war. Was nämlich gewandte Sprache, Darstellung und lebendige Auffassung angeht, so steht überall das, was in die Klasse der Fabliaux fällt, so weit über dem höfischen Epos, als die Gegenstände, welche sich dieser Zweig der niederen Kunst wählte, und die Manier, in der man sie schilderte, der Natur und der Wirklichkeit näher stand. Und diesen Vorzug theilt der Renart, wenigstens in einzelnen Branchen mit den Fabliaux; hier und dort haben die Franzosen ein anerkanntes Talent der leichten, freien, oft frivolen Erzählung bewährt, gegen das der Reinaert und Reineke andere Verdienste geltend machen müssen. Dennoch kann man behaupten, auch in diesen deutschen Gedichten herrsche, verglichen zu den deutschen Ritterepen, eine ähnliche Kunst, und jener ästhetische Gegensatz bleibt auch hier als eine Eigenthümlichkeit des Thierepos sichtbar. Durchaus finden wir in jedem Zweig dieser Dichtung, in welcher Sprache er auch behandelt sei, gegen den großen Stil der Kunst in dem Ritterepos die kleine und ausführende Manier der Niederländer. Gegen die weite und unbestimmte Bühne dort, wo man bestimmte Sitze erwarten sollte, steht hier, wo man jede Unbestimmtheit gelten lassen würde, oft die festeste Oertlichkeit; gegen bedeutungsvolle Namen dort hier ganz individuelle; gegen die schale Flachheit der Charaktere jener Helden diese scharfgezeichneten Thierindividuen (da ja, wie das Mittelalter in zahl-

losen Sprichwörtern aussprach, das Thier, wie die gesammte Natur, im Gegensatz zu dem schwankenden Menschen, seinem ursprünglich ihm angewiesenen Wege treu bleibt); dem pomphaften Wesen jener Ritterwelt gegenüber diese alltägliche Gemeinheit; statt des hohen Kothurns der niedrige Soccus; statt der träumerischen Sehnsucht dort das vergnüglichste Behagen hier. Wo dort Alles Wunder und Ueberraschung ist, fließt hier Alles in der ebensten Gewöhnlichkeit; je mehr Edelmuth und Selbstruhm dort, desto mehr Schlechtigkeit und Selbstruhm hier; je höher dort die Idee der Kreuzzüge gesteigert ward, desto unverschämter und abscheulicher verspottet man sie hier; dort kennt man das gemeine Bedürfniß nicht, hier dreht sich Alles um dies Eine; dort ist die Liebe erhaben und ätherisch, hier ist sie viehische Unzucht; und als ob sich Alles vereinigen wolle, gegen jenes so oft mühselige Stammeln der ritterlichen Poeten, hier diese gelöste Zunge, diese Kraft der Darstellung, diese reizende Leichtigkeit, diese stets dauernde Energie, wo dort oft über der langen und langweiligen Materie die Frische ausgeht, die Sprache stockt und der Reim lahmt und Lücken füllt. Und in Deutschland, wo der Gegensatz sich am vollkommensten herausstellen sollte, mußte sich als Schlußstein des ganzen Gebäudes eine Bearbeitung in einem Dialekte geltend machen, der wie eine weitere Besonderheit gegen das Allgemeine der höheren Dichtkunst erscheint, ein Dialekt, der, so wenig er sich sonst hervorgethan hatte, so ganz für diese Art der Dichtung geschaffen schien, daß man die späteren Umarbeitungen, selbst die von Göthe, damit vergleichend, nichts wahreres sagen kann, als was Lauremberg vor langen Zeiten schon darüber gesagt hat[146]).

Der französische Renart nun zeichnet sich, wie die französischen Fabliaux überhaupt, in dieser Kunst der heiteren Darstellung gegen die trockenen ritterlichen Epen der Trouvères gehalten noch mehr aus, als das Aehnliche gegen das Aehnliche gehalten in Deutschland; sie verhalten sich aber zu der reinen Thiersage wie Lafontaine und seine Nachahmer zu der reinen

146) Man hefft sich twar thomartert dat boek tho bringen
in hochdütsche spraek, men ydt wil gantz nicht klingen.
Idt klappet yegen dat original tho recken,
als wenn man plecht ein stücke vul holt tho brecken,
edder schmitt einen olden pott gigen de wand;
dat maket, dewyl yuw ys unbekand
de natürlicke eigenschop dersülven rede,
welcke de angebahrne zierlichkeit bringt mede etc.

äsopischen Fabel. Wir wollen nur auf einige Punkte aufmerksam machen. In der äsopischen Fabel, wo die Erzählung so wenig Zweck ist, daß sie jede erzählte Begebenheit, sobald die Moral deutlich ist, fallen läßt ohne ihr Ende herbeizuführen, konnte Alles dienen, wenn nur der Zweck erreicht ward; Thiere, Töpfe, Pflanzen, Menschen, Götter, Alles konnte in der schönsten Gleichheit mit einander verhandeln, auch menschliche Einsicht durfte der Dichter den Thieren leihen, so weit er mochte. Das Thierepos aber, das in seinem Stoffe dem Dichter eine ganze, von unserer wirklichen verschiedene, Welt an die Hand gab, machte es nöthig, daß der Dichter dieses fremde Geschlecht in seinen Handlungen und Trieben der wirklichen, menschlichen Welt nahe stellte, und je näher er darin die gemeine Wahrheit traf, desto besser war es. Kein Dichter, der eine solche erdichtete Welt verkörpern will, kann anders. Wenn er vom Olymp, vom christlichen Himmel, von Petrus oder Mephistopheles singt, so muß er unverholen die Menschheit in jene Zustände oder Charaktere übertragen. Auch hier zeigt sich wieder der natürliche Gegensatz, in dem diese Thierdichtung mit jeder andern steht: der Dichter geht sonst gewöhnlich dem Stoffe nach von der Wirklichkeit aus, und sucht seine poetische Welt zu schaffen, indem er die Handlungen und das sittliche Treiben seiner Charaktere aus der Gewöhnlichkeit unseres Lebens erhebt; umgekehrt ist es hier. Hier also würde man die beiden nothwendigen Bedingungen der Thierdichtung suchen, daß sie auf der einen Seite die Thierwelt in allen ihren äußeren Beziehungen der Wahrheit gemäß schildert, und ihr nur menschliche Fähigkeiten (wir wählen noch den unbestimmten Ausdruck mit Fleiß) beilegt, um uns ihr inneres Getriebe zu erklären, und nur wo dieser letzte Zweck hier und da ein Herausgehen aus jenen wirklichen äußeren Zuständen verlangt, nur da darf man zugeben, daß es geschieht, zumal da dadurch, wenn es mit Vorsicht geschieht, eine Steigerung der komischen Wirkung hervorgebracht wird, die hier zwar nicht absichtlich gesucht werden darf, aber darum nicht kleinlich geflohen zu werden braucht, weil die ganze Grundfarbe des Thierepos ironisch ist. Die ironische Schilderung hat es eigen, daß sie eine gleichmäßige Heiterkeit hervorbringt, die aber immer an Ernst grenzen und lieber in satirischen Eifer oder in tiefe Gedanken überstreifen wird, als in oberflächliche und thörichte Späße. Zu dem ersteren wird sie zum Theil im Reinardus, zum Theil im Reineke gezwungen, zu dem letzteren im Renart auf Weg und Steg, der Reinaert im ersten Theile steht mitten inne. Wenn sogleich im Eingange zu dem französischen Romane der Unglaube rege gemacht und auf die Thorheit der Annahme

einer vernünftigen Thierwelt mit Fingern gedeutet wird, wenn den Thiercharakteren ihre moralischen Bedeutungen gegeben, im Wolf und Fuchs Gierigkeit und Untreue versinnlicht genannt werden, so ist sogleich aller Eindruck verfehlt. Der Dichter stellt sich über seinen Gegenstand und theilt uns seine Weisheit mit und unser episches Interesse ist auf der Stelle aus; er sucht uns mit seiner feinen Erzählung, mit Erfindung und Anlegung von Intriguen zu fesseln, und es ist schon seltner, wenn die oft reizende, anschauliche, lebendige Erzählung den gleichmäßigen Grundton der Schelmerei festhält, der hier bezweckt wird. Wenn die Thiere hier auch mit Menschen umgehen, Menschen betrügen und mißhandeln, so finden wir darin eine Verletzung der allerersten Bedingungen, die ein ganzes Mißverständniß der Sage verräth. Das Haschen nach kleiner Ausführlichkeit in der Erzählung ist hier so unleidlich, wie im Reinardus die Witzeleien; gleich sind auch die endlosen Reden, welche die raschesten Handlungen unterbrechen, und diese üble Eigenschaft wird auch ausdrücklich (V. 5468) bemerkt. Es muß ferner jene Grundbedingungen nothwendig verletzen, wenn hier auf der einen Seite ganz ohne alle Veranlassung die Thiere mit Prügeln, in menschlicher Kleidung, mit menschlichen Waffen, mit Pferd und Sporen eingeführt werden, meist scheint es ohne daß man anders als figürlich davon redet, und auf der anderen wieder in ihren feinsten thierischen Eigenthümlichkeiten erscheinen, der Hahn singend mit Einem geschlossenen Auge, mit gespreiztem Flügel, den er mit den Füßen tritt, die Katze mit ihrem Schwanze spielend und um sich selbst im Kreise drehend, und dergl. Es ist schwer, Gesetze zu geben und Grenzen zu ziehen zwischen dem Lächerlichen und Abgeschmackten, zwischen dem Gemeinen, was die Thiersage schildert und dem nutzlos Lästerlichen, wozu sie hier übergleitet; doch sind diese Grenzen unbestreitbar überschritten in der läppischen Branche 7, wo die Katze zwei Priester, welche sie fangen wollen, heimschickt; in Br. 9, wo die Hostien durch den Fuchs aufgefressen werden; in der unflätigen Br. 14, deren Titel man heutzutage nicht einmal altfranzösisch hersetzen kann; in Br. 20, wo die Profanirung der Wallfahrtinsignien den Mißbrauch der Wallfahrten mit grobem Spotte straft. Es gibt kein Beispiel, wo das übertriebene Uebertragen menschlich äußerer Verhältnisse auf die Thierwelt so in seiner ganzen Lächerlichkeit erscheint, als in eben dieser Branche in der Belagerung von Maupertuis. Die Häufung kindischer Erfindungen, Neuerungen und Erweiterungen ist nirgends ekler als am Ende eben dieser Branche. Ueberall fast sieht man den Renart nichts als die flachste Unterhaltung bezwecken, und im Allgemeinen verhält er

ich auch seinem Werthe nach nicht anders zu dem niederländischen und niedersächsischen Epos, als eine Reihe von Fabliaux von schöner Oberfläche zu einem epischen Gedichte, das in sich geschlossen und innerlichst von Einem Geiste belebt ist. Kein Wunder dann, daß auf diesem Grunde sich nachher im 13. und 14. Jahrhundert nichts aufbauen konnte, als (um von dem nicht werthlosen couronnemens Renart von Marie de France zu schweigen) ein Renart le nouvel von Jacquemars Gielee (um 1290), der schon Thierkriege behandelt und in ein Feld überstreift, das wieder an eine ganz andere Art von Thiererzählung grenzt, und dann ein Renart li contrefet (um die Mitte des 14. Jahrh. vollendet), der noch elender sein muß, als das elendeste, was gedruckt ist, wenn man nach den Auszügen bei Legrand d'Aussy urtheilen soll[147]).

Wie ganz anders dagegen der niederländische Reinaert[148])! Den ersten und älteren Theil dieses Gedichtes hält der neueste Herausgeber, Willems, für ein Werk des 12. Jahrh., da es ihm nicht wahrscheinlich dünkt, daß die Erwähnung eines Pfarrers mit Frau und Kind später noch möglich gewesen, und da der Schauplatz in Flandern und (einmal) in Vermandois auf die Zeit der Verbindung beider Länder (1163 — 86) zu deuten scheint. Diesen Theil, den er mit V. 3394 schließt, wo eine neue Figur eingeführt und ein Uebergang in die spätere Fortsetzung gesucht wird, nimmt er, wie wir schon in unserer ersten Auflage geneigt waren, für original flämisch. Und diese Arbeit hängt in sich so fest zusammen, gibt eine so vollkommene Befriedigung, hat einen so entschiedenen, bei jeder wiederholten Lectüre stets deutlicher hervortretenden Werth, erschöpft so sehr den Grundgedanken dieser sämmtlichen Thierdichtungen, daß nur Ein nicht geistloser Nachahmer etwas später auf den Gedanken kam, dies ursprüngliche Gedicht in einer Fortsetzung mehr zu wiederholen als weiter zu führen. Den Stoff dieser Fortsetzung nahm der Nachdichter schon aus dem Französischen; denn im 13. Jahrhunderte hatte die romanische Dichtung schon in Flandern die vulgare überflügelt. Sein Werk, in dem der erste Theil umgearbeitet ward, ist der Text der von dem Herausgeber so bezeichneten holländischen Handschrift[149]); und den Umdichter, der sich Willem und den Verfasser eines

---

147) Einige Auszüge auch in Tarbé's poètes du Champagne antérieurs au siècle de François I. Reims 1851.; der Verfasser bezeichnet sich als einen clérc von Troyes.

148) Uebersetzt von Geyder. Breslau 1844.

149) Kurz nach Erscheinung des ersten Theils des Reinaert hörte Willems, daß

„Madoc" nennt, vermuthet er in Willem Utenhove, einem Geistlichen von Aerdenburg in Flandern[150]). Von da an ward dieses vereinte Werk, das man nach Grimms Bemerkung bald als aus Einer Feder geflossen ansah, erst in eine Prosa umgewandelt, „die großen Beifall erlangte und ihre Quelle, die älteren Gedichte, in Kurzem ganz vergessen machte; — die sich sehr getreu an die Worte der Dichter hält und allenthalben eine Menge Reime aus ihnen hat stehen lassen." Eben so genau hielt sich wieder an die Prosa eine englische Uebersetzung, die schon zwei Jahre, nachdem jene 1479 in Gouda bei Gheraert Leu zum erstenmale gedruckt worden war, erschien. Nur die aus beiden geflossenen holländischen und englischen Volksbücher haben verkürzt und entstellt. Sonst scheint sich jede Bearbeitung treu und redlich an ihr Vorbild angeschlossen zu haben. Was war aber auch hier zu ändern und zu bessern, oder welcher Ruhm mit Aenderung oder Besserung einzuerndten? So entstand aus dem flandrischen Reinaert der niedersächsische Reineke, dies Buch, dessen räthselhafte Entstehung so viele Federn früher in Bewegung gesetzt hatte, und auch jetzt noch eine Aufnahme der Untersuchungen durch Grimm veranlaßt hat, auf welche wir verweisen. Dies Werk ist unmittelbar aus den niederländischen Gedichten geflossen, nicht aus der Prosa, schon weil sehr oft die gleichen Reime beibehalten sind; die Zusätze, Auslassungen oder sonstigen Verschiedenheiten sind, was den Stoff angeht, kaum anzuschlagen. Diese niedersächsische Uebersetzung ist der Schlußstein des Ganzen geblieben; in Deutschland erlebte sie bis auf den heutigen Tag eine Menge von Auflagen; hochdeutsche Uebertragungen, und wieder aus ihnen geflossene lateinische Uebersetzungen wetteiferten, so sehr das Gedicht darin verlor; wo sich noch Jemand erlaubte, sich bedeutender von dem Texte zu entfernen, rächte sich das Unterfangen von selbst; aus dem niederdeutschen ging es ins dänische, aus dem dänischen ins schwedische, aus schwedischen Versen in Prosa über, und es soll in isländischer Uebersetzung existiren. Ins Unendliche vervielfachte sich dieses Eine von Willem ausgegangene Gedicht! Der kühnste poetische Schöpfer der neuen

---

in London eine Handschrift des Ganzen verkäuflich sei, und das Gouvernement kaufte es für die burgundische Bibliothek in Brüssel. Der Text dieser Hs. ist verschieden von dem Texte Gräters und Grimms, eine jüngere Umarbeitung. Willems ließ in seiner Ausgabe Grimms Abdruck als Grundtext stehen und gab die Varianten zu.

150) Jonckbloet, geschiedenis der mnl. dichtkunst 1, 185. widerspricht dieser Annahme, weil er die Umarbeitung frühestens in das letzte Fünftel des 13., und lieber erst in den Anfang des 14. Jahrh. setzte, Utenhove aber vor 1280 schrieb.

Zeit hat es seiner Muse nicht unwerth geachtet, ihm neuhochdeutsche Sprache und klassische Form zu geben und er wagte es nicht, sich nur auf Schritte zu entfernen! Noch neulich hat es S. Naylor in einer alterthümelnden Bearbeitung den Engländern wieder näher gebracht. An diesem alle Jahrhunderte und allen Zeit- und Nationalgeschmack überdauernden inneren Werth zergeht der Renart ganz eigentlich, der nicht einmal im Geschmack seiner Landsleute die späteren matten Nachäffungen verdrängen konnte!

Aber welch ein Werk ist auch dieser Reinaert gegen den Renart! Hier ist wirklich jene Thierwelt eine poetisch abgeschlossene Welt, in welche vor Allem keine Thierfabeln sich einmischen. Ueberall wo dies geschehen ist, da ist der innere Gang gestört, denn diese Dinge sind alle zu vereinzelt und haben in sich zu wenig epische Anlage, als daß sie sich je ohne Zwang hätten einfügen lassen; dazu trugen sie überall in den Dichter, der sie aufnahm, einen Hang zum Moralisiren oder Allegorisiren über. Nichts der Art ist hier. Es ist das ächte Thiermährchen, und nur das Thiermährchen, das in seiner rhapsodischen Gestalt in sich nach Ergänzung und Erweiterung rang. Indem der Dichter streng den Kreis der äußeren Zustände der Thiere festhält, bringt er keine Menschen ins Spiel, als wo sie, wie in der Wirklichkeit, ihre Feinde, die Raubthiere verfolgen; sie spielen im Gegentheil wie halb räthselhafte Wesen nur in der Ferne mit, und es ist nicht daran zu denken, daß sie mit in den Vordergrund träten oder mit den Thieren sich unterhielten und Händel mit ihnen abschlössen wie im Renart. Der Takt des ältesten Dichters hat, nicht in Bezug auf die Verbannung der Fabel, aber hinsichtlich dieses letzteren Punktes sogar seinen Nachfolger und Fortsetzer Willem entschieden bestimmt. Noch scheint uns diese Reinigung des Bodens bei weitem nicht die tiefste Seite des Gedichtes oder das größte Verdienst des Dichters. In der Fabel und Parabel bemerkten wir, daß auf Wahrscheinlichkeit nicht geachtet zu werden brauchte, wenn man den Thieren Tugenden und Einsichten beilegte. Die höchsten Sprüche der Weisheit, die gezogene Moral mag dort dem Thiere selbst in den Mund gelegt werden; das Schaf mag sich voll christlicher Selbstverleugnung zum Opfer darbieten. Aber in einer handelnden Welt konnte dies nicht geschehen; hier trennen sich die Gesetze einer epischen, zusammenhängenden Erzählung und eines fragmentarischen didaktischen Gedichtes. Hier ward auch überall, was das Handeln selbst angeht, das rechte Maß beobachtet, wie wir sahen. Die Thiere aus einem niederen Kreise von Bestrebungen heraustreten zu lassen, fiel keinem Dichter ein, selbst die französischen und lateinischen

haben keinem ihrer Geschöpfe edlere Handlungen geliehen und höhere Beweggründe untergelegt. Nicht so, was das Intellectuelle angeht. Wie sollte man es auch einem Conterre und Fabliauerzähler zumuthen, daß, wo er einmal einen theuren Witz hatte, er ihn nicht ausbieten solle? wie konnte man also erwarten, daß er seine Thiere nicht jederlei Gedanken solle aussprechen lassen, die sein eigenes Hirn erzeugte? oder wie sollte gar ein mönchischer zierlicher Latinist dem Geist der Thiersage zu Gefallen seine schönsten Wortspiele zurückhalten, um deren Anbringung es ihm vielleicht einzig zu thun war! Allein nun liegen auch ihre Werke da und wurden früh vergessen, denn dazu lag die Aufforderung in den Erzeugnissen selbst, die kein besseres Schicksal verdienten. Der Dichter des Reinaert aber hat es über sich vermocht, sich aus der Erzählung zu entfernen. Indem er uns allein mit dem Gange seiner Begebenheiten und dem Treiben seiner Thiere fesselt, verschmäht er mit sinnbildernder, moralischer oder gelehrter Weisheit seine Leser zu behelligen; mit dieser verleugnenden Natur begabt, konnte er reiner das Wesen der Thiersage in sich aufnehmen und mit dem trefflichsten Genius die rechte Form mit dem rechten Geiste beleben. Er leiht seinen Thieren all die menschliche Einsicht, die zu eben jenem alltäglichen Leben gehört, welches die Sphäre der Thierdichtung überall bilden sollte; eine Einsicht, welche Ueberlieferung, Gewohnheit und angeborner Instinct von selbst an die Hand geben. Er hütet sich, seinen Thieren zu ihren Handlungen bestimmte Beweggründe zu liefern. Gab er ihnen die viehischen, welche der Verfasser des Reinardus ihnen beilegte, so fiel er ins Gemeine; gab er ihnen zufällige, äußere, so fiel er in das Willkührliche, Launenhafte und Schwankartige der Franzosen; gab er ihnen grundsätzlichbewußte Schlechtigkeit, so war die milde Ironie kaum festzuhalten. Er ließ ihnen daher die thierischen, angeborenen Triebe, die auch in dem gewöhnlichen Menschen die Quelle des Schlechten und Guten sind. Der Fuchs geht hier nicht aus Feindschaft gegen den Wolf auf dessen Unglück, sondern ohne andere Ursache als den Drang seiner schadenfrohen Natur auf den Schaden Aller aus; unter Umständen ist er ein beichtender Sünder, unter Umständen ein sündiger Beichtender; er scheint jetzt ein zärtlicher Gatte und Vater, und dann ist er ein leichtsinniger Gatte und Sohn, der unter Umständen sein Weib vergißt (obwohl jene bekannte Scene hier nicht einmal vorkommt, wohl aber erwähnt wird) und die Gebeine seines Vaters lästert; er nimmt einen Vortheil mit wo er kann, aber übt seine losen Streiche nicht nur des Vortheils willen, sondern aus Leichtsinn, selbst wo sie seine Gefahr vermehren. Dies scheint das wahre Bild des gemeinen Menschen,

ne inneren Grundsätze kennt, und nicht einmal des gemeinen
hten Menschen, sondern des Menschen wie er gemeinhin sein
wenn man ihm, was Verborgenheit und der Firniß der Welt,
ie Schule oder Predigt von schönen Worten an ihm hängen
abstreifen könnte. Der Fuchs erscheint dabei mit der Ueber-
it seines sanguinischen Temperaments und seiner Gewandtheit
ach dem Schlechten geneigt, und ist das thätige Princip in diesem
der Wolf und die Anderen erscheinen dann mit ihrer Beschränkt-
id Passivität im nothwendigen Nachtheil. Dies Alles ist in der
er Menschen leider nicht anders, und wenn das die Leser auf den
Augenblick nicht zugeben wollen, indem sie der Eingebung ihrer
e Gehör geben, so mögen sie beachten, ob sie sich nicht von Fol-
irre leiten lassen. In der wirklichen Welt erscheint einmal alle
theit in einem viel milderen Lichte, weil namentlich das Christen-
le Kunst allzugut verstehen machte, die Blößen zu bedecken, und
erhaupt das neuere getheilte Leben und die große Bevölkerung
ffentlichkeit des Privatlebens nicht in der Art möglich machte wie
rthum; und dann empört alles Schlechte, das wir von Menschen
schen verübt sehen, uns als Mensch wieder, selbst wenn wir gerne
wären unter Umständen das Nämliche zu thun, und in unserer
haft dünken wir uns dann besser als wir sind; nicht ganz mit
, denn das Mitleid ist in der That eine reiche Quelle unserer
en Handlungen. Allein hier in dieser Thierwelt wird, wie Lessing
ig auf die Fabel sehr schön gesagt hat, unsere Leidenschaft gar
er wenig erregt, unser Mitleid kommt nicht ins Spiel, unser Ab-
uch nicht, denn Jeder wird sich ertappen, daß er für den Bösewicht
rt Partei nimmt. Ja in der Geschichte geht es uns leicht so, daß
erlegene kräftige Charaktere fesseln, die wir in der Gegenwart,
ns ihre Grausamkeit näher treffen könnte, verabscheuen würden;
Gefallen an kühnen Räubern fließt aus dieser Quelle der Bewun-
des Starken, Ueberlegenen und Klugen, wenn es auch oft das
te ist. Wir treffen also in unserem Inneren den Grund, auf den
ganze Gemälde gezogen ist; wir nehmen den Eindruck, den es
der zu machen fähig ist, darum ganz auf; wir nehmen ihn ganz
bt auf, weil keine vereinzelte Empfindung gewaltsam rege ge-
wird, weil die Schicksale der Handelnden unser Gemüth nicht so
n, als wenn wir handelnde Menschen in diesen Zuständen sähen.
er tritt wieder von einer andern Seite die Thorheit heraus, die in
nführen von Menschen als mithandelnden Personen in die Thier-

sage liegt. Indem nun der Reinaert überall mit einer Mäßigung
einem Takte, der ganz unvergleichlich ist, diese grundsatzlosen Gesc
immer nur so handeln läßt, wie sie nach ihren Trieben handeln kö
indem er sie nur in solche Lagen bringt, die dem angemessen sin
mußte er nothwendig auch ihre Intelligenz begrenzen und dem Aus
und der Sprache einen passenden Charakter geben. Natürlich als
alles Vernünfteln, all das subtile, sophistische Geschwätz bei Lat
und Franzosen ganz weg; alles planmäßige Entwerfen, aller g
Ueberblick, alle Grundsätzlichkeit konnte nicht dienen; nicht einm
Witz durfte er ihnen in dem Maße wie die früheren Bearbeiter l
Es ist daher ganz vortrefflich, daß die Thiere hier blos im Tone de
lichen Unterhaltung reden, aber stets dabei jene Wichtigkeit auf das
vialste legen, welche auch der spießbürgerliche Wirthshausgänger n
legt. Wo sie sich über Hunger und Durst erheben, da sind es Ge
plätze, die sie reden; und die Bedeutung derselben hat man imm
fühlt, wenn auch nicht verstanden, man hat sie ausgezogen, mit ge
ten Lettern gedruckt, man hat in ihnen den Werth des Buches ge
Während jene Thiere der französischen Gedichte häufig in ihrer Thi
tölpelhaft sich anstellen, mehr als es die ihnen verliehene Weish
Worten und Werken gestattet, so reden sie hier — und so ist es bei
Zehnteln der gewöhnlichen Menschen — immer viel gescheidter, a
sind und wissen. Es liegt über dem Richtigsten und Wahrsten, w
sagen (mit einer bewundernswerthen Kunst ist dies erreicht) ein
weiß nicht was von dummtreuer Philisterei, die nicht feiner gesc
werden kann. Die Grenzen, die der Dichter der Intellectualität
Geschöpfe ziehen mußte, waren gefährlich; leicht konnte die une
lichste Langweile daraus folgen, allein er wußte sich vortrefflich zu h
indem er ihnen eben jene Altklugheit lieh und jenen Mutterwitz, d
so gut mit diesen Grenzen vertrug. Hier haben es die Späteren
sehen. Der Dichter des Reinaert würde seinem Helden nie die T
in den Mund gegeben haben, in der Art wie sie der zweite Th
Reineke enthält, so vortrefflich sie an und für sich ist, weil sie z
sehr auf völlige Bewußtheit im Handeln und Denken deutet. Au
diese Beichte noch in Willem's Fortsetzung weit verschieden von de
arbeitung im Reineke. Göthe hat es darin versehen, daß er diesen
im Reineke noch weiter treibt; eben in jener Beichte redet zuweile
seinem Fuchs eine vornehme, achselzuckende Weisheit, die immer
auf etwas Tieferes und Geheimgehaltenes schließen läßt; obwohl
zugeben muß, daß der ursprüngliche Ton im Allgemeinen auch von

bewahrt ward, was in seiner Zeit und Sprache gewiß sehr schwer war. Denn das dürfen wir nicht vergessen, daß die niederländische und niedersächsische Sprache viel dazu beiträgt, jenen Charakter der Unterhaltung hervorzubringen, so wie es, objectiv betrachtet, unmöglich als Zufall angesehen werden darf, daß sich die niederdeutsche sonst in aller Dichtkunst wenig hervorgetretene Mundart dieses Gegenstandes gerade mit so vieler Ueberlegenheit bemächtigte. Durch diese Auffassung und Behandlung der Sage nun tritt hier wieder von einer anderen Seite hervor, wie durchaus diese Dichtung den übrigen Dichtungen jener Zeiten und dem ganzen Treiben der oberen Regionen in der damaligen menschlichen Gesellschaft entgegengesetzt ist. In den meisten ritterlichen Romanen in Deutschland und Frankreich werden wir, ganz entsprechend jenen Zeiten um das 13. Jahrhundert und ihrer Geschichte überhaupt, jenen Grund der völligen Grundsatzlosigkeit im Handeln finden. Wo dies in den Poesien vorherrscht, da bedingt es die völlige Werthlosigkeit derselben. Nur in den besseren epischen Gedichten ringt der ritterliche Dichter oder sein Held allerdings zuweilen nach Grundsätzen und kann sich dabei meist nicht zurechtfinden; daher jener ewige Zug des Jammers in allen Werken der Hofdichter, der nur wegfällt, wenn ein Gottfried, indem er zu einem Princip der Kunst kommt, einsieht, daß er dem Charakter jener Stoffe nach seinem Helden geradezu allen Grundsatz am kürzesten wegnimmt und ihn als Spielball von Geschick, Zufall und Leidenschaft schildert. Jene Gedichte zeigen also ein mühsames, schweres, meist fruchtloses Ringen aus dem Gemeinen ins Hohe und Ideale, nach höheren leitenden Grundsätzen; dieses Thierepos aber vergräbt sich recht in den Mangel derselben und weiß und ahnt deren keine. Dort ist ewiger Wechsel von Lieb und Leid, und in das schönste Glück ist Bitterkeit von der Natur schon niedergelegt, aber hier geht Alles aufs lustigste her, und selbst das Unglück wird nicht so ernst empfunden; man trifft dort auf die Plagen und inneren Leiden, welche das höhere Streben im Menschen immer mit sich führt, hier nur auf die ungestörte Lust, welche die niederen Stände trotz ihrer äußeren Geplagtheit immer besitzen. Indem dort der Dichter das Schwanken seines Helden natürlich selbst theilt, schwächt dies den Eindruck, den sein Gedicht macht; hier ist die unverwüstliche Festigkeit eines Volksgedichtes, das von dem für Natur und Einfalt empfänglichen Dichter unverletzt dargestellt wird, und das in seiner Wirkung auf das Gemüth des Lesers durchaus ganz und vollkommen ist. Von jenen Ritterepen weg gehen wir aus Zweifel in Zweifel, hier fühlen wir uns innerlichst erquickt und befriedigt. Der Reinaert steht gegen die ritter-

lichen Epen und Romane in demselben graden Gegensatze, wie Aristophanes gegen die griechischen Tragiker. Wie dieser dem ernsten Drama und seinen heroischen Sitten des Alterthums die Gegenwart mit all ihrer Gesunkenheit im schneidendsten Widerspiele entgegenstellt, so dieses Gedicht ein gemein menschliches Treiben dem sublimen der epischen Helden. Die Erhabenheit des alten Drama's zwang Alles, was sich ihr entgegensetzen wollte, ins Komische; anders ward es hier, wo in den Epen keinerlei Erhabenheit zu finden ist, weil immer die Gegenwart selbst ihr Boden war, die sie nur in einen übermenschlichen Glanz stellen. Das Thierepos entzog daher dieser nämlichen Gegenwart selbst noch das Menschliche, um sie eben so eine große Stufe herabzusetzen, wie sie jene hinaufgerückt hatten. Ein mit so außerordentlichem Glück gewonnener Boden, ein darauf so fest und sicher gegründetes Gebäude mußte sich von gleicher Dauer und Gediegenheit ausweisen, wie die unsterblichen Werke des athenischen Komöden.

IV.

Uebergang zu der ritterlichen Poesie der hohenstaufischen Zeit.

1. Kreuzzüge.

Indem wir jetzt die Kreuzzüge und ihren Einfluß auf die poetische Literatur berühren, fühlen wir aufs neue, wie schwer es ist, selbst in so entfernten Zeiten so ungeheure Umwälzungen und ihre Einwirkungen zu überblicken und in einer gedrängten Darstellung die Hauptpunkte so zu treffen, daß sich das Mannichfaltige und Viele, was nicht im Einzelnen berührt werden kann, von selbst darum anlegt und jede Beziehung und jedes Verhältniß sogleich verständlich werde. Die vortrefflichen Männer in Frankreich und Deutschland, die der Geschichte der Kreuzzüge neuerlich die Arbeit eines großen Theils ihres Lebens gewidmet haben, suchten in verschiedener Weise die Wirkungen dieser Bewegungen in Europa nachzuweisen; sie scheinen es aber darin versehen zu haben, daß sie in Raum und Zeit sich zu sehr beschränkten. Wenn die Geschichte der Kreuzfahrten nicht Stückwerk bleiben soll, so muß nothwendig der ganze Kampf des

Christen- und Heidenthums eingeschlossen werden; die Angriffe der Sarazenen auf das südwestliche Europa und die drohenden Wenden im Osten halfen durch die nähere Gefahr den Angriffskampf der Christenheit mehr hervorrufen, als die Wallfahrten und die Bedrängung der Christen in Jerusalem, woraus man die ganze Erscheinung gewöhnlich herleitete. Erst mußte das, was in Spanien gegen die Mauren und in Sicilien durch die Normannen geschah, die französische Ritterschaft erregt und gespannt haben, ehe die Predigten eines Mönchs so ungeheure Begeisterung erregen konnten. Von Spanien gehen diese Kämpfe zwischen Osten und Westen aus und dort endigen sie; dort schließen sie sich unmittelbar an die Entdeckung der neuen Wege nach Indien an, die eine natürliche Folge von dem gestörten Handel in dem verlornen Osten war. Nur dann, wenn man, wie Michaud zu furchtsam gethan hat, die Verbindung der Kreuzzüge mit diesen geographischen Entdeckungen und den industriellen Verhältnissen der neueren Zeit nachweist, ist man im Stande, ihre Wirkungen und ihre Bedeutung im größeren Maße zu überschlagen; gar wenn man sich scheut, diese entfernteren und späteren Einflüsse überhaupt gelten zu lassen, so muß der eigentliche Kern dieser endlosen Bewegung unseren Blicken ganz entgehen. Denn in der neueren Zeit hat nichts eine unmittelbare Wirkung. Der Raum und die Masse, die sich im Raume dreht, ist in dem neueren Europa zu groß, als daß selbst die Geschichte und das Schicksal sie leicht bewegte und gestaltete. Die Reformation, gewiß eine nicht minder außerordentliche Erscheinung, ging vorüber und ihre unmittelbaren Folgen waren für den Augenblick groß und glänzend, doch traten ihre eigentlichen Segnungen erst Jahrhunderte später hervor. Wir haben einem gewaltigen Schauspiele in Frankreich zugesehen; allein zu welchen unmittelbaren Ergebnissen hat es geführt? und doch würden wir die Vorsehung anklagen, wenn wir denken wollten, jene furchtbare Erschütterung sei nichts als eine gräßliche Tragödie der Geschichte gewesen, ohne weiteren Erfolg, als den wir innerhalb der Begebenheiten selbst beobachten konnten. So ists mit den Kreuzzügen. Was sie in dem Zustand der Gesellschaft im Einzelnen, in der nächsten Zeit änderten, war für einen Augenblick eben so überraschend und glänzend, allein nicht auf die Dauer; und wenn man daher z. B. die Vortheile und Nachtheile aufzählte, die sie den einzelnen Ständen brachten, so machte man eine lange Rechnung, in der sich Schaden und Nutzen vollkommen einander aufwogen. Auch wäre es wunderlich, wenn sich die Geschichte der Stände nicht überall, wohin auch die Kreuzzüge wenig oder nicht drangen, im Wesentlichen ebenso hätte gestalten sollen. Die Kreuzzüge sind eine

Revolution von so großem und allgemeinem Charakter, daß man in Nachweisung besonderer, einzelner Einflüsse äußerst vorsichtig sein muß, um nicht mit Kleinlichkeiten ihre großen Züge zu entstellen. Die Art, wie man diese Einflüsse auf die geistige Bildung zu berechnen pflegte, ist hier bezeichnend genug; und dies haben jetzt auch die neueren Geschichtschreiber alle behauptet, daß diese von äußerst geringer Bedeutung waren. Wenn man in der Dichtung der Troubadours und Minnesänger arabische Einwirkungen gefunden hat, so scheint dies keines Wortes der Widerlegung werth; denn wer nur einmal erwogen hat, in welchen Verhältnissen Christen und Mauren in Spanien standen, wie hier trotz den Jahrhunderten der Einwirkung der maurische Einfluß in aller Hinsicht unbedeutend ist, wie in der Dichtung z. B. die maurischen Muwachchah, die sich so nahe mit den spanischen Romanzen berühren, von diesen verschieden sind, dem wird aller Zweifel schnell gelöst sein. Wir suchen daher die Quelle der Dichtung überall im Innern der Nationen, folgen ihren Veränderungen und forschen äußerlich nach den Ereignissen, die zu ihrer Anregung, Richtung und Entfaltung beitrugen. Auf diesem Wege fanden wir, daß die Dichtkunst unserer Nation bis dahin zwei Seiten bot, eine nationale und eine antike; wir fanden in Staat und Cultur die deutlichen Zeichen, daß dem Volksthümlichen und Neuen von einzelnen Männern, welche die Bildung des Alterthums auffaßten, eine antike Wendung gegeben werden sollte, die der eigenthümlichen Entwickelung Gefahr drohte. Diese Gefahr ward in Deutschland zuerst durch die fränkische Kaiserzeit, welche die Bildung überhaupt störte, unschädlicher gemacht, durch die Kreuzzüge aber dergestalt aufgehoben, daß seitdem die altklassische Bildung erst dann wieder Ansnahme fand, nachdem der volksthümliche Charakter gegründet und gesichert war.

Dies ist der Gesichtspunkt, aus dem eine Geschichte der Kreuzzüge entworfen werden muß, wenn sie die Natur dieser außerordentlichsten Umwälzung, welche die Welt je sah, mit Bestimmtheit angeben, wenn sie alle näheren und entfernteren Wirkungen, ihr Verhältniß zur Hierarchie, zur Aristokratie und absoluten Monarchie des Mittelalters mit treffender Wahrheit und Schärfe herausstellen will. Die Kreuzzüge legen erst die Ideen der alten Welt ab und setzen christliche und neue an die Stelle; sie bilden die große Umwälzung von der alten zur neuen Welt. Bis zu ihnen hatte das Griechische und Römische nie aufgehört, das geistige Reich zu beherrschen; von jetzt beginnt jene schrankenlose Herrschaft des Gemüths und der Empfindung, welche den schärfsten Gegensatz des Mittelalters gegen die römische Zeit bildet. Die Art, wie durch sie

dieser Uebergang vermittelt wird, ist durchaus dem Zwecke selbst entsprechend. Die Eigenthümlichkeit der neueren Zeit liegt in dem weiter geöffneten Gesichtskreise, in gesteigerten Bedürfnissen des Körpers und des Geistes. Eine strengere geschichtliche Ansicht würde daher die Spuren der neuen Zeit und ihres Charakters schon in Alexanders Zeit suchen, wo die Räume der Welt, der innern und äußern, anfingen geöffnet zu werden; die entschiedenere Vollendung des Charakters der neuern Welt aber würde man von der Zeit an herleiten, wo durch die Reformation und die Entdeckung der neuen Erdräume die Aussicht auf die völlige Aufklärung der räumlichen und der geistigen Welt geöffnet war. Auch frühere Revolutionen strebten nach diesem Ziele hin: die römische Weltherrschaft unterlag aber dem Griechischen; die germanische Völkerwanderung unterlag dem Römischen; die Kreuzzüge selbst drohten dem hierarchisch Christlichen zu unterliegen, das noch so vieles Orientalisch-Alte an sich trug, ja diese ganzen Religionskriege sind nichts als ein Kampf für die individuelle Bildung des Westens gegen die generelle des Ostens. Allein durch die Wendung, welche Friedrich II. der Sache gab, dadurch, daß sich nun immer mehr die absolute Königsgewalt an die Stelle der Hierarchie drängte und ihr unter anderen Sorgen auch die für den Kampf gegen die Heidenschaft abnahm, was in Ludwig dem Heiligen und Ferdinand dem Frommen immer deutlicher wird; durch die Wendung ferner, welche die Kreuzpredigt seit den Planen Marino Sanuti's erhielt, der auf neue Handelswege und auf die Sperre des Ostens seine Eroberungsentwürfe baute, durch die deutlichere Beziehung also, in welche die Kreuzzüge mit der Monarchie und Industrie der neuern Zeit treten, durch die erste Belebung eines weiteren Handels, dieses großen Nervs der neueren Staaten, bezeichnen sie aufs klarste den höchsten Wendepunkt von der alten Welt zur neuen. Sie beginnen die Eröffnung der Welt, die seit ihrem Anstoß nicht mehr stille steht; sie bringen das Gemüthsleben, zu dem sich die nordischen Nationen alle neigten, zur Blüte, das von da an seine merkwürdige Zeitigung und Reife beginnt. In zwei ganz allgemeinen Punkten würden wir daher die Wirkungen der Kreuzzüge auf die Dichtkunst suchen, die diesem Allem aufs genaueste entsprechen.

Zuerst in der Erweiterung des Verkehrs. Bei der Eigenthümlichkeit, welche alle neuere Bildung durch ihre große Ausdehnung erhält, eine Eigenthümlichkeit, auf die man nicht oft genug zurückweisen kann, weil sie nie gehörig in Anschlag gebracht ward und ganz allein für tausend trostlose Erscheinungen in der neueren Geschichte Beruhigung, für tausend Dunkelheiten Aufklärung, dazu für alle neuere Geschichtschrei-

bung die Hauptbelehrung gibt, bei dieser Eigenthümlichkeit war immer jedes größere Zusammentreffen der europäischen Nationen von dem bedeutendsten Einfluß auf die literarische Bildung. Darum blieb im frühen Mittelalter Rom fortwährend der Mittelpunkt der Cultur; darum begann die neue Dichtung zuerst unter den Normannen, die in Berührung mit Bretagnern, Flamländern, Franzosen, Angelsachsen und Briten am ehesten geistig erregt waren; darum war nach der Zerstörung von Constantinopel unter dem Zusammenfluß fremder Gelehrten und fremder Kriegsheere Italien der Sitz der Bildung; und darum steigt in der neuesten Zeit in ungeheueren Verhältnissen die Weite der Cultur, weil die Nationalscheide gehoben ist und die Reisen auf alle Weise erleichtert sind. Man denke nun, wie jene Zeiten der Kreuzzüge in dieser Art großartig wirken mußten! In den Heeren der ersten Kreuzfahrt drängten sich, nach Fulcher, Franzosen, Flamländer, Friesen, Waliser, Bretagner, Allobroger, Lothringer, Deutsche, Normannen, Schotten, Engländer, Aquitanier, Italier, Iberier, Dänen, Griechen und Armenier zusammen! Die Schriftsteller bezeugen, daß unter der Masse dieses Kreuzheers, ganz im Gegensatz zu den Führern, gutes Verständniß geherrscht habe; die fromme Begeisterung dieser ersten Zeit vereinte die Nationen unter dem Namen der Christen und brachte die Stände einander näher. Was ferner Großes durch diese vereinten Kräfte geschah, fesselte zu Hause alle Classen des Volkes gleichmäßig. Hinfort konnten die lateinischen Nachrichten nicht mehr genügen und die Kreuzzüge riefen daher den Gebrauch der Volkssprache hervor. Noch fürchtete jener limosinische Ritter von Bechada (Grégoire des Tours), daß sein Gedicht von der Eroberung Jerusalems (um 1120) wegen der Volkssprache, die er gebraucht, verachtet werden würde, doch überwog der Wunsch, dem Volke sein Werk verständlich zu machen. Je mehr die Theilnahme an den Thaten der Ritterschaft wuchs, desto schneller wurzelte die Versöhnung der Gelehrten mit der Volkssprache; je näher und höher plötzlich durch solche Werke der Dichtung dem Ritterstande seine eignen Thaten gerückt wurden, desto näher die Bücher selbst. Die glänzendsten Helden der Kreuzzüge hatten das Schwert und die Laute geführt, nun drängte die Ritterschaft die Geistlichkeit aus dem Alleinbesitz der geistigen Bildung; der Verkehr erleichterte die Erlernung des Französischen und Lateinischen und aller möglichen Sprachen, so daß nun nicht allein zahllose Uebersetzungen aus einer in die andere erscheinen konnten, sondern auch Italiener und Deutsche in zwei Sprachen dichteten. Die geistige Bildung ward aus kirchlicher zur poetischen Bildung, sie ward dadurch Gemeingut. Das Außer-

ordentliche dieser Veränderung sogleich einzusehen, ist sehr schwer. Man müßte in einem Werke, das die Uebergangszeiten von alter zu neuer Welt behandelte, erst übersehen können, welche Leute bis jetzt das Werk der Bildung gefördert hatten, wie es fast Niemand war, als Juden, die das Arabische vermittelten, und keltische Geistliche, und im besten Fall christliche Mönche und Byzantiner, lauter Leute aus Stämmen oder Ständen, welche eine Beschränktheit von Natur an sich tragen. Der Ritterstand aber, der menschlich fühlte und dachte, führte zuerst auf Natur und Wahrheit zurück. Wenn man nun gesagt hat, die Kreuzzüge seien die Heroenzeit der christlichen Völker, so ist das nur in sehr uneigentlichem Sinne zu verstehen. Sie legen vielmehr die Heroenzeit ab. Wenn Michaud Recht hätte, indem er behauptet, der Geist des Ritterthums läge in der Schätzung des Ruhms, so möchte jener Satz bestehen. Denn es ist das Eigenthümliche der Heldenzeit, Kämpfe um den Preis der Stärke zu führen; dies ist der Charakter der scandinavischen Urgeschichte, welche das große Heroenalter des gesammten neuen Europa ist; dies ist auch das Element unserer deutschen ächten Heroensage, allein nicht das des ritterlichen Gedichts. Den Ritter macht das Handeln nach Grundsätzen; Ideen schließen seinen Orden zusammen. Der Bezug seines Ruhms auf etwas außerhalb der That selbst, die Wahl des Gegenstandes, an welchem der Ruhm zu erwerben gesucht wird, die Anerkennung eines Zweiten, eines Königs der Seele oder einer Königin des Herzens, für welche der Ruhm zu erwerben gesucht wird, dies erst macht das Ritterthum. Daher ist die Verbannung der heldenmäßigen Selbstsucht durch höfische feinere Sitte[151]) oder durch christliche Uneigennützigkeit an dem ächtesten Rittersmanne am erkennbarsten, und die Beschränkung der Rohheit und Zügellosigkeit der Heroenzeit geht durch das Ritterthum durch. Als daher die Ritterzeit und Ritterdichtung in ihrer schönsten Blüte stand, drängte sich sogar der menschliche Zug religiöser Duldung mitten in die Religionskämpfe, der nur alsbald wieder verschwand und noch einmal größerem Eifer und größerer Rohheit wich.

Dies leitet uns von selbst zu der anderen Seite, die wir hervorheben wollten. Es ward durch den außerordentlichen Zusammenfluß von Men-

---

151) An einem grellen Bilde drückt dies Wolfram von Eschenbach Parz. V. 344, 6 kurz und treffend aus:

> Ein swînmuoter, liefe ir mite
> ir värhelîn, diu wert ouch sie.
> ine hôrte man geprîsen nie,
> was sîn ellen âne fuoge.

schen nicht allein die äußere Menschenkenntniß befördert, sondern auch die innere Welt des Gemüthes stets weiter aufgedeckt. Je tiefere Wurzel das Christenthum in dem Volke schlug, das seiner Natur nach schon dem Beschaulichen zugethan war, desto mehr legte sich die alte Rohheit von selbst und wir sahen daher, wie schon in der Ottonenzeit der Geist christlicher Frömmigkeit über dem Geschlechte ruhte. Durch den gemüthvollen Gottesdienst, durch Kirchenmusik und Gesang, durch eindrucksvolle und großartige Kirchen mit Einführung von Glocken, wurde das Ahnungsvolle und Sehnsüchtige der aufkeimenden inneren Regungen zu einer Thätigkeit aufgeregt, die bald den Blick des sinnigeren Menschen von den äußeren Werken und Thaten auf sein Inneres rief. Die Entstehung des Christenthums in der Mitte von Verfolgung und Verleumdung, bedingte es, daß man von Anfang an trachtete, durch unsträflichen Wandel die Verleumdung zu entwaffnen, den Argwohn zu ersticken und durch eigene Selbstbewachung die fremde nicht scheuen zu müssen. Eine solche strenge sittliche Beobachtung war zwar bei der Ausbreitung des Christenthums unter den Deutschen nicht so äußerlich bedingt, allein bereits war bei den Verkündern derselben, bei Geistlichen und Mönchen, dies Rückziehen aufs Innere herrschend und die Beachtung und Bestrafung jedes kleinen Fehlers führte so früh das Pönitenzwesen herbei, das hier so entschieden charakteristisch ist und das man trotz aller Abscheulichkeit der Pönitentialien nie als bloßes Kunstwerk schlauer Geistlicher hätte darstellen sollen. So konnte es Sitte werden, daß viele Rittersleute nach einem Leben voll Kampf im Kloster Abbuße thaten, und wie manchem jungen kräftigen und lebenslustigen Waffenmanne mochte nicht die Betrachtung eines solchen endlichen Ausgangs auch schon sein früheres Leben verleiden und ihn von roher Wildheit entwöhnen. Dies mußte die Ordensregeln des Ritterwesens so gestalten, daß dem Waffenruhme ein höheres Ziel gesteckt wurde. In diesen neuen Gesetzen mußten neben der Religion die Frauen nothwendig eine große Rolle spielen. Den in sich gerichteten Kriegsmann wies die Abgezogenheit des Lebens auf Burgen und der deutsche Familiensinn auf sein Weib; Weiber und Christenthum sind auch zu aller Zeit die treuesten Verbündeten gewesen. Wie weit man mit allem diesem vor den Kreuzzügen gekommen war, läßt sich schwer darthun, weil die Quellen mangeln. Desto deutlicher wird es mit dem Eintritt der Kreuzzüge selbst. Die bewaffneten Wallfahrten stellten gleich bei ihrer ersten Erscheinung den schroffen Gegensatz zwischen der alten Waffenrohheit und der frommen Gutmüthigkeit und religiösen Demuth, jenen Gegensatz, der sich schon lange im Stillen gebildet, mit Einemmale

ıfs grellste der Welt zur Schau. Der Abt Guibert bemerkt es aus=
:ücklich, daß es Gott durch die Kreuzzüge wohlmeinend für die Ritter=
haft so gefügt, daß die Kriegsleute, statt bei ihrem Lebensende ihren
Waffenrock mit der Kutte zu vertauschen, nun in diesen Zügen einen
euen Weg zum Seelenheil geöffnet erhalten hätten, der es ihnen erlaub=
:, in ihrer ritterlichen Sitte und Ungebundenheit zu verharren [152]). Es
var das glänzende Mittel gefunden, jene widersprechenden Züge auf
ınge Zeiten hin friedlich zu vereinigen. Die alte Heldenzeit war durch
as Christenthum, das sie bisher beständig befehdet hatte, plötzlich auto=
isirt, nur ward ihren Thaten eine bestimmte Richtung gegeben; im
Blute zu baden und sich des Blutbads zu freuen, wie vormals, ward
vieder verdienstlich [153]) und christlich, wenn es nur Sarazenenblut war.
Daher war Niemand dieser Ausweg so willkommen, als den Norman=
en, die noch ihren alten Sinn für See= und Raubfahrten dem Christen=
hume nicht geopfert hatten. Nun bietet die ganze Geschichte der Kreuz=
üge und ihrer Zeit die sonderbarsten Gegensätze dicht nebeneinander. Bei
er ersten Begeisterung in Frankreich hörte Weglagerung und Brandstif=
ung, die bisher gewüthet hatte, auf und machte der Versöhnung und
em Frieden Platz; allein was hier aufgehört hatte, begann schon auf
em Wege nach Jerusalem wieder. In den Heeren drängten sich unter
Einem Titel Mörder, Schuldner, von Druck und Hungersnoth Leidende
eben fanatische Mönche und die frömmsten Seelen zusammen. Das ein=
önigste, oft ein Jahrhundert lang von keiner großen Erscheinung unter=
rochene Leben ward plötzlich von einer heiligen Leidenschaft aufgestört,
ie jede kleinere und engere Neigung und Empfindung verschlang. Wurde
nicht der Nationalhaß aufgegeben, die Vaterlandsliebe geopfert, die
Bande zwischen Vater und Sohn, zwischen Mann und Gatte, zwischen
Vasall und Herr gelöst? Räuber, Einsiedler, Weiber traten aus ihrer
Verborgenheit, die Kinder aus ihrer Unmündigkeit; man sah diese Wun=
der auf der Erde und andere am Himmel und in den Wolken, und die
Gräber öffneten sich und Karls des Großen Geist mahnte die Völker zum

---

152) Guib. Abb. hist. hieros. bei Bongars. p. 471.

153) Tôte unt sêre frumten si williclîchen,
sie vachten nâch dem gotes rîche, daz in dar umbe geheizen was,
wa gescach imen in dirre werlt baz? want siu ellu laster an in er-
slûgen,
unt Christes ioch ûf in trûgen unz an ir ende etc.
Pfaffe Konrad.

Kampf gegen die Ungläubigen. Ob man die Begeisterung und den Zudrang zu den Zügen mehr der alten Frömmigkeit zuschreiben soll, welche seit Jahrhunderten Pilgerfahrten nach Jerusalem machte, oder dem Geist der Wanderung und der Abenteuer, der von Einzelnen[154]) sich gerade so auf größere Massen, besonders unter den Normannen, fortentwickelte, wie bei jenen Wallfahrten auch, zweifelt man unschlüssig nach der besonnensten Forschung, abgesehen von dem entfernteren Grunde, der in einem historischen Gesetze zu liegen scheint, nach welchem jede große Völkerwanderung, die wie alle Cultur gleich dem Lauf der Sonne die Richtung von Osten nach Westen nimmt, oft in später Zeit erst eine kleine Rückwanderung nach Osten zur Folge hat. So sind wir bei den Eindrücken, die uns diese Geschichten machen, stets getheilt: wir wissen nicht, sollen wir bewundern oder schaudern, sollen wir die Grausamkeit verabscheuen, oder die uneigennützige Aufopferung für einen frommen Gedanken preisen, sollen wir über jener Wütherei und Schlächterei bei der Eroberung von Jerusalem die Buße und das Tedeum, oder über diesem jene vergessen, sollen wir in jenen Eroberern die Tapferkeit und die Stärke ihres Armes bestaunen, oder lächeln wenn sie sich die Knie wund beten; und vergebens suchen wir mit unseren Begriffen und Gefühlen den Eigennutz und den Edelmuth in einem Tancred zu vereinigen. Wir haben in den ersten christlichen Heeren die fromme Wuth der Muselmänner und im Gottfried jenen gottberufenen Kämpfer, den Helden im Bußkleide, den König im Gewand demüthiger Knechtschaft, wie in einem Omar. Daher bietet der erste Kreuzzug und das Reich Jerusalem so hundertfältige Erinnerungen an die erste Verbreitung des Islam; denn mit Mahomet beginnt eben jene neue Zeit für den Orient, welche die Kreuzzüge im Westen beginnen, und dort wie hier äußert sie sich sogleich im Umspannen ungeheuerer Räume, dort wie hier bekämpft sie die Religionsfeinde, die sie darin hemmen, und ruft in jenen Karolingern die christliche Tapferkeit hervor, die von diesem Stamme aus über Europa kam und den König und Vorkämpfer mit biblischer Heiligkeit umgab. So lange nun im Osten und Westen diese Kämpfe wirkliche Religionskämpfe waren, so lange war offenbar die Tapferkeit und der innere Drang heilig und vom Irdischen weggewandt. Allein die anfängliche Begeisterung war zu groß, als daß sie hätte dauern können; die Weltlichkeit schon zu vorgerückt, als daß sich nicht der Spott der Einen in den Fanatismus der Anderen hätte mischen sollen; die Hierarchie war schon in zu gefährlichem Kampfe

154) Siehe Wilken, Geschichte der Kreuzzüge. I. p. 33.

em Absolutismus, der sich im Anfange ins Heiligengewand zu klei-
wußte, als daß die religiösen Beweggründe fortwährend hätten die
den bleiben sollen. Nun glitt allmählig die Ritterwelt in das Irdische
er. Die Könige wollten, wie Friedrich II., bald das heilige Land be-
, nicht blos befreien; sie wollten ritterlichen Ruhm erwerben, wie Ri-
, nicht christlichen; bald kam es ihnen auf die Gunst ihrer Dame mehr
ls auf die der heiligen Jungfrau; sie zogen geputzt und geschmückt in das
genland, und vergebens hatte der heilige Bernhard gegen den Luxus
Ritterschaft geeifert. Bereits waren die Frauen in den Turnieren
Theilnahme an den Waffenthaten der Männer gekommen; so fromme
zzüge erregten ihre Begeisterung; die Gräfin Adele von Blois
te ihren Gatten, der vor der Eroberung Jerusalems unter Gottfried
Hause zurückkehrte, zurück und der Beschämte fand nachher im
ren Kampfe einen rühmlichen Tod. Der Cultus der Jungfrau Maria
unter den ersten Pilgerzügen zur Blüte gekommen, sie galt als die
tzerin derselben, und wo Kirchen entstanden, entstanden sie ihr zu
n. Dies wirkte mit zu dem romantischen Frauendienste, der jetzt an-
, den Gottesdienst in den Hintergrund zu schieben. Jenes christliche
rthum zieht sich allmählig aus dem Leben weg in die Wünsche und
le einzelner Frommer, und die schöne Innigkeit, welche der erste An-
der Begeisterung im Ganzen, und nachher in den Ursprüngen der
nniter- und Tempelorden zeigte, fand in der Dichtkunst Zuflucht,
ie aus dem Leben verbannt ward.

Auch in dieser neuen Richtung zeigte sich die Stärke, das Feuer und
Verschwendung der Empfindung in nicht minderer Größe als früher,
s Gemüth noch ganz von der Religion erfüllt war. Dabei ist eine
erkung sehr auffallend. Die Deutschen theilten weder im Anfange
nachher die religiöse Schwärmerei der Franzosen. Die ersten Kreuz-
r verspotteten sie. Den Kaiser Konrad mußte Bernhard von Clair-
ganz förmlich überfallen, um ihn zum Zug zu bewegen, und gleich
ch haben die deutschen Kaiser ganz weltliche Absichten bei ihren
fahrten. Am spätesten hatten die Kreuzzüge hier begonnen und hör-
m frühesten hier auf; die Wärme dafür war überhaupt, scheint es,
g über die Grenze gekommen, und die ganze Christenheit scandalisirte
ber die Art, wie Friedrich II. diese heilige Sache behandelte. Allein
eligiosität in Deutschland that diese mangelnde Begeisterung so wenig
rag, als ihr vielmehr der wirkliche Eifer in Frankreich Eintrag that,
ie Troubadours schon der Pilgerzüge spotteten, als die deutschen
nesänger aufs innigste sich ihrer annahmen. Gerade umgekehrt auf

einer anderen Seite. Der Frauendienst der Provenzalen und Italiener, äußerlicher, sinnlicher, neckischer, als der deutsche Minnedienst, wirkte auf die Liebesdichtung der Ersteren weit vortheilhafter, als die tiefe heilige Versenkung der deutschen Minnesänger auf unsere Lyrik dieser Zeit. So wahr ist es, daß es nichts so Hehres und Hohes gibt, dem es nicht heilsam wäre, sich seines irdischen Ursprungs zuweilen zu erinnern. Und wie sich gerade in dem Lande die feurige religiöse Begeisterung zeigte, in dem die ächte Religiosität nie so groß war wie in Deutschland, so kennt man auf der anderen Seite in Deutschland, trotz jener großen Frauenverehrung, bis auf den heutigen Tag nicht die französische Heraushebung der Frauen aus den Verhältnissen, die ihnen die Natur angewiesen hat; man entband sie nie von den Pflichten der Häuslichkeit und der Pflege des Mannes, und selbst im Mittelalter steht in allen rechtlichen und praktischen Verhältnissen das Weib hinter dem Manne zurück. So gut ist es, sich der Geschichte zu erinnern, wenn man jene germanische Frauenverehrung feiert. Die Deutschen haben darin allerdings einen großen Ruhm, daß sie vielleicht unter allen Nationen der Erde zuerst und am vollkommensten dem Weibe eben die Stelle angewiesen haben, welche die Natur selbst ihm bestimmt hat. Macht es ihrem Gefühle Ehre, daß sie das Weib aus der Unterordnung erhoben, so ehrt es ihren verständigen Sinn nicht minder, daß sie sich nie verleiten ließen, es aus seiner Sphäre herauszurücken. Jene Zeit des Frauendienstes im Mittelalter war eine vorübergehende. Je höher man damals den Schwindel trieb, desto schneller und tiefer sank man herab, und die Gemeinheit und Unsittlichkeit, die man sobald auch in den Dichtungen in diesem Bezuge findet, entspricht ganz der Frivolität und Ketzerei der Franzosen nach ihrem übertriebenen religiösen Aufschwung.

Wie sich nun unter diesen Einflüssen die Dichtung gestalten mußte, werden wir im Einzelnen näher hören. Wir werden sehen, daß das Altvolksthümliche alsbald unter dem Eindrang neuer Vorstellungen aus der Fremde weichen muß oder Mühe hat sich zu erhalten, auch das Antike werden wir seine reinere Gestalt einer modernisirten aufopfern sehen. Den allgemeinen Wechsel und Uebergang werden wir, wie er in allen Lebensverhältnissen Statt hatte, so auch in der Kunst, zum Theil sehr überraschend finden; nicht allein von einem Charakter der Dichtung zum andern überhaupt, sondern auch von einem Theil eines und desselben Gedichtes zum andern. Wir werden eine Zeitlang die Legende und biblische Helden in dem Epos herrschen und dann beide dem höfischen Ritterthume und der weltlichen Erzählung Raum geben sehen. Jeder Veränderung im Leben werden wir eine ähnliche in der Dichtung ent-

sprechen, und die letzte nur im Anfange der ersteren etwas abgetrennt folgen, bald aber mit ihr gleichen Schritt gehen sehen, ein Beweis, daß die Dichter sich des Zeitgeistes mit Bewußtsein bemächtigen. Daß die Dichtung unter der Fortdauer der Begebenheiten sich dieser selbst bemeistern will, daran werden wir sie noch entschiedener scheitern sehen, als das Volksepos an der Völkerwanderung. Im größeren Maße wiederholt sich jetzt in Europa, was wir in Deutschland bei unserem Nationalepos gesehen haben. Erst als man aus der Ferne die geschlossene Reihe der Ereignisse überblickte, gelang es, sie in ein dichterisches Bild zu bringen. Wunderbar, daß Michaud geklagt hat, daß, wenn uns das Mittelalter eine Ilias oder eine Odyssee geschaffen hätte, die Musen sich eine neue den Alten unbekannte Bahn gebrochen haben würden[155])! Haben sie denn nicht, haben wir keine mittelalterliche Ilias? Man lerne an diesem Ausspruch des geistreichen Kenners, wie nothwendig es irre leiten mußte, wenn man die christlich-heidnischen Kämpfe in Europa von der Erzählung der Kreuzzüge ausschloß; man lerne zugleich an diesem Beispiele, wie die große ausgedehnte Bühne der Begebenheiten der neuen Welt nicht allein die handelnden Männer oft irrte, nicht allein die dichterischen Beobachter blendete, nein auch wie sie noch nach Jahrhunderten den forschenden Geschichtschreiber überwältigt. So weitläufig und viel sich Michaud mit Tasso beschäftigt, so fällt ihm nicht einmal Ariost ein! Und was fehlt Ariost zu einem mittelalterlichen Homer und seiner Muse zu einer vollkommenen Eigenthümlichkeit? Nichts, als was die neue Welt ihm und ihr so wenig bieten konnte, wie Griechenland dem Homer das, was im Ariost original ist, nichts als jene plastische Sicherheit und Einfachheit, die nur ein Grieche haben konnte. Wie sich die Homerischen Gedichte erst in Jahrhunderten vollendeten, (nur daß wir nicht nachweisen können, wie es geschah,) so war es bei dem Epos Ariosts, welches die mittelalterliche Welt in sich schließt, und dessen Wachsthum und Entstehung wir vollkommen verfolgen können. Ein einziger ungeheurer Cyclus umfaßt die ganze epische Dichtung des europäischen Mittelalters, der vollkommenste Kreislauf, den die Geschichte in irgend einem Felde beschrieben hat. Sie geht von der Arthus- und Karlssage aus, und kehrt im Ariost dahin zurück; sie beginnt mit Reiseabenteuern und hört in Camoens und Ercilla damit auf; sie ergreift gleichzeitig die Begebenheiten der Kreuzzüge und Tasso nimmt sie wieder auf, mit dem ähnlichen Versuch, Poesie und geschichtliche Treue zu verbinden, den die frühere

155) Michaud, hist. des croisades. t. V, 324.

Zeit mehrfach gemacht hat. Jedes große Ereigniß hat seine näheren volksmäßigen Gesänge und sein entfernteres Kunstgedicht; die Wegwendung von den Ideen der alten Welt; der Uebergang in die neuen (denn selbst dieser rein geistigen Gegenstände bemächtigte sich die Dichtung des Mittelalters); die Völkerwanderung; die Rettung des Westens von den Sarazenen; der Angriff auf den Osten; die Entdeckung der Seewege nach Indien und Amerika. Wenn Michaud ferner findet, die Dichter des Mittelalters seien mittelmäßig, sie hätten nicht das Ansehen des Genius gehabt, welches die Meinungen eines Jahrhunderts und selbst späterer Zeiten mit sich reißt, so urtheilt er selbst über seine französischen Epen zu hart, obgleich es da am wahrsten sein mag. Allein wie sehr bewegte ein Wolfram seine Nation! und vollends die italienischen Klassiker! Wären nur die Verbindungen und der Verkehr der Ideen im Mittelalter so von den Umständen begünstigt gewesen, wie einst in Griechenland! hätte sich nur auch so die dichterische Form in ganz Europa fort- und ausgebildet, wie sich die Ideen mittheilten und entwickelten. Wir werden sehen, daß sich italische, französische und deutsche Gedichte im Fortspinnen eines und desselben Gedankens wie verabredet die Hände reichen, ohne sich im geringsten anders bekannt oder verwandt zu sein, als durch die Allgemeinheit der bewegenden Ideen, und ohne in der poetischen Verkörperung derselben auch nur im geringsten sich einander zu nähern oder zu unterstützen.

---

2. Legenden. Kaiserchronik.

Der Geist, der die Kreuzzüge hervorrief und vor ihnen zahllose Wanderer zu der friedlichen Pilgerfahrt nach Jerusalem antrieb, spricht sich in der Literatur des 11. und 12. Jahrhunderts am vollsten und unmittelbarsten in der Legende aus. Ehe die Kreuzfahrten zu feindlichen Eroberungszügen geworden, den fanatischen Eifer der Geistlichen und des Volks, die Ruhmbegierde der Ritterschaft, den Ehrgeiz der Fürsten aufgeregt hatten, war von Tausenden friedfertiger Pilger die gefahrvolle Reise, den Tod vor Augen, nur in der Absicht gemacht worden, am heiligen Grabe zu beten; Unzählige hatten auf dem frommen Gange das Leben eingebüßt und rückten in die Reihen der heiligen Märtyrer in Massen ein; die von der abenteuerlichen, gewagten Unternehmung zurück-

kamen, standen in doppelter Bewunderung und schwelgten im Reize zwei- und dreifach merkwürdiger Erinnerungen. Sie brachten die Kunde von dem Gesehenen und Erfahrenen zurück, auch die von mancherlei gehörten und gelesenen Dingen; sie hatten ihre eigenen und die Reiseabenteuer anderer Zeitgenossen erlebt; andere Geschichten aus anderen Zeiten, die ältesten Sagen von den Seltsamkeiten und Wundern der Fremde wurden aufgefrischt, die Erzählungen der griechischen Dichtung, Geschichte, Welt- und Naturkunde lebten auf zu neuer Verbreitung. Aber am nächsten lag doch jenen vereinzelten und friedlichen Pilgern die fromme Sage von den christlichen Heiligen und Märtyrern der Vergangenheit, denen sie sich an Hingebung und Schicksalen am nächsten fühlen durften. Es waren darunter Priester, Gelehrte und belesene Leute in großer Zahl gewesen; wohin sie kamen, mochten sie mit den geistlichen Hirten und Brüdern in den fremden Landen die christliche Geschichte der Heimat, die Legenden von den heiligen Thaten ihrer Landesgenossen am begierigsten austauschen. Sie beschafften und verbreiteten daher aus und nach aller Welt Enden den massenhaften Stoff der heiligen Sage, in der kein nationaler Unterschied trennte, die in dem weltbürgerlichen Christenreiche bald ein Allgemeingut ward. In der Legende berühren sich daher die entferntesten Völker, die alten und neuen Sprachen, der Osten und Westen in ihren Ueberlieferungen in der mannichfaltigsten und ausgedehntesten Weise. Daher findet man schon frühe in der Sage von Andreas und Elene eine byzantinische Quelle, vielleicht unmittelbar, in angelsächsische Sprache und Dichtung übergegangen[156]; die Sage von Josaphat, dem indischen Fürstensohne, der von Barlaam bekehrt wurde, ging aus der griechischen Urschrift (des 8. Jahrhunderts) vom Johannes Damascenus im 12. Jahrhundert in lateinischer Uebersetzung durch alle Völker hindurch und aus ihr in alle Sprachen über; so machten damals und früher von dem äußersten Westen aus die Sagen von wälschen und irischen Heiligen die Runde durch die Länder des Festlands. Die Legende breitete sich so zuerst unter den Geistlichen, in der gelehrten und Kirchensprache, in lateinischer Prosa aus; Einzelne fanden dann frühe den Weg in die Volkssprache, die sie zugleich in poetisches Gewand kleidete; in dem ersten Jahrhundert der Kreuzzüge (im 12.), wo sich die ganze Welt zu christlichen Heldenthaten und zur Krone der Märtyrer drängte, geschah dies in Masse, und die Legende ward allgemein und so auch in Deutschland der Mittelpunkt der dichterischen Literatur und Unterhaltung. Wenn

156) Andreas und Elene, hsg. v. J. Grimm. 1840.

Hartmann in dem Gedichte vom Glauben eine Reihe legendarischer Erzählungen kurz berührt, so sieht man, in welchem Maaße er die Bekanntschaft damit in seinem Leserkreise voraussetzen darf. Bis in die Masse des Volkes und in seinen lebendigen Gesang drang die Heiligensage herab, wie einst die Heldensage; im 12. Jahrh. sang man am Rheine Lieder vom heiligen Anno und noch in der Mitte des 14. Jahrh. bezeugt Hermann von Fritzlar, daß die Blinden auf den Straßen von St. Nicolas' Zeichen und Wunder sangen.

Indem auf diese Weise die heilige Geschichte, von Christus, seiner Familie und seinen Jüngern an bis auf den letzten Heiligen des Tages herab, in den poetischen Bearbeitungen ihre zerstreuten und einzelnen Stoffe einander näher brachte, rückten diese von selbst in einen einzigen Kreis von epischer, christlicher Sage zusammen. Für das Verständniß der Entwicklung aller epischen, auf Geschichte ruhenden Sagendichtung des Mittelalters ist der Ueberblick dieses Legendenkreises, der uns in seinem ganzen Umfange bekannt ist, außerordentlich lehrreich. Denn diese christliche Sage, wenn man chronologisch ihre geschichtlichen Grundlagen und ihre dichterischen Bildungen und Umbildungen (von ihrer religiösen Bedeutung absehend) verfolgt, entwickelt sich, ganz wie die verschiedenen weltlichen Sagenkreise in dem mittelaltrigen Epos, von dem Wirklichen und Geschichtlichen aus zum Wunderbaren und Erdichteten, vom Einfachen zum Mannichfaltigen, vom Beschränkten zum Universellen; die Oertlichkeit und das Personal erweitert sich in derselben Weise, wie in aller ritterlichen Sage auch, und es ist von dem Bekannteren und Vollständigeren hier auf den oft nur lückenhaft bekannten Gang der weltlichen Sagen ungezwungen überzuschließen. Wir haben hier in Christus den Mittelpunkt, den Helden einer Ueberlieferung, an der man wenig innerlich zu ändern, der man nur äußerlich zuzusetzen wagte, ungefähr wie es mit Dietrich, Arthur und Karl der Fall ist. Sobald dieser erste und ursprüngliche Stoff in der dichterischen Bearbeitung erschöpft war, ging man auf den verwandten des alten Testamentes über, mit dem er Zusammenhang hatte oder erhielt. Dies würde sich der Zusammenfügung getrennter oder verwandter Sagen in den ritterlichen Sagenkreisen vergleichen. Hiernächst erweiterte man die Urquelle nach dürftigen Winken, die sie an die Hand gab, und hier fing das Apokryphische mit dem ersten Aufsprung der Sage zugleich an. Zwar von einigen der zwölf Jünger gab es geschichtliche Ueberlieferung; allein die Reihe sollte vervollständigt werden, und von wem die Geschichte schwieg, von dem redete die Muthmaßung und Erfindung vielleicht noch öfter als dunkle Ueber-

lieferung. Genau so finden wir etwa einen Roland mit Karl, Hildebrand mit Dietrich, Hagen mit Gunther ursprünglich verbunden; das Meiste aber, was von der Zwölfzahl versammelter Pairs im Ganzen und Einzelnen gedichtet ward, ist schon darum mehr der Erdichtung verdächtig als des volksthümlichen geschichtlichen Grundes fähig, weil die Erfindungen so dürftig und einerlei sind und die Charaktere selbst auf die Gruppe der Jünger zurückweisen. Auch außer den Jüngern knüpfte man an jede Figur des neuen Testamentes neue Sagen an, die sich oft genug als die eitelste Erfindung verrathen und dennoch ungeheure Verbreitung, und in diesem Sinne Volksmäßigkeit erlangten. Dieser Art ist das, was vom Antichrist, von Pilatus, von Judas, von Maria erzählt ward: die Thatsachen, die Benennungen, die Handlungen, die man ihnen leiht, fließen aus Namenerklärungen, aus Nachahmungen und Entlehnungen, aus dem Streben zu ergänzen und auszufüllen. Die ganze Reihe der Legenden von den Heiligen und Märtyrern aus den römischen und späteren Zeiten schließt sich endlich an jene älteren Stoffe an und ist so außerhalb dieses Verbandes gelegen, wie die Rittergedichte von geschichtlichen Helden späterer Zeit außerhalb der alten Sagenkreise. Und endlich, nachdem der ganze epische Stoff erschöpft ist, geht man auf die lehrhafte und lyrische Behandlung der christlichen Ueberlieferungen über, ganz so wie es in der Geschichte der weltlichen Poesie der Fall ist.

Diesen Verlauf, der sich in der heiligen epischen Dichtung im Allgemeinen darstellt, kann man weniger vollständig, aber doch deutlich genug auch in unserer deutschen Poesie allein verfolgen. Wir haben von den beiden Evangelienharmonien im 9. Jahrh. an bis zu Ava's Leben Jesu den Kern der Christussage fast ausschließlich behandelt gesehen; die österreichische Dichtung des 11. Jahrhunderts bearbeitete die alttestamentliche Geschichte in Beziehung auf sie. Weiterhin ging man auf die Nebenfiguren des neuen Testamentes über; wir fanden schon im 11. Jahrh. die ersten Beschäftigungen mit dem dichterischen Preis der Maria in Oesterreich, und im 12ten die Bruchstücke von Gedichten über den Täufer Johannes und den Apostel Paulus. Noch ehe aber diese letztgenannten Dichtungen des 12. Jahrhunderts verfaßt waren, hatte man den weiteren Uebergang gemacht auf die Legenden von den christlichen Märtyrern der römischen Kaiserzeit, die in der sogenannten Kaiserchronik erzählt sind, einem dem Wesen nach legendarischen Sammelwerke, das in seiner ersten deutschen Gestalt schon frühe im 12. Jahrhundert entstanden ist. Einzelne der darin enthaltenen Legenden, wie die heilige Crescentia, haben offenbar schon vorher in abgetrennter

Behandlung existirt; nach der Abfassung der Kaiserchronik aber breitete sich der Geschmack an der Legende immer weiter aus; nicht mehr blos Oesterreich, sondern alle Gegenden Deutschlands beschäftigten sich mit ihrer dichterischen Bearbeitung, und nicht mehr blos die Geistlichen, sondern bald auch die ritterlichen Poeten; nicht mehr blos die den Anfängen des Christenthums nahestehenden Heiligen waren der Gegenstand der Erzählung, sondern bald auch die späteren aus den verschiedensten Zeiten und Orten.

Wir stellen hier vorgreifend die einzelnen Legenden, die uns aus dem 12. Jahrh. erhalten sind, übersichtlich zusammen, um alsdann ungestört bei der Kaiserchronik verweilen zu können, dem charakteristischsten Vertreter unserer Dichtung der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Einzelne aus der Reihe jener abgetrennten Legenden, wie die von den heiligen Veit und Aegidius, besitzen wir nur in Bruchstücken[157]), denen wenig abzusehen ist; Andere sind zwar ganz erhalten, aber noch in Handschriften verborgen, wie der Barlaam und Josaphat von einem Bischoff Otto[158]), der der lateinischen Quelle genauer angeschlossen und weitläufiger ist als Rudolfs Barlaam; dann ein, wie es scheint, sehr gedehntes Lob der Jungfrau Maria in den niederrheinischen Marienliedern eines Geistlichen, in einer hannoverschen Handschrift[159]). Von einigen der Legenden der Kaiserchronik, wie von der h. Crescentia, nimmt man mit Fug an, daß sie abgesondert entstanden sind[159b]). Den Gegenständen nach beschäftigt sich die Legende jetzt schon mit Heiligen aus allen Zeiten, mit solchen, die der Urgeschichte des Christenthums am nächsten, und mit anderen, die der Zeit in der wir stehen am nächsten sind, von Maria und Pilatus an bis auf den heiligen Anno, den wir aus der Geschichte Heinrichs IV. als einen sehr weltlichen Mann kennen. Der Zeit der Entstehung nach gehört nur das Annolied der früheren Zeit des 12. Jh. an, die meisten übrigen dem letzten Viertel desselben. Dem Ort der Abfassung nach weist uns das Bruchstück von St. Veit nach Kärnthen, der heilige Ulrich nach Augsburg, das Leben der Maria nach

157) In Mone's Anzeiger 8, 53. Hoffmann's Fundgruben 1, 246.

158) In der Bibl. des Grafen Solms in Laubach. Handschrift von 1392. s. Gött. gel. Anz. 1820. St. 34.

159) Vgl. W. Grimm in der Vorrede zu seinem Wernher vom Niederrhein; und Maßmann in Germania 1, 171.

159b) O. Schade stellt sie in seiner „Crescentia.“ 1853. als ein Gedicht in 6zeiligen Strophen her.

Tegernsee, die Stätten der heiligen Dichtung, die uns langeher bekannt sind; Andere wie der Servatius und Anno, Veronica und Vespasian, Aegidius und Albinus führen uns theils dem Stoff, theils der Sprache der Dichtungen nach in das niedere, nordwestliche Deutschland. Weniges unter allen verdient in unserer Ansicht und nach unseren Zwecken einer ausführlicheren Erwähnung. Die Marter der h. Margareta, in dem trocknen und strengeren Stile dieser Zeit, von Haupt aus einer jüngeren Handschrift in ihre muthmaßliche Gestalt hergestellt[160]); die von Thatsachen entblößte Legende von dem Bischoff St. Bonus[161]), und die eben so reizlose von St. Ulrich[162]), die nach dem Latein des Berno von Reichenau um 1200 von einem Albertus in deutsche Reime gebracht ist, begnügen wir uns erwähnt zu haben; so auch die Sage von Veronica und Vespasian[163]), in welcher der Bruder Wernher vom Niederrhein, den wir schon früher genannt haben, die Entstehungsgeschichte vom Tuch der Veronica erzählt, zu der er, um sie nicht allzu mager zu lassen, das Leben Jesu sammt den Weissagungen und Bezeichnungen im alten Testamente hinzuzieht. Eine Ausnahmsstellung nimmt der h. Servatius ein, der in die 70er Jahre des 12. Jahrhunderts fällt[164]). Das Gedicht, dessen Schluß uns fehlt, behandelt das factenarme Leben des Heiligen, der dem gottlosen Tongern den Einbruch Attila's geweissagt hatte. Kaum in der Hälfte des Gedichtes sind wir bei des Helden Tode; dann folgen die Wunder, die an seinem Sarge, an seinem Namenstage, in seinem Namen geschehen sind. Nur insofern dies legendarische Wundergeschichten sind, steht das Werk in Verbindung mit den übrigen Legenden der Zeit; sonst gilt es dabei nicht um innere Erhebung und Aufschwung der Seele, sondern um Erzählung; Schlachten, die an des Heiligen Todestage geschlagen wurden, werden weitläufig beschrieben. Tiefer dagegen von Seiten der religiösen Auffassung, sowie blühender in dichterischer Behandlung sind die Mariendichtungen der Zeit, vor Allen, wenn wir von dem vorhinerwähnten ungedruckten

---

160) In Haupt's Zeitschr. 1, 151.

161) Ebenda 1, 208.

162) Hsg. v. Schmeller. München 1844.

163) Wernher vom Niederrhein hsg. v. W. Grimm. 1839. Vgl. Haupt's Zeitschr. 1, 423. In seiner „Sage von dem Ursprung der Christusbilder" 1844. verfolgt W. Grimm den Zusammenhang dieser der lateinischen Kirche angehörigen Legende mit der älteren griechischen, von historischen Verstößen freieren Sage von Abgarus.

164) In Haupt's Zeitschr. 5, 75 ff.

Lobgedichte und einigen kleineren Stücken[165]) absehen, das Leben der Maria vom Pfaffen Wernher von Tegernsee, das 1173 aus dem Lateinischen des Hieronymus übersetzt ist. Alles was die priesterlichen Dichter des 12. Jahrhunderts überhaupt auszeichnet, Wissen, Sprachkenntniß, schlichte Einfalt in Ton und Sprache, in der Gesinnung patriarchalischer Geist, in der poetischen Ausführung Fülle, Behaglichkeit, ausgemalte Bilder, wie sie die späteren Dichter nicht kennen, in der gesammten Auffassung und Behandlung jene Würde und Wärme, jene Gemüthlichkeit und Kraft, bei gesunder Verständigkeit jener herzliche Ton, der aus dem Herzen quillt und nicht dem Buche nachspricht, empfiehlt auch den Wernher[166]). Noch hatte die schale Lectüre der fremden Romane den Sinn und Geschmack nicht verdorben. Wäre nur mehr Maaß gehalten und nicht durch Länge und Langweiligkeit der Eindruck geschwächt, so würde sich dies Gedicht vortheilhaft auszeichnen und einen christlichen Hymnus darbieten, den weder die Sonderbarkeiten der später geläufigeren Vorstellungen von der Mutter Gottes entstellen, noch die Fehler der lyrischen Form, der geraden Lobpreisung und Anrufung, die der alte Hymnus vermeidet. Noch bleibt in diesem Wernher'schen Gedichte jene Vorstellung von Maria's Verhältniß zur jungfräulichen Erde und der Menschenerlösung in einem solchen Hintergrunde, wie es in einem epischen Liede billig ist; die Ansicht von ihrer Fürsprache im Himmel trägt noch nichts so Mißbräuchliches in sich, wie später; die lyrischen Erhebungen stehen am rechten Ort; die Gleichnisse sind weder so wunderlich noch so überladen, wie in den meisten späteren Mariengedichten, nicht selten eigenthümlich und nicht einmal in den Wiederholungen der Folgezeit zu finden. Noch im 12. Jahrh. entstanden von diesem Gedichte zwei verschiedene Ueberarbeitungen[167]), die schon aus dem Bedürfnisse hervorgingen, das Werk der neuen, reineren Vers- und Reimkunst, die gegen Ende des Jahrhunderts aufkam, näher zu führen. Von dieser Seite ist die Legende vom Pilatus, die uns in einem Bruchstücke

165) Wie die von W. Grimm mitgetheilte unsir vrowen elage in Haupt's Zeitschr. 1, 34.

166) Ueber ihn, der auch als lateinischer Dichter und Schriftsteller bekannt war, vgl. F. Kugler, de Werinhero. Berol. 1831.

167) Von seiner ächten Gestalt ist nur ein Bruchstück erhalten, Docens Miscell. 2, 104; das ganze Gedicht findet sich nur in einer nicht viel späteren Ueberarbeitung (aus der Berliner Handschr. herausg. von Oetter, Nürnb. 1802; beide Stücke besser in Hoffmann's Fundgruben 2, 145 ff.). Von der zweiten und besseren Bearbeitung ist leider nur ein Bruchstück (in Mone's Anzeiger 6, 156) erhalten.

erhalten ist[168]), von einer neuen Bedeutung. Stoff und Erfindung könnten nicht anziehen: die Hauptsache ist, daß der Name Pilatus aus denen seiner Mutter und seines Vaters oder Großvaters (Pyla und Atus), Pontius aber aus des Helden Thätigkeit in Pontus, sein Charakter mit wenigen passenden Zügen aus der Geschichte seiner Geburt, seines Lebens und Todes erklärt wird. Wo das deutsche Fragment uns verläßt, tritt die lateinische Quelle ein, wohl dieselbe, die Mone bekannt gemacht hat[169]), obgleich sie dem Vater des Pilatus den Namen gibt, den das deutsche Gedicht dem Vater der Pyla leiht. Das lateinische Werkchen ist, wie auch eine ähnliche Legende von Judas[170]), kurz gefaßt und leichtfertig behandelt, etwa wie die lateinischen Thiergedichte, von einem Geistlichen, der auch Stiche auf Rom einfließen läßt, und der von der Glaubwürdigkeit der Legende nicht sehr gläubig zu denken scheint[171]). Der deutsche Bearbeiter konnte diesem dürftigen Inhalte keine Bedeutung geben, der Form nach aber ist sein 1187 verfaßtes Gedicht eines der ersten, wo nicht das erste, das die Gesetze der Verskunst des 13. Jahrhunderts anwendet und, wie auch das obenerwähnte Gedicht vom Himmelreiche thut, die Reime in voller Reinheit durchführt: der Dichter bekämpft mit Bewußtheit den, der die Ungefügigkeit der deutschen Sprache behauptet, die sich biegsam zeigen werde, sobald man sie wie den Stahl auf dem Ambos bearbeiten wolle. Mit diesem Verdienste stellt sich der niederdeutsche Dichter neben Heinrich von Veldeke, der seinerseits auch in dem Gebiete der Legende thätig gewesen sein soll[172]). Wäre sein Servatius erhalten, so würden wir in ihm zuerst die Legende aus den Händen der bisherigen geistlichen Dichter in die der ritterlichen Bearbeiter übergehen sehen, in denen sie bald eine ganz veränderte Gestalt annahm. Jetzt macht der h. Gregor von Hartmann von der Aue diese Grenzscheide, der noch in das 12. Jahrh. fällt, auf den wir aber an anderer Stelle zurückkommen.

---

168) Maßmann's Gedichte des 12. Jahrh. 1, 145.

169) Anzeiger 4, 425 ff.

170) Mone's Anzeiger 7, 532.

171) Ebenda 4, 425.

Scribam rem gestam *multos hucusque latentem.*
Vera sit an falsa nihil ad me. Sic memoratur.
sic referunt homines, ut scribo, sic teneatur.
Quod si pars totumve tibi falsum videatur,
non nobis, lector, reputes, sed ei tribuatur,
a quo materiae primum processit origo.

172) Nach Püterich's Ehrenbrief in Haupt's Zeitschr. 6, 52.

Fast alle die Legenden, die wir bisher genannt haben, zeigen auf lateinische Quellen zurück, die meist noch vor den Zeiten der Kreuzzüge entstanden sind; ihr Inhalt ist überall wunderbar, wie es die Sache mit sich bringt, aber dabei einfach, ja oft leer und dürr; die Erfindungen und Zuthaten sind oft handgreiflich, aber sie sind schüchtern und bescheiden; nur spurweise findet sich darin etwas von dem Geiste, der im Verlaufe der Kreuzfahrten die Menschen ergriff, von der Freude an ungeheueren Waffenthaten und Heerzügen, an seltsam übertriebenen Wunderwerken, sei es der Natur, sei es der Menschen, an fremden, von Inhalt neuen, spannenden Mähren. Nur im Servatius konnten wir bemerken, daß bereits etwas von diesem neuen Geiste hereinspielte, und auch die unter sich verwandten Stoffe der hh. Albinus[173]) und Gregorius sind der Art, daß sie weniger durch erbaulichen Inhalt das religiöse, als vielmehr das psychologische Interesse durch den aufregenden Stoff der Erzählung fesseln. Im Laufe des Jahrhunderts aber, das in der wirklichen Welt die außerordentlichsten Wunder erlebte, ward nun die Einbildungskraft der Menschen aus allen Schranken gerissen und hinfort konnte nur das Ungewöhnlichste in der Dichtung reizen, was die Werke des Tages an wunderbarer Neuheit möglichst überbot. Die Vorherrschaft der Heiligendichtung erklärt sich auf der einen Seite durch diesen Hang, auf der anderen nährte und steigerte sie ihn nur desto höher. Für jede noch so seltsame, noch so wider- und übernatürliche christliche Sage hatte die Zeit den lebendigsten Glauben, denn hier schützte der diamantene Schild des religiösen Glaubens selbst, den z. B. Hartmann vor die wunderliche Legende von Gregorius hält, der 17 Jahre ohne Speise gelebt haben sollte: der Dichter fälscht dessen Glauben, dem es nicht wahr dünkt, denn Gott sei nichts unmöglich. Für die gespannte Phantasie jenes Geschlechtes aber bedurfte es einer solchen Abwehr der Zweifels oder der nüchternen Betrachtung nicht einmal. Das Abenteuerlichste und Wunderbarste war vielmehr der Zeit das Erwünschteste; neu erstehende Sagen dieses Charakters verbreiteten sich mit Blitzesschnelle. Im Jahre 1149 ward ein irischer Ritter Tundalus in einem todtähnlichen Schlafe durch Hölle und Himmel geführt, und vor Ende des Jahrhunderts haben wir in Deutschland bereits zwei Gedichte über diesen Gegenstand. Die Sage scheint fast nach den alten Erzählungen von Thespesius (bei Plutarch) ins Christliche übergebildet und in die neuen Zei-

173) Das unbedeutende Bruchstück einer niederrheinischen Dichtung über diesen Heiligen in Lachmann's „niederrheinischen Dichtungen“ 1836. 4.

ten verlegt zu sein; die Provenzalen erzählen in einer gleichzeitigen Prosalegende die ähnliche Versetzung in die höllischen Regionen von dem Apostel Paulus. Der Priester Alber, von dem wir ein vollständiges Gedicht von Tundalus besitzen[174]), welches er auf Bitte eines Bruders Konrad in Winneberg verfertigt hat, gibt an, daß ein Mönch den Stoff der Legende von Rom nach Regensburg gebracht und ihn da niedergeschrieben habe, wie er ihn mündlich empfangen. Wir haben hier die Anfänge unserer christlichen Gestaltungen von Himmel und Hölle, die immer durch moralisches Effecthaschen langweilig und gräßlich geworden sind und nichts von der poetischen Gerechtigkeit, Anschaulichkeit und inneren Nothwendigkeit der alten Tartarussagen haben. Der irische Ritter wird auf drei Tage leblos und seine Seele wird von einem Engel durch Hölle und Himmel geleitet. Einförmige Qualen und einförmige Freuden, nothdürftig gesteigert, begegnen den Wandernden auf ihrem Wege an den Mördern, Meineidigen, Hoffärtigen, Hurern, Räubern, Vielfräßen, üppigen Geistlichen und Ruchlosen vorüber bis zum Lucifer, und an den Lauen, den wenig Guten, den Wohlthätigen, Märtyrern, Geistlichen, um die Kirche Verdienten vorbei bis zu den Zwölfboten und Weissagen. Aehnliche Visionen wie diese hatten schon seit dem 8—9. Jahrhundert lateinische Dichter beschäftigt; sie waren in den minder erregten Zeiten und in der gelehrten Sprache im Verborgenen geblieben, jetzt wurden sie so eifrig verbreitet und so wahllos hervorgesucht, daß es den weltlicher gesinnten Geistlichen selber zu viel ward, daß sich die „goliardischen", fahrenden Kleriker, die im 12. Jahrh. der lateinischen Lyrik oblagen, mit beißendem Spotte dagegen erhoben. Die Allegorie von dem Streit des Leibes und der Seele, die schon in einer angelsächsischen Handschrift des 10. Jahrhunderts vorkommt[175]), knüpfte sich im 12. Jahrh. an den Namen des heiligen Philibert und fand in lateinischen und französischen Bearbeitungen schnelle Verbreitung[176]); sie ging dann in alle Sprachen Europa's, und so auch ins Deutsche (erst im 14. Jahrh.) über, ein eben so beliebter als finsterer und mönchisch behandelter Gegenstand, der von dem verwandten Inhalte eines bretagnischen Volksliedes, das in freundlich frommer Weise die Trennung von Leib und Seele als den rührenden Abschied zweier lieber Freunde darstellt, himmelweit übertroffen wird.

174) In Hahn's Gedd. des 12. und 13. Jahrh. — Die Bruchstücke des zweiten, niederrheinischen Tundalus bei Lachmann a. a. O.

175) du Méril, poésies popul. latines. p. 218. Wright, poems of Walter Mapes. p. 321.

176) S. Karajan's Schatzgräber. 1842.

Näher verwandt mit dem Tundalus, auch schon durch den Ort der Entstehung, ist die Sage von der Reise des heiligen Brandan. Sie sollte im 6. Jahrh. schon Statt gehabt haben; erst eine lateinische Prosaerzählung des 11. Jahrhunderts aber, und eine französische aus dem ersten Viertel des 12. verbreitete die Kunde davon jetzt in den weitesten Kreisen. Wenn Jonckbloet und Willems Recht haben, den älteren Text des niederländischen Brandan ins 12. Jahrh. zu stellen, so ist wahrscheinlich auch in Deutschland schon in dieser Zeit diese Legende behandelt gewesen, denn man vermuthet aus dem ungenauen Reime des niederländischen Gedichtes, daß es aus dem Hochdeutschen entlehnt sei[177]). Gewiß ist, daß erst in diesem 12. Jahrh. diese Wunderreise nach dem irdischen Paradiese, nach der Insel der Seligen, nach der terra repromissionis recht verstanden und geglaubt wurde, da ja die Kreuzfahrer selbst ein solches Land aufsuchten; und noch im 16. Jahrh., da die Entdeckungsfahrten aufs Neue die Einbildungskraft in die dunklen Räume des Meeres rief, verrückte diese sehr verbreitete Sage in Spanien, dem Lande der Phantasie, tausend Köpfe. Man suchte in der Wirklichkeit diese Insel, die die ersten Wallfahrten nach Jerusalem und eine dunkle Erinnerung an die insulae fortunatae in dem Kopfe eines Mönchs gestaltet hatten[178]), und die die Bollandisten selbst für deliramenta apocrypha erklärten.

Die merkwürdige Veränderung, die das 12. Jahrh. in Geist und Geschmack der Menschen hervorzauberte, zeigt sich noch an anderen Symptomen, als an dieser Gläubigkeit für die unsinnigsten und ausschweifendsten Wundergeschichten. Als wir, mit den Zeiten der Völkerwanderung beschäftigt, damals (wie jetzt wieder) fanden, daß die Dichtung Mühe hatte sich den großen Begebenheiten in der wirklichen Welt gleichzustellen, beobachteten wir die Erscheinung, daß in jenen Wanderzeiten, wo die entferntesten Räume sich näherten, die mächtig bewegte Einbildungskraft gleichsam das Bedürfniß empfand, auch die entferntesten Zeiten zusammenzurücken, daß die Thaten verschiedener Helden und Zeiten auf Ein Haupt versammelt wurden, um das Große und Merkwürdige möglichst zu häufen. Diese selbe Erscheinung kehrt jetzt in den ähn-

177) Jonckbloet, geschiedenis der mnl. dichtkunst. 1, 413.

178) Aelter als die Légende latine de St. Brandaines aus dem 11. Jahrh., die Jubinal 1836 publicirte, wird wohl diese Sage überhaupt nicht sein können. In diesem Werkchen finden sich auch die Thatsachen, auf die sich obige Aeußerungen beziehen.

lichen Wanderzeiten der Kreuzzüge wieder. In der letzten der einzelnen Legenden, die wir zu erwähnen haben, in dem Liede von dem heiligen Anno [179]) werden in der Geschichtssage ganz in gleicher Weise, wie in den alten Heldenliedern, Personen, Zeiten und Räume verschmolzen, und dieser Theil des Annoliedes ist aus der Kaiserchronik entlehnt, zu der es uns den Uebergang bahnen soll. Das Gedicht, von niederrheinischer Sprachfärbung, ist aus dem Kloster Siegburg (im Berg'schen) hervorgegangen, wo Anno († 1075) begraben liegt, wo 1104 der Abt Reginhart durch einen seiner Mönche das Leben Anno's nach Lambertus lateinisch hatte beschreiben lassen, dem wieder in dem eigentlichen Leben des Heiligen auch das deutsche Lied folgt, das man gleichfalls aus Siegburg in die Welt schickte, nicht erst 1183 zur Zeit der Erhebung der Gebeine Anno's (die sonst wohl in dem Liede erwähnt sein würde), sondern viel früher, wohl um auf seine Heiligsprechung hinzuwirken [180]). Der Dichter, den sein Gegenstand emporreißt (wenn auch nicht, wie Herder einst meint, bis zu Pindar), beginnt, noch ganz geleitet von den Lieblingsvorstellungen jener südöstlichen geistlichen Dichter des 11. Jahrhunderts, mit dem Sündenfall und der Schöpfung. Gottes Schöpfung war gut; Mond und Sonne und Sterne, Donner und Wind, und alle seine Werke wandeln ihren angewiesenen Pfad, nur die zwei edelsten Geschöpfe nicht; Lucifer schied sich von den Frommen und der Mensch sank durch Verführung, bis ihn Christus erlöste. Seine Lehre breiteten die Apostel in alle Welt aus, auch die trojanischen Franken haben manchen Heiligen erhalten; besonders in Köln ruhen so viele Märtyrer, dort auch Anno. Des Mannes Lob und der Preis der Stadt führt des Dichters Phantasie auf die Gründer der ersten Städte, auf Ninus und Semiramis und auf Babylon. Nun geht er auf den Traum Daniels über und auf die vier Weltreiche, auf die Löwin von Babylon, den Bären von Persien, auf den Leoparden, der den Alexander bedeutet, von dessen indischem Zuge eine Episode eingeflochten wird, auf den Eber der Römer. Dies führt ihn auf Cäsar, der mit den Schwaben kämpft und (wie Karl der Große) mit den Baiern, und besonders mit den wankel-

---

179) Die neueste Ausgabe von Bezzenberger: maere von Sente Annen. Quedlinburg 1848.

180) K. Roth (Leben des h. Anno, München 1847. p. X.) vermuthet auf die Zeit des Abtes Kuno II. (1105—26), der aus Regensburg gebürtig war, was die Vorliebe des Gedichtes für Baiern und die fabelhafte Belagerung Regensburgs durch Cäsar erklären würde.

müthigen Sachsen zu thun hat. Dann wendet er sich an die Franken, seine alten Verwandten; dann gegen Rom und Pompejus, mit dem er eine Schlacht schlägt, die mit jener vortrefflichen Raschheit und Lebendigkeit geschildert ist, welche unsere Dichter des 13. Jahrhunderts nur selten erreichen. Von da kommt das Lied auf Augustus, auf die Gründung von Köln durch Agrippa, auf die Geburt Christi, auf die Aussendung der Bekehrer der Franken, die das Land mit besserem Siege gewannen als Cäsar. Einer davon ward Bischof in Köln und sein dreiunddreißigster Nachfolger ist Anno. Nun erst ist der Panegyriker bei seinem Gegenstande, dem Preise des Heiligen angelangt, und es folgt was sich aus seinem Wandel und Leben zu seinem Ruhme, aus seinem Beispiele zur Nachahmung, aus seinen Wundern zur Verherrlichung sagen läßt.

Die weltgeschichtlichen Stellen, die wir hier mitausgezogen haben, sind in das Annolied aus der Kaiserchronik herübergenommen[181]). Dieses merkwürdige Werk[182]) ist nach neueren Untersuchungen in Oesterreich entstanden; es setzt die Geschichte unserer geistlichen Dichtung genau da fort, wo wir sie in jenen Gegenden früher verließen und bildet den Uebergang von ihr zur weltlichen epischen Erzählung dadurch, daß es seinen christlichen Inhalt an Geschichtssagen und Legenden knüpft, daß es, wie es sich selbst bezeichnet, zugleich ein „Gotteslied" und eine „Chronik" ist. Ursprünglich scheint (nach Maßmann 3, 66 ff.) ein Königsbuch „alter ê", eine Erzählung alttestamentlicher Geschichten dem Zeitbuche der christlichen Geschichten, das wir jetzt allein lesen, voraus-

181) Ueber das Verhältniß beider Werke ist es schwer mit Sicherheit zu entscheiden, da wir den ältesten und ursprünglichen Text der Kaiserchronik nicht besitzen und das Annolied nur aus Opitzens Drucke (1639) und dessen Erneuerungen kennen. Es kann nach Vergleichung der ältesten Texte der K. Chr. nicht zweifelhaft sein, daß das Annolied sprachlich älter ist und dem Anfang des 12. Jahrhunderts angehört. Und doch ist es, wie es an und für sich das allein Natürliche ist, daß das Lied seinen geschichtlichen Auslauf der Geschichtschronik entlehnt habe, so auch aus der Vergleichung der Parallelstellen unwidersprechlich, daß das Lied eine jüngere Bearbeitung der entlehnten Stellen enthält. Dieser Widerspruch löst sich, wenn man annimmt, daß das Annolied aus der ältesten deutschen cronica schöpfte, auf die unsere Texte der K. Chr. zurückweisen, und daß dies das Buch sei, auf das sich das Annolied selbst an eben jenen Stellen von Cäsars Kampf mit Pompejus beruft, die der Annodichter mit den schönsten Zeilen ausschmückte, welche die Chronik, wenn sie ihrerseits entlehnt hätte, gewiß nicht ausgelassen hätte.

182) Ausg. v. Maßmann. Quedl. 1849. 2 Thle. Den Vorauer Text hat Diemer herausgegeben. Wien 1849.

gegangen zu sein; dies würde das Werk in noch engere Verknüpfung mit der geistlichen Dichtung Oesterreichs im 11. und 12. Jahrhundert setzen. Das uns erhaltene Werk besteht aus zwei Theilen, deren jeder mit einer Schlußrede endigt; der erste geht bis zu Constantins, der zweite bis zu Lothar's II. Tode (Ende 1137), wo das Werk ursprünglich geschlossen haben wird; es ward dann, vielleicht von dem ersten Verfasser noch in einem Anhang bis 1147, dem Beginne von Konrads III. Kreuzzuge, fortgeführt. Verschiedene Handschriften, die wir besitzen, zeigen es dann schon im 12. Jahrh. verschieden überarbeitet in allen Gegenden Deutschlands verbreitet. Dann wurde es in einem späteren Texte von 1250 reiner gereimt und fortgesetzt bis zu Friedrich II., und dieser Fortsetzung hängte sich wieder ein Anhang bis zu Rudolph von Habsburg an; die Handschriften dieser jüngeren Bearbeitung sind alle hochdeutsch und an Wolfram'schen Einflüssen erkennbar. Der Inhalt des Werkes ging dann in die gereimten Weltchroniken der Enenkel, Rudolph von Ems und Heinrich von München über und wirkte in frühen prosaischen Auflösungen und Uebertragungen in andere Prosachroniken mannichfaltig fort; sogar 1594 wurde von Christoph von Tegernsee das Werk noch einmal umgereimt. Die ältesten Handschriften, die Vorauer und Liebenberger, weisen auf Oesterreich und Kärnthen zurück; wie jene geistlichen Dichtungen dieser Gegenden alle untereinander Gemeinschaft aufwiesen, so lassen sich auch in der Kaiserchronik einzelne Stellen finden, die man in den Dichtungen jener Adelbrecht und Arnold wieder liest. Ueberdies hat Diemer versprochen[183]), in lateinischen Geschichtsquellen Oesterreichs schon zwischen 1130—40 deutliche Spuren von dem Bekanntsein des Gedichtes nachzuweisen. Wie fast alle österreichischen Dichtungen des 12. Jahrhunderts wurde es dann schnell nach dem Rheine verpflanzt und nahm hier (in der Heidelberger und den verwandten Handschriften) niederrheinische Sprachformen an. Solche Sprachformen hat Maßmann zwar auch in dem Vorauer Texte einige nachgewiesen, und er hat schon aus der Vorliebe des Dichters für Trier auf einen niederrheinischen Verfasser schließen wollen; wie leicht aber könnte ein Geistlicher, von rheinischer Geburt, da dieser Stand aller Welt angehört, in Oesterreich gelebt und geschrieben haben; wie wahrscheinlich hat es der Herausgeber selbst gemacht, daß jene Trierer Oertlichkeiten schon den Quellen der Kaiserchronik angehörten. Selbst die ältesten Aufzeichnungen derselben weisen nämlich noch auf eine ältere deutsche Chronik

183) Sitzungsberichte der k. k. Academie vom 9. April 1851.

zurück[184]), die wieder ihrerseits aus lateinischen Quellen geschöpft haben wird, denen man stellenweise auf die Spur gekommen ist[185]). Das Werk nennt sich in der Ueberschrift der Vorauer Handschrift sehr richtig eine „Chronik von der Kaiser und Päbste Zeiten und viel mehr anderer Materie"; es ist ein Sammelplatz für die heilige Sage, die es in den Rahmen eines fabelhaften Zeitbuchs des christlich-römischen Reiches kleidet. Hier nun ist es, in diesem geschichtlichen Theile, wo alle alte und neue Geschichte aufs bunteste durcheinander geworfen wird, eben wie wir es vorhin in dem Annoliede fanden. Die Erzählung beginnt gerade mit jenen Kriegen Cäsars, die in jenes Lied übergingen. Dann wird unter Tiberius Jerusalem von Titus und Vespasian zerstört, und diese Zerstörung wird dann unter Vespasian noch einmal erwähnt. Unter Cajus stürzt sich Jovinus, ein anderer Marcus Curtius, zu Roß in einen Höllenschlund, der sich in Rom öffnet. Nach Nero regiert Tarquinius, und die Geschichte der Lucretia trägt sich mit jenen Erweiterungen zu, die man in mehreren späteren Novellen wieder findet. Unter Otho und Vitellius spielt ein Odenatus die Rolle des Scävola. Unter Nerva ist mit Marc Aurel's ehernem Pferd auf dem Capitol die Anekdote von Phalaris Ochsen verschmolzen. Die Reihe der Kaiser ist wunderlich verstellt und verrückt. Unter Commodus fallen die Kriege mit Alarich und ein Herzog von Meran trit dabei auf. Der Kaiser Gallien war der größte Arzt; des Boethius Leidensgenosse Symmachus ist hier Seneca. Der Pabst Leo ist Kaiser Karls Bruder. Von Etzius (Aetius) wird erzählt, was auf Narses trifft; er ruft den Otaker aus Steier ins italische Reich, der seinerseits von Dietrich von Meran geschlagen wird, u. s. f. Die Verwirrung könnte nicht größer und nicht gehäufter sein. Man weiß aus einzelnen Beispielen, (z. B. aus dem provenzalischen Gedichte von Boethius aus dem 10. Jahrh., das diesen Philosophen zur Zeit eines Kaisers Manlius Torquatus leben läßt), daß die römische Kaisergeschichte frühe in sagenhafte Gestalt verkehrt ward; in einem

---

184) Im Vorauer Text 15:

Ein buoch ist ze diute getihtet, daz uns rômisces rîches wol berihtet, geheizen ist iz cronica.

185) Maßmann, dessen dritter Band, so weit er gedruckt war, uns freundlich zur Benutzung überlassen wurde, nimmt eine durchgehende, einheitliche lateinische Grundlage an, die er in einer sagenhaften, auf deutschem Boden entstandenen, gallica historia vermuthet, aus der auch die gesta Trevirorum des 12. Jahrh. schöpffen, und von der er Bruchstücke nachgewiesen hat. 3, 296. 309 ff.

größeren Umfange aber zusammengestellt kann man die ähnlichen Verwirrungen nur in den reali di Francia wiedersuchen, die überhaupt das passendste Seitenstück der Kaiserchronik sind, mit der sie sich im Inhalt berühren und an rohem Geschmack, wie an wunderlicher Mischung von Geschichte, Legende und Mährchen genau übereinstimmen.

Es ist seltsam, daß der poetische Chronist, der diese Zeitverstöße, diesen Wirrwarr geschichtlicher Sagen in solcher Masse anhäuft, mitten in diesem Geschäfte gegen die Lügen anderer Dichter und im Besonderen über die Zeitverstöße in den deutschen Liedern von Dieterich von Bern feindliche Ausfälle macht. Sein Lied beginnt gleich anfangs mit dem Eifer gegen Erdichtung und Lüge[186]) und will statt deren Wahrheit verkünden. Dieser Eifer ist nach einer späteren Stelle[187]) ausdrücklich gegen die Dietrichssage gerichtet, welche gleichzeitig auch von lateinischen Geschichtschreibern wie Eckehard und Otto von Freisingen angefochten wurde. In der Zeit der fränkischen Kaiser war die Geschichtschreibung zum erstenmale gewissenhaft und genau betrieben worden; auch noch die ersten Geschichtschreiber der Kreuzzüge, die Raoul de Caen, Fulcher, Gualter, Wilhelm u. A., zeichneten sich durch treue Behandlung der Geschichte aus; in ihrem Munde hat die Verurtheilung der geschichtlichen Sage und der Entstellung im Gedichte einen Sinn. Aber dieser nüchterne Geist hielt nicht lange vor in diesen Zeiten der romantischen Erfindung; bald traten an die Stelle jener aus Augenzeugniß berichtenden Historiker die aus der Entfernung schreibenden Albert und Guibert, die sich zwar die Miene der vorsichtigen Sammler und Kritiker geben, bei denen aber gerade die Leichtgläubigkeit an alle Wunder und Legenden und der Mangel an verständiger Kritik beginnt, die dies Jahrhundert

---

186) Ausg. v. Maßmann 1, p. 3.
Nu ist leider in disen zîten ein gewonheit wîten:
manige irdenkent lugene und vuogent sie zesamene
mit schophlîchen worten. Nu vurhtich vil harte,
daz die sêle darumbe brinne, iz ist âne gotiss minne:
sô lêret man die luge die kint, die nâch uns kunftic sint.

187) Ebd. 2, 334.
Swer nû welle bewaeren, daz Dieterîch Etzelin saehe,
der heize daz buoch vur tragen. do der kunic Etzel ze Ovene wart begraben,
dar nâch stuont iz vur wâr driu unde vierzic jâr
daz Dieterîch wart geborn, ze Kriechen wart er irzogen,
da er daz swert umbe bant, ze Rôme wart er gesant,
ze Vulkân wart er begraben. hie muget ir der lugene wol ein ende haben.

charakterisirt. Ganz so nun wirft sich in unserem „Buch der Könige“ die Legendendichtung gegen die Unwahrheiten der weltlichen Sage auf, indem sie viel unverschämtere Lügen an die Stelle setzt. Man könnte dies aus der bloßen Launenhaftigkeit und dem Unbedacht der Kritik erklären, der wir selbst noch später, bei viel bedeutenderen unserer Dichter, oft und in wunderlichen Beispielen wieder begegnen. So gibt Wolfram schöne Lehre, in der Erzählung nicht zu übertreiben, gerade indem auch Er die deutsche Volkssage verspottet, und bei ihm fehlt es doch in Worten und Werken an Uebertreibung nicht. So wird im Titurel über die Hornhaut Siegfried's gehöhnt, und doch kommen hörnerne Riesen in dem Gedichte selber vor. Dennoch aber hat die Polemik sowohl dieser Dichter, wie die der Kaiserchronik, gegen die deutsche Heldensage auch außer dem Grunde der Unmündigkeit der Kritik, noch die tiefere Ursache der Abneigung gegen ihren ganzen Geist noch mehr, als gegen ihren Inhalt. Das Interesse der Zeit suchte jetzt andere Wunderthaten und Abenteuer, als die der heroischen Dichtung waren; die Gegenwart fing an mit anderen Thaten, denen eine andere Bedeutung geliehen ward, nach einer veränderten Ansicht die Werke der alten Helden zu überbieten; man verschmähte die Gegenstände, die sich den neuen Vorstellungen nicht fügten und suchte andere hervor, die damit in Einklang zu bringen waren. Der christliche Heroismus ward die Bewunderung der Zeit, die Thaten und Werke, die der heilige Geist verrichtete; und dies ist, zugleich im Allgemeinsten und aufs Pragmatischste hergeleitet, der erste Eingang eines geistigen Grundsatzes, die erste Spur der Idee in den menschlichen Handlungen, die uns die Sage erzählt. Nicht mehr der Trieb der Natur und die Ueberfülle der wirkenden Kräfte im Menschen, nicht mehr die Röthigung der äußeren Verhältnisse bilden jetzt die Hebel der Thaten, wie im heroischen Zeitalter, sondern die innere Stimme, der Ruf von Gott, der treibende Geist. So heißt es im Rolandslied, nicht der Kaiser thue was er thue, sondern Gott gebiete es ihm. So ist in Hartmanns Glauben jede Legende als ein Beispiel der Wirkungen des heiligen Geistes erzählt; aus ihm handelten „zuerst die Apostel des Herrn, die theuren Märtyrer“. Als ein anderer Apostel und Gottes Bote ward daher Karl jetzt in ihre Reihe gestellt, und die Triebfedern des heroischen Zeitalters, Habsucht und Gewaltthat (Gierigkeit und Hochmuth) wurden nun verpönt und verfolgt. Aus diesem Gesichtspunkte wurden nachher auch die Sagen von Alexander und Parzival behandelt, und es ist kein Wunder, daß inmitten dieser neuen Ansichten die Nibelungen, die ihnen zum Trotze ausdauerten, fremd und übel angesehen dastanden.

In der Kaiserchronik und ihren einzelnen Bestandtheilen blickt man [w]ie in eine Werkstätte des Geistes, wie in ein Lagerhaus des Verkehrs, [w]odurch die Sagendichtung des Mittelalters gestaltet und ausgebildet [w]urde[188]). Die vielfältigsten Anlässe und Eigenheiten der romantischen [S]agenschöpfung und Entstehung liegen hier wie zur Schau offen; und [n]ichts kann so sehr wie ihr Inhalt die Thätigkeit einer jugendlichen, frisch [a]ngeregten Phantasie charakterisiren, die sich in aller Keckheit und in [a]llem Ungeschick zugleich, in ebenso leichtfertiger als schwerfälliger Er=findungskraft, an einer Menge von Stoffen geschichtlicher und dichteri=scher Ueberlieferung beschäftigt. In jenem Durcheinanderwerfen geschicht=licher Thatsachen und Namen, von dem wir vorhin die Beispiele an=führten, wo bald eine bekannte That auf einen bisher ungenannten Ur=heber gelegt, bald ein bekannter Held mit Anderer Thaten ausgestattet wird, zeigt sich die Bereitwilligkeit sowohl wie die Dürftigkeit der Er=findung vielleicht am auffallendsten, verräth sich der Eifer sowohl wie die Ungeschicklichkeit der Industrie, die den neuen Stoff der dichterischen Unterhaltung schaffen sollte, vielleicht am stärksten. So werden wir bald sehen, daß, wie dort die Sagengeschichte, so auch die poetische Länder=kunde der alten Welt neu erzählt, ihre Reisewunder an neue Persönlich=keiten angeknüpft wurden; so haben wir schon früher gesehen, wie die Völker der neuen Zeit sich den sagenhaften Ruhm der älteren anzueignen suchten. Die keltischen Völker, geschichtlos wie sie waren, wollten in ihren Berührungen mit kriegerischen Feinden nicht arm und ruhmlos da=stehen, sie legten sich daher trojanischen Ursprung bei, wie die Römer; so tauschten auch die Franken gerne, die das Römerreich gestürzt hatten, ihre dunkle Herkunft mit dem gleichen Ruhme, trojanischen Blutes zu sein. Mit diesen werthlosen Erfindungen hatten bisher nur die geistlichen Geschichtschreiber in lateinischen Chroniken der Völkereitelkeit geschmeichelt, in dem 12. Jahrh. brachen sie in die Volksliteratur überall ein, und die Kaiserchronik und das Annolied wissen daher von der alten Verwandt=schaft zwischen Franken und Römern, von der Herkunft der Sachsen aus der Heergenossenschaft des Alexander, von dem Ursprung der Baiern in Armenien, wo noch Deutschredende gefunden werden sollten. An die Fabeln dieser Art reihen sich andre über den Ursprung von Völkern, Städten und anderen Oertlichkeiten an, Erdichtungen, die auf Etymo=

188) Wir müssen auf Maßmann's dritten Band seiner Ausgabe der K. Chr. ver=weisen, wo vor= und rückwärts die früheren Spuren und die späteren ausgefahrenen Geleise der einzelnen Sagen mit umfassender Kunde verfolgt werden.

logien gegründet sind, auf die bald einfach-naive, bald wunderlich-abenteuerliche Erklärung und Herleitung vorgefundener Namen. Von solchen Geschichtchen gibt es Viele in der Kaiserchronik, wir führen in der Note[189]) nur Ein ergötzliches Beispiel an. Das Mittelalter, wie das Alterthum, hat kaum eine fruchtbarere Quelle der Sagenerfindung gehabt, wie diese, und sie sprudelte in keiner Zeit so ergiebig, wie in dem 12. Jahrhundert. Müßige Mönche beuteten diese Sagen aus von Menschen, von Städten, von Völkern, angeleitet von einem bloßen Namen, der dann für die Hörer und Leser die Beglaubigung gab. So kam es, wie v. Reiffenberg sagt, daß eine Reihe von Heiligen ihr Dasein einem bloßen Wortspiele zu danken haben. So kam es, daß jene anklingenden Namen der Schotten und Scythen, der Asen und Osen, der Dacier und Dänen, Sachsen und Sakasuna, Geten und Gothen, der Doppel-Iberer und Veneter, der Sennonen und Senonen, von Syracus und Saragossa so große Verirrungen in der Geschichte anstellen konnten! Namen, Völker, Städte, welche nach der bloßen Lautähnlichkeit aufs kühnste historisch und poetisch verbunden wurden, weil diese die kindliche Einbildungskraft von selbst zur Thätigkeit rief und weil diese Verbindung zugleich der städtischen oder nationalen Eigenliebe schmeichelte! Wer sollte es dem Verfasser dieses Werkes verdenken, wenn er in seinem Knabenalter sich mit Vorliebe mit dem großen Corvinus von Ungarn oder gar mit St. Gervinus abgab, dem frommen Wallfahrer, an dessen Fürsorge und Fürsprache im Himmel er nicht im geringsten zweifelte, da er ja den gleichen Antheil an dem unzweifelhaften Stammangehörigen nehmen mußte, wie dieser an ihm. Nicht anders erklärt sich jener Zug im Mittelalter; denn es gibt ja kaum eine Stadt, die nicht wenigstens Eine solche Herleitung und etymologische Deutung angeregt hätte. Da manchmal die Anknüpfung wirklich historisch beglaubigt war, so gestattete das um so mehr Freiheit in den anderen Fällen. Einen bedeutungsvoll klingenden Namen, ein sonderbares Wappen zu erklären, was konnte eine größere Aufforderung sein zur Erfindung und zur Erdichtung? Die Etymologie gibt dem Otfried Stoff für seine mystischen Betrachtungen, dem

---

189) Nero verlangt von seinen Aerzten, daß sie ihn schwanger machen; sie geben ihm Getränke, es kommt die Zeit der Geburt und er gibt eine Kröte von sich. Maßmanns Ausg. 1, 327.

die Walhe sprungen ûf sâ,
sie riefen alle lâtâ rânâ;

daher der Name Lateran.

Cassiodor für seine Gelehrsamkeit, den Scholastikern für ihre Specula-
ionen, und sie sollte den Dichtern keinen Stoff für Erzählungen gegeben
haben! — Man ging von da einen Schritt weiter. Es gab nationale
Sitten, über deren Ursprung man nachsann, was dann zu manchen ern-
ten und schnurrigen Geschichten den Fingerzeig gab. Der Art ist in der
Kaiserchronik die Erzählung von dem Baiernherzog Adelger, dem von
Kaiser Severus zum Schimpfe Kleid und Haar gestutzt wird; die Baiern
thun es nach, um den Schimpf zur Sitte zu machen. Dies ist ein Volks-
witz, wie wenn man in Griechenland die Sitte, nackt zu kämpfen, von
einem dazu ausgesonnenen Mährchen herleitete. Auch diese Art von Er-
dichtungen geht durch das ganze Mittelalter hindurch und ward bis zum
größten Stile getrieben. In Staat und Kirche gab es Einrichtungen
und Gewohnheiten, die ein dunkles Herkommen gebildet hatte, die man
sich also zu erklären suchte; nichts ward nun gewöhnlicher, als daß man
Geschichte, Gebräuche, Sitten, Gesetze und Alles, wie auch im Alter-
thum so oft geschah, zurückconstruirte. Diese Art der Erfindung aber
forderte schon größere Freiheit, ja sie bedingte auch gleichsam das histo-
rische Fortbilden der alten Sagen mit neuen Erdichtungen, sobald die
Zustände, die darin zurückgetragen waren, sich selbst fortbildeten. In
allen Verhältnissen des ganzen Mittelalters zeigt sich diese Art der Er-
dichtung am unverschämtesten. Ganze Urgeschichten der Völker liegen da,
die nach einzelnen Zügen der späteren wirklichen Geschichte zusammen-
gesetzt und im Laufe der Zeiten zum Theil aus dem trockensten Gerippe
zum rundesten Körper geworden sind. Die Gesetze des Staats von Ara-
gon sind auf diese Art zurückgetragen und in der Kirche stehen jene De-
cretalen des Pseudo-Isidor neben den aragonischen Fueros vielleicht als
die merkwürdigsten Beispiele, wie sich die Welt der Wirklichkeit Jahr-
hunderte lang in den furchtbarsten Kämpfen um die Grundsätze solcher
Schriften drehte, die nur in sofern nicht völlig willkürlich erfundene
Dinge sind, als sie, so wenig sie einen thatsächlichen Grund haben, doch
eben so entschieden auf dem Geiste der Zeiten ruhen, in denen sie ent-
standen oder entwickelt sind. Ganz genau so ergriff jetzt die Dichtung
die herrschenden Bestrebungen der Zeit und trug sie auf ältere Zeiten über,
und die rohesten Anfänge hierzu sahen wir in der ganzen Entwickelung
des Volksepos, und sehen sie hier in der Kaiserchronik im größeren Maß-
stabe in gleicher roher Gestalt in dem Uebertragen neuer Ereignisse und
Thaten auf ältere Zeiten und Männer, neben der umgekehrten Ver-
pflanzung älterer Sagen auf neue Verhältnisse. Von da an steigt dies
bis zu der Höhe, wo, wie etwa im Parzival, die höchsten Ideen der

Zeit erfaßt und im poetischen Körper sinnlich gezeugt werden. In solch Stoffen und Gedichten hat man Volkssage gefunden! im ganzen Mitt alter hat man Erfindung geleugnet, weil jenes Geschlecht mit Treue u Gewissenhaftigkeit an der ächten Sage hing und mit gewissenhafter G nauigkeit dem Gange der Sage in Uebersetzungen folgte! Diese tr Abhängigkeit mag ein Charakterzug der deutschen Ritterdichtung se die der eigenen Erfindung in der That nur allzusehr ermangelt; aber den Ausspruch auf das ganze Mittelalter ausdehnte, der wü geradezu eine verkehrte Welt erfinden. Denn dies ist eben der auf Oberfläche erkennbare entschiedenste Charakterzug der Dichtkunst neu Zeit überhaupt, daß in ihr die Macht des Gedankens so groß war, von ihm aus ganze poetische Schöpfungen frei erfunden ausge konnten.

So kann man finden, daß unsere Kaiserchronik selbst, nicht in ih einzelnen Theilen, wohl aber in dem eigenthümlichen Rahmen, in sie ihre Anekdoten, Geschichten und Legenden einkleidet, einen solc tiefsinnigen und ideenhaften Bezug auf die geschichtlichen Bildungsv hältnisse Deutschlands habe. Diese Einkleidung, der Faden der Erz lung, der durch die römische und deutsche Kaisergeschichte hinleitet, Gedanke, der auf diese Einkleidung führte, scheint das eigentlich Na nale an diesem Werke zu sein. Es ist der Hauptgesichtspunkt, aus die Geschichte der Dichtung dieses Werk betrachten muß, daß dasse wie sich andere Werke von Umfang an andere Begebenheiten der äuße Geschichte anschließen, in der deutlichsten Beziehung zu den Richtun der deutschen Kaiser seit Karl nach dem Süden, nach Italien, auf Erwerb der Kaiserkrone und die Verbindung des deutschen und römisc Reiches steht. Mit diesen Bestrebungen, als sie unter Karl und L zuerst begannen, sahen wir gleich damals den geistigen Verband Deut lands mit der alten Welt, der neueren mit der alten Literatur im sammenhange. Noch war zu Otto's I. Zeit die heroische Seite der a Poesie, Homer und Virgil, diejenige, welche wir in der weltlichen Di kunst die Aufmerksamkeit der lateinischen Dichter beschäftigen und ih Einfluß auf unsere Heroenpoesie ausüben sahen. Seitdem aber da an das Ritterwesen sich mehr und mehr ausbildete, seitdem d Otto's II. Gattin die Verbindung mit Byzanz häufiger ward, seit unter Otto III. Hofton und Hofceremoniel mit seinem jammervollen folge nach Deutschland kam, und nun der Uebergang zur Ständescheid und Allem gemacht ward, was eine heroische Zeit zu geselligerem C rakter umbildet, fand man mehr Geschmack an dem, was das west-

römische Reich Neues darbot; und dies waren Umbildungen alter
riechischer Sagen und Dichtungen in neuer Gestalt, Verschmelzung der-
elben mit Orientalischem, Romane, Novellen und Geschichtslegenden
us der römischen Kaiserzeit, wie sie im Geschmack der oben angeführten
aus der Kaiserchronik noch heutzutage in Italien im Volke umgehen,
und wie sie damals in Deutschland den Stoff der Unterhaltung lieferten,
den vorher der Schwank, das Mährchen, das Lied des Volkes gewährt
hatten. In Spuren zeigte uns schon das Annolied die neue Gestaltung
der Alexandersage, die geistliche und weltliche kleine Erzählung aber
nimmt in der Kaiserchronik die breiteste Stelle ein.

Seit undenklichen Zeiten herrschte in Griechenland und Italien der
Geschmack an solchen Novellen. Jede Nation hatte in dieser Gattung
etwas Eigenthümliches, und der Austausch dieser kleineren, faßlichen
und belebten Stoffe, war so leicht und mußte bei jedem Zusammentreffen
verschiedener Nationen so lebhaft werden, daß wir deshalb in den Zeiten
der Kreuzzüge im Osten und Westen solche Sammlungen von Novellen
hervortreten sehen, die es gemeinsam haben, daß sie meist in einen Rah-
men gefaßt sind, welcher Erweiterung und Verengerung, Ausscheiden
und Aufnehmen leicht und bequem machte, und daß sie meist aus Altem
und Neuem, aus Nationalem und Fremdem gemischt sind. Die größere,
höhere Dichtung des ganzen Mittelalters hält in Asien und Europa dem
Geiste nach gleichen Schritt; dieselbe innere Regung, welche die persische
Lyrik gestaltete, gestaltete auch die deutsche, und das persische Epos floß
aus keiner weitern inneren Quelle als das fränkische. Jene kleineren
Dichtungen aber sind auch dem Stoffe nach seit den Kreuzzügen
und durch sie Allgemeingut der ganzen Welt geworden, in einer Weise,
wovon wir uns schwer einen Begriff machen können, da bei uns die
mündliche Ueberlieferung bis auf die Anekdote herabgekommen ist, in der
wir aber noch ganz die schnelle Verbreitung und östliche Verpflanzung,
wie in den alten Sagen, beobachten können. Die ältesten Zeiten stellten
hier ihre Erzeugnisse neben die neuesten und aus den größten Fernen
trafen sie zusammen. Aus jenen milesischen und sybaritischen Mährchen
der alten Welt, die zur Zeit von Roms Gesunkenheit mit den Heeren bis
nach Asien und von dorther zurückgetragen wurden, ging vielleicht die
bekannte Geschichte von der Matrone von Ephesus in alle Zeiten und
Länder, war nach Duhalde in China bekannt und kommt im Petron, in
den sieben weisen Meistern und in den Schwänken aller Nationen vor.
Alle Reiseabenteuer und Wunder gehören in diese Reihe; die Erinne-
rungen an Homer, an Herodot und Plinius stoßen uns auf in deutschen

Dichtern des 12. Jahrhunderts wie in Tausend und Einer Nacht. S
dinavische Vorstellungen von Werwölfen erkennen sich in den Bisclav
der armoricanischen Lais. Die Fabel des Orients vermischte sich so
mit dem Thiermährchen der Germanen, daß sie kaum mehr zu tren
sind. In welcher Art der Hitopadesa, die Fabeln des Bidpai in Ost
West eine Sprache und eine Veränderung nach der anderen durchli
überall aber die begünstigende Einkleidung festhielten, ist bekannt ge
Das lateinische Werk von Petrus Alphonsus[190]), des getauften Ju
der unter Alfons I. in Aragonien schrieb, verpflanzte mit am früh
arabische Fabeln und Erzählungen in den Westen, die dann in die
zählungen der Königin von Navarra, in die Gesta Romanorum, i
späteren italischen Novellisten Eingang fanden. Am interessantesten
sind die sieben weisen Meister (deren Ursprung bis nach Indien zu
führt) und die Gesta Romanorum, auf deren (späte) deutsche Bea
tungen wir später zurückkommen. Dort, in den sieben weisen Meis
treten Erzählungen aus der griechischen und römischen, der christl
und moslemitischen Welt, aus den arabischen Nächten, aus Hero
Petronius und Plautus, aus tartarischen und wälschen Quellen i
freundlichste Gesellschaft neben einander. Eben so sind in den Gesta
manorum Fabeln aus Petrus Alphonsus und Kelilah und Dimnah
sind mönchische Legenden und weltliche Novellen, Geschichtchen und A
doten aus dem klassischen Alterthume und Apologe und Parabeln
dem Orient neben einander gestellt. Persien, Indien, Arabien, Grie
land, Italien, alle Welt trug zu diesen Sammlungen bei, nur gerade
deutsche Mährchen und die wälschen Mabinogion, das Volksthüm
unserer nordischen Novellistik, ging so wenig darin ein, wie unser h
sches Volksepos in Ariost, der alle alten und neuen Schätze umfaßte
benutzte. Desto mehr ward umgekehrt bei uns das Ausländische mit
ßer Thätigkeit gesammelt, bearbeitet und gelesen, und dafür grab
unsere Kaiserchronik ein frühes und merkwürdiges Zeugniß.

Die Kaiserchronik steht nämlich in der Reihe dieser für die g
mittelalterliche Literatur so bedeutsamen Novellensammlungen; und es
ihr gerade das ein so hohes Interesse, daß sie neben Petrus Alphon
Werke zu den frühesten Versuchen dieser Art gehört. Nur die prove
lische Sammlung[191]) der Legenden von der heiligen Fides, die der P
Bernard sammelte und dem Bischoff Fulbert von Chartres († 10

190) De clericali disciplina.

191) Fauriel, hist. de la poésie provençale 1, 435.

widmete, und in die, ganz im Geiste aller dieser Sammlungen, auch gelegentlich schon ein weltlicher Roman eingeht, der auf den Grundzügen der Odyssee aufgebaut ist, thut es an Alter dem Petrus Alphonsus wie der Kaiserchronik zuvor. Unser deutsches Gedicht reiht an den Faden ihrer Kaiserliste alte klassische Erzählungen, vaterländische Sagen und Züge der Volksgeschichte; ihr Hauptbestandtheil ist aber die christliche Novelle und Legende. Der geistliche Dichter, wiewohl er des Sinnes für die Weltlichkeiten des Frauen- und Ritterthums nicht entbehrt, breitet über den ganzen historischen Grund seiner Erzählung einen christlich-kirchlichen Dunstkreis; ganz weltliche Sagen, wie die von Curtius-Jovinus, erhalten eine Färbung und Bedeutung nach christlich-sittlichen Vorstellungen; das weltliche römische Reich ist von dem geistlichen, der Kaiser ist von dem Pabste, der Held von dem Heiligen, in Einem Worte die Geschichte ist von der Legende verdunkelt. In diesem legendarischen Bestandtheile der Kaiserchronik stoßen wir nun auf jene vage Verknüpfung von Vorstellungen und dichterischen Formen der antiken und christlichen Welt, auf die wir oben hindeuteten; Alles was das späte Alterthum der neuen Zeit am unmittelbarsten entgegen brachte, Allegorien, Parabeln, Apologe, Novellen, religiös-philosophische Streitfragen finden wir in der Legende noch völlig erhalten. Auf eine bloße Vergleichung des Inhaltes der Kaiserchronik mit dem Barlaam erkennt man sogleich den ganz gleichen Geist und die scharfe Einwirkung dieser griechischen Dichtung auf die Legenden des Westens. Auch haben die ähnlichen und noch älteren, griechischen und lateinischen, Quellen unmittelbaren Einfluß auf die Kaiserchronik geübt. Die sogenannten Clementinischen Recognitionen (Wiedererkennungen) aus dem 2. Jahrh. und die daran anschließende Schrift von Marcellus de conflictu Simonis Petri et Simonis Magi liegen, nach Maßmann's Nachweisungen, den Legenden von Simon, von Petrus und Paulus, und der Sage von Clemens zu Grunde, die das römische Patriarchat zu verherrlichen und die Anwesenheit des Apostels Petrus in Rom zu diesem Zwecke festzustellen bestimmt war. Wenn wir in unserer Chronik diesen legendarischen Roman von der Jugendgeschichte des Pabstes und Märtyrers Clemens und seiner Brüder lesen, so finden wir da alle jene Magier- und Wundergeschichten, theologischen Disputationen, jenen halb scholastischen halb biblischen Stil, jene Siege über den Unglauben und Zweifel, und Erörterungen der Fragen, Streitigkeiten und Irrlehren, welche die Kirche und die philosophischen Schulen in den ersten Jahrhunderten bewegten. Hier dreht sich ein langer Kampf um das allgemeine Räthsel, das die ersten Christen beschäftigte, wie sich das Böse

auf der Welt mit Gottes Güte vertrüge, wie sich das Glück und der Zufall zu Gottes Vorsehung, der freie Wille des Menschen zum Zwang des Schicksals verhalte; und geschickt ist die Fabel der Legende benutzt, den zweifelnden Faustinian zu überführen, indem die wunderlichen und zwecklosen Verschlingungen des Zufalls und der Willkühr, die der Grund seiner Vertheidigung der „Wilsaelde“, der gnostischen Lehre von der Gewalt der Sterne, sind, sich zuletzt, freilich sehr maschinenmäßig, in eine weise Fügung vorsehender Allweisheit und Allwissenheit auflösen und ihn dann überzeugen. Ganz ähnlich ist die Legende von Helena's Bekehrung und der Unterredung zwischen Heiden, Christen und Juden in Durazzo; und so sind im Turpin, der in diesen Zeiten (Ende des 11. Jahrh.) verfaßt ist, die Disputationen kein kleiner Gegenstand der Uebung selbst der Helden. Einfacher sind die Sagen von Tiberius' Krankheit und seiner Heilung durch Veronica, ein Gegenstand, den wir schon oben in der besonderen Bearbeitung Wernhers vom Niederrhein erwähnten, wo Vespasian die Stelle des Tiberius einnimmt; die Geschichte der Eroberung des h. Kreuzes durch Eraclius ist hier noch ohne den romanhaften Zusatz in dem Eraclius von Otte; dann die Geschichten vom Gaukler Simon, die zahllosen Märtyrerlegenden von Petrus und Paulus, von dem Evangelisten Johannes, von Sixtus, Felicissimus, Agapet, Laurentius und Hippolyt, den Siebenschläfern und der allgemeinen Christenverfolgung u. s. w. Einen Werth der dichterischen Behandlung wird man in einem chronikartigen Buche wie dieses, selbst in den mit mehr Liebe behandelten Theilen, nicht suchen. Noch gilt es hier um den bloßen Stoff, der einfach entlehnt wird. Es kommt hinzu, daß dieser Werth blos in den Legenden der Chronik zu suchen sein müßte, und wie wenig diese selbst unter den Händen geschickter Dichter, vermöge ihres für die Poesie meist ungeschickten Stoffes zu gedeihen pflegen, werden wir weiter unten beobachten können. Dort werden wir finden, daß die Legenden, welche nach der Abblüte der ritterlichen Dichtung entstanden, in dem Maaße als sie an kunstmäßiger Behandlung und äußerer Form gewinnen, an Glaubenskraft und Naivetät einbüßen; und wenn man in den ungekünstelten Erzeugnissen dieser Zeit des 12. Jahrhunderts zuweilen nach etwas Gewandtheit und Beweglichkeit sucht, so sehnt man sich dagegen dort bald wieder zu der schmucklosen Einfalt der frommen Dichtung dieser früheren Zeiten zurück.

---

3. Veränderungen in der deutschen Volksdichtung.

Indem wir nun von dem Gebiete der heiligen Sage den Blick zur weltlichen epischen Dichtung herüberwenden, erinnern wir, daß wir in dem Kreise der legendarischen Literatur, den wir so eben durchliefen, bereits in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. fast alle die größeren epischen Erscheinungen angekündigt gefunden haben, die gleich in der nächstfolgenden Zeit über alles andere hervorragen. Die Kaiserchronik kennt schon Lieder von Karl dem Großen, wie sie, schon aus ihrer Befehdung zu schließen, die fortlebenden Dietrichlieder kennt; das Annolied weiß schon von umgestalteten Sagen des Alterthums, von Alexanders Luft- und Meerfahrt auf dem Greifen und in der Wasserglocke; in den Legenden von Brandan und Tundalus sahen wir bereits die wunderlichen Legendenstoffe aus jenen britischen Inseln zu uns herüberdringen, die bald auch dem ritterlichen Epos eine ganz neue Quelle eröffnen sollten. Dies sind genau die Gegenstände und Dichtungsgruppen, mit welchen wir uns zunächst werden zu beschäftigen haben. Wenn wir die ganze Reihe erst überblicken, werden wir in großem Umfange erkennen, wie allumfassend diese Zeit mit jener Universalität, mit der sie sich zuerst die Legende aus aller Christenheit aneignete, sich nun auch der weltlichen Dichtungsstoffe bemächtigte, wo Christenheit, Heidenschaft und Alterthum zusammensteuern mußten, um das neugierige Geschlecht zu befriedigen. Einzeln für sich betrachtet stehen die Dichtungsgruppen, die wir bezeichnen, nach ihren Stoffen abgesondert und in einer volksthümlich verschiedenen Haltung; nur die deutsche Dietrichsage finden wir in diesen Zeiten mit einem fremdartigen, obwohl ursprünglich volksverwandten Bestandtheile verwachsen. Dies stimmt auffallend zu dem Charakter aller übrigen heimatlich-deutschen epischen Gedichte, die wir im 12. Jahrh. in einer weiteren Gruppe besitzen, von der in der Kaiserchronik wenig oder keine Andeutung ist, obgleich sie ihr und ihrem Inhalte vielfach nahe steht; am nächsten in jener Mischung verschiedenartiger Bestandtheile, worin wir gerade den Punkt der Veränderung sehen, der mit unserer einheimischen (nicht übersetzten) Epik jetzt vorging, oder vielmehr schon seit dem lateinischen Gedichte von Ruodlieb im Werke war. Während die ältere deutsche Sage des Volks, soweit nicht gelehrte Geistliche die Hand darin hatten, wesentlich örtlich und national war oder höchstens die Sagenstoffe verwandter Stämme aneinander reihte, so werden wir finden, daß unter den heimatlichen Dichtungen des 12. Jahrh., die wir in diesem Abschnitte zusammenstellen, der Herzog Ernst sich mit geographischen Sagen

des Alterthums verbindet; daß im Ruther eine Anknüpfung deutscher Sage an die karolingische, die Durchdringung alter Mähren mit dem kreuzritterlichen Geiste und eine Verpflanzung derselben auf den Boden des kreuzritterlichen Ruhmes Statt hat; daß im Salomon und Morolf ein Held des jüdischen Alterthums in deutschen Dichtungselementen spielt; daß im Oswald und Orendel die deutsche Sage in die Legende übergeht und im Biterolf die Figuren der Dietrichsage sich in den Abenteuern und Formen der britischen Romane bewegen. Ueberall werden wir auf dieselbe Verwirrung der verschiedenartigsten geschichtlichen und poetischen, räumlichen und zeitlichen Elemente stoßen, deren Anfänge wir in der Kaiserchronik betrachtet haben; nur daß auf dem Gebiete der weltlichen Dichtung diese Vermischung und Verwischung der Sagenstoffe in noch viel größerer Freiheit geübt wird, als auf dem Boden der heiligen Sage und der Geschichte. Wir lernen eine Reihe von Dichtungen kennen, die von seltsamen Auswüchsen verunstaltet sind, von Abenteuerlichkeiten, Erfindungen, Entstellungen, burleskerem Vortrage und aller möglichen Rohheit und Verwilderung.

Diese Eigenheiten erklärt man hauptsächlich aus der Natur der Dichter, von denen diese Werke ausgegangen sind. Seitdem der epische Gesang dem Volke mehr und mehr entzogen worden war, sahen wir im Waltharius und Ruodlieb, in der Thiersage, in der Kaiserchronik die Geistlichen fortwährend mit der epischen Dichtung beschäftigt; am Ende des 12. Jahrh. sind sie aus dieser Thätigkeit von dem Ritterstande verdrängt, und der Hof, nicht mehr das Kloster, wird die Lieblingsstätte der Dichtkunst. Ehe diese Wendung aber eingetreten war, in einer Uebergangszeit (von der Mitte des Jahrhunderts an), wo sich beide Stände um die Pflege der Dichtung stritten, schiebt sich ein drittes Glied zwischen Beide, eine Klasse von fahrenden Lohndichtern, die die epische Kunst umhertrugen zu Burgen und Höfen, ungefähr wie die fahrenden Truppen im vorigen Jahrhundert mit der Schauspielkunst fuhren, ehe sie feste Niederlassungen fand. Wir wissen leider nur Weniges, aus dürftigen Andeutungen, von den Verhältnissen dieser Klasse, die in Deutschland nicht als ein besonderer Stand, noch weniger als eine gesonderte Dichterschule angesehen werden darf. In Wales, wo der Sängerstand eine geschlossene Kaste war, waren auch die fahrenden Barden (clerwr) ein abgeschiedener Stand; in der Provence, wo das ritterliche Standesceremoniel bis zum kastenartigen ausgebildet war, sind sogar verschiedene Stellungen der Jongleurs zu unterscheiden: sie waren theils im förmlichen Dienste der Troubadours und sangen deren Lieder, eine gering geachtete

Klasse; oder sie sangen auch eigene Dichtungen und besuchten als Schützlinge der Troubadours Höfe und Schlösser, eine empfohlene Klasse, aus der sich Einzelne zu Troubadours emporschwangen; oder sie hielten sich unabhängig von der Ritterschaft und unterhielten singend, spielend, erzählend das Volk in Städten und Dörfern, eine gehaßte Klasse, weil sie durch Neuheit und würzige Behandlung ihrer Lais, Schwänke und Romane den Ritterdichtern eine gefährliche Concurrenz machten. Dies war noch mehr der Fall in Nordfrankreich, wo die erzählende Dichtung weit mehr als im Süden verbreitet war, so daß es nach dem Sacristan von Clugny in der Normandie allgemeiner Brauch werden konnte, daß jeder beherbergte Wanderer dem Wirth eine Geschichte oder ein Lied vortrug; so daß hier nicht wenige Werke der Jongleurs sich mit den besten der Hofdichter um den Vorrang streiten. Hier gibt es daher kaum einen Menestrel oder Trouvère, der nicht im bittersten Groll gegen die Handwerkspoeten eiferte, die die Mähren verderbten und entstellten[192]) und die durch ihr Erzählen sich ihren Unterhalt erwarben[193]). Solche Klagen der erzählenden Dichter hört man in Deutschland nicht; denn man weiß auch nicht, daß bei uns die Fahrenden wie die französischen Jongleurs auf Märkten vor den Volksmassen mit Leiern in zerrissenen Futteralen erschienen wären, wo sie wie Seiltänzer und Gaukler die Sitze verkauft und bei ihrem Singen oder Lesen sich des Zudrangs und Lärms zu erwehren gehabt hätten. Sie mögen bescheiden von Burg zu Burg gezogen sein, in weit geringerer Zahl damals als im 13. und 14. Jahrh., unbeneidet, höchstens wegen der alten Dietrichlieder aufgezogen, die sich in der Volksgunst erhielten und in die Hofkunst eindrängten. Sonst sprechen auch unsere Minnesänger von den Fahrenden ohne den Geifer der französischen Dichter über die Jongleurs; Spervogel und der Glicheser bezeichnen sich selbst, die Colmarer Annalen den Freidank und den Konrad von Würzburg als solche, ohne Harm. Der volkssinnige deutsche Geist, der

---

192) Im Garin le Loherain (ed. P. Paris. 1831) heißt es:

cil jongleour, qui vont par le païs
n' en sevent riens certains esui et fins,
l' estoire ont corrouté des biaus dis
et lor mencoigne et ajousté et mis etc.

und diese Klage hallt überall und tausend Mal wieder.

193) Chretien v. Troyes im Erec: li contes

que devant rois et devant contes
depecier et corrompre suelent,
cil, qui de contes vivre vuelent.

schon mitten in der Blüte des Ritterlebens, mitten in der Ritterdichtung selbst, sich für die geistig-sittliche Schätzung des Menschenwerths gegen die Standesunterscheidungen erhob, schien die Kunst allezeit als ein Gebiet anzusehen, auf dem nur das Talent adlen könne und in jedem Stande adlen müsse. Der Unterschied daher, den man damals zwischen fahrenden Spielleuten und höfischen Dichtern machte, die in ihren glänzendsten Vertretern in der That nicht anders denn als fahrende Lohndichter erscheinen, und die von den milden Fürsten Bewirthung und Gaben, bewegliches Gut und unbewegliche Güter als Miethe und Lohn der Kunst ohne Anstand annahmen, ja nicht ohne Anspruch erwarteten und suchten, dieser Unterschied wird kein anderer gewesen sein, als den heute der gebildete Schauspieler zwischen sich und dem Manne der wandernden Truppe macht, ein Unterschied, der von dem Kunstgenossen wichtig genommen wird, dem Dritten aber nur als Unterschied der Begabung, nicht des Standes auffällt; es wird kein anderer gewesen sein, als der zwischen unseren Dichterheroen des 18. Jahrhunderts und jenen Günther, Schübart, Bürger und den jüngern Starkgeistern war, die in Kunst und Sitten, in Schicksalen und Lebensweise sehr wohl eine Klasse von Vaganten heißen konnten. Wir müssen daher Männer aus allen Ständen, Geistliche, Bürgerliche, Adlige unter den Fahrenden vermuthen; ihre Werke tragen auch theilweise ein sehr verschiedenes Gepräge. Worin sie übereinstimmen, das ist die noch „dörperliche", unhöfische, bald dem rohen Mönchverkehre, bald der derben Volksweise entsprechende Manier der Dichtung; dann die willkührliche Sagenmischung, die eine natürliche Folge der Wanderschaft war, auf der sie da und dort willkommenen Stoff zusammenlasen; endlich das Streben nach Neuheit und Seltsamkeit der Mähre, die sie dann im Großen den herrschenden Zeitverhältnissen und im Kleinen oft ihren jedesmaligen persönlichen Verhältnissen anzupassen suchten. Ihre Erzählungen mußten also irgendwie mit den Kreuzzügen und mit den Wundern des Morgenlandes in Beziehung gebracht werden, die auf jeder Hofburg allgemein fesselten; im Besonderen aber suchte dann der Erzähler wohl auch die Gunst eines Geschlechtes zu gewinnen, indem er seiner Ruhmsucht schmeichelte, Helden seines Namens erfand oder auf Namen des Hauses die Thaten anderer Volkshelden übertrug: so kamen bei uns die Grafen von Meran, wie in Frankreich die Häuser Narbonne, Toulouse, Vienne u. A. zu dichterischen Ehren. Ihre Namen und Herkunft haben diese fahrenden Poeten in der Regel nicht genannt, von ihren Personen ist daher nichts bekannt. Nur jener Archipoete Walther, der, wie wir unten sehen werden, nach der Mitte des Jahrhunderts mit

seinen lateinischen Liedern unserem deutschen Minnegesang wie ein Bahneröffner voranging, nennt und bekennt sich laut zu dem „Stande" der Vaganten und entwirft von seinem eigenen Leben wie von dem seiner „Sekte" das ausgeführte und verführerische Bild jener epicureischen Armut, die ihre Sache auf nichts stellt, aber die sinnlichen Reize des Lebens wie aus der Fülle des Reichthums auszugenießen strebt. Man würde aber Unrecht thun, von ihm und seines Gleichen auf die Verhältnisse unserer deutschredenden Fahrenden irgend weit überzuschließen. Der Kirche und dem geistlichen Stande angehörig, hatte sich jener Walther durch sein ungeistliches Leben und kirchenfeindliches Dichten selbst ausgestoßen in den Stand einer Sekte, den viele citramontane Geistliche im Jahrhundert Friedrichs I. mit ihm theilten, und in Deutschland wie überall wurden diese fahrenden Kleriker, die „Familie" der Goliarden, von der Kirche noch im 13. Jahrhundert verfolgt; aber da so wenig wie im 12. Jahrh. hatten diese mit unsern laiischen Jongleurs irgend mehr gemein, als die Armut und das Lohnsuchen.

Wir haben oben schon im 11. Jahrhundert jenen lateinischen Ruodlieb kennen gelernt, in dem wir dreierlei Elemente unterschieden: am Schlusse die Spuren ächter deutscher Sage, am Anfang einen weiten Kriegszug in die Ferne, wie sie in den Dichtungen des 12. Jahrhunderts erst häufiger erscheinen, in der Mitte eine heimatliche Reise in einer allegorischen Einkleidung. Ganz die ähnliche willkürliche Mischung verschiedenartiger Dinge finden wir in diesen Zeiten im Herzog Ernst wieder. Ueber die verschiedenen Gestalten, in denen wir dieses Gedicht besitzen, hat Haupt jetzt[194]) manche frühere irrige Ansichten berichtigt. Wir haben in einigen Prager Blättern[195]) Bruchstücke eines deutschen Gedichtes in niederrheinischer Mundart, in dem stumpfen, schlichten Stile aller Dichtungen des 12. Jahrhunderts, dessen Verfasser nach dem ausdrücklichen Zeugnisse eines seiner späteren Umarbeiter einer lateinischen Quelle folgte[196]). Dies niederrheinische Gedicht war wahrscheinlich das „deutsche Büchlein von Herzogen Ernsten", das sich Graf Berchtold III. von Andechs in einem oft angeführten Briefe[197]) von dem Abt Ruprecht

194) Zeitschrift 7, 253 ff.
195) Fundgruben I, 228.
196) V. 2049 der Gothaischen Handschrift.
Aventiure dirre mære
der êrste tiutsch tihtære
ze latîne geschriben vant ff.
197) Bei Bernh. Pez cod. epist. 2, 13.

von Tegernsee († 1186) erbat. Zwei spätere dichterische Ueberarbeitungen suchten dann das ältere Gedicht in hochdeutscher Sprache und in höfischerem Tone zu erneuern; sie sind beide ganz erhalten; die ältere, die unvollkommnere trocknere Arbeit eines bairischen oder österreichischen Dichters aus dem Ende des 12. Jahrhunderts, noch ungedruckt in einer Wiener Handschrift (Nr. 3028); die andere spätere, das Werk eines gleichfalls bairischen Dichters, der bei seiner Behandlung in etwas freierer Weise verfährt, in einer Gothaer Handschrift [198]). Diesen deutschen Bearbeitungen reihen sich zwei lateinische an, die uns gleichfalls erhalten sind. Die eine, in Prosa [199]), mit untermischten gereimten Herametern und eingeschobenen Versen römischer Dichter, hält Haupt nach sorgsamer Vergleichung ebenfalls für eine Bearbeitung des älteren deutschen Gedichtes, von einem geschmacklosen gelehrten Geistlichen. Das andere, in Herametern, ist von einem Odo verfaßt [200]) und an den Erzbischof Albrecht von Magdeburg gerichtet, der diese Stelle von 1206 bis 1232 oder 33 einnahm. Dies letztere weicht durch Erweiterung und Zuthat in dem wunderhaften Theile des Gedichtes am weitesten ab, doch deuten alle diese Bearbeitungen, trotz einzelnen mehr oder minder großen Freiheiten, auf Einerlei gemeinsame Quelle zurück, die auch noch auf das viel spätere „Bänkelsängerlied" von Herzog Ernst fortwirkte, das in alten Drucken vorhanden ist, und von Kaspar von der Roen verkürzt wurde.

Was nun die verschiedenen Bestandtheile dieses Gedichtes betrifft, so ist in dem ersten an deutsche Geschichtsstoffe angelehnten Theile dieselbe außerordentliche Verwirrung von Zeiten und Personen, wie in der Kaiserchronik. Die Zeiten des 9. und 10. Jahrhunderts fuhren wie das frühere heroische Zeitalter fort, geschichtliche Personen in Sage und Dichtung mit der größten Freiheit zu verschmelzen. So herrscht in dem französischen Epos von Aubery dem Burgunder, das geschichtlich in jenen Jahrhunderten wurzelt, die ganz ähnliche Verwirrung von Zeiten und Personen der fränkischen und bairischen Geschichte, wie in unserm Herzog Ernst. In diesem werden die einheimischen Schicksale des schwäbischen Herzogs Ernst, des unruhigen Stiefsohns Konrads II., erzählt,

---

198) Gedruckt in der Sammlung altdeutscher Gedichte von von der Hagen und Büsching I. Sie galt lange wegen einer mißverstandenen Stelle V. 2473 für ein Werk Heinrichs von Veldeke.

199) Gedr. aus zwei Münchner Handschr. in Haupts Zeitschr. Bd. 7.

200) Ernestus seu carmen de varia Ernesti Bavariae ducis fortuna, autore Odone. in Martene thes. nov. anecd. t. III.

so aber, daß mit ihm schon ein älterer bairischer Ernst verschmolzen ist, Ludwigs des Frommen Tochtermann, der gegen Ludwig den Deutschen mit dessen Sohn Karlmann verbunden war; daß er ferner zum Theil die Rolle von Ludolf, Otto's I. Sohn spielt, daß Otto I. als Otto der Rothe erscheint, und Konrad II. als Otto I., daß Otto der Rothe die Adelheid zur Gattin hat, die die Mutter von Herzog Ernst ist, der mit Heinrich von Baiern in Feindschaft lebt und was dergleichen Verwirrungen mehr sind. Der geschichtliche Stoff ist mehr aus dem Leben des schwäbischen Ernst, auf den auch das Gothaer Gedicht den Helden am Schlusse deutet; der Schauplatz der Sage ist vorzugsweise Baiern, und die Umarbeiter, Leser und Kenner des Gedichtes weisen uns meist eben dahin; Haupt vermuthet daher, daß es ein älteres Lied von dem bairischen Ernst gegeben habe, das dann später im 11. oder 12. Jahrhundert einiges aus dem Leben des schwäbischen in sich aufgenommen habe. Dieser trockene Stoff aber in dem geschichtlichen Theile des Gedichtes, (wo wir nichts finden als einen Sohn, der seine Mutter zu einer zweiten Heirath mit dem römischen Vogt bestimmt, der von Pfalzgraf Heinrich verleumdet seiner Lehen beraubt wird, diesen nachher ermordet, dafür bekriegt wird und zuletzt das Land räumen und das Kreuz nehmen muß), dieser trockene Stoff war der Zeit nicht mehr abenteuerlich genug neben den neuen Zeitereignissen und neben den eindringenden fremden Gedichten des 12. Jahrhunderts. Den größeren Beifall fand jetzt gerade das Fremde, was willkürlich an Herzog Ernst, wie anderswo im Volksbuche eben so willkürlich an Heinrich den Löwen geknüpft ist; dies verdrängte das frühere Volksthümliche aus seiner Stelle, und ward seinerseits selbst volksthümlich und ein Lieblingsgegenstand der Dichter und der Leser. Auch ist dies offenbar die Lieblingspartie aller Bearbeiter des Herzogs Ernst gewesen, auch des deutschen Dichters, dessen Werk gedruckt und zugänglich ist. Denn während in dem ersten Theile, außer der zarten und edeln Gesinnung, die sich dort ausspricht wo der Dichter in Person auftritt und urtheilend und fühlend seine Erzählung unterbricht, außer der frommen Einleitung, die so gegen die falschen Gemüther gerichtet ist wie Gottfrieds im Tristan gegen die saueren, und außer der Stelle etwa wo Adelheid des Nachts für ihren Sohn den Kaiser bittet, nichts in der Erzählung ist, was für ihre Nüchternheit entschädigte, so ist im zweiten Theile eine anschaulichere Darstellung und es herrscht der wohlthuende freundliche Ton des Mährchenerzählers, den man hier noch mehr als die späteren gelehrten und buchmäßigen Dichter reden hört.

In diesem zweiten Theile, der sich allerdings sehr wunderlich neben dem ersten ausnimmt, treffen wir nun auf die alte griechische Vorstellung von der geographischen Ferne und von den Ländern und Menschen an den Weltenden, wie sie im Laufe der Zeiten unter alexandrinischen und morgenländischen Einflüssen sich gestaltet haben. Der Kreuzfahrer Ernst zieht nach Konstantinopel, begibt sich dort zu Schiffe und wird vom Sturm nach Cypern verschlagen. Dort findet er eine leerstehende Burg voll Pracht, und mit Wetzel betrachtet er sich Palast und Garten, deren Herrlichkeit im Stil des Feenmährchens geschildert ist; sie baden sich, gehen zur Ruhe und beim Aufstehen hören sie und sehen sie ein Kranichvolk zur Seite der Burg auf einer Aue reiten. Die Schnabelleute ziehen in die Burg ein mit einer geraubten Königstochter aus Indien, die der König gern zum Weibe haben wollte. Nachts suchen sie die Jungfrau zu befreien und tödten viele von dem „Schnabelvieh," sie aber wird dabei verwundet und stirbt. Sie fahren ab und ihr Schiff wird an den Magnetstein im Lebermeer geworfen, wo sie unter Trümmern festgehaltener Schiffe sich beichtend zum Tode bereiten; als nur noch sieben dem Hungertode widerstanden hatten, gibt Wetzel an, sie sollten sich in frische Häute vernähen und als todt von den Greifen wegtragen lassen; bis auf Einen, der aus Zagheit zurückblieb, werden sie so erhalten. Nach einem kümmerlichen Leben im Walde, (dessen Schilderung, wie auch die launige Erzählung von den Kranichen und nicht wenige andere Stellen der humoristischen Manier Wolframs nachgeahmt ist,) kommen sie zu den Arimaspen oder Cyclopen mit Einem Auge und stehen ihnen gegen die Plattfüße bei; es folgen Kämpfe mit Langohren, mit Vögeln, welche die Pygmäen bekriegen, mit den Riesen von Kanaan und endlich mit den Babyloniern, worauf, als der Ruf von seinen Thaten erschallt, Ernst heimkehrt.

Man sieht, hier kann man die ganze Geschichte der Wundergeographie verfolgen. Wir finden die Riesen in Palästina; wir finden Homers Cyclopen und Pygmäen, deren erstere zu Herodots Arimaspen überleiten; von Plattfüßen und Langohren wußten Megasthenes und Duris zu erzählen; die Fabel vom Magnetberge, der das Eisenwerk der Schiffe auszieht, ist in Tausend und Einer Nacht zu finden und von orientalischem Ursprung, und die Sage vom Wegtragen durch Greife scheint eben dort zu Hause zu sein[201]). Wie verbreitet alle diese einzelnen Sagen von

---

201) Vergl. die Stelle im Benjamin von Tudela, ed. Const. L'Empereur ab Oppyck. p. 111.

Unmenschen, von dem Magnetberg, vom Lebermeer, unter welchem das rothe oder das Nordmeer verstanden ist, vom Raube der Greifen u. dergl. schon vor, in und nach der Zeit dieser deutschen Bearbeitungen des Herzog Ernst waren, haben Grimm und die Herausgeber des Gedichtes nachgewiesen[202]). Die griechischen Sagen von Troja und Alexander waren zu jenen Zeiten schon weit bekannt; aus Lambrechts Alexander ist gewiß, daß auch die Reisen des Apollonius von Tyrland, die so deutlich das Orientalische und Griechische einführen, in deutschen Gedichten schon im 2. Jahrhundert gelesen wurden, obgleich wir davon nur eine viel pätere Dichtung übrig haben. Diese Länder- und Naturwunder, haben ir oben gesehen, beschäftigten schon im 10.—11. Jahrhundert die Mönche und die Gelehrten, denen sie hauptsächlich durch Isidor's Encyopädie entgegengebracht waren; sie wurden schon damals in Vulgarедichten dem Volke mitgetheilt; sie wurden allmählig wie die Legenden nd Fabeln Allgemeingut der westlichen Welt.

Im Herzog Ernst ist geschichtliche Volkssage mit verwandter Gehichtssage zusammengeschoben; die Helle der Zeit aber, in die ihre ntstehung und Fortbildung fiel, machte schon, daß überall die Fugen chtbar und die verschiedenen Materialien selbst innerhalb der geschichtchen Sage abgelockert sind, von dem willkürlichen Zusatz der Wundereisen gar nicht zu reden. Diese Art von Volkspoesie war ihrem Ende ahe; denn der heimatliche Gesichtskreis ward allmählig klar, die Helden es Tages kamen mit ihrem Ruhm in die Blätter der Geschichte mehr als n den Mund der Sage. Das Vaterland konnte nicht mehr ein Land der Wunder und Dichtung bleiben, als Konstantinopel und das heilige Grab alle Wunderstätten verdunkelten, so wenig wie der Mönch jetzt noch der Pfleger der Dichtung bleiben konnte, da der Rittersmann das Heft der Weltbegebenheiten in der Hand hatte und die Thaten verrichtete, die ihn mit den Helden der Heroendichtung und der Märtyrerlegende zugleich wetteifern ließen. In diesen Sätzen liegt die Erklärung einer Reihe von Veränderungen, die jetzt mit der heimischen Sage plötzlich vorgingen. Sollte nun noch fernerhin ein ausgezeichneter Mann der Geschichte dichterisch verewigt werden, so rückten ihn die Fahrenden, wie wir sagten, noch viel willkürlicher, als man es schon früher mit dem Bischof von Passau in den Nibelungen gethan hatte, wenigstens mit dem Namen in eine alte Sage an die Stelle eines alten Helden, wie es mit Heinrich dem Löwen geschah, wie es im Wigalois sichtbar ist. Oder man dichtete geradezu

202) Grimm in den Heidelb. Jahrb. 1809.

Geschichte, und besonders Kreuzfahrergeschichten, wie es in Frankreich so frühe geschah, und wie wir in Deutschland ein Beispiel an den Bruchstücken vom Grafen Rudolf haben[203]), einem Gedichte, das um 1170—73 von einem deutschen Rittersmann verfaßt ist, lebendige Gemälde aus den Zeiten der Kreuzzüge entwirft, und Züge aus dem Leben des Grafen Robert von Flandern, oder nach v. Sybel[204]) aus dem des Hugo von Puiset, aufnahm. Sollte ferner einer alten Sage, die durch das neue Interesse der Zeit in den Hintergrund gestellt wurde, ein frischer Glanz geliehen, sollte sie dem gegenwärtigen Geschlecht wieder nahe gestellt werden, so genügte leicht schon eine Veränderung des Orts, eine Versetzung des Schauplatzes in das Morgenland; daher mußte Herzog Ernst im 12. Jahrhundert nothwendig ein Kreuzfahrer werden. Gab man dem Inhalt der alten heidnischen Sage ein christliches Interesse hinzu, so war es desto besser. Dichtete gar der geistliche Krieger, oder der kriegerische Geistliche selbst, der im heiligen Lande gewesen war, hatte er etwas aus eigener Erfahrung hinzugethan, was dem Hörer neu war, oder hatte er gar schon Belesenheit und Kenntniß der neuen romanischen Poesie, um sein Gedicht dem Ton und Inhalt französischer Dichtung anzupassen, so war Alles geleistet, was jetzt ein dichterisches Erzeugniß empfehlen konnte, nur kam es freilich darauf an, ob es mit dem rechten Talente geleistet war. Das Gedicht von König Ruother[205]) vereinigt

---

203) Grave Rudolf. Hsg. v. W. Grimm. 1828. Der Herausgeber sagt p. 26. „So viel sich aus den geretteten Stücken entnehmen läßt, gewährte das Gedicht eine lebendige Darstellung des Zustandes, in welchem Palästina nach Eroberung der Hauptstadt und Begründung des neuen Königreichs sich befand. Jerusalem selbst, der Sitz des christlichen Königs, die Kirche von einem Patriarchen versorgt, der beständige nur durch kurze Waffenruhe unterbrochene Krieg mit den Sarazenen, die Ankunft neuer Streiter aus dem Abendlande, die wallenden Krieger auf der Landstraße, der Zwist des Königs mit seinen stolzen Vasallen, die an sich unnatürliche durch die Verhältnisse herbeigeführte Verbindung dieser mit den heidnischen Fürsten die Einmischung des griechischen Kaisers, die Pracht seines Hofes, selbst einzelne Sitten und Gebräuche, z. B. Stab und Becher des Pilgers oder Empfang der zurückkehrenden Sieger vor Jerusalem durch die Geistlichkeit, welche Loblieder singt und das heilige Kreuz trägt, wie bei der Ankunft König Konrads, das Alles sind lauter der geschichtlichen Wahrheit gemäße Züge.“ Aehnliches in der neuen durch hinzugekommene Fragmente vermehrten Ausgabe des Gedichtes. 1844. p. 40.

204) In Haupt's Zeitschr. 2, 235 ff. Unter Veränderung von Namen und Oertlichkeiten tritt ungefähr ein Jahrhundert später der Stoff dieses Gedichtes in einem uns nur fragmentarisch bekannten Gedichte, dem Crane des Berthold von Holle, wieder auf: Ebd. 1, 57. 2, 176 eine umfassendere Hs. zu Pommeresfelde: Ebd. 5, 368.

205) In der Sammlung von Büsching und von der Hagen; und in Maßmann's Gedd. d. 12. Jahrh. II. Wir haben zwei Bruchstücke, worin der ursprünglich niederrhei-

all das, was wir hier anführen, aber leider ohne das Talent, das wir hinzuverlangten. Es läßt uns auf eine alte Volkssage zurückblicken, die aber ganz aus ihren Verhältnissen gerückt ist. In der Viltinasage, die zwar bedeutend jünger ist als unser Gedicht, das ans Ende des 12. Jahrhunderts um 1180 fällt, findet sich eine Erzählung von Osantrix (Oserich), die in allen wesentlichen Zügen mit dem König Ruother zusammenstimmt, aber überall ein größeres Alter, die deutlicheren Züge roher Heldenzeit verräth, die in dem mehr ritterlich gehaltenen Ruother verwischt sind, wo sich an die Stelle der Kämpfe und Thaten schon sittliche und religiöse Reden und in die Wildheit der Riesen christliche Bekehrung eingedrängt hat. Nicht allein hierin zeigt sich eine Anbequemung der Sage an spätere Sitten und Zeiten (die früher übrigens noch reiner existirt haben muß, indem die Erzählung der Viltinasage neben ihren älteren Zügen auch die einer noch späteren Entstellung nach dem Charakter des 13. und 14. Jahrhunderts trägt), sondern die Namen sind auch vielfach verändert, der Schauplatz ist nach Konstantinopel und Italien verlegt, da er vorher in Hunaland und Wiltinaland (Wilzenland) war. Diese neue Oertlichkeit der Sage zu erklären, hatte man sich früher wunderbar gequält, weil man die großen Einwirkungen des Zeitgeistes auf die kecke Umgestaltung der Dichtungen nicht in Anschlag brachte, weil man die Willkür der Dichtenden nicht so groß, die Volksthümlichkeit der Dichtungen nicht so gering denken wollte, weil man ein Geschlecht annahm, das von dem unsrigen verschiedener gedacht ward, als es die menschliche Natur erlaubt. Die Sache löste sich ganz einfach, seitdem Wilken in einer Beilage zu seiner Geschichte der Kreuzzüge gezeigt[206]), daß sehr auffallende Beziehungen zwischen dem Inhalte dieses Gedichtes und den Zuständen des byzantinischen Hofes zur Zeit des Kaisers Alexius und dem Zusammenstoß der Kreuzfahrer mit diesem Hofe Statt haben. Sie verrathen einen Dichter, der nothwendig in Konstantinopel anwesend war, was man auch schon früher vermuthet hatte, weil der Hippodromos (Poderamushof) erwähnt ist, und die Anrufung des St. Gilles u. dergl. nothwendig eine Bekanntschaft des Dichters oder des neuen Bearbeiters mit provenzalischer Ritterschaft voraussetzt. Noch aber war dieser Bearbeiter, der also den Schauplatz verändert und die Namen vertauscht hatte, nicht der Dichter, welcher dem Werke die Gestalt, die wir kennen, gegeben hat.

---

nische Text schon im 12. Jahrhundert mehr oder ganz hochdeutsche Ueberarbeitung erfahren hat.

206) Der fünften im 2. Bande.

Dieser letzte Text weist aber auch auf ein früheres deutsches Lied schon zurück[207]), und dies würde denn etwa jenen Kreuzfahrer zum Verfasser haben. In wie weit dieser schon alle und sämmtliche Namen so verändert hat, wie wir sie heute lesen, ist schwer zu sagen. Wenn aber irgendwo, so liegt in diesem Gedichte das Verfahren unserer wandernden Erzähler zu Tage. Seinen Erfahrungen nach ist der Dichter, oder einer der Dichter, durch deren Hände das Werk gegangen ist, in Griechenland gewesen; seiner Sprache nach war der Erzähler des erhaltenen Textes ein Niederrheiner; seinen Stoff mag er in erster Gestalt aus Nordosten, dem Schauplatz der Oserichsage erhalten haben; umgestaltet hat er ihn in Tirol und Baiern, wo es ihm nahelag, den Namen des Lombardenkönigs Rotharis zu dem seines Helden zu machen und verschiedene Züge aus dem (in Tirol heimischen) Wolfdietrich zu entlehnen; und wo seine Hörer- und Gönnerschaft (wie die des Dichters der Kaiserchronik wahrscheinlich auch) gewohnt haben wird, die er in den Namen des Herzogs von Meran, der Amalger und Wolfrat von Tengelingen, des Hademar von Dießen verherrlichte. Daß in dem Thatsächlichen der Theile, wo diese Namen spielen, bairische Sagenreste eingegangen seien, wie Müllenhoff vermuthet, stellen wir dahin, sind aber geneigter, darin so viel Willkür zu vermuthen, wie in der Anknüpfung Ruothers an das Geschlecht Karls des Großen. Dieselbe Kinderei, die in der Kaiserchronik die etymologischen Sagenbildungen gestaltet hat, dieselbe dürftige Erfindungsgabe und große Erfindungslust hat auch diese Namenveränderungen, diese Einführung lebender Zeitgenossen (was in Frankreich so sehr oft geschah) veranlaßt; und dies muß man nicht anderswohin deuten, noch es leugnen wollen, sollte es auch der Erfindungsgabe und dem Witze unserer Dichter jener Zeiten nicht eben große Ehre machen.

Folgendes ist in Kurzem der Entwurf dieses Gedichtes. König Ruother läßt um die Tochter Konstantins werben; seine Gesandten aber werden in den Kerker geworfen, wo sie mit Beten und Weinen die Kühnheit der Werbung büßen müssen. Ein Heerzug Ruothers soll die muthmaßlich Enthaupteten rächen, eine Schaar Riesen erscheint zur Hülfe. Unter dem Namen Dietrich erscheint Ruother in Konstantinopel, wo seine Riesen, namentlich ein Widolt, der in Ketten geführt wird, und Asprian, der einen Löwen Konstantins an die Wand wirft und tödtet, Aufsehen und außer diesem auch anderen Unfug machen. Die junge Königin findet an Ruother-Dietrich Gefallen, und er erhält Gelegenheit, ihr Ge-

---

207) Z. B. V. 412. 3477 u. a.

)enke zu schicken, worunter auch ein Paar Schuhe, von denen einer
cht passen will, den er ihr dann selbst, heimlich herbeigeholt, anziehen
uß, wobei er sich ihr als den Sender jener gefangenen Gesandten kund
ut. Diese Situation ist in der Viltinasage lieblicher noch als in unse-
m Gedichte. Die Prinzessin erbittet darauf von ihrem Vater die Be-
eiung der Gefangenen auf drei Tage, ihr Ausgang aus dem Kerker ist
ne schöne Stelle, die zum Gefühl spricht. In der Viltinasage hat dies
lles schon eine andere Wendung, dort wird mit Kampf und Gewalt
lles vollendet, was hier mit List und Entführung, dort mit Grausam-
it, wo hier Edelmuth spielt. Mit der Erwerbung der Braut schließt
ın die Viltinasage, aber nicht so unser Ruother. Hier geht die Ge-
)ichte wieder von vorn an. Ein Spielmann nämlich, als Kaufmann
ısgerüstet, entführt aus Bar die junge Königin wieder und bringt sie
ıch Konstantinopel zurück. Ruother zieht als Pilger nach Konstan-
ıopel, und hört, daß der König Ymlot von Babylon, den er früher
n Konstantin abgewehrt hatte, jetzt die Stadt erobert habe und sein
Beib mit seinem Sohne zu vermählen gedenke. Dem Könige glückt's
it seinen Helden in dem Saale unter dem Tische sich zu verstecken; dem
onstantin ahnt und schwant es, daß er nahe sein müsse, die Königin
fährt, daß er im Saale ist, durch einen Ring, den er ihr unter dem
ische hervorreicht; vergnügt lacht sie, und der Babylonierkönig ist solch
n Mienen- und Seelenkenner, daß er daran gleich merkt, Ruother sei
ı Saale. Nun geht's denn ans Kämpfen und Befreien.

Man sieht wohl, hier soll eine Erzählung erweitert werden, und sie
ird von einem Dichter erweitert, der schon die Sagen von Alexander
ıd Karl gelesen hat, der seinen Helden die nämlichen Reiche fast besitzen
ßt, welche Roland (beim Pfaffen Konrad) für Karl erobert hat, der
rn sein Lied dem Geschmack an der ausländischen Dichtung anpassen
öchte, der nur wenig Geschick dazu mitbringt und gewissermaßen nur
n abgesponnenen Faden noch einmal abspinnt. Dies ist ein Charakter-
g, den jede unbeholfene Kunst an sich trägt. Man darf nur die griechi-
)en Romane, man darf nur sämmtliche auf britischen Ursprung hinwei-
nde Epen der Tafelrunde betrachten, um überall zu finden, wie oft man
h da selbst wiederholt und sich im Wiederholen des Nämlichen erst recht
fällt. Dies Wiederholen aber zeigt nicht allein ein einziges Gedicht in
h selbst; auch ähnliche Gedichte entlehnen ähnliche Züge. So kann
an sagen, daß wer Einen der britischen Romane kennt, eigentlich alle
lesen hat. So hätte, falls man es Raub nennen will, wenn ein
ichter mit dem andern um die Wette Lieblingsgegenstände der Nation

behandelt, im griechischen Romane Jamblichus den Diogenes, Heliodor Beide und Achilles Tatius den Heliodor geplündert. Genau so ist es auch mit unserm Ruother. Er lehnt sich auf der Einen Seite, wie wir sagten, und wie schon Grimm hervorgehoben hat, an den Wolfdietrich. Gefangenschaft von Dienstmannen, die dem Lehnsherrn nahe geht, „dieselben Grundzüge von Dienstmannschaft und Herrenpflicht," sind hier und dort. Als Hugdietrichs Brüder sich des Reichs anmaßen, gehen Wolfdietrich und Bechtung in das Schloß und lassen ihre Leute im Walde auf das Hornblasen warten; weiterhin verkleiden sie sich in Pilgrime, um nach den Gefangenen zu spähen, wobei wieder das Hornblasen verabredet wird. Diese Sagen kehren auf andere Weise im Ruother wieder. Ferner wollen die erlösten Dienstleute Konstantinopel niederbrennen, denen es Wolfdietrich vergebens widerräth. Derselbe Zug ist wieder im Ruother, wo aber die Ehrfurcht vor dem Heiligthume überwiegt[208]).

Von der Hagen auf der andern Seite fand mehr Annäherung an den Roman von Salomon und Morolf[209]), der ähnlichen Stoff, ähnliche Entführungen hin und her enthält und ganz in die Klasse dieser Werke gehört, deren allgemeinen Inhalt Werbungen in die Ferne um niegesehene Frauen, Weigerungen derselben aus Uebermuth oder Stolz, Kreuz- und Kriegszüge und gewaltsame Brautfahrten bilden. In diesem Gedichte gründet sich der Aufbau epischer Erzählung auf eine uralte Ueberlieferung lehrhafter Sprüche. Der sprichwörtliche Theil dieser Dichtung hat wie die meisten Werke dieser Zeit eine lateinische Quelle; er setzt die derbe, unanständige, parodische Spruchweisheit des plebejischen Morolf gegen die erhabene des Salomo, ein volksthümliches Element gegen das hierarchische, und mit dieser Eigenschaft mußte er in der Zeit, wo sich die lateinischen Dichter gegen die Kirche erhoben, großen Beifall finden. Die rohen und späten Ueberarbeitungen des 15. Jahrhunderts, die wir von den deutschen Gedichten haben, weisen uns auf die Niederlande und auf die Zeit des 12. Jahrhunderts zurück; schon Freidank kennt und erwähnt den Morolf[210]). Wenn uns die Contradictio Salomonis, die Pabst Gelasius im 5. Jahrhundert schon als apokryphisch verwarf,

208) So J. Grimm in Heidelb. Jahrb. 1809. p. 185.

209) In der Sammlung von von der Hagen und Büsching, in welcher Ausgabe die strophische Abtheilung des Gedichtes unbezeichnet gelassen ist. Vgl. die Einleitung der Herausgeber und J. Grimm in den Heidelb. Jahrb. 1809. Eschenburg in Bragur III.

210) Ausg. v. W. Grimm 81, 3. Salmôn witze lêrte,
Marolt daz verkêrte.

rhalten wäre, so würden wir, vorausgesetzt daß sie mit unserem Werke Gemeinschaft hat, auf ein hohes Alterthum dieser Verkehrungen des Morolf zurückblicken. Für ihre Uebertragung ins Epische haben wir eine Uebergänge, obwohl sie mehrfach statt hatte, im italienischen Bertoldo ganz anders, als im deutschen Morolf; der französische Salomon und Marcoult enthält nichts als Rede und Gegenrede. Bei uns hat sich in Roman darauf gebaut, in welchem Salomo nicht wie dort der Judenkönig, sondern christlicher Monarch von Jerusalem ist und Morolf als ein Bruder auftritt, nicht als sein Gumpelmann, und vielmehr die Rolle des getreuen Dienstmannes, des jugendlichen Helden, eines listenreichen, durchtriebenen Ulysses spielt, als die des häßlichen, entstellten Volksnarren, für den der Name (Marcolph) lange gangbar blieb; er entspricht dem Zwerg Alberich im Otnit, dem Raben im St. Oswald; die cynischen Derbheiten, die ihm geliehen sind, stehen vereinzelt und geben dem Charakter nicht, wie in dem Spruchgedichte, seine Farbe. Gewisse Eigenheiten, wie der Ring mit der singenden Nachtigall, das versenkbare Schiff u. dergl., erinnern an Züge der byzantinischen Romane; die Geschichten von wiederholtem Weiberraub, die Verkleidungen, Entdeckungen, Entwischungen, Irrungen durch Zaubertränke und Zauberringe, die Gefährdungen und unverhofften Rettungen, Täuschungen, eklen Entstellungen in Kranke, die rohe Wiederholung der Geschichte des Pharao in der des Princian, Alles erinnert bald an Ruother bald an Oswald, bald auch an spätere Gedichte ähnlichen Geschmacks aus den Zeiten der Wiederverbauerung. Die Abenteuerlichkeit und Albernheit dieser Klasse von Dichtern und Dichtungen spielt hier in den grellsten Farben; das Zotige und Schmutzige ist sehr arg; die Eigenheiten des Vortrags der Fahrenden treten stark hervor[211]); ganz entschieden ist die Entfernung vom Ritterlichen und Höfischen; dabei ist, wie auch im St. Oswald, das Christliche und Religiöse nicht allzu ehrfürchtig behandelt.

Wie sich das Gedicht des 12. Jahrhunderts, das dieser burlesken späteren Ueberarbeitung zu Grunde liegt, zu dieser verhalten haben möchte, läßt uns ungefähr die Vergleichung zweier verschiedener Erzählungen von St. Oswalds Leben[212]) errathen, von denen die durch

211) Der Dichter als Leser gedacht unterbricht die Erzählung und fordert einen Trunk. Dieser Zug findet sich übrigens auch in französischen Fabliaux von höfischer Art. Im Dieu d'Amours ed. Jubinal 1834. p. 19: Donne me à boire, je les vos conterai.

212) Die eine herausgegeben von Ettmüller, Zürich 1835 und die andere von Pfeiffer aus der Wiener Hs. Nr. 3007 in Haupt's Zeitschr. Bd. 2, 92 ff.

Ettmüller herausgegebene die rohen Züge des 14. Jahrhunderts eingefügt hat, während die andere wenn nicht die Form doch den Geist und Inhalt des 12. Jahrh. mehr festhielt. St. Oswald erweitert den Kreis der Brautwerbungssagen. Hat man im Herzog Ernst eine Geschichtssage an alte geographische Mythen geknüpft, im Ruother ein altes Gedicht an neue Geschichtsverhältnisse, so ist im St. Oswald der beliebte Stoff einer kriegerischen Brautfahrt an die Legende geknüpft, die wir in diesem Jahrhundert so mächtig fanden. Auch hier sehen wir also das Zusammenstoßen bisher getrennter Dinge, das rathlose Umirren der Dichtungsstoffe. Mone hat die Aehnlichkeiten dieses Gedichtes mit dem Otnit hervorgehoben: die Werbung eines christlichen Königs um die Tochter eines heidnischen haben beide Gedichte mit einander gemein, und eben dieses Allgemeinste brachte auch die Geschichte des angelsächsischen Oswald, der die Tochter des westsächsischen Königs Kynegil heirathete und sammt dem Vater taufte, dem Dichter als eine Aufforderung entgegen, dies Verhältniß im Gewand der deutschen Sage darzustellen. Die rohe Behandlung, der stellenweise neckische Ton gegen das Christliche in der Bearbeitung des 14. oder 15. Jahrh., die schnurrigen Züge der Erfindung ähneln sehr dem burlesken Stile des Salomon und Morolf. Oswald will auf Rath eines Pilgrims Warmund, dessen erste Rede an das Tragemundlied erinnert, die Tochter des Heiden Aaron heirathen, der alle Werber umbringt; die gefährliche Botschaft, die im Otnit der Elfe Alberich bestellt, soll Oswalds Rabe übernehmen, der auf Gottes Gebot Redegabe empfängt. Die Freude, die der Dichter an diesem Thiere hat, ist durchaus dem Aehnlichen im Ruodlieb [213]) und Herzog Ernst entsprechend, und es wäre interessant, wenn man nachweisen könnte, daß die spaßhaften Partien der Romane früher aus dem Thierreich, als aus der Narren- und Zwergenwelt (Morolf und Alberich) entnommen worden wären, wie die Unterhaltung der Ritterschaft früher Spiele mit Thieren als mit Hofnarren gewesen zu sein scheinen. Dem Raben wird auf sein Begehr sein Gefieder mit Gold beschlagen und eine goldene Krone auf sein Haupt gesetzt. Auf der Reise ruht er einmal auf dem Meere aus und verzehrt einen Fisch, da wird er von Meerweibern gefangen, die Kurzweil mit ihm treiben wollen; er erbittet sich erst was zu essen, Käse und Brot, Braten und Wein, dann führt er die Meerweiber mit einer sehr einfachen List an, und entfliegt wieder auf seinen Felsen: unde liez dâ

213) Das Abrichten von Vögeln zum Sprechen ist in Byzanz üblich gewesen und ohne Zweifel von dorther den Abendländern bekannt geworden.

inen **ungevüegen schal, daz ez hin wider in daz mer erhal!** Der Rabe
chtet sein Geschäft aus, soll durch Aaron sein Leben verlieren, die Toch-
r aber erhält ihn und erklärt sich willig, Oswalds Gemahlin zu wer-
n. Auf der Heimreise sendet das himmlische Kind einen heftigen
turmwind, daß sich der Rabe wohl dreimal übergab. Der Ring der
irstin fiel ihm ins Meer, er wendet sich an einen Einsiedler, auf dessen
ebet ein Fisch sofort den Ring wiederbringt. Oswald fragt den Heim-
kehrten ungeduldig um Nachrichten, er begehrt aber erst zu essen und zu
inken, dann will er Weisheit mit ihm pflegen. Der König zieht mit
nem Kreuzheer aus; erst vor Aarons Burg fiel ihm ein, daß er den
aben mitzunehmen vergessen, was eine Bedingung des Gelingens war.
iott schickt auf das demüthige Gebet des ganzen Heers einen Engel an
:n Raben, der sich aber nicht sehr bereitwillig finden läßt, und wieder
ber Köche und Kellner klagt. Der Engel überlistet ihn aber und bringt's
ahin, daß er fliegt. Oswald legt sich als Goldschmied vor die Burg,
nd nach langem vergeblichen Harren läßt er einen vergoldeten Hirsch
ufen; während Aaron diesem nachsetzt, flieht die Tochter durch das
'hor, das ihr ein Gebet öffnet, zu Oswald. Den Geflohenen setzt Aaron
ach; sein ganzes Heer wird erschlagen, auf Oswalds Gebet steht es
ber wieder lebendig auf. Sie werden getauft; nun haben wir, sagen
e, den Tod überwunden, leben wir nun immer? Oswald eröffnet ihnen
ber, daß sie noch alle dieses Jahr sterben würden, da wollen sie lieber
lle gleich sterben. Noch ehe der Oswald der Wiener Handschrift ver-
ffentlicht war, hatten wir gezweifelt, daß in den älteren Gedichten der
Witz und der Spott auf die Uebertreibungen der Legende so vorgeherrscht
aben könnte. Wirklich fand es sich so, daß in jener älteren Ge-
talt zwar die Aufforderung zu der komischen Ausführung der späteren
Zeiten liegt, daß aber der ganze Ton viel ernster und naiver und dem
trengen Geiste des 12. Jahrhunderts angemessener ist. Der Warmund
es jüngeren Gedichtes heißt fast geradezu Tragemund und erscheint hier
nd im Orendel mit der stets wiederkehrenden Zahl 72 wie im Trage-
nundslied; die schnurrigsten Einfälle und Possen in den Geschichten des
Raben und sonst, der letzterwähnte Scherz über das ewige Leben der
rweckten Todten sind hier nicht zu finden.

Das lange vorenthaltene Gedicht von Orendel[214]) hat, wie einst
.512 bei der Ausstellung des Trierer Rocks die Ausgabe jenes Jahres

214) Aus dem Druck von 1512 und der einzigen Handschrift vom Jahr 1477
rausgegeben von von der Hagen 1844, übers. von Simrock. Stuttg. 1845.

erschien, vor einigen Jahren bei einem erneuten Reliquienscandal die Speculation zum Druck gebracht. Da diese Gelegenheit das Werk gelesener machte, als es sonst geschehen wäre, so wollen wir eine nähere Angabe des Inhalts sparen. Die Namen Orendel und Eygel gehören der ältesten scandinavischen Sage an; sonst steht das Gedicht in engster Verwandtschaft neben Oswald, als eine kreuzritterliche Brautwerbefahrt, die an legendarischen Stoff geknüpft ist. Die Erfindung ist vag und in jeder Hinsicht ungefüge und gering, was dann durch die rohe Gestalt, in der wir das Gedicht lesen, noch auffälliger wird. Die spätere Zeit hat es mit ihren grotesken Zusätzen verschont, es sind vielmehr die Züge sehr alter epischer Einfalt stehen geblieben, und die psychologischen Aufgaben, die etwa sichtbar werden, wie die Liebe der Frau Bride zu Orendel, sind in der ungeschickten, plumpen und wortlosen Art behandelt, wie in den ältesten britischen Romanen und Mährchen.

Alle diese ungestalten, schwankenden Dichtungen sprechen aufs deutlichste eine Zeit aus, in der eine Umwälzung mit den Stoffen und dem dichtenden Stande vorgeht. Wie sich die alte und neue Sprache, alter und neuer Versbau und Reimregel, hoch- und niederdeutsche Mundart in dem Formellen der Dichtungen des 12. Jahrhunderts streitet, so auch im Inhalt Altes und Neues, Einheimisches und Fremdes, Geschichte und Sage. Und diesen Verhältnissen entspricht es, daß, so lange die Dichtung keinen inneren Mittelpunkt hatte, den die Minnedichtung erst hinzugab, und so lange sie noch keine feste Stätte (an den Höfen) besaß, das Ungewisse ihres Schicksals auch in den Ständen zu gewahren ist, die sie pflegen. Gerade wie zur Zeit nach der Abblüte der höfischen Dichtung eben diese selben Stoffe und Mischungen und Unsicherheiten wieder eintreten, gerade wie dann gelehrte, höfische, fahrende Sänger sich durchkreuzen, so war es in dieser Zeit, deren Charakter wir in allen Theilen am Ende des 13. und im 14. Jahrhundert wieder finden werden. Gerade wie dann die uralten Volksthümlichkeiten sich wieder in die Rittererzählungen eindrängten, so drang im 12. Jahrhundert die höfische Manier in die Volksdichtung und machte zur Erzählung, was vorher Gesang war. So kam es nun, daß das Volksmäßige in diesen Gedichten nur noch in Spuren erscheint, verirrt, entstellt, unter den willkürlichsten Eingriffen der Einzelnen. Diese Eingriffe wagte man an solchen Stoffen, die ursprünglich nichts bedeuteten: was groß im Inhalt, feststehend in der Ueberlieferung, geheiligt im Ansehn war, das gab sich der Willkür nicht so hin. Was aber mochte das für ein Volksgedicht sein, das, wie die Quelle des Ruother, nicht einmal Heimat und Namen

ehaupten konnte: denn was ist vom Ruother nur in der Erzählung der
Viltinasage zu erkennen, als der Rumpf vom Gerippe? Und was ist
überhaupt der epische Kern dieser Dichtungen, die endlose Verse häufen
um eine einzige Thatsache, was das Volksepos, das Fülle der
Handlungen sucht, ganz eigentlich flieht und vermeidet? Und was ist ihr
innerer Kern anders, als jene Ideen von Dienstmannschaft und Herren-
pflicht, die nur eben dann aufkommen konnten, als man sich über diese
Verhältnisse überhaupt besann? Ganz derselbe Geist scheidet die spätere
Karlssage von der früheren, ganz dieselbe Trockenheit auf der einen, die-
selbe Jagd nach Witz auf der anderen Seite, ganz dieselben Aehnlichkeiten
und Wiederholungen, ganz dieselbe Armuth im Erweitern und Fort-
spinnen der Erzählung. Dies ist der nämliche Fall mit dem britischen
Epos; Alles was wir davon durch Franzosen überkamen, beruht auf
einer späteren größtentheils eben so gut erdichteten oder durch Erdichtung
breit getretenen Sage, wie die französischen Vasallensagen; sie verhalten
sich ganz zu den älteren Bardenliedern, wie ein Reinald oder Willehalm
zu Konrads Karl und zu verlorenen Romanzen, ganz wie Ruother zu
den Nibelungen und dem Hildebrandliede. Das Geschichtliche ist in allen
drei Abstufungen in stetem Sinken, die Erdichtung und das Wunderbare
in stetem Wachsen; die Scheu vor der Ueberlieferung, die Wahrheit und
Lebendigkeit hält Schritt mit jenem, und die persönliche Vordringlichkeit
der Dichter mit diesem; der würdevolle Ernst fällt mit jenem und das
Komische steigt mit diesem; die Wirkung des Ganzen wechselt mit der
Wirkung der Theile; die alten Verhältnisse werden von neuen verdrängt,
größere von kleineren. Das Vaterland, das Christenthum, der Helden-
geist athmet in den britischen, den fränkischen, den deutschen alten Sagen;
das Ordenswesen, das Vasallenwesen tritt später an die Stelle und wird
seinerseits immer unwürdiger, und alle diese Veränderungen halten mit
der Geschichte ganz gleichen Gang. Wie jene älteren Epen sich einst an
die Geschichte gelehnt und dann von ihr entfernt hatten, so lehnen sich
diese Epen oft nur in bloßen Namen an jene älteren Gedichte und geben
zuletzt auch sogar diese Anknüpfung auf. Einzelne Dichter, welche die
Sagen gestalten, müssen wir hier, der Armuth der Erfindung nach, über-
all annehmen; Erdichtung, Hinzudichtung, Umdichtung herrscht hier
überall vor; und daß die Namen der Dichter nicht bekannt sind, kann als
kein Grund hiergegen gelten, da in jeder aufkeimenden Periode der Kunst,
die aus dem Volke selbst emporkommt, die Namen im Dunkel bleiben,
da selbst im vorigen Jahrhundert in Deutschland noch fast jedes neue
Werk ohne Namen erschien und ohne den literarischen Verkehr unserer

Zeiten auch manches wohl namenlos geblieben wäre. Das Volksmäßige in den Epen ist durchaus nur als gradweise unterscheidbar und geschichtlich bestimmbar. Historische Anlehnung ist die erste Bedingung; lange ungestörte Entwickelung und Reife ohne das Zuthun von Kunstsängern muß hinzukommen. Auf diese Weise blieben die Dietrich- und Siegfriedsagen verhältnißmäßig gesichert. Wenn der Dichter des Biterolf (oder Dietlieb) einerlei Person mit dem der Klage ist, wie man annimmt, so sieht man, welche Scheu derselbe Mann vor dem Einen Gegenstande hatte, selbst wenn es denkbar wäre, daß er das ganze Gedicht der Klage ersonnen hätte, und welchen Leichtsinn vor dem anderen, selbst wenn er älteren Heldenliedern dabei gefolgt wäre. Im Biterolf[215]), der am Ende des 12. Jahrhunderts gedichtet ist und einem älteren, wahrscheinlich wie bei der Klage lateinischen Gedichte folgt, ist Geist und Manier der britischen Dichtungen, die wir bald werden kennen lernen, vielleicht nicht einmal in alte deutsche Sagen gedrungen, sondern der fahrende Dichter, den man in Steier zu Hause glaubt, hat sich verleiten lassen, den britischen Romanhelden und Abenteurern einen oder zwei deutsche gegenüberzustellen, und hat geschickt bei großer Kenntniß der deutschen Sagen seine Erdichtungen in irgend einen willkürlich herausgegriffenen Zeitraum eingeschoben. Er bemächtigt sich der Züge deutscher Sage, schildert Kämpfe und Fahrten, schließt noch die Liebe und den Frauendienst aus, hält die beliebten Riesenspäße fest und dergleichen mehr. Der Aufbau aber ist ganz der der britischen Romane; ein Vater (Biterolf) von seiner Heimat getrennt; ein Sohn (Dietlieb), der in täppischer Unbeholfenheit, dreizehn Jahre alt, auszieht ihn zu suchen und der ganz den Helden der britischen Gedichte gleicht. Dabei ist dann die Vers- und Reimweise der höfischen Dichter, wie in dieser aus Frankreich eingeführten Gattung, angenommen, die sonst den Dichtungen dieses Sagenkreises fremd ist; die Trockenheit aber, welche in den älteren britischen Romanen herrscht, ist vertauscht mit einem größern Umfang, wie ihn die Franzosen lieben, mit einem gewissen leichtsinnigen Ton der Erzählung und manchen Eigenheiten, die der Volksdichtung anklebten, von den höfischen Dichtern aber abgelegt wurden. Wenn Ruother durch die Lieblichkeit einzelner Stellen, wenn Ernst durch seine Bestandtheile fesselt, so ist dagegen der Biterolf eine durchweg langweilige und leere Reimerei. Es ist unglaublich, wie diese Dichter, gleich phantasievollen Knaben von frühreifer Bildung, ungeheure Massen von Versen aus den Aermeln schütteln, wo man oft in

215) In der Sammlung von Büsching und von der Hagen. 2. Bd.

ausfenden keine rechte Thatsache erbeutet und kein erfreuliches Bild; wie ie sich an diesem ewigen Einerlei von übertriebenen Zweikämpfen, von langen Reden, von pomphaften Worten, von sonderbaren Namen vergnügen können, wo keine Spur von Leben, von Empfindung, von Gedanken aus dem Herzen aufs Papier kommt. Es kam nur darauf an, daß der Schreiber seine Lust irgendwie büßte; der Leser, auf einsamer Burg, bei mangelndem Verkehr, bei erschwerter Zugänglichkeit der Bücher, ließ sich gerne das Schlechteste gefallen, wie unser theaterlustiges Publikum sich die abgedroschensten Späße nachsichtig aufwärmen läßt, wenn sie nur irgend in einem neuen Kleide erscheinen.

---

4. Alexanderlied vom Pfaffen Lambrecht.

Wir nähern uns mehr und mehr den Höfen und der fürstlichen und ritterlichen Gesellschaft, die durch die Kreuzzüge auf die Höhe der Zeit, ihrer Thaten und ihrer Bildung gerückt wurde, die bald auch die Dichtkunst der Zeit fast ausschließlich an sich nehmen sollte, für die die Stoffe der Dichtung immer mehr berechnet werden mußten, wenn sie dem Geschmack der Zeit noch zusagen sollten. In den letzterwähnten Dichtungen waren die fahrenden Poeten schon ganz zu dieser Gesellschaft hingewendet; im Grafen Rudolf war es schon ein ritterlicher Sänger, der die ritterlichen Thaten besang; überall waren die Lieblingsgegenstände der Erzählung jene christlichen Wanderzüge und Kämpfe, die den geschichtlichen Inhalt der Zeit abspiegelten. Wie deutlich uns aber in den Dichtungen der rohen Spielleute dieses äußere Abbild der Wirklichkeit entgegentrat, noch haben wir nichts darin finden können, was uns den inneren Sinn und Geist der großen Bewegungen der Zeit erschlossen, nichts was die innerliche Weihe angedeutet hätte, durch welche die Ritterschaft in der Schätzung der Menschen so hoch emporgehoben ward, nichts was die herrschenden Ideen bezeichnet hätte, die den ruhmvoll ausgezeichneten Stand, oder doch die Besten seiner Vertreter durchdrangen. Diesen großen Schritt vorwärts machen wir jetzt, indem wir zur Betrachtung zweier Gedichte übergehen, die von Alexander und Karl dem Großen handeln, in welchen die Größe des Stoffs die deutschen Dichter oder Bearbeiter zu einer entsprechenden Tiefe der Auffassung und zu einer sinnvollen Beziehung der dichterischen Ueberlieferung auf die Lage, die Interessen und Ideen der Zeit begeisterte. Diese beiden Gedichte, die

ersten die uns einen größeren Gesichtskreis eröffnen und uns zugleich auf ächt dichterischen Boden versetzen, sind ihrem Inhalte und ihrem Geiste nach ganz an die höfischen und ritterlichen Kreise gerichtet, das Eine ist auch nachweislich in einem solchen entstanden; die Dichter aber sind weder Ritter, noch auch laiische Fahrende, sondern Geistliche. Aber es sind Geistliche, die das eiserne Zeitalter Friedrichs I. verrathen, in dem auch der Bischoff den Panzer trug; es sind Geistliche der Kreuzfahrerzeiten, wo auch der Ritter ein Mönch ward. Von dem Geiste ihres Standes durchdrungen, wie von dem Geiste der Zeit, von den heiligen Kriegsthaten emporgehoben über die alltägliche Beschäftigung ihres Amtes und die herkömmliche Enge des priesterlichen Gesichtskreises, waren sie gerade vorzüglich geeignet, in den vorüberfliehenden Ereignissen des Tages das Dauernde, in den Handlungen die Beweggründe zu bezeichnen, in dem Körper der Zeit ihren Geist zu erfassen. Hatten doch jene geistlichen Dichter in Oesterreich die ganze äußere Geschichte des alten Testamentes nur als ein Symbol betrachtet, und die Thatsachen als ein nicht beachtenswerthes Scheinwerk dem allein wahren Gedanken, der inneren Bedeutung, dem geistigen Sinne untergeordnet, der darin ausgedrückt sein sollte! Wie sollten sie nicht denselben sinnigen Geist in der Beurtheilung der Zeitgeschichte walten lassen und in der Auffassung der Gedichte, die zu ihr ein lebenvolles Verhältniß hatten! War doch der Eine jener geistlichen Dichter, der Pfaffe Lambrecht, der Dichter des Alexanderliedes, vielleicht selbst in jenen südöstlichen Gegenden zu Hause, wo wir jene vergeistigende religiöse Dichtung fanden; war er doch ganz von dem streng christlichen Geiste jener frommen, zeitgenössischen, österreichischen Dichter durchdrungen, als er seinen heidnischen Helden besang, ja ganz wie jene von dem ascetischen Gedanken von der Welt Eitelkeit beherrscht, als er den weltlichsten, den weltensüchtigen Eroberer verherrlichte. Er erzählte freilich dessen Geschichte ganz aus einem Geiste des Widerspruchs. War Karl der Große, der apostolische Gottesheld, das unmittelbare Musterbild des christlichen Rittersmannes, so ward Alexander vielmehr nur aus dem Gesichtspunkte des Gegensatzes betrachtet; und nur, insofern ihm der Sage nach am Schlusse seiner Laufbahn der höhere Sinn aufging, der des christlichen Kämpfers Laufbahn von vornherein bestimmen sollte, konnte auch Alexander einem Lambrecht ein ruhmwürdiges Gefäß zur Verherrlichung Christs und des Christenthums scheinen. Und in dieser Auffassung hätte Lambrecht die Worte nachgesprochen, die in dem Prologe zu einer seiner Quellen (Leo's liber de preliis)

geschrieben stehen: daß es allen Christen gut und nützlich sei, die Kämpfe und Siege der großen Männer vor Christus zu hören und zu kennen, wenngleich sie noch Heiden waren.

Wir wissen aus Lambrechts Alexander, daß die Trojanergeschichten schon vor seiner Zeit in Deutschland in erneuten Gedichtssagen bekannt waren; wir haben schon im Annoliede gefunden, daß damals auch die fabelhafte Geschichte von Alexander schon in der Leute Munde war. Seit fast anderthalbtausend Jahren hatte sich diese Sage gebildet und unter alle Völker verbreitet, hatte sich an die Stelle der wahren Geschichte gedrängt und die Welt mit der wunderbaren Erzählung nie geschehener Dinge entzückt. Von seinem ersten Erscheinen an hatte der bestaunenswerthe Göttersohn nicht aufgehört, die Einbildungskraft der Dichter und die Darstellungsgabe der Geschichtschreiber zu beschäftigen. Kein Mensch der Erde, der sich die Größe der Welt zu seinem Ziele steckte, hat so Ungeheures vollbracht, und ist zwar dem glühenden Bewunderer des Achill kein Homer zu Theil geworden, so würde doch auch seine ungemessenste Ruhmsucht befriedigt sein, wenn sie die Umwälzungen überschaute, die im Reiche der Dichtung und Geschichte seiner Wirksamkeit folgten. Erst neuerdings hat man angefangen, diesen außerordentlichen Mann in sein wahres Licht zu setzen und noch fehlt sein Geschichtschreiber, der ihn würdig in seinem Verhältniß zur Weltgeschichte betrachtete. Er hat im Osten und Westen die neue Welt eröffnet, und beide haben sich um seine Geburt und um sein Wirken in der Dichtung beneidet, sie haben jedes Große an ihn geknüpft und die christlichen und heidnischen Dichter haben ihm ihre Paradiese geöffnet. Noch ehe Christus war, hat Alexander durch die Art, wie er die Vorurtheile seiner Griechen und Makedoner von einer Rangordnung der Menschen, von Hellenismus und Barbarismus, thatsächlich brach und zerstörte, den christlichen Lehren von Menschengleichheit den Weg gebahnt, und ohne die Schöpfung der griechischen Bildung im Osten hätte das Christenthum nie Boden fassen können. Ob es natürlicher war, daß er die Bewunderung seiner Griechen, der Gegenstand des Neides im Morgenland, der Lieblingsheld des Mittelalters oder dem Koran ein Prophet war, wer kann es unterscheiden? Gleich verschuldet ist ihm Asien und Europa; und wie er die achäische Tapferkeit der homerischen Helden und die reine Hetärie der Mythenwelt verjüngte, wie er einen Weltkampf im Sinne der persischen Erzähler bei Herodot kämpfte, wie er die Himmelsstürmerei des Herakles und die lachende Culturschöpfung des Dionysos aus der Heldenzeit in die Gegenwart versetzte, wie er sich mit dem Glanz eines morgenländischen Herrschers und dem

Heiligenschein eines Gottsohnes umgab, wie er die Grenzen des Landes und der See aufsuchte, so war das geeignet, die Bewunderung aller Zeiten in Anspruch zu nehmen. Er that das Niegesehene, was Wunder, wenn schon seine Zeitgenossen ihm ins Gesicht das Nieerhörte von seinen eigenen Thaten erzählten. Das Räthselhafte der neuen Welt, die Alexander geöffnet, bedingte, daß unmittelbar darauf alle jene wunderbaren Sagen von Indien und den Enden der Erde unter den Griechen aufkamen und sich an Alexanders Geschichte knüpften. Die alten Wundererzählungen des Herodot und Ktesias wurden hervorgesucht; und seit jener Onesikrit zu lügen begann und Hegesias den schwülstigen Prunk seiner Rede hinzubrachte, gestaltete sich schon im alexandrinischen Zeitalter eine ganze Welt voll der wunderlichsten Vorstellungen von Naturspielen im Reich der Steine und der Pflanzen, der Thiere und der Menschen. Alexanders Landsleute fabelten vorzugsweise über die Fernen, die er ihnen geöffnet, und was ihnen an dem Manne selbst wunderbar schien, war nichts als seine heldenmäßige Tapferkeit, die sie schmeichelnd über den Ruhm der alten Götter und Helden setzten. Die Morgenländer dagegen, die die Fabel über ihr eignes Gebiet nicht berühren konnte, entstellten seine Geschichte im Westen; oder der Nationalhaß suchte sich mit der abgenöthigten Bewunderung zu versöhnen und so entstanden jene ägyptischen und persischen Sagen von seiner orientalischen Herkunft oder Dienstbarkeit, und jene jüdischen von seinem ehrenvollen Besuche in Jerusalem. Morgenländische Sagen wußten von der Eroberung des Westens, von Rom und Karthago; im persischen Gedichte des Ahmed el Kermanni, oder doch in einem prosaischen Romane von Alexander, der ein Auszug aus jenem sein soll, ist die Straße von Gibraltar sein Werk, und er ließ den Berg Calpe durchstechen; in Kedrenos Chronik kommt er schon zu den britischen Inseln. Nicht zufrieden hiermit, so rückte man dort die Grenzen seiner Züge auch nach Osten hinaus und endlich über die Grenzen der Erde selbst. Der Perser läßt ihn mit karthagischen Seeleuten eine zweite Welt entdecken; er läßt ihn dann, und dies war im ganzen Orient Sage geworden, den Quell der Unsterblichkeit suchen, den nur der Prophet Khedr entdeckt hat; dies ist auch in die westliche Sage übergegangen oder in das Aufsuchen des Paradieses verwandelt worden, so wie Khedr für identisch mit Elias gehalten wird, der in den christlichen Gedichten von Alexander stets eine Rolle zu spielen hat. Es war nicht genug, daß er die Reiche der Menschen bezwungen, auch die Ungeheuer und Mißgeschöpfe sollte er vernichten, das Reich der Vögel durchfliegen und im kühlen Gewässer des Meeres vom stummen Volke der Fische

Tribut empfangen. Alle diese Vorstellungen des Ostens und Westens, die Ausgeburten der glühendsten Phantasie, die von den mächtigsten Gegenständen erregt und auf die großartigsten Ideen gerichtet war, und dazu die Berichte der Geschichtschreiber, mischten sich im Laufe der Zeiten wirr durcheinander. Mit dem ächten Kallisthenes, zur Lebzeit Alexanders selbst, hatte seine unächte Geschichte begonnen, in dem sogenannten Pseudokallisthenes erhielt die Sage ihre griechische Vollendung und machte dann ihren Weg durch die mittleren Zeiten in allen Sprachen und durch alle Völker. Diese Quelle ist bei uns neuerlich (von Karl Müller) herausgegeben worden und Weismann hat sie durch eine Uebersetzung Jedermann zugänglich gemacht[216]). Der Ort der Abfassung des griechischen Werkes ist Alexandrien, die Zeit spätestens das 4. Jahrhundert. Zacher setzt sie ans Ende des dritten, und er nennt die griechische Erzählung eine alexandrinische Localsage, die mit anderen in Alexandria umgehenden Sagen über Alexander von einem sehr mittelmäßig gebildeten Laien aus mündlichen Mittheilungen zu einem ungeschickten Ganzen vereinigt und später von einem Griechen verbessert sei. Nach Osten[217]) und Westen hin trieb nun dieser Stamm ägyptisch-griechischer Sage seine ungeheuer verzweigten Aeste. Das Werk ging im 5. Jahrhundert in armenische Uebersetzung über; die christlichen Morgenländer, jüdische Schriftsteller, einzelne Araber wie Abul Faradsch verbreiteten die Alexandersage des falschen Kallisthenes. Aus anderen, immerhin verwandten alexandrinischen Quellen scheint dann Abu Thaher von Tartessus geschöpft zu haben, und aus ihm, oder wieder aus anderen immer dorther geleiteten Kanälen zogen die Firdusi, Masudi, Nisami u. A. ihre Alexandergeschichten, wo dann in allen die Hauptzüge der ägyptischen Sage unter einzelnen Abweichungen wiederkehren. Wesentlich eigenthümlich ist dem Oriente nur die Verschmelzung Alexanders mit dem mythischen „Zweigehörnten", dem Dhul Karnin des Koran, dem Erbauer des Walls gegen Gog und Magog; eine Identität, welche die geschichtkundigeren Araber, wie Abulfeda, selbst in Abrede stellen. Neben diesen Verästungen der morgenländischen Sage trieb dann derselbe Sagenstamm auch im Abendlande zunächst zwei Hauptzweige lateinischer Abfassung: in der Uebersetzung des Julius Valerius aus dem 4. Jahrh., der von Angelo Mai (1817) herausgegeben wurde, und in dem liber de preliis,

---

216) Im 2. Bande seines Lambrecht'schen Alexander.

217) Vgl. über das Einzelne: Fr. Spiegel, die Alexandersage bei den Orientalen. Leipzig 1851.

das erst aus verderbten und abweichenden Drucken und Handschriften in seine ächte Gestalt hergestellt werden muß, in der es theilweise in Ekkard's († 1229) cronica universalis aufgenommen ist. Dies Buch ist vom Presbyter Leo, der in der Mitte des 10. Jahrh. den griechischen Text in Konstantinopel fand, zu Rom oder Neapel lateinisch bearbeitet worden[218]). Dies ist nun die augenscheinliche Hauptquelle des Alexandergedichtes von unserem Pfaffen Lambrecht[219]), in dem man oft, und in den einzelsten Zügen noch bis auf den griechischen Text zurückblickt[220]). Lambrecht hatte Leo's lateinisches Werk zur Hand, obgleich er nach seiner Angabe zunächst ein französisches Gedicht als seine eigentliche Quelle nennt. Es ist von Alberich von Besançon, einem Dichter, von dem sonst nichts bekannt ist, als daß er (zwei verschiedene Dinge in einer Feder!) auch den Stoff des Daniel von Blumenthal dem Stricker geliefert[221]). Der verschiedenartige Bau des Gedichtes in einen mehr historischen und einen romantischen Theil, die Einkleidung dieses letzteren in Briefform, die ganze Folge der Begebenheiten in dem ersteren, in Lambrechts und ohne Zweifel auch in Alberichs Gedicht, ist aus Leo's Werke entnommen. Nur die poetische Ausführung der Schlachten gehört den Vulgardichtern selbst; Einzelnes wie die Schlacht am Granicus, die Belagerung von Tyrus, die kritische Bekämpfung entstellender Fabeln[222]) muß Alberich aus besseren historischen Quellen hinzugefügt haben. Der

---

218) Diesen Leo nennt Rudolf in seinem Alexander unter seinen Gewährsmännern. München besitzt eine Handschrift seines Werkes, aus dem 12. Jahrh., in der die näheren Umstände der Abfassung angegeben sind. Wir hoffen, daß Zacher das Werk Leo's und den Alexander des Rudolf von Ems, mit seinen Untersuchungen ausgestattet, herausgeben wird.

219) In Maßmanns Denkmälern deutscher Sprache und Literatur. 1828. Wiederholt in seinen Gedichten des 12. Jahrhunderts. Meine Citate sind aus der ersten Ausgabe. Die neueste Ausgabe mit Uebersetzung in: H. Weismann, Alexander vom Pfaffen Lambrecht. Frankf. 1850.

220) Vgl. A. Philippi, sur l' origine de l' Alexandreide du Clerc Lambert. Düsseldorf 1846.

221) Ich weiß nicht, woher Wackernagel hat, er sei Mönch zu Clugny gewesen, um 1138.

222) Gleich im Anfange eifert Lambrecht trefflich gegen die schmutzige Geschichte von Nectanebus und Alexanders Geburt:

Noch sprechint manige lugenêre, daz eins goukelêres sun wêre,
Alexander, dar ih û von sagen: si liegent alse bôse zagen,
alle di is ie gedâchten, wande er was rechte kunincslahte.
sulhe lugenmêre sulen sîn unmêre
iegelîchen frumen man.

Ursprung anderer Stücke, wie die Erzählung von den Mädchenblumen, liegt noch im Dunkeln. Auch die Reise in das Paradies ist anderswoher (iter ad paradisum) eingeschoben, so wie die ganze christlich orientalische Wendung am Schlusse und die salomonische Färbung, die Alberichs Zuthat ist, nichts mit der heidnisch gehaltenen lateinischen Quelle zu thun hat. Alles was sonst von Alexandergedichten in England, in Frankreich, in Spanien und Deutschland bekannt ist, weicht mehr oder weniger gerade von diesem Zweige der Sage ab, den die beiden, der französische und deutsche Dichter ergriffen; von dem Geiste ihrer Dichtung aber ist nirgends eine Ahnung. Nicht lange vor dem Ende des 12. Jahrh. hatte die Sage eine ganz andere Gestalt durch Walthers von Lille (von Chatillon, Castiglione) lateinische Bearbeitung erhalten, der den Curtius zum Faden nahm, wie wir im Ulrich von Eschenbach sehen können, der ihm genau folgt, und dies lateinische Werk, aus dem man stellenweise den Text des Curtius selber erläutern kann, erhielt ein solches Ansehn, daß man es in den Schulen den Klassikern vorzog. Das älteste, uns erhaltene, französische Alexanderlied (aus dem 12. Jahrh. aber jünger als unser Lambrecht) ist auch von einem Pfaffen Lambert li Tors oder Cors (dem Krummen oder Kurzen) begonnen und von Alexander von Bernay, mit dem Zunamen von Paris, fortgesetzt[223]) (der doch schwerlich derselbe gleichnamige Dichter ist, der den Athis und Prophilias schrieb, die Geschichte einer aufopfernden Freundschaft, die mit dem Inhalte von Amicus und Analius Aehnlichkeit hat, und die uns bruchstückweise auch in einer deutschen Uebersetzung, aus dem Anfang des 12. Jahrh., erhalten ist[224]). Das französische Gedicht folgt wieder einer anderen lateinischen Quelle[225]); es ist bei vielfach gemeinsamem Inhalte in Gang und Geist von dem des Lambrecht ganz verschieden; die Veröffentlichung des breiten und peinlichen Werkes muß den Werth des rohen, aber geistvollen Liedes unseres deutschen Dichters erst recht ins Licht stellen. Mehr nach selbständiger Quellenwahl ist das spanische Gedicht des Juan Lorenzo Segura de Astorga verfaßt[226]), der die französische Arbeit des Lambert schon kennt. Der flandrische Alexander, den man dem Jakob von Maerlant zuschreibt, leitet sich alsdann (nach Zacher) in zweiter oder dritter

---

223) Herausgegeben von Michelant, leider nicht nach der ältesten Handschrift, für den literarischen Verein in Stuttgart 1846.

224) Hrsg. v. W. Grimm, Berlin 1846. 4.

225) Dem Alexander de proeliis, oder vita, actus et obitus Alexandri, zuerst in Utrecht 1493 gedruckt.

226) In der colleccion von Sanchez.

Linie aus dem Werke des J. Valerius, aus dessen Epitomator und dem Vincentius von Beauvais her. Alle diese Alexandergedichte weichen aber gerade in den eigenthümlichen Schönheiten und besonders in dem Sinne, der Auffassung und dem Geiste von dem unseres Lambrecht ab, einem der schönsten Schätze der ganzen mittelalterlichen Poesie. Es ist das Werk eines Dichters, den zwar Rudolf von Ems in seiner Alexandreis gewaltig hochmüthig ansieht[227]), ohne daß er selbst werth wäre, ihm nur die Schuhriemen zu lösen; Lambrecht steht vielmehr so hoch über Rudolf, als dessen Werk wieder den späteren Alexander von Ulrich von Eschenbach und dieser den von Seifried übertrifft. Wäre uns selbst die Alexandriade des Berchtold von Herboldsheim[228]) bekannt, die Rudolf von Ems ein geschicktes und wohlgesprochenes Werk nennt, und die Mähre, die Rudolf's Freund Bitterolf[229]) (Alexander V. 15677.) von dem Wundermanne gedichtet hatte, wir würden schwerlich etwas Besseres oder nur etwas Gleiches an ihnen besitzen. Die damalige Zeit war überhaupt kaum fähig, sich geistig höher zu erheben. Denn Lambrecht scheint an die größten Ideen zu reichen oder sie vielmehr zu eröffnen, deren sich damals Menschen und Dichter bemächtigt, für die sie sich begeistert haben, und an wahrhaft dichterischem Genius dürfen sich nur ganz Wenige neben ihn stellen, so schlicht und einfach, ja selbst roh und ungeschlacht er sich in formaler Hinsicht neben einem Wolfram oder Gottfried ausnimmt.

Es ist von Lambrechts Gedichte ein Bruchstück in rein oberdeutscher Mundart erhalten, in der Vorauer Handschrift, die von Diemer herausgegeben ist; es ergänzt sehr willkommen eine Lücke in der sonst vollständigen Straßburger Handschrift, die einen nach Sprache und Vers besseren Text in niederrheinischer Mundart (um 1187) enthält. Es ist noch streitig und kann mit völliger Sicherheit aus der Vergleichung des kleinen Vorauer Bruchstücks vielleicht kaum ausgemacht werden, ob dieser oberdeutsche Text eine Verderbniß des ächten in der Straßburger Handschrift ist, oder dieser eine Ueberarbeitung von jenem. Das Vorauer Bruchstück

---

227) Er sagt in seinem Alexander, V. 15673.

Ez hât ouch nâch den alten siten
stampflich, niht wol besniten,
ein Lampreht getihtet,
von welsche in tiutsche berihtet.

228) Er war Dienstmann Bertholds VI., des letzten Herzogs von Zähringen, der 1218 starb. Vgl. Haupt's Zeitschr. 6, 157.

229) Altdeutsches Museum I. p. 137 und 138.

ſt in allen formellen Dingen um eine große Stufe roher und herber, als er niederrheiniſche Text; es bewegt ſich freilich gerade nur in jenen Theilen, wo auch dieſer weit am trockenſten iſt. Was wir im Folgenden über das Gedicht ſagen, kann ſich natürlich nur auf die vollſtändige Arbeit beziehen; wir reden aber davon wie von Lambrechts eigenem Werke, deſſen Stoff ſie in jedem Falle unverſehrt enthält. In dem Dichter erkennen wir bald einen Mann, der von dem herrlichſten Ernſt der Geſinnung erfüllt iſt. Er beginnt in einfachem Vortrage, ohne eine Einleitung der Art, wie ſie von Veldeke an Sitte geworden, ſeine Quelle zu nennen; er verſichert ihr treu zu folgen[230]), und nirgends drängt er ſich, wie die ritterlichen Sänger der nächſten Zeit, mit ſeiner Perſönlichkeit läſtig in die Erzählung ein. Mit Salomons Buch vor Augen, dichtete ſein wälſcher Gewährsmann Alberich ſeinen Alexander, im Gedanken an der Welt Eitelkeit, und in dieſem Gedanken dichtet auch er[231]). Auf der Schwelle, beim Eintritt gewinnt die ſchlichte Art des Mannes und der Ton runder Geradheit, herzlicher Innigkeit und Kraft; die trockene Darſtellungsweiſe entſpricht dem: es iſt, als ob der Mann nichts gelten wolle durch ſich, ſondern nur durch ſeine Sache. Seine Trockenheit iſt übrigens weit verſchieden von der eines Zazichoven, ſogar von der der Nibelungen, Alles iſt dabei Wärme, Gefühl, innerer Drang und Fülle, und in den ſpätern Theilen des Gedichtes ſtrömt oft in wahrhaft melodiſchem Fluß ſeine Periode ungeſucht, und ohne die mühſelige Künſtelei der Hofdichter. Ohne Zwang empfangen und ohne Verrenkung wiedergegeben, ſchließt ſich der rechte Ausdruck an ſeine kernigen und geſunden Gedanken, das lebendige Wort legt ſich um ſeine Vorſtellungen und für die Bilder ſeiner Phantaſie fällt ihm die verkörpernde Rede nicht ſelten wie mühlos zu. Im erſten Theile ſeines Liedes treten dieſe Eigenſchaften nicht hervor. In allen Alexanderſagen ſind zwei Theile unterſchieden, welche die Geſchichte ſelbſt bedingte. Der erſte iſt einfach, geſchichtlich,

230) V. 13.
Elberich von Bisenzun der brâhte uns diz liet zuo.
Der hetiz in walischen getichtit, ih hân iz uns in dûtischen berihtet.
Nieman ne schuldige mih: alse daz buoch saget, sô sagen ouch ih.

231) V. 19.
Dô Älberich daz liet irhuop, dô heter einen Salemônis muot,
in wilhem gedanken Salemôn saz, dô er rehte alsus sprah
vanitatum vanitas —
dar ane gedâchte meister Älberich,
den selben gedanc haben ouch ih.

ganz in den Grenzen der Wahrscheinlichkeit gehalten, im letzten häufen sich dann die Wunder der Ferne. Gleich vorn verschmäht Lambrecht die ekle Fabel von Alexanders Geburt durch den Zauber des Nectanebus; die Zeichen aber, die sie begleiten und den Traum der Olympias, der ihr vorausgeht, führt er an. Wenn auch er seines Alexanders Jugendjahre schildert, sein Aussehen, seine rasche Entwicklung, seine Jugendbeschäftigungen, wie er reiten lernte und streiten im Sturm und der Volksschlacht, mit dem Schild sich zu decken und die Lanze zu führen, wie er in Sprachen und Musik unterrichtet ward, damit er von sich selbst den Sang erheben könne, wie er gelehrt wird zu Dinge zu sitzen, Recht und Unrecht zu kennen und das Landrecht zu bescheiden, wie er aus Wahrheitsliebe einem lügenhaften Lehrer den Hals bricht, wie er den Bucephalus bändigt u. s., so fällt gleich auf, wie geläufig noch diesem Dichter alle Zustände des wirklichen Lebens sind, wie gegenwärtig und lebendig er sie zu machen weiß, eine Kunst, die man bei den Anhängern der britischen Dichtungen vergebens sucht. Die Jugendgeschichte des Helden berichtet dann (hier tritt das Vorauer Bruchstück ergänzend ein), wie während seines Kriegszugs gegen Nicolaus von Cäsarea sein Vater sich von Olympias scheiden und mit einer Cleopatra verbinden wollte; die trotzige Einmischung Alexanders verhütet die Familienschmach. Nach einer neuen Ausfahrt hat er die Volksschmach abzuwehren, daß den Boten des Darius Zins bezahlt werde. Und wieder nach einer letzten Abwesenheit hat er die Entführung seiner Mutter, die Verwundung seines Vaters durch Pausanias zu rächen; er tödtet den verschmähten Stiefvater. Nach Philipps Tode rüstet er dann seinen Heer- und Schiffzug. Er erobert Sicilien, die Römer und Karthager unterwerfen sich ihm, er besetzt Aegypten und Palästina; dann belagert er Tyrus. Welcher Dichter des 13. Jahrhunderts hätte solche Gemälde? Ein Schiffsturm, Anstalten zum Bau von Sturmzeug, Herbeischaffen der Bäume vom Libanon, Belagerung und Erstürmung — welcher Dichter des 13. Jahrhunderts hätte dergleichen zu schildern auch nur unternommen? Hier ist die frische Lebendigkeit jener Cäsarschlacht im Annoliede, und die schönste Anlage zu einer Besonderheit der poetischen Darstellung wird hier sichtbar, deren fast völligen Verlust in der nächsten Zeit man bitter beklagen muß. Bei so viel Lebhaftigkeit solche ruhige Einfachheit; bei so ungestümer Kraft und oft selbst einer gewissen Furchtbarkeit, die an das Altnordische erinnert, so viele Sinnigkeit; bei so viel Gesundheit diese schöne Frömmigkeit; bei so viel Frische diese gleichmäßige Wärme — man würde sich betroffen fragen, ob man ein deutsches Gedicht aus dem 12.

zundert, das Gedicht eines Priesters vor sich hätte, wenn nicht die
etät, die Dürftigkeit des Ausdrucks und die große Einfalt der
che unserer Wärme Einhalt thäte, obgleich man auch hier bewun=
muß, daß die stehenden Redensarten des Volksgesangs wie der
ichter, die Geschwätzigkeit der letzteren und die stammelnde Rede des
en gleichmäßig mangeln. Von gleicher Anschaulichkeit ist die
acht am Granicus, die hier an den Eufrat verlegt ist, der nächste
nstand von Bedeutung außer des Darius spöttischen Geschenken an
nder, zu dem die Erzählung übergeht, indem die Ordnung der Be=
heiten vielfach umgekehrt ist. In einem wunderlichen Durcheinan=
olgt Alexanders Zug nach Griechenland, wo seine Mutter Olympias
lag; unterwegs sein Kampf mit des Darius Herzog Amenta;
er Rückkehr nach Asien, Einnahme von Abdirus, Verbrennung von
en, der Zug nach Corinth, Athen und Lakedämon, das nach einer
gerung um Friede bittet. Dann Alexanders Bad und seine Krank=
sein Marsch über den Eufrat, ein Mordversuch auf ihn, eine neue
acht, in der er kämpft „wie ein zorniger Bär, den die Hunde bestehn,
eine Wuth kühlt an Allem was seine Klauen erreichen," und wo er
us Weib und Mutter gefangen nimmt. Darius schreibt ihm (dies
s der lateinischen Quelle des liber de preliis) in einem Briefe im
der Verzweiflung und dankt ihm nicht die gute Behandlung; und
etzt entschädigen für die große Nüchternheit, die mitunter in diesen
ien herrschte, die schönsten Züge psychologischer Beobachtung, die
nit einem Bewußtsein von dem Dichter behandelt werden, und da=
ch auf Seelenzustände beziehen, die unseren Rittersängern sonst ganz
sind. Alexander antwortet ihm zurück: um seiner eignen Mutter
n, aus Liebe zu der er allen Frauen gerne diene, habe er seine Gat=
wohl behandelt, um seines Dankes willen habe er es nicht gethan;
Wendung, die eine andere in dem ähnlich großen Sinne gedachte
ateinischen Quelle ersetzt, und eine so eigenthümlich deutsche, daß sie
brechts Eigenthum scheint. Nun folgt nach einigen unbedeutenden
gängen, auch nachdem Alexander verkleidet ins feindliche Lager ge=
en, die dritte Schlacht gegen eine ungeheure Uebermacht, von der
Rückkehrende seinem Heere sagt, „nicht schadete ein Heer von Fliegen
en wenigen Wespen." Die Heere nahen sich wie brüllende Meere,
Geschosse fliegen von beiden Seiten dicht wie der Schnee, die Heer=
er tönen, Alexander auf dem Bucephalus eröffnet den Streit und
hnt seine Getreuen. Jetzt kamen sie zusammen: wer sah je zwei so
iche Schaaren? Da war mancher Mutter Kind, das zu Schaden

kam, weit überdeckt ward das Feld mit Todten, sie schlugen und stachen, daß die Schäfte zerbrachen, dann griffen die Recken zu den scharfen Schwertern und fochten mit Grimm. Alle Volksschlachten und Stürme und Streite, die Darius bisher gefochten, vergleichen sich diesem nicht; daß je von Darius Zins verlangt ward, das reute hier manchen in der Fahrt, denn mancher Lebensfrohe schwamm hier im Blute. Der Sturm war grimmig und hart, mancher Helm und Panzer und Schild ward durchstochen und zerhauen, und der gewaltige Perser sah jammernd seine Helden auf dem Wahlplatz beflossen mit Blute und erdrückt und ertränkt, und er war der Erste zur Flucht. Als die Kunde über Persien kam, ward großer Jammer. Mancher hatte seinen Freund, der Vater sein Kind, die Mutter den Sohn, die Verlobte den Geliebten zu beklagen. Die Jungen an den Straßen, wo sie zu Spiel versammelt waren, beweinten ihre Verwandten und Herren; die Kinder weinten der Spur nach und legten ihre Freude ab. Mond und Sonne verwandelten ihr Licht und wandten sich ab von dem Mord, der da geschehen war. Darius kam in seinen Saal, um ihn weinten klagend seine Leute, er warf sich auf das Estrich nieder und jammerte, daß er noch lebe, und klagte das wankende Glück an, das seine Herrlichkeit durch den Einen Mann zertrümmert hatte, das den Reichen zum Spiel hat und den, der fest saß, niederfällt. — Wohin kam diese Fülle an Gedanken, an Bildern, an menschlichen allgemeinen Gefühlen bei den späteren Dichtern? wohin dieser antike Sinn der Unparteilichkeit, mit dem dieser Mann von Mißfallen an des Persers Hochmuth zum Mitleid mit seinem Unglück und seinem im Unglück sich veredelnden Charakter hinreißt, eben wie er auch weit entfernt ist von der blinden Bewunderung für seinen wunderbaren Helden? Wohin diese Theilnahme, diese Menschlichkeit, die das Auge auf Allem, auf allen Ständen, auf der ganzen Volksmasse hat und nicht blos an den Einen vergeudet, für den jene Sänger, wie sie gewöhnlich sind, einzig Herz zu haben scheinen? Darius schreibt jetzt Alexandern nachgiebig. Der Blick, den hier der Dichter wieder in die innere Natur thut, ist so vortrefflich wie der Ton, mit dem er den würdevollen Unglücklichen den früheren Ausdruck seines Uebermuths in Demuth umwandeln läßt, so daß sein Selbstgefühl immer noch vorblickt. Er mahnt den Sieger, sich seines Glückes nicht zu überheben; er erinnert ihn an seine eigene Gewalt, und ob er wohl früher einem hätte glauben mögen, der ihm solch ein Geschick geweissagt? Nun gehe es ihm nahe, den Spott der Weiber dulden zu müssen! Dies sind in der That die Gesinnungen des ächtesten Alterthums; ihre Reinheit ist bewundernswerth; und möchten hier die latei-

nischen oder französischen Quellen unserem Lambrecht noch so vieles entgegen gebracht haben: daß er diese eigenthümlichen, seiner Zeit ganz fremden Vorstellungen und Züge so treu bewahrt, mit einer Wahrheit aufgefaßt und mit einer Sicherheit ausgesprochen hat, die ein Zeugniß für sein inneres Verständniß derselben ist, dies ist nicht minder außerordentlich. Man muß nur beachten, wie ein Veldeke alles eigenthümlich Große im Virgil und ein Albrecht von Halberstadt im Ovid bis auf die letzte Spur vertilgt und verlöscht hat, um zu begreifen, welcher Kopf dazu gehörte, in jenen Zeiten dieses Gedicht auch nur so zu übersetzen. Vor den weichen, zarten, schwimmenden Gefühlen dieser Späteren muß jedes Große, jedes Einfache verschwinden, jeder Laut der Natur verstummen. Hier hallt er, falls er auch nicht frei hätte aus des Deutschen Brust quellen können, doch voll darin nach. Wer der damaligen Dichter hätte den Sinn für jene erhabene Wendung in Alexanders Antwort gehabt: er wundere sich, daß ihm Darius zur Zeit noch Anerbietungen mache, da er selbst weit mehr zu geben habe als er. Nun gelte es Kampf um Alles oder um Nichts! Und wenn hernach Darius an Porus um Hülfe schreibt, wenn er ihm ergriffen, innig, in Verzweiflung, mit erschreckender Aufrichtigkeit seine ganze Noth vorhält, so ist es vortrefflich, wie dabei der königliche Ton gehalten und der Herrscherwürde nichts vergeben wird, und wenige der damaligen Poeten hätten so etwas nur nachmachen können, die Allerbesten kaum ausgenommen. Wenn der Flehende dabei von dem Gedanken ausgeht, dem Porus ans Herz zu legen, daß der ächte Freund in der Noth geprüft werde, und er dazwischen denselben Mann, zu dessen groser Gesinnung er jetzt redet, im andern Augenblick mit dem Versprechen von Sklavinnen und von Alexanders Waffen und Roß zu gewinnen sucht, in der Angst ja nichts zu versäumen, was dieser letzten Hülfe Hoffnung in ihm erhalten könnte, wer erstaunt nicht über diese Seelenkenntniß und fragt sich betroffen, ob selbst dem Gottfried von Straßburg dergleichen so geläufig gewesen wäre? Als nachher Darius ermordet wird und Alexander bei dem Sterbenden erscheint, beklagt er ihn im Ton der Männlichkeit. Alle Bearbeiter der Sage haben sich hier gefallen, die edelmüthige Aeußerung Alexanders, daß, wenn er ihn erhalten könne, er ihm sein Reich zurückgeben würde, auszumalen; hier wird sie kurz ausgestoßen, wie man so etwas spricht, dagegen fragt der Sieger hier ernstlich nach den Mördern und darin erkennt Lambrecht die königliche Gesinnung. Auf dem Zuge gegen Porus schon wollen Alexanders Leute nicht weiter; er spricht zu ihnen, und hier scheinen jene trefflichen Reden in Indien und in Babylon, die bei Arrian

sind, verschmolzen zu sein. Welch eine jammervolle Gestalt haben diese Reden bei allen Bearbeitern der Alexandersage im Mittelalter, wo die Zwergnatur der träumerischen Dichter recht klar wird neben dem Riesen, der in des Lebens Mühen selbst den Zweck des Lebens setzt. Aber hier sind sie durchglüht noch von dem Geiste, der sie ursprünglich eingab, hier ist ganz der unruhige Strebsinn ohne Schwanken, hier das Selbstgefühl, der Trotz in das Angesicht der Aufwiegler, die Verachtung der Heimwehmänner; hier ist es kein Räthsel, wenn diese Worte auch jene Wirkung hervorbringen, ähnlich wie sie die Geschichte schildert: daß die Getroffenen bleich und roth werden, ihre Schuld gestehen und nach wiedererlangter Huld aufspringen und singen und die Fahnen aufbinden. Wenn der Dichter hernach in Porus' Heer die Elephanten beschreibt, so spricht uns die Wahrheitsliebe und die Naivetät, mit der er zwischen Richtiges Fabelhaftes mischt, so rührend komisch an, wie im Herodot, wenn er Indiens und Arabiens Naturwunder aufdeckt. Die Schlacht mit Porus folgt. In dessen Aufmunterung an sein Heer spricht sich Vaterlandsliebe aus und Rachetrieb für Darius' Tod, und Sinn für Ruhm bei den Nachkommen und den Verwandten zu Hause. So menschliche, so gewöhnliche Leidenschaften, die sogar in einem kriegerischen Zeitalter die fast einzig herrschenden sein sollten, wo wären sie bei unsern Sängern zu finden, als eben hier? Im Zweikampf schlägt Alexander den Porus; wenige höchst lebendige Verse, die wieder ihrer ganzen Färbung nach wesentlich deutschen Ursprungs sind: Sie zuckten die Schwerter, sie sprangen zusammen, die Schwerter klangen an ihren Händen, da sie sich hieben wie die wilden Schweine, der Stahlschall war groß, das Feuer blitzte überall, da sie den Schildrand zerhieben — als ob man in das Hildebrandlied zurückversetzt wäre, so einfach lebendig ist die Schilderung. Jetzt erst folgt der Volkskampf; mit Grimm stößt die Menge zusammen, die grünen Wiesen röthen sich, kein Helm besteht vor Alexander, manche Furche füllt sich roth mit Blut und es häufen sich die Leichen. In so gleichmäßiger Kraft schildert der Dichter bis hierhin den Lauf von Alexanders Siegen, und in einer Lebendigkeit, wie sie wohl andere Gedichte an einzelnen Stellen, nur dieses aber in so stetem Zuge besitzt. Es ist der Eindruck einer kernfesten Männernatur, den wir davon tragen, der uns hebt und kräftigt, während uns alle mittelaltrigen deutschen Dichtungen fast ohne Ausnahme erschlaffen.

Von jetzt folgt ein zweiter, von dem bisherigen geschichtlichen Theile ganz verschiedener Abschnitt in unserem Gedichte; es folgt nach dem Zuge ins Land der Skythen der weitere Zug bis ans Ende der Welt und die

efahrvolle Rückkehr von da durch die Schrecknisse der Wüsten und Wälder, was in diesen Sagen der Hauptreiz für das Mittelalter war. Da Alexander zu den äußersten Enden der Welt kommt, denkt er heim, an seine Mutter und an seinen Lehrer, und er schreibt ihnen einen Brief von Leid und Freud seiner Fahrten. Die Sehnsucht nach der Heimat, die Lambrecht in die wenigen Worte legt, mit denen er den Brief einleitet, der Ton der sanften Wehmuth, der über den Brief selbst gebreitet ist, ist aufs innigste empfunden und ausgedrückt. Auf einmal schweigt der kriegerische Sturm der Begebenheiten, und wir sehen den griechischen Helden im Rückblick auf seine Thaten nachdenklich, am Ziel seiner Bestrebungen weich wie den Achill nach Hektors Mord, den unbändigen Kriegsmann im ächthellenischen Heimweh geschmolzen, und wie gerne läßt man hier die christliche Liebe zu Mutter und Lehrer hineinspielen, die sich mit der antiken Liebe zum Vaterland so herzlich und innig berührt. Wir hören nun von den wunderbaren Geschöpfen der fremden Natur, die der Held auf seinen Reisen kennen gelernt habe, und es berührt uns wohlthätig, wenn wir durch allerhand Entstellung und Fabel doch die Wirklichkeit, wenn wir unter den sonderbaren Thiergestalten und Pflanzen das Rhinoceros, die Affen, die Palmen, den Asbest, die Kokosnüsse, die Schakals erkennen und merken, daß wir nicht ganz im Reich der Träume sind. Sie kommen an einen Wald, lösen ihre Rosse und gehen hinein. Wir fanden da, erzählt der Brief, manch schönes Mägdlein spielend auf grünem Klee zu hunderttausend und mehr. Sie spielten und sprangen, und wie sangen sie schön, daß durch den süßen Ton ich und meine Helden unser Herzeleid und alle Last und Ungemach vergaßen, das uns je geschah. Uns allen däuchte, daß uns für unser Leben Fülle und Freude genug gegeben sei. Da vergaß ich Angst und Leid, und wir Alle was uns Leides geschehn war bis an diesen Tag; mir dünkte, als ob mir Krankheit und Tod an diesem Orte nichts anhaben könne. Wie es mit den Frauen war, will ich euch sagen. Wenn der Sommer kam und es begann zu grünen und die edeln Blumen gingen auf, da waren diese herrlich zu schaun in der Pracht ihrer Farben, sie waren rund wie ein Ball und überall fest geschlossen; sie waren wunderbar groß und wenn sich die Blume oben erschloß, das merket in eurem Sinne, so waren darin Mägdlein ganz vollkommen, die da gingen und lebten und Menschensinn hatten und redeten, als ob sie etwa ein zwölfjähriges Alter hätten. So schön geschaffene Frauen an Leib und Antlitz, an blanken Armen und Händen sah ich nie; sie waren in Züchten fröhlich und lachten und sangen, daß ich so süße Stimme nie vernahm. Aber nur im Schatten

konnten sie leben, in der Sonne vergingen sie sogleich. Der Wald erschallte von der Mägdlein und Vögel süßen Stimmen, wie mochte es wonniglicher sein, spät oder früh? Ihr Leibesgewand war ihnen angewachsen, roth und schneeweiß wie der Blumen war ihre Farbe. Da wir sie zu uns gehen sahen, zog es uns lockend zu ihnen. Ich sandte sogleich nach meinem Heere, sie schlugen ihr Gezelt auf in dem Wald, wir freuten uns mit Jubel der seltsamen Bräute, und hatten mehr Wonne, als je seit wir geboren waren. Weh, aber wie bald verloren wir das große Behagen. Drei Monate währte es und zwölf Tage, daß ich und meine wackern Helden im grünen Walde und bei der schönen Aue weilten und mit den Frauen in Lust und Freude lebten. Da geschah uns großer Jammer, den ich nie sattsam beklagen kann. Da die Zeit vollging, zerging unsere Freude; die Blumen gar verdarben, und hin starben die schönen Frauen. Die Bäume ließen ihr Laub und die Brunnen ihr Fließen und die Vögel ihr Singen. Unfreude begann mein Herz zu zwingen mit mannichfaltigem Schmerze, da ich täglich die schönen Frauen sterben, die Blumen verderben sah. Da schied ich weg mit meinen Mannen mit schwermüthigem Herzen. — Wenn irgend etwas in Worten und Ausdrücken, in inniger warmer Empfindung an Odysseus' von Wehmuth überzogene, von Sehnsucht durchbrochene, von schwankender Erinnerung an vergangene Seligkeit und Jammer begleitete Erzählung reicht, die so wunderbar die Stimmung der Seele trifft, in welcher der Herumgefahrene Last und Lust der Reise überdenkt, oder wenn irgend eine Dichtung die reinste Unschuld athmet und die naiveste Gläubigkeit einer schönen, geregelten und reichen Phantasie ausspricht und bei der wunderbarsten Welt, die sie öffnet, den gesündesten Sinn bewahrt, so ist es diese unbeschreiblich liebliche Erzählung, die an Indien und die Nymphäen der Natur und der Mythologie erinnert und in der freilich gegen andere Theile des Gedichtes gehalten die Anmuth der Darstellung außerordentlich vorsticht. Nach manchen anderen Abenteuern kommt Alexander an der Welt Ende, wo der Himmel sich umdreht wie um die Achse das Rad. Dann gelangt er zum Land der Candace, die schon früher sich durch einen Maler sein Bild verschafft hatte. Ihr Sohn Candaulus kommt ins Heer, und bittet den Ptolemäus um Hülfe, ein Feind habe ihm sein Weib gestohlen. Ptolemäus spielt auf Alexanders Geheiß die Rolle des Königs und er selbst die des Antigonus. Sie unterstützen den Prinzen, und kommen dann durch ein Land mit wunderbarem Gethier in den Feen-Palast der Candace, dessen Herrlichkeit vortrefflich geschildert wird. Es ist eine zweite Kalypso oder Kirke, in deren Bereich der Held kommt, und

Wundergärten und blendende Kunstwerke empfangen ihn. Candace erkennt ihn aus ihrem Bilde, sie schreckt ihn, nun sei er ihr Gefangener, der stolze Welteroberer. Zornig kehrt er sich ab: wenn er ein Schwert hätte, würde er sie zu Tode schlagen. Sie tröstet ihn, um Candaulus willen wolle sie ihn erhalten und wie Kirke versöhnt sie ihn nach der Gefahr; mit Ruhe und der Unschuld des achäischen Sängers führt Lambrecht darüber weg, so unähnlich als möglich allen folgenden Sängern. Wie die Kirke den Odysseus in die Unterwelt sendet, sein Schicksal zu erfragen, so auch Candace den Alexander zu einer Grotte in eine Gesellschaft von Göttern, die er um seinen Tod befragt, und deren Einer ihm so viel sagt, daß er in seiner Stadt Alexandria werde begraben werden. Nach wenigem Weiteren, was auf die Abreise von der Candace folgt, endete Alexanders Brief.

Es wird kaum etwas in der poetischen Literatur sein, was den Abenteuern des Odysseus so nahe kommt, wie diese Episode, wenn man nur von dem blühenden Vortrag des Griechen absieht, und den Anspruch auf die plastische Gruppirung des Homer gegen den auf ein romantisches Gemälde neuerer Dichtung hingibt. Die Farbe der Unschuld, der Ton der Einfalt, die eigne Mischung von wirklicher und wunderbarer Welt, der gleichsam historische oder wirkliche Boden, der hier den Wundern unterliegt, und der diese Feenreiche fast von allem Aehnlichen im Mittelalter eben so wie jene Episode der Odyssee unterscheidet, dazu der Ton des entfernten Erzählers, die Sehnsucht nach der Heimat, dem Lande der Einfachheit und Alltäglichkeit trotz aller Wunder der Fremde, dies Alles berührt sich weit inniger, als die Züge, die in dem letzten Theile offenbar aus der Odyssee entlehnt sind; dies Alles macht den Eindruck beider Dichtungen durchweg vollkommen gleich. Dazu kommt die Wendung, die schon den älteren Quellen gehört, das Alles in einen Brief einzukleiden. Jeder verständige Dichter hat sich stets versucht gefühlt, die Wunder seiner poetischen Welt irgendwie nicht allein der Phantasie lieb, sondern auch dem Verstande ergreiflich zu machen. So hat Ariost Ironie eingemischt und in seiner Alcine die Allegorie angedeutet, wie sie Homer nahe gelegt hat in seiner Kirke; er lenkt oft vom dichterischen Genuß des Einzelnen ab, indem er den Verstand mit großen psychologischen Fragen beschäftigt. So, wenn uns in der Jugend ein liebgewonnenes Mährchen geschichtlich zu deuten gelingt, freut es uns doppelt, daß es in der Wirklichkeit bestehen kann, wie es in der Einbildung besteht. Indem aber Homer seinen Odysseus das Unglaubliche erzählen läßt, schiebt er gleichsam die Verantwortung von sich ab, und indem er in seiner ganzen

übrigen Erzählung das Wunderbare vermeidet, gewinnt jener Wink des Alkinoos eine Bedeutung, der des Odysseus Erzählung mit dem Vortrag des Sängers vergleicht. Derselbe Kunstgriff ist nun hier, man muß gestehen in einer sehr einfachen und bequemen Weise, in dieser Briefform gebraucht. Nun mag Alexander selbst für seine Erzählung einstehen. Es ist dem Verstande eine Zuflucht gegeben; wir können den Dichter nicht unmittelbar fragen, wie sich dies Alles der Wirklichkeit gegenüber verhalte; es ist Aristoteles' Vorschrift gewahrt, das Alterthümliche mit Berufung auf Andere lieber, als in eigner Person zu erzählen, um den Schein der Erzählung wunderbarer Dinge zu vermindern. Auch in Lambrechts übriger Erzählung ist das Wunderbare in ähnlichem Verhältnisse vermieden und nur im Schlusse nicht, wo es wieder heraustritt, und zwar um dem epischen Plane des Gedichtes zu dienen, den der Dichter so schlicht ausführt, wie er in allem ist, was er thut und sagt.

Am Ende seiner Kämpfe mit Darius und Porus führt Lambrecht den Alexander zu den Skythen. Sie beschicken den König und lassen ihm sagen, bei ihnen sei nichts zu holen und wenig Ruhm zu erjagen. Alexander gibt ihnen Friede und befragt sie um ihre Lebensweise, ihre Sitten, ihre Begräbnisse. Nichts, sagen sie, hätten sie zu verlieren; Wohnung und Grab sei ihnen allezeit zur Hand, sie hätten nicht die eine noch das andere, im Leben und Tode hätten sie den Trost, daß sie der Himmel bedecke. „Da fragte er sie nicht weiter." Es ist der Alexander, der vor der Tonne des Diogenes auch ihn bewundert und der von zwei Dingen nur Eines will, entweder die Welt verachten oder besitzen. Der Skythe von Alexander aufgefordert, ihn um etwas zu bitten, verlangt von ihm, daß er sie unsterblich mache. Als Alexander sich mit seinem menschlichen Unvermögen entschuldigt, fragt ihn jener: warum denn, da er ein Sterblicher sei wie sie, er die Welt so in Bewegung setze und nicht Mäßigung lernte, die in allen Dingen gezieme? Auch in allen anderen Bearbeitungen der Alexandersage im Mittelalter wird dem Helden diese Frage gestellt und die guten christlichen Dichter lassen ihn dann beschämt wie einen armen Sünder abziehen; aber hier erhebt er sich in seiner ganzen Größe, der echte Sohn des hellenischen Volks, der die Beschaulichkeit und die Beschränkung achten kann, aber nicht üben, der mönchischen Sinn gewähren läßt, aber nicht herrschen, der von den Pflegern eines rückgezogenen bescheidenen, bedarflosen und regungslosen Lebens eine Warnung, aber keine Belehrung annimmt, und er weist sie von sich mit den vortrefflichen Worten: Uns ist von der höchsten Gewalt eingepflanzt, zu üben, welche Kraft wir erhalten haben! Das Meer ist dem

Winde gegeben, es aufzuwühlen! Dieweil ich Leben habe und meiner Sinne Meister bin, muß ich etwas beginnen, was mir wohl thut. Was sollte uns das Leben, wenn euren Sinn Alle theilten, die in der Welt sind? — Als nun aber der Eroberer an das Ende der Welt gelangt ist und alle die Drangsale überstanden hat, die sein Brief uns erzählte, jetzt dünkte ihm noch nicht der Macht genug zu sein, und er will auch das Paradies haben und Zins von den englischen Chören! „Hie muget ir tumpheit hören!“ ruft der Dichter; und doch! selbst jetzt versteht er, was die Sage mit dieser Geschichte will, innigst, oder er richtet sie sich zu seinen Zwecken zu; und obgleich in seinem Gedichte manchmal der gelehrte Geistliche heraussieht, der befangene Christ blickt an dieser gefährlichen Stelle nirgends heraus! Der Held hört den Rath der Alten und Jungen, jene rathen ihm ab, diese zu; der letzteren Rath däucht ihm gut. In Arbeit kam darum der tobende Wütherich, ruft der Dichter wieder, seine alte Kraft hervorrufend, der der Hölle gleich war, dem Abgrund, der nie gefüllt wird, der unersättlichen Höhle, die weder nun noch nie sprach: Dies ist was ich nicht mag! Ein Zug unter den Schrecknissen der Hölle, durch Gewürme und scheußliche Thiere, unter Donner und Blitz führt das Heer zum Eufrat, der aus dem Paradiese fließt, und sie sahen den Tod überall vor sich. Sie kommen endlich an eine Mauer und an ein Thor, schlagen und poltern daran, aber die Schaaren der Engel darin beachten sie nicht. Ein Alter endlich fragt sie, was sie wollten? Ihr Singen sollten die da inne lassen und Alexandern Zins bezahlen. Der Alte aber läßt den König zur Demuth und Bekehrung warnen und gibt den Kriegsleuten einen Stein mit. Den Helden trifft das Gewissen, und von der inneren Stimme nimmt er die Lehre an, die er von Müßiggängern nicht annehmen wollte. Den Stein deutet ihm ein alter Jude[232]); er zeigt ihm, daß er die Gabe habe, eine große Last aufzuwiegen, und doch seinerseits von einer Feder und ein bischen Erde aufgewogen werde. Er lehrt ihn, sich nicht thöricht zu überheben; in Gierigkeit und Unersättlichkeit liege die Hölle; sie mache Abends und Morgens in Sorgen leben, wie stets mehr zu erringen sei; der Gierige sei der nimmersatte Schlund der Hölle. Dem Stein gleiche der Mann, der wohl eine Last aufzuheben vermochte; doch sei es unweise gewesen,

232) Die Allegorie ist in dem lat. iter ad paradisum (Cod. reg. Paris. 8519. fol. 49—56) durchsichtiger. Der Stein ist dort einem menschlichen Auge ähnlich und wiegt, in dieser Gestalt ein Sinnbild des Lebens, eine Masse Goldes auf, dann aber wird er mit etwas Erde bedeckt und so von einer Feder aufgewogen.

zu wähnen, daß das Paradies zu erfechten sei. Gott aber habe ihn besonders seine Wunder schauen lassen. Sterblich sei der Mensch und an Flüchtigkeit gleiche er der Feder, und mit Staub und Erde werde er gemischt, und diese seine Schwachheit wiege alle menschliche Wunderthaten wieder auf. Zu Gott solle er sich fürderhin wenden, der ihm Gnade und Weisheit, Ehre und Reichthum gegeben. Was helfe ihm alle seine Macht? gemischt zur Erde müsse er werden; an Güte soll er sein Gemüth kehren, daß, wenn ihn der Tod greife, Gott ihn aufnehme in sein Reich. — Alexander entließ den Alten in Ehre, und gedachte seiner Lehre hinfort; er wandelte seine Sitte, er ehrte die Menschen mehr als vorher, er pflegte guter Mäßigung, ließ Kampf und Habsucht sinken und berichtete sein Reich herrlich durch 12 Jahre. Seinen Tod erwähnt der Dichter nur mit einem Worte: „Da ward ihm vergeben." Von Allem, was er je besaß, blieben ihm sieben Fuß Erde, wie dem ärmsten Manne, der je zur Welt gekommen.

Wenn es wahr ist, daß Alexander nicht ein Eroberer gemeiner Art war, daß seine riesenhaften Plane in einem großen Verbande mit seines großen Lehrers Bestrebungen standen, wenn es wahr ist, daß das Alterthum groß geworden ist durch sein Vertrauen auf menschliche Kraft und im äußeren Leben, während die neuere christliche Zeit groß ward durch das innere Leben, das sie erschloß; wenn es wahr ist, daß das Alterthum aus eben jener Eigenschaft in Selbstsucht eben so leicht fallen mußte, wie die christliche Zeit aus eben dieser in Erschlaffung und Thatlosigkeit; wenn es wahr ist, daß Alexander den Uebergang von alter zu neuer Zeit, von jenem zu diesem Charakter bahnte, so sehen wir auf Einen Blick die ganze Größe dieses Gedichtes. Es schildert den Charakter des Helden im ersten Theile ganz treu der Geschichte und faßt sein Wirken in dem erhabensten Sinne auf; es schildert zugleich das Alterthum und seinen Geist aufs wahrste und ist auf eine wunderbare Weise zu eben der Zeit, wo am entschiedensten gerade dieses äußerlich Thatkräftige, dieser jugendliche knabenhafte Trotz abgelegt werden sollte, noch einmal wie zum Scheidegruß als ein Denkmal den erstorbenen Ideen der alten Welt aufgepflanzt. Das Große, was der Dichter in seinem Werke dabei positiv thut, ist durch die Größe, welche in dem liegt, was er vermeidet, aufgewogen. Wir würden zu weitläufig werden, wenn wir Alles, was die Alexandersage gewöhnlich berichtete, neben den Inhalt dieses Gedichtes stellen wollten, wir werden aber bei Ulrich von Eschenbach, wo sie ihren höchsten Umfang erreicht hat, kurz hierauf zurückkommen und dort möge der Leser vergleichen, wie hier mit einer meisterhaften Sicherheit vermie-

den oder verändert ist, was in der gewöhnlichen Gestalt der Sage lag und unserem Dichter oder seinem Vorbilde meistens bekannt war. Mit dem ganzen Charakter der alten Welt, rüstiger Thatkraft und Selbstsucht, stimmte bisher der Charakter der germanischen Heldenzeit überein. Die Selbstsucht und die Gierigkeit schilderte die Thiersage von Isegrimm im zwölften Jahrhundert, nicht lange vor dieser Zeit; die ganze deutsche edlere Dichterschaar zieht gegen sie zu Felde und predigt gegen Geiz und Habgier Mäßigung, gegen Gewaltthat Milde. Darin liegt nichts Großes. Abstellen und tadeln kann jeder, aber nicht jeder aufbauen. Es drohte die alte Rüstigkeit draufzugehen unter der milden christlichen Schwärmerei: Lambrecht ehrt also diese Kraftübung männlich, nur lenkt er sie nach dem höheren Sinne der christlichen Ansichten. Wir werden sehen, daß sich an den Grundgedanken dieses Gedichtes Wolframs Parzival aufs engste anschließt. Auch Dante's Ideen liegen in der nämlichen Reihe mit Wolframs, und führen den Gedanken des Parzival eben so weiter, wie der Parzival den des Lambrecht. Dies beweist eine Verwandtschaft dieser Geister und die gemeinsame tiefe Eindringung der herrschenden Ideen jener Zeiten in alle Länder und Völker. Den Zusammenhang dieser Dichtungen hier schon darzulegen, ist noch nicht der Ort, wir kommen darauf bei dem Parzival zurück. Erst dort werden wir die Bedeutung dieses Alexandergedichts ganz übersehen.

---

5. Rolandlied vom Pfaffen Konrad.

Im Alexanderliede war das Bild des alten Heroenthums noch einmal in allem Glanze entworfen, das die ruhmvolle That um ihrer selbst willen suchte und ehrte; in Karl dem Großen ist ihm der christliche Held entgegengesetzt, der, wie wir schon oben sagten, den bestimmenden Grund zu seinen Thaten durch eine höhere Eingebung empfängt und sie zu Ehren Gottes und seiner Kirche verrichtet. Der Geist der Kreuzfahrten, der sich unter den ersten Eroberern des heiligen Landes kund gab, liegt nirgends in der deutschen Dichtung so unmittelbar und treu ausgesprochen, wie in dem Gedichte des Pfaffen Konrad von Karls des Großen Thaten in Spanien, von Ganelons Verrath und der Roncevalschlacht[233]). Die Geschichte selbst hatte den mächtigen Frankenkönig zum ersten Musterbilde

233) Ruolandes liet hrsg. v. Wilh. Grimm. 1838.

aller Kreuzfahrer, lange Jahrhunderte vor allen Kreuzfahrten, gestempelt; Dichtung und Sage thaten dann das ihrige hinzu. Schon Karls Ahnen hatten die westliche Welt vor dem ersten Eindrange der Heiden beschützt. Er selbst gab dann den Kämpfen der Gothen gegen die Mauren durch seine Eroberungen in Spanien einen neuen Nachdruck. Durch seine Verbindungen mit dem Pabste vereinte er zuerst den Heiligenschein eines alttestamentlichen Gesalbten und eines Hauptes der Christenheit mit dem Glanze eines römischen Kaisers; die ächte Ueberlieferung aus seiner eigenen Zeit verglich ihn schon wegen seiner Bauwerke und seiner Gerechtigkeit mit Salomo. Wenn ihm dieser Glanz und jene allgemeinen Verdienste um die Christenheit im Westen die Bewunderung der Mitwelt und der nächsten Folgezeit sicherten, so empfahlen ihn noch besondere Beziehungen zum Osten den späteren, kreuzritterlichen Geschlechtern. Schon zu seinen Lebzeiten war ihm von Harun al Raschid das heilige Grab untergeben worden, und die Luft hatte ihn schon angewandelt, die Schätze des Ostens mit Byzanz zu theilen. Hier hing sich die Legende an den heiligen Helden an. Bereits hundert Jahre vor den Kreuzzügen erzählt der Mönch Benedict von St. Andreas (um das Jahr 1000) in seiner rohen Chronik, daß Karl eine Brücke über das Meer geschlagen und am heiligen Grabe mit Heeresmacht einen Besuch abgestattet habe. Bald, als die ersten Kreuzprediger die Wunder des Tages verkündigten, hatte man seinen Geist aufstehen und zum Zug gegen die Ungläubigen ermahnen sehen; schon in diesen ersten Zeiten trug man sich, wie in Turpin und Tudebod zu sehen ist, mit Erzählungen von Karls Kreuzfahrt[234]) und eines der ältesten assonirenden französischen Gedichte aus dem Anfange der Kreuzzüge behandelt Karls Reise nach Jerusalem und Konstantinopel[235]). Was Wunder, wenn man bald den Zug Karls nach Spanien, der in französischen und spanischen Romanzen im Volke lebte, jetzt ins Auge faßte, seinen Kampf mit den Heiden, selbst den mit den Sachsen, in das Licht eines Kreuzkriegs, ihn selbst in die Glorie eines Gotteskämpfers, eines bewaffneten Heilands, und seine zwölf Pairs in den Glanz von gottberufenen ritterlichen Aposteln und Märtyrern stellte! wenn er kurz vor der Entstehung unseres deutschen Gedichtes heilig

---

234) Siehe Wilkens Kreuzzüge. 1. Bd. erste Beilage, und Examen de la tradition hist. touchant le voyage de Charlemagne à Jerusalem in den Mém. de l'acad. des Inscr. T. 21. p. 149.

235) Charlemagne, an anglonorman poem of the 12. century etc. ed. Francisque Michel. London 1836.

gesprochen ward! Ist er doch mit allen seinen großen Ansprüchen auf Ruhm und durch die Erinnerung an seine Macht eine Art von Allgemeinbesitz aller Völker, nicht blos in poetischem Sinne, geworden. Die Spanier zwar setzten frühe in ihren Romanzen eine nationale Feindschaft gegen ihn, denn in ihren Liedern von Bernard del Carpio theilt dieser mit Marsil den Ruhm des Sieges in Ronceval. Allein Italien kannte ihn als den Hersteller des Westreichs, die Bretagne nannte Karl Martel den ihrigen; ob Karl ein Deutscher oder Franzose von Geburt sei, stritt man von jeher. Zwischen Deutschland und Frankreich mochte ohnehin ein poetischer Austausch und ein gemeinsamer Verkehr länger gedauert haben, als wir wissen; jener Walther von Aquitanien scheint auf eine Verbindung zwischen west- und ostgothischer Sage zu deuten, wie die Thiersage im Norden vermittelt; und es ist nicht unmöglich, daß die Rolandlieder, wie die Sage von Ogier, ursprünglich auch in fränkischer Sprache gesungen worden sind[236]). Zwar mochten in Deutschland die Sachsenkriege, wie in Spanien die Eroberungen Karls, einen feindseligen Eindruck hinterlassen haben; man weiß, daß über diese Kämpfe die Sage frühzeitig thätig war, aber sie reizte nicht zur Fortbildung und ist bei uns nicht einmal zum Rahmen willkürlicher Erdichtungen gebraucht worden wie in Frankreich[237]). Dennoch aber war Karl, wie schon aus dem sprichwörtlichen Andenken hervorgeht, in dem sein Recht und seine Herrschaft blieb, in Deutschland in gutem Gedächtnisse und die Gedichte von ihm fanden bereitwillige Aufnahme. Vielerlei knüpfte sich in der Ueberlieferung an den großen Mann an; fremde Romane, wie Flos und Ruother, suchten genealogische Verbindung mit ihm; jede gute Einrichtung, deren Ursprung im Dunkel lag, ward ihm zugeschrieben, und von Karls Recht und Maaß, von seinem Lot und seinem Buche sang und erzählte die Dichtung. Jede alte und neue Lieblingsanekdote, wie in Karl und Elegast, wie in dem Meistergesange von Karls Recht[238]), wie in vielen Novellen und Fabliaux zu sehen ist, ward auf ihn zurückgeführt.

Wir vermeiden es auch hier, näher auf die Entstehung der Sage von Karl und seinen Pairs einzugehen, indem uns überall nur um die Geschichte der Dichtung zu thun ist. Die Anlehnung der Rolandsage an die Geschichte ist offenbar, und es ist ziemlich einerlei, ob der Ruodland

236) „Der Hauch des germanischen Gesangs weht uns aus ihnen entgegen, wie selbst französische Kritiker gefühlt haben.“ Diez (Rom. Sprachdenkmale. 1846).

237) In dem roman des Saxons. ed. Fr. Michel. 1839.

238) In Letzterem sind drei allgemein bekannte Anekdoten an Karl geknüpft. S. Docen im Altd. Mus. 2, 279. Grimm ebd. 226.

im Eginhard eingeschoben ist oder nicht. Wir gehen aber hierbei noch entfernter vorüber, als bei unserer deutschen Sage. Die Sagengeschichte ist für die Geschichte der Poesie, wie die Alterthümer für die politische Geschichte, nur in den allgemeinsten und sichersten Ergebnissen wichtig. Wer aus den erhaltenen Resten dichterischer Hervorbringung und aus der gewissen Ueberlieferung öffentlicher Handlungen die politische und die Kunst-Geschichte schreiben will, der darf der Heldensage und der Alterthümer entrathen, die nur dem, der die Geschichte des poetischen Lebens oder des häuslichen Lebens schreiben wollte, von Wichtigkeit wäre. Allein es ist laut und stille seit ewigen Zeiten anerkannt worden, daß die Geschichtschreibung füglicher aus dem öffentlichen auf das Privatleben schließen läßt, als umgekehrt; und so wird es sich denn entsprechen, wenn auch in der Dichtungsgeschichte lieber aus der Darlegung des in den Dichtungen herrschenden Geistes und ihrer Verwandtschaft mit dem äußeren Leben auf das poetische Leben zurückgeschlossen, als wenn Volkssage, Sitte, Gebrauch der Sänger und dergleichen zum Mittelpunkte der Erzählung gemacht wird, was Alles erst sein rechtes Licht erhält, wenn das unumstößliche Verhältniß der erhaltenen dichterischen Schöpfungen zu der Zeit, die sie schuf, mit scharfen Zügen angedeutet ist, was das eigentliche Geschäft des Literarhistorikers bleiben muß. — Die fränkische Sage hat sich zu einem ganz ungeheueren Umfange ausgedehnt; sie bildet den Mittelpunkt der gesammten ritterlichen Dichtung des Mittelalters. Sie hat den höheren Geist der Poesie in den romanischen, germanischen und selbst britischen Völkern erst geweckt und die epische Form in neues Dasein gerufen. Und sie erwarb sich diesen großen weltgeschichtlichen Einfluß wesentlich dadurch, daß sie wie kein anderer Zweig europäischer Volkssage frühe das christliche Prinzip hervorhob und die Kreuzzüge und Religionskämpfe, den großen Quell aller ritterlichen Epik, zu ihrem Mittelpunkte nahm; dies erleichterte ihr, alle nahen und fernen Stoffe in sich aufzunehmen und so wieder überall hin Eingang zu finden. Sie schlug ihre ersten und frischesten Wurzeln in dem Geiste, der durch Jahrhunderte die Schicksale der Welt entschied und alle Köpfe und Gemüther durchdrang. Wir sahen diesen Geist schon in dem Ludwigsliede herrschen, zu dem sich die älteste Karlsage dem Geiste nach genau so verhält, wie die alte Dietrichsage zum Hildebrandliede. Dieser Quelle und Entstehungszeit der fränkischen Volkssage gemäß sind Heidenkämpfe, Kämpfe um den Vorzug des Glaubens der Mittelpunkt des fränkischen Epos, wie Kämpfe im Allgemeinen, um den Vorzug der Waffen und der Stärke des Arms, der Mittelpunkt der deutschen Sage

sind. Wie sich Frankreich durch seinen schönen und warmen Antheil an den Kreuzzügen zum Vorfechter der Christenheit machte, so ward auch seine Dichtung der Kern der mittelalterlichen Poesie, eben durch jene Eigenheit, daß überall die höchsten Ideen der Zeit und der Quell ihrer Bestrebungen den freiesten Eingang darin fanden. Was auch die Britten der Dichtkunst entgegenbringen mochten, das Hauptsächlichste ist doch wohl erst durch den Umgang mit den Franzosen unter den Bretagnern angeregt, und wieder würde Alles wirkungslos untergegangen sein, wenn nicht die Normannen ihre Werke in eine Sprache übersetzt hätten, in der sie allein Verbreitung finden konnten. Und selbst dann war offenbar das, was durch französische Hände zugesetzt ward, da es aus der Zeit genommen und für die Zeit bearbeitet war, das, was selbst an diesen britischen Dichtungen am meisten anzog. Die älteren Parzivale, Lanzelote und andere Arthurromane wurden in den Geist des fränkischen Epos übersetzt und so erweitert und verändert, daß sie den glaubensritterlichen Zuschnitt bekamen, der sie am meisten empfahl. So sammelte sich in der fränkischen Sage zuletzt der große und unverwüstliche Stoff, an dem sich sowohl die höchste Vollendung im Ariost, wie die ärgste Ausartung in den Prosaromanen offenbarte.

Die Sage von der Roncevalschlacht ward in Frankreich frühe in den Gesängen der Jongleurs umgetragen; sie erhielt dann im 11. Jahrhundert in der lateinischen Prosa, die unter Turpins Namen auftrat, und in dem französischen Rolandlied von Turoldus schriftliche Abfassung. Beide Werke lassen uns auf die Einflüsse des Geistes der Zeiten, in denen sie entstanden sind, durchblicken, und ziehen uns dadurch besonders zur Vergleichung mit dem deutschen Gedichte unsers Pfaffen Konrad an, dessen Färbung von jedem der beiden fremden Werke verschieden ist. Die französischen Forscher, die sich mit dem Rolandliede beschäftigt haben, sind, wie sehr auch in bedauerlichen Zwist unter sich verfallen, doch darin alle einig, daß sie den Text, den sie für den ältesten halten, ins 11. Jahrh. setzen; die Sprache scheint dieser Annahme nicht zu widersprechen; der zehnsilbige, assonirende Vers begünstigt sie, der in Frankreich, ehe Alexander von Bernay den Alexandriner einführte, das altepische Maaß war. Die Herausgeber des französischen Rolandliedes gefallen sich daher in dem Glauben, daß das Rolandlied, das Taillefer 1066 vor der Schlacht bei Hastings zur Ermuthigung der Normannen sang, nichts anderes gewesen sei, als ein Theil des Gedichtes, das wir noch heute lesen. Génin suchte es sogar wahrscheinlich zu machen, daß der Dichter einerlei Person sei mit Theroulde, dem Erzieher Wilhelms des Eroberers, dem Vater eines vielgenannten

Abtes Theroulde von Peterborough, der zwei Jahre vor Urban's Kreuzpredigten starb. Wahr ist es, daß die ältesten Nachrichten von einem geschriebenen französischen Roncevallied auf Peterborough weisen, daß die älteste Handschrift (nach Guessard aus dem 12. Jahrh.) in England (Oxford) sich vorfindet[239]), daß sich Turold schon durch seinen Preis der Tapferkeit der Normannen als ihren Landsmann verräth. Und wahr ist ferner, daß das französische Lied noch von einer zu weltlichen Färbung ist, als daß es nicht vor den Kreuzzügen niedergeschrieben sein müßte; der durchgehende Stolz auf das „süße Frankreich" spricht mehr vaterländischen als christlichen und kreuzritterlichen Geist aus. Erst in den späteren französischen Ueberarbeitungen tritt der Christenname an die Stelle des Frankennamens und der nationale Geist weicht dem religiösen[240]). Selbst in dem lateinischen Pseudoturpin[241]) steht der christliche Kriegseifer noch ganz gegen Spanien und der Geist der eigentlichen Kreuzzüge ist darin noch nicht zu finden, obgleich das Glück, das dies Buch gemacht hat, damit zusammenhängt, daß es gerade bei dem Ausbruch der Kreuzkriege erschien und in einem gut geistlichen Sinne, vielleicht zu einem schlimm pfäffischen Zwecke geschrieben war. Génin hat die Vermuthung wieder aufgenommen, die schon Vossius geäußert hat, daß der Pabst Calixt II. († 1124) der Lügenschmied dieser berüchtigten Chronik sei. In seinen Streitschriften gegen Paulin Paris wies Génin nach, daß dieser Mann auch sonst, in Streitigkeiten mit dem Bischoff von Grenoble über die Grafschaft Salmorenc, als Anfertiger von falschen Urkunden erscheint. Ehe er als Calixt II. den heiligen Stuhl bestieg, war Guy von Burgund (seit 1088) Erzbischoff von Vienne; im Jahre 1090 heirathete sein Bruder Raymund die Tochter Alfons' VI., Uraca, die ihm die Grafschaft Galizien als Morgengabe brachte, dessen Hauptstadt St. Jago di Compostella ist; 1092 kündigte der Prior Geoffroi von St. André von Vienne in einem Briefe[242]) der Welt die Chronik an, die aus Hesperien gekommen sei, und 1122 erklärte sie Calixt II. für authentisch. Sie ist sichtlich in dem Zwecke geschrieben, die Kirche von Compostella zu erhöhen, ein Ziel der Familienpolitik, das Calixt auch in seinen päbstlichen Hand-

239) Herausgeg. von Fr. Michel 1837; von F. Génin 1850; von Th. Müller, Göttingen 1851. Deutsch in A. Keller's Altfranz. Sagen. 1839. I.

240) So in der von Bourdillon herausgegebenen, ihm eigen gehörigen jüngeren (sog. Versailler) Handschrift, die er freilich (le poëme de Roncevaux, traduit du roman en français. 1840) für die älteste erklärt.

241) ed. Ciampi. Flor. 1822.

242) Der freilich anderswo einem gleichnamigen Prior von Vigeois zugeschrieben ist.

lungen und in seinen Predigten zu Ehren St. Jago's verfolgte; in den meisten Handschriften ist die Turpinische Chronik von Calixtus' Abhandlung über die Wunder St. Jago's begleitet. Im 20. Cap. der Chronik läßt der Verfasser den Kaiser Karl in St. Jago einen apostolischen Sitz errichten, das ganze spanische Land dieser Kirche unterwerfen und jedem Haus in Spanien eine Abgabe an dieselbe auflegen; erst im 22. Capitel kommt die Roncevalschlacht zur Rede; am Schlusse fördert St. Jago den Kaiser zu den ewigen Freuden. Wir verweilen auf dieser Entstehungsgeschichte der Turpinischen Chronik darum so lange, weil, ihre Richtigkeit zugegeben, die Analogie sehr merkwürdig ist, wie hier die kluge Familiensorge eines mächtigen Kirchenfürsten den dichterischen Cultus eines Haupthelden der mittelalterlichen Sage zur höchsten Blüte zu treiben geholfen hätte, genau so, wie ungefähr gleichzeitig die Politik walisischer Häuptlinge dazu mithalf, den Namen Arthurs zu erhöhtem Glanze zu treiben. Wie dem aber sei, das Rolandlied unseres Pfaffen Konrad (zwischen 1173—77 gedichtet), hat weder den pfäffischen Anstrich des lateinischen Turpin, noch den vaterländisch-fränkischen des französischen Liedes von Theroulde: es ist ganz durchglüht von dem Geiste der Kreuzzüge und der kriegerischen Atmosphäre Deutschlands zur Zeit Friedrichs und Heinrichs des Löwen. Das Verhältniß von Konrads Werke zu seinen Quellen ist nicht bestimmt anzugeben. Er konnte ältere deutsche Lieder vor sich haben, auf welche die Kaiserchronik schon hinweist, wie denn im 12. Jahrh. auch schon verschiedene Erzählungen von Karls Jugend in Deutschland bekannt waren[243]). Er übersetzte aber ein französisches Werk, und zwar erst ins Lateinische, dann ins Deutsche. Zu keinem der erhaltenen französischen Texte stimmt Konrads Bearbeitung genau, sowie die spätere Umdichtung des Stricker, die dem Werke Konrads im Ganzen folgt, noch eine andere Quelle neben ihm verräth. Daß keine von allen Bearbeitungen der Sage unmittelbar aus der anderen geflossen ist, beweist die volksmäßige Mannichfaltigkeit der Sage. Die französischen Gedichte sind in jenen gleichreimigen, oder vielmehr gleich assonirenden Absätzen (Tiraden) verfaßt, die der schwerreimenden deutschen Sprache unmöglich gewesen wären, in der arabischen und walisischen Dichtung aber in jenen Zeiten gleichmäßig begegnen und den romanischen Sprachen so nahe lagen, daß sie sich schon

243) Ein niederrheinisches Bruchstück eines Karlmainet s. in Benecke's Beiträgen 1, 613 und in Maßmann's Denkmälern 1, 155. Ein jüngeres in Lachmann's niederrheinischen Dichtungen. Auch der Stricker hat die Jugend Karls wieder aus anderen Quellen behandelt, die Konrad nicht kannte.

in lateinischen Gedichten des 3. Jahrhunderts einstellten; es ist eine Form, die dem ursprünglichen musikalischen Vortrage, wie der rhapsodischen Entstehung dieser Gesänge gleich gerecht ist. Wie Andere an anderen Romanen, so hat Monin[244]) und nachher auch Fauriel in der Zusammenstellung dieser Tiraden auf viele Wiederholungen und Veränderungen einzelner Situationen aufmerksam gemacht, die es deutlich zeigen, wie die Abweichungen verschiedener Lieder Eingang fanden, wo man dann das Aeltere und Einfachere unterscheiden kann. Selbst in unserem Konrad ist an einzelnen Stellen das Romanzenartige noch so deutlich, daß an diesem Gedichte mehr als an anderen die volksmäßige, ursprüngliche Gestalt durchscheint, obgleich wieder die Persönlichkeit des letzten Bearbeiters mehr hervortritt als in unserem Nationalepos.

Das deutsche Epos ruhte auf großen geschichtlichen Erinnerungen aus einer Zeit, wo es nur um Thaten galt. Auch das fränkische Epos ruhte auf solch einer historischen Grundlage, allein schon bei Konrad ist es nichts Nationales mehr, um das es sich handelt, sondern ein Allgemeines; es sind keine Stämme, die handelnd sich gegenüber erscheinen, sondern Religionssecten; es ist nicht mehr das einfache Leben selbst, was aus dem einfachen Gang der Verhältnisse die Thaten und Handlungen der Menschen entstehen läßt, was das homerische Epos so groß, was den deutschen Dietrich zu einem so epischen Charakter macht; es ist Gott, der hier seinen Menschen zu handeln vorschreibt; es ist eine göttliche Maschinerie an der Stelle der Verwickelungen, die sich bei den Griechen die Menschen selbst auch gegen das Schicksal schaffen, es sind Grundsätze und Ideen, welche die Handlungen der Menschen bestimmen, den Trieb leiten, die Leidenschaft mäßigen und das Wollen über das Thun stellen. Thaten und dichterischer Preis der Thaten erhält hier auf einmal eine Beschränkung, die mit freier Kunst unverträglich ist. Das Reich des Gedankens, der sittlichen Gesinnung, des religiösen Glaubens beginnt sich hier zu öffnen, und jene Dichtkunst, die mit göttlicher Unparteilichkeit ihren Glanz über Feinde und Freunde breitet, die jeder Gestalt des Lebens befreundet ist und sich der vollkommensten Menschlichkeit mehr freut, als der halben Göttlichkeit, muß jetzt in den Hintergrund treten. Und gerade dies, was diese Gedichte jenen Zeiten so werthvoll machte, das raubte ihnen den allgemeineren Werth, den die Nibelungen gegen die Karlssage behaupten. Was diese an Geschlossenheit, an gleichem Guß, an gehaltenem Ton vor jenen voraus hat, das überbieten jene an weitem Interesse

244) Dissertation sur le roman de Roncevaux. 1832.

und an großartiger Wirkung. Es kostet nur einen Blick, um einzusehen, wie ganz aus Einem Geiste entsprossen dies Rolandlied von Konrad ist, und wie das, was der letzte Dichter hier hinzuthun durfte, durchaus von diesem siegreichen, jeder Willkür widerstrebenden Charakter der Zeit bestimmt und eingeschränkt werden mußte. Fand sich der lateinische Dichter des Walther von Aquitanien versucht, der deutschen Sage die Haltung des antiken heroischen Epos aufzudrücken, so lieh jetzt Konrad oder sein Vorgänger seinen Stil und seinen Vortrag aus dem alten Testamente; es tritt in das epische Gedicht zuweilen ein lyrischer Ton, es ist aber nicht der, der aus dem Minnelied entlehnt ward, sondern es ist der prophetische und andächtige Schwung der Psalmen.

Das Gedicht beginnt mit einem kurzen Anruf an Gott, daß er dem Dichter verleihen möge, Wahrheit zu künden von Kaiser Karl, wie er durch seine Siege über die Heidenschaft das Gottesreich gewann. Da der Gottesdienstmann vernahm, wie in Spanien sündliche Abgötterei herrschend war, nahm er sich den Zustand der Heiden zu Herzen, und ein Engel des Herrn erscheint seinem fleischlichen Auge und beruft ihn im Namen Gottes zu dem Werke der Heidenbekehrung. Der Kaiser beruft die zwölf weisen und tugendlichen Pfleger seines Heeres, die reinen und keuschen Helden, die ihren Leib feil trugen um ihrer Seele willen, die nichts mehr begehrten, als für Gott zu sterben und das Himmelreich mit dem Märtyrerthum zu erlangen. Der Kaiser hält ihnen eine Rede, in der er ihnen seinen Entschluß mittheilt, die Heidenschaft zu zerstören und die Christenheit zu mehren. Es ist der Ton der Bibel in dem er predigt, daß ihrem Dienst für Gott und ihrem Tode für Gott die königliche Krone in der Märtyrer Chor bereitet sei, die wie der Morgenstern leuchtet. Die Großen erklären sich bereit, Freie und Eigne strömen zusammen und zeichnen sich mit Kreuzen. Der Kaiser ermahnt die Versammelten im Stile des bewaffneten Propheten, auch der Erzbischof Turpin redet in Davids Sprüchen zu ihnen, einer der Zwölfe, „die nicht Feuer noch Schwert fürchten, die Gott gewährt hat weß sie an ihn begehrten, dieweil sie hier lebten; die als Märtyrer gestorben zum Himmel emporgestiegen sind, wo sie nun fröhlich leben mögen als Rathgeber; das haben sie um Gott verdient, daß sie fürder sorgenlos leben.“ Dem frommen Kreuzheer wird der Stolz der Heiden entgegengesetzt, „die großen Uebermuth führten, wie stets der Unselige thut.“ In ihrem Rathe wird jedoch beschlossen, Friedensboten an Karl zu senden und sich dem Christenthume zu fügen. Diese Gesandten, als sie ins Christenland herabstiegen, finden ein Paradies voll Freuden, die Felder glänzend wie golden, in einem Baumgarten wilde Thiere

im Gefecht, und die Frohnkämpen spielend mit Saitenspiel, Gesang und Waffen, und Frauen im Schmuck der Gewande und des Geschmeides. Salomon allein konnte sich mit Karl vergleichen. Wie die Boten ihm nahen, erkennen sie ihn, da er am Schachbret sitzt, ohne Fragen, am Glanze seiner Augen (von deren niederwerfender Gewalt schon der Mönch von St. Gallen zu erzählen wußte), deren Feuer sie so wenig ertragen konnten, wie die Mittagssonne. Jedes Wort, was zu seinem Preise gesagt wird (V. 182 ff.), stempelt ihn hier, wie auch die ganz übereinstimmende Ansicht in der Kaiserchronik, zum Apostel und Propheten. Die Gesandten bringen ihr Anliegen an, der Kaiser ist geneigt um des Zeichens der Palme willen, das sie führen, wie der Heiland da er in Jerusalem einzog, ihre Anträge anzunehmen; im Rathe der Zwölfe aber ist Zwiespalt darüber, Turpin widerräth, der alte Bischof St. Johannes hat Lust zum Apostel= und Märtyreramt. Bei diesen Berathungen sieht man, scheints, selbst in dem deutschen Texte die Wiederholungen doppelter Lieder durch, obwohl das, was sich hier mit Abweichungen wiederholt, wohl verknüpft ist. Der altehrwürdige Johannes mit seinen grauen Locken, der auf Krücken lehnt (eine ächte Figur spanischen Geschmacks, wie überhaupt das Aehnliche in dem Vortrag dieses Gedichtes mit den spanischen Romanzen, neben dem vielen Eigenthümlichen in beiden, gegenseitige Bürgschaft des Alters, der Volksmäßigkeit und des westgothischen Ursprungs ist), räth, Gesandte an Marsils Hof zu schicken, die sich von dessen wahren Absichten unterrichten sollen. Roland, Olivier, Turpin erbieten sich sogleich und werden abgewiesen, ganz in dem selbstherrschenden Tone des gestrengen Kaisers, der von seinem plötzlich aufbrausenden Unwillen keine Rechenschaft gibt, der sich von Launen bestimmen läßt, der seinen Willen errathen haben will, der schon alle Anlage zu jenen ritterlichen Launen hat, die nachher in den spanischen Romanzen so ins Extrem getrieben sind. Das Auffallende, das Feierliche und Pomphafte ist überall gesucht, um den Helden allezeit in einem ungewöhnlichen Lichte zu zeigen; darum sind ihm jene feurigen Augen geliehen, jenes tiefsinnige Senken des Hauptes, jenes Streichen des Bartes, jenes Runzeln der Brauen u. dergl. mehr, auch an Stellen, wo nichts Wesentliches diese theatralischen Manieren fordert. Roland schlägt dann seinen Stiefvater Ganelon vor, zu dessen eigenem Verdruß, Karl stimmt dazu, und überreicht ihm den Handschuh, den dieser zu Aller Unwillen fallen läßt. Der Charakter des Ganelon ist, wie der des Keye in den Arthursagen, das Meisterstück in diesem Gedichte, in dem überhaupt noch alle Gestalten jene volksmäßige, plastische Festigkeit haben, die durch lange

Zeiten durchdauerte und die die verschiedensten Nachahmer, die Uhland in seinen Romanzen und Calderon in seinen Dramen nicht fehl gehen ließ. Angst, Zaghaftigkeit, Scham, Groll und der aus allem diesem entspringende Verrath, den er auf seiner verhaßten Gesandtschaft mit Marsil gegen Roland anzettelt, ist in langer Erzählung mit ächt epischer Ausführlichkeit und großer psychologischer Wahrheit gezeichnet. Ueberraschend ist dabei der ächt heroische Zug, der auch in Homers Helden begegnet, daß es mehr die von der Einbildung vorgespiegelte Gefahr ist, die Ganelon furchtsam und feige macht; als er an Marsils Hof seine Botschaft bestellt und dieser zornig mit dem Stabe nach ihm schlägt, greift er ans Schwert und zeigt sich als tüchtigen Rittersmann, und wie er dann wieder vor den König beschieden wird, finden ihn die Herren und Fürsten, die nach ihm gehen, unter einem Baume mit so scheugebietendem Antlitz, daß sie nie einen furchtbareren Mann gesehen. Dieser ganze Vorfall erklärt auf eine vortreffliche Art die Versöhnung Marsils mit ihm, die Geschenke, mit denen er ihn nun überhäuft, und den Verrath, der nun gesponnen wird; das Benehmen des Ganelon dabei aber zeigt ihn, wie Homer's Paris, auch in seiner Verworfenheit noch als einen Helden. Sein Verrath wird mit dem des Judas verglichen, der den Heiland opferte; verkaufte Judas ihn allein um wenige Pfennige, so verkaufte Ganelon viele herrliche Christen um eine große Last Goldes; der Teufel bethörte ihn, seinem Hasse und der Bestechung nachzugeben, und der in der äußeren Erscheinung herrliche Mann ward gleich dem Baume, der außen grün und innen verdorrt, außen voll und innen hohl und wurmstichig ist; er ward der Verräther, von dem David sagt: er hat seine Zunge gewetzt und meine Feinde auf mich gehetzet (V. 1441 ff.). Ganelon kommt dann zurück, bringt von Marsil eine täuschende Botschaft, und das Land Hispanien soll ihm um seiner Verdienste willen verliehen werden, allein er lehnt diese Ehre und Würde auf Roland heimtückisch ab. In der Nacht hat Karl schwere und ahnungsvolle Träume für seinen theuern Neffen; doch wird Roland zum König von Hispanien gekrönt. Ueberall erscheint auch dieser wie ein Frohnbote, wie Karls auserwähltes Rüstzeug. Engel haben ihm sein wunderbares Horn und sein Schwert verliehen, und als bei seiner Belehnung seine Lanze dreimal in einen Stein eindringt, ward offenbar, daß er mit Gottes Gnade behaftet sei. Wie Kreuzhelden ziehen Roland und seine Gesellen nach Spanien ab, um keines anderen Gewinnes willen, als um Gottes Liebe. Hier nun treffen sie auf das heidnische Heer, das ihnen in Folge von Ganelons Verrätherei den Untergang bereiten soll. Die Helden erheben

sich zu Gott mit Psalmen und Singen, mit Beichte und Glauben, mit thränenden Augen und großer Demuth, sie labten die Seele mit dem heiligen Brode und Blute zum ewigen Leben und rüsteten sich froh wie die Bräutigame, ächte Gotteskinder, die die Welt verschmähten, die das reine Opfer brachten, als sie das Kreuz nahmen, und zum Tode eilten, um das Gottesreich zu erkaufen. Jetzt, wo die Heidenfürsten nach einander auftreten, um dem Marsil ihre Dienste gegen Roland anzubieten, und von ihm jeder seinen Bescheid erhalten, hört man wieder den Vortrag der Romanze und gewahrt die lockere Verbindung; und ebenso stehen die folgenden Kämpfe außer allem strengeren Verband unter einander; dabei ist auch die bestimmte Angabe der Todtenzahl hier und da ein ächter Romanzenzug. Jedesmal wo eine Schaar Mauren und Christen, wo ein heidnischer Fürst einem der Paladine entgegengestellt wird, wird wie in Aeschylos Sieben vor Theben gegeneinandergesetzt die fromme Demuth des Einen und die Hoffahrt des Andern, und der Sieg dessen, der um Seele und Himmelreich streitet über den, der um Ehre und Irdisches kämpft, eingeleitet. Die Heldensprache der Nibelungen und des Lambrecht klingt häufig in dieser Schlachtbeschreibung an; Alles athmet noch jene alte Kraft und Männlichkeit, und es steht dem ritterlichen Geprahl und dem altnordischen Kernspaß dieser Helden wohl an, wenn ihnen aus der Bibel manche Ausdrücke geliehen sind, wenn Roland die Feinde zu seinem Fußschemel machen will und dergleichen. Es fehlt nicht an Beredtsamkeit bei aller Einfalt, denn man sieht dem Dichter die Begeisterung ab, mit der er an der Sache hängt. Man merkt, daß er nicht aus Büchern fremde Zustände schildert, zu denen er nichts Entsprechendes in sich trägt; man hört, daß eine Zeit redet von Thaten, von denen sie erfüllt ist, und von Gesinnungen und Empfindungen, die minder Räthsel waren, als jene dunkeln Liebesgefühle, für die nur das eigne Innere langsam eine Sprache erschaffen mußte, während für jene frommen und heiligen Gedanken der Psalm und die Evangelien den einfachsten, den treusten, den ewig gültigen Ausdruck liehen. Im wüthendsten Kampfe mit den Heiden schmilzt nun die christliche Schaar und Roland weigert sich nicht länger sein Horn zu blasen, was er vorher zu thun verschmäht hatte. Auf Tagesweite hört Karl den Nothruf, ahnt seine Bedeutung, läßt Ganelon binden und reitet zu Hülfe. Oliver wird schwer verwundet, eine Zeitlang kämpft er noch, dann vergehen ihm die Augen, er unterscheidet nichts mehr, hört nur noch Roland neben sich und sagt ihm Lebewohl. Eine herrliche und ergreifende Stelle, wo namentlich auch der Stricker, was sonst durchweg umgekehrt ist, den Konrad übertrifft, und die nur durch

die folgenden Uebertreibungen wieder wirkungslos gemacht wird. Roland übernimmt der Schmerz, er ändert die Farbe und läßt das Haupt auf den Sattel sinken; nur Turpin's Noth weckt ihn wieder; die Kraft dieser Kämpfer ist wie die eines Samson riesenmäßig übertrieben. Nach einander fallen denn auch die letzten, und Roland. Da er von der Welt schied, ward am Himmel ein Licht, und ein Erdbeben folgte mit Donner und Himmelzeichen, die Winde fällten die Bäume, der Sonne Licht erlosch und der Tag ward finster wie die Nacht, die Sterne gingen auf, Schiffe gingen unter, Thürme und Paläste stürzten ein, und es schien als ob das jüngste Gericht hereinbrechen wolle. Der Stricker, der hier schon klügelt, wie doch diese Geschichte des Falles der Christen bei so allgemeinem Mord erhalten und erzählt sei, bemüht hier einen Engel, von dem die Kunde herrühre[245]), eine Maschinerie, die in den fränkischen Volkssagen außerordentlich oft wiederkehrt. Karl naht jetzt mit seinem Heere, ein Engel erscheint und ermuthigt ihn, im Mutterleibe schon sei er zu Gottes Dienstmann bestellt gewesen, alle Rechte bei dem obersten Throne erwarteten ihn, und alle seine Genossen hießen nicht der Welt Kinder, sondern Söhne des obersten Herren. Zugleich geschieht ihm Josua's Wunder (wie auch im Turpin die Mauern von Pampeluna auf sein Gebiet einstürzen): die Sonne wird aufgehalten, ein Wunder, das der heilige Kaiser im Roman Galien schon selbst verrichten kann. Es folgt endlich eine große Schlacht gegen die Heiden, die Paligan und Marsil das Leben kostet; dann Karls Klage über Rolands Tod, die Vielen so nahe geht, daß sie todt niederfielen. Bei Bestattung der Todten geschehen Wunder, Wunder auf ihren Gräbern. Auch Rolands Alite stirbt vor Gram unter des Kaisers Händen.

Das Gedicht des Pfaffen Konrad ist im Dienste Herzog Heinrichs des Löwen aus dem Französischen übersetzt. Der Dichter schrieb es zur Zeit, als Heinrichs Macht noch in der Blüte stand, er spricht ihm nichts als Sieg und Ehre zu, und weiß Niemanden so sehr mit David zu vergleichen als ihn. Noch ein anderer aus der Zahl unserer früheren ritterlichen Dichter, Eilhard von Oberg (im Hildesheimischen), erscheint als Dienstmann Heinrichs des Löwen (1189—1207). Wir wissen aus einem ausdrücklichen Zeugnisse, daß Heinrich zu alter Sagengeschichte, „deren Gegenstand er selbst wieder ward", Neigung trug[246]), und dazu

245) In Schilter's thes. II. p. 88.

246) Chron. Stederburg. (Leibnitz, scriptt. rer. brunsv. 1, 86.) ex cit. W. Grimm: ipse etiam, licet robore et viribus corporis deficeret, et infirmitas, quae

kam das Interesse seiner Gemahlin Mathilde, des königlichen Kindes von England, die eigentlich die Veranlassung zu Konrads Werke wurde[247]). Sie brachte die Liebe zur Dichtung aus England mit, wo seit Heinrich I. die Trouvères mit denen in Frankreich und den Küstenländern der Nordsee wetteiferten. Damals wurde in England das erste glänzendere Beispiel gegeben, daß ein Hof Dichter an sich zog, sie ermunterte, mit Werken unterstützte und Aufgaben ihrer Kunst stellte. Alix von Brabant, die Tochter Gottfrieds von Löwen, Heinrichs I. zweite Gemahlin, ist die gefeierte Schützerin, die 1122 Trouvères nach England rief, die Legende von St. Brandan dichten, den bestiaire von Philipp von Than sich zueignen, und von David ihren Gatten besingen ließ, von dem nachher Gaimar noch erzählen wollte, was David unterlassen hatte. Diese Theilnahme des Hofes breitete sich aus und pflanzte sich fort. Noch unter Heinrich I. hatte Gottfried von Monmouth jene britische Chronik ins lateinische übersetzt, die ein Hauptgrundstein des ganzen Baues der ritterlichen Romanliteratur ward, und auf der zunächst die ältesten englischen Werke dieses Schlages ruhten, von Wace, von Layamon, von Robert von Gloucester. Gottfried wandte sich in dieser Chronik schon schmeichelnd an den Erbprinzen, den nachherigen Heinrich II., der, schon ehe er König ward, den aus Limousin vertriebenen Bernard von Ventadour aufnahm, der den Auftrag zu der normannischen Chronik des Benoit de St. More gab und manch anderes Dichtungswerk unter seinem Schutze und Regimente entstehen sah, der bretagnische Sänger oft und viel gehört hatte und den wälschen Häuptlingen die freigebige Belohnung und Ermuthigung der Musen vielleicht noch mehr aus politischer Klugheit, als aus Hang zur Kunst absah und nachahmte. Er war Gebieter über England und einen großen Theil von Nord- und Südfrankreich, wie mußte dies Eine Beispiel unter einer langen Regierung wirken! Seine Tochter war eben jene Mathilde, die in Deutschland das erste ähnliche Beispiel an den deutschen Höfen gab, das von dem thatensüchtigen, überdies der provenzalischen Dichtung geneigten Friedrich I. nicht beachtet, bald aber von anderen deutschen Fürsten nachgeahmt ward. Es war gerade in der Zeit, da Philipp von Elsaß, Graf von Flandern (1168—91)

---

quemlibet hominem dejiceret, graviter ipsi accederet, animi sui naturalem virtutem nobiliter regebat, et antiqua scripta chronicorum colligi praecepit et conscribi et coram recitari, et in hac occupatione saepe totam noctem induxit insomnem.

247) Daz buoch hiez er vor tragen, gescriben ze den Karlingen,
des gerte di edele herzoginne, eines rîchen chuniges barn.

die Blüte der französischen Dichtung um sich sammelte, und die Chrestien von Troyes, Raoul von Houdanc und Andere aufnahm und unterstützte, als Philipp August (1181) alle Jongleurs und Menestrels von seinem Hofe trieb. Damals standen die Trouvères von Hennegau in großem Preise, und es wird dies die Zeit gewesen sein, wo der flandrische Volksgesang vor der fremden Sprache und Dichtung in den Hintergrund trat. Zugleich fing nun die Literatur, ja alle Sitte und Lebensweise der Franzosen ihre großen Einflüsse in Deutschland zu üben an[248]), wie sie vorher in England gethan hatte, wohin sie durch Einwanderung und Eroberung getragen war. Wir haben oben gesagt, was der Volkssage der Franzosen die Befähigung gab, gleichsam das Gefäß aller epischen Dichtung des Mittelalters zu werden; es ist dasselbe Verhältniß der Franzosen zu den Kreuzzügen, was auch diese ihre Einflüsse auf alle Beziehungen des Lebens der Nachbarstaaten und die Uebertragung der französischen Dichtungswerke in fremde Sprachen veranlaßte. Die Eroberungen der Normannen in Italien und England hatten seit Karl und Otto den Großen zum erstenmale wieder die Welt auf die Großthaten einzelner Helden gespannt, in den Kreuzzügen glänzten dann die Fürsten und Ritter von Bretagne und Normandie, von Flandern und Brabant allen anderen voran. Hatte der Name der Franken ein halbes Jahrtausend seit Chlodwig den Westen erfüllt, so überstrahlte er jetzt auch im Morgenlande jeden anderen Volksnamen; und der Hauptruhm fiel im 12. Jahrh. auf die kleinen Fürsten und die Ritterschaft der französischen Nordseestaaten zurück. In diesem Ruhme war eine ungeheure Anregung nach allen Richtungen des Lebens gelegen. Der Ton jener kleinen Höfe wurde der maaßgebende für die höheren Stände aller Lande; flämische und wallonische Sitte war das Muster alles feinen Benehmens, die Gegensätze des Höfischen und Dörperlichen (courtois und vilain), die die Sittenregel der Zeit beherrschten, wurden hierher entlehnt. Die Bräuche des ritterlichen Lebens verpflanzten sich von da nach Deutschland; Zeuge und Kleidungsstücke, Tänze und Instrumente, Turnier- und Jagdbräuche wurden in den höheren Kreisen mit französischen Namen belegt. Der Anstoß zu einem selbständigen städtischen Leben ward aus Flandern gegeben, die staufischen Zeiten sahen es sich zuerst in Deutschland entfalten. Deutsche Geistliche machten nicht selten ihre Studien in Paris und wir sehen daher, ehe noch die Walther und andere ritterliche Sänger ihre Wanderfahrten nach Frankreich ausdehnten, die Geistlichen zuerst im Stande,

248) Vgl. Wackernagel, Altfranz. Lieder und Leiche. 1846. p. 165. ff.

größere französische Dichterwerke zu übersetzen. Die französische Sprache suchte uns aber selber auch in unseren diesseitigen Grenzen auf: an den Nachbarhöfen lehrte man sie die Kinder[249]); schon 1156 eignete Gautier von Arras dem deutschen Könige ein französisches Gedicht zu; bald, wie wir eben sahen und nun öfter sehen werden, wurden die Handschriften französischer Werke, wie nach England so nach Deutschland, an die Fürsten geschickt und von den Fürsten die Uebersetzer dazu gewählt. Wie sich die gothische Baukunst in ihrer ausgebildeteren Gestalt von jenen Gegenden aus verbreitete, wo sich das Niederfranzösische und Niederdeutsche berührte und kreuzte, so auch die ritterliche Dichtkunst in ihren höheren Leistungen. Die französischen Dichter gaben aus eigenem und vermittelten aus fremdem Eigenthum eine Masse neuer epischer Stoffe, die es in Deutschland wenn nicht an dauerndem Werthe, so doch in augenblicklicher Schätzung über die deutschen Volksgesänge gewannen; der ritterliche Frauendienst der Troubadours und ihr lyrischer Minnegesang ging innerhalb Frankreich von Süden nach Norden, und dann von Westen nach Osten über, wie er von hier, von Deutschland aus, unter Friedrich II. mit anderen ritterlichen Bräuchen und Sitten südlich nach Italien verpflanzt ward. Vers- und Reimkunst erhielt von den französischen Mustern neue Antriebe der Fort- und Ausbildung in Lyrik und Epik; französische Wörter und Sätze gingen in die übersetzten Werke, gerade unserer besten Dichter, in Scherz oder Ernst gebraucht, als Schmuck oder Entstellung über. Und dies gerade in dem Augenblick, wo man in der deutschen Schriftsprache anfing, alles Mundartliche, das sie bis zu Ende des 12. Jahrhunderts (und später wieder) vielfach spaltete, auszuschließen und das Oberdeutsche für die kurze Blütezeit der ritterlichen Kunst in überraschender Schnelligkeit zu überraschender Reinheit auszubilden. Bis dahin hatte sich Ober- und Niederdeutschland, der Westen und Osten unseres Vaterlandes wie in einem steten Wetteifer um die deutsche Dichtung bemüht. In dem alten Volksgesange wiesen uns die Siegfried- und Dietrichsagen hierhin und dorthin; einer südlichen Evangelienharmonie lag eine niedersächsische gegenüber, dem rheinischen

---

249) Adenes (in Wolf: Ueber die neuesten Leistungen der Franzosen für die Herausgabe ihrer Heldengedichte. 1833. p. 45):

tout droit à celui temps que je ci vous devis,
avoit une coustume ens el Tyois païs,
que tout li gran seignor, li conte et li marchis
avoient entour ans gent françoise tous-dis,
pour aprendre françois leur filles et leur fils.

Walther der byzantisirende Ruodlieb, der geistlichen Dichtung in Oesterreich die flandrischen Thiermährchen, in der Legende der Antheil des Niederrheins dem von Baiern und Oesterreich. Diese doppelseitige Bestrebung spiegelte sich in der Durchkreuzung der Mundarten ab. Wir sahen, wie sich Rheinländer die österreichischen Dichtungen aneigneten und überarbeiteten; wandernde Sänger bemühten sich, die Mundart ihrer Geburt zu vertauschen mit der ihres Aufenthalts; gegen Ende des 12. Jahrh. erhielt dann das Niederdeutsche ein sichtliches Uebergewicht durch den Anstoß, den die französische Dichtung gab. Fast alle epischen Werke dieser Zeit tragen die Spuren niederdeutscher Mundart, Roland, Ruther, Rudolph, Tristan, die Werke Veldeke's und Herbort's; hier dichteten Niederdeutsche bald mit geringerer bald mit größerer Neigung oder Fähigkeit, sich des Oberdeutschen zu bedienen, das in Folge der hohenstaufischen Kaiserherrschaft mehr und mehr die herrschende Mundart und das Gesetz der ritterlichen Dichter ward. Es sind die von diesem niederdeutschen Dialekte gefärbten Dichtungen, die wie durch ihre neuen Stoffe, so schon durch ihre Masse für die Aufnahme und Ausbreitung der fremden, ritterlichen Dichtung die stärkste Anregung gaben. Daß diese Anregung von Niederdeutschland ausging, ist so natürlich, wie daß im 18. Jahrh. die englische Literatur, die die unsere neu beleben sollte, zuerst eben dort ansetzte. In beiden Zeiträumen war unsere Dichtung von auswärtigen, französischen und englischen Einflüssen überherrscht, im Dienste fremden Geistes. Beidemale aber fand sich die deutsche Natur desto gründlicher wieder zurecht: wie denn im 13. Jahrh. im hellen Gegensatze gegen die ritterliche Kunst und Sitte sogleich die praktisch-lehrhafte, mehr bürgerlich demokratische als ritterlich aristokratische Dichtung aufkam, die mehrere Jahrhunderte hindurch jenen ächt deutschen Geist ernährte und aufzog, der das Reformationswerk schuf, die selbständigste Arbeit, die Deutschland zum Besten der Menschheit vollbracht hat.

---

6. Einführung britischer Dichtungen.

Nicht wenig verstärkt wurde die Theilnahme und die Bedeutung Niederdeutschlands für die deutsche Epik durch die Einführung der britischen Erzählungen von Arthur und den Helden seiner Tafelrunde, die gleich mit den ersten Einwirkungen der französischen Literatur neben den Dichtungen von Karl und Roland, von französischen Dichtern vermittelt, zu uns herüber kamen; eine Gattung von Romanen oder Epen von sehr

einfacher, zum Theil seltsamer Beschaffenheit, die aber in dem Geschmacke der Zeit fast jeden anderen Dichtungsstoff überwanden und verschlangen. Es ist eigen, wie sich in der literarischen Geschichte so verschiedener Zeiten, wie des 12. und 18. Jahrhunderts, so viele wesentliche Züge entsprechen. Beidemale kämpfen bei uns, wie wir eben andeuteten, die nationalen Dichtungsstoffe und Formen mit fremden Einflüssen. In diesem Streite des Geschmacks spielte, ähnlich wie im 12. Jahrh., auch im 18. der Sinn für englische Dichter und Romane und nicht am wenigsten die Begeisterung für den galischen Ossian eine wesentliche Rolle. Beidemale leiteten die Einwirkungen von dort her die Dichtkunst an, die Empfindungen der Liebe zu ihrem Hauptstoffe zu nehmen; und was Lessing von dem Einfluß der englischen Literatur in der neuen Zeit sagte, daß hier der Geist der Nachahmung als Muster gepriesen hätte, was in der Geschichte der Poesie als Ausartung erschiene, dies läßt sich von den britischen Dichtungen des 12. Jahrh. mit noch viel größerm Rechte behaupten.

Um diesen Ausspruch mit einigen Andeutungen zu erhärten, müssen wir einen flüchtigen Blick auf die britisch-walisische Dichtung und Sage werfen und deren Umgestaltung und Entartung mit Winken bezeichnen, so weit dies einem Fremden, der wälschen Sprache Unkundigen möglich ist, der in diesem Gebiete mehr nach geschichtlichen Analogien urtheilen muß, als aus einer umfassenden Kenntniß der Quellenschriften, die auch zur Zeit noch weder vollständig bekannt noch kritisch gesichtet sind.

In der ersten Auflage dieser Geschichte ist der Wunsch ausgesprochen worden, es möchte ein gründlicher Forscher, ausgerüstet mit gesundem Geiste und ächt historischem Sinne, Licht bringen in die Geschichte der keltischen Stämme, die die Unterlage der geschichtlichen Nationen neuerer Zeit bilden wie die Pelasger die der alten, die wie diese gestürzt sind, fast ehe sie mächtig waren, und in Geistesbildung entartet, fast ehe sie blühten; es ging dieser Wunsch im Besondern auf die Aufklärung der walisischen und bretagnischen Alterthümer, Geschichte und Dichtung. Seitdem ist in diesen Gebieten die vielfachste Thätigkeit entfaltet worden; Gesellschaften und Privatleute haben die Durchforschung wälscher Quellen neu belebt; Lady Guest (und bei uns San Marte) haben jene Mabinogion bekannt gemacht, die für manche Räthsel der britischen Dichtung eine plötzliche Lösung brachten; die Price, Rees, Herbert, Stephens u. A. sind in den verschiedensten Richtungen wirksam gewesen; das Eisteddvod von Abergavenny (1838) hat die uralte Verwandtschaft von Wales und Bretagne gefeiert und Villemarqué konnte dort eine bretagnische Rede zusammenstellen, die von Walisen verstanden wurde, der-

selbe Mann, der uns zuerst mit den kostbaren Schätzen des bretagnischen Volksgesangs aus einer Reihe von Jahrhunderten bekannt gemacht hat. Noch fehlt unter den vielen Forschern und Liebhabern der britischen Literatur und Geschichte ein Mann wie Jakob Grimm, der die Sprache ergründet, ihre Perioden umschrieben und den Quellen die Zeit ihrer Entstehung mit Sicherheit angewiesen hätte, ohne welche Vorarbeit man in Labyrinthen fadenlos umirrt; doch ist unstreitig unsere Kenntniß dieser Gebiete in mancher Weise bereichert und manche weitere Aussicht geöffnet worden. Wir begnügen uns im folgenden mit den allgemeinsten Andeutungen der am meisten sicheren und der für unsere Aufgabe wichtigeren Thatsachen.

Die ältesten Reste kymrischer Dichtung, die wir als zweifellos ächt kennen, sind einige Bardengesänge[250]) aus der Zeit der angelsächsischen Eroberung Englands, aus dem 6. Jahrh. Die meisten derselben spiegeln diese Zeit nationalen Unglücks ab; es sind heroische Klaggedichte, entblößt von thatsächlichem Inhalte, im Ausdruck großrednerisch, wie alle keltische Schrift und Rede schon den Römern erschien, im Sinn geheimnißvoll, dunkel, ordnungslos und abspringend, aber frei von den Wunderlichkeiten und Rohheiten, denen man in den späteren Erzeugnissen britischer Dichtung begegnet. In diesen Elegien sind unter Anderen schon die Namen der Owen (Urien's Sohn), Arthur und Geraint gefeiert, die später in der romantischen Epik verherrlicht durch alle Welt gingen. Aber sie erscheinen hier noch in ganz nüchterner, geschichtlicher Gestalt; der Ruhm Uriens überstrahlt weit den des Arthur, dessen Name bei Gildas und Beda nicht einmal genannt wird; keine der romantischen Zuthaten der späteren Arthurromane ist an die Thaten dieser Helden geknüpft. Noch viel gewisser aber gehören die mythologischen Arthurfabeln[251]) den späteren Zeiten an, wo (schon im 12. Jahrh.) Giraldus Cambrensis das Verderbniß der alten Gesänge unter den Händen der neuern Barden beklagte, deren unsinnige Mystik die ähnliche Ausartung in der wälschen Dichtung bezeichnet, wie die unserer Gnomiker des 13. Jahrh. den Verfall der ritterlichen Poesie in Deutschland.

---

250) Villemarqué, poèmes des bardes Bretons du VI. siècle. Paris 1850.

251) Wir unterzeichnen mit Vergnügen den folgenden Ausspruch San Marte's, die Arthursage u. f. p. 3. „Es fehlt uns der Scharfsinn vielleicht, gewiß aber der verzweifelte Muth, aus den Sagen von Arthur unter Anknüpfung seines Namens an den Polarstern und seiner 12 Feldzüge an die 12 Monate oder an die Apostel, ein Gespenst von Weltschöpfungs-, Sonnen- oder sonstigem überschwenglichen Mythus heraufzubeschwören, wie es mit der Sage von den Nibelungen und Tristan geschehen ist."

In welchem Stufengange sich während der sächsischen Herrschaft, bis gegen das Ende des 11. Jahrh., diese geschichtlich-poetischen Erinnerungen der Briten ins Sagenhafte umgestalteten, läßt sich kaum errathen. In diesen Zeiten eines verdunkelten Volkslebens, das sich in inneren Reibungen verzehrte, scheint der dichterische wie der nationale Ehrgeiz, den fremden Eroberern gegenüber, nur zu geringen Aeußerungen gekommen zu sein. Der sicheren und ächten Schriftreste in Volkssprache sind wenige; die lateinische Geschichte, die Nennius' Namen trägt, aus dem 9. Jahrh., müßte uns allein in diesen Zeiten Wegweiser sein. Allein den ächten und ursprünglichen Theil dieses durch Abschreiber viel veränderten Werkes jetzt noch auszusondern, hat ein neuerer Herausgeber desselben (Stephenson, 1838) für unmöglich erklärt, der übrigens von den vielen (etwa 40) Handschriften nur ungefähr die Hälfte verglichen hat. Die Sage von Vortigern und Hengist ist bei Nennius noch volksthümlicher Art, noch an die Geschichte wenigstens angelehnt; neben ihr treten dann Geschichtsfabeln vom trojanischen Abstamm der Briten und Sagen von Arthur und Merlin hervor, in einer Art, daß darin theilweise die willkürlichen Zuthaten gelehrter Erfinder nicht zu bezweifeln sind. Um von Merlin zu schweigen, dessen Sage in unsere deutsche Dichtung den Weg nicht gefunden hat, so ist Arthur hier schon mit wunderbaren Waffen ausgerüstet, erficht glänzende Siege in 12 Schlachten und macht schon die Wanderfahrt nach Jerusalem. Stellen wie diese ist man denn besonders geneigt gewesen, für Einschaltung der kreuzritterlichen Zeiten zu halten; wäre sie älter, so würde sie ein merkwürdiges Seitenstück zu der Fahrt Karls nach Jerusalem bieten, die schon im Anfang des 11. Jahrh. umgehende Volkssage war. Wie dem auch sei, selbst bei Nennius erscheint Arthur immer noch keineswegs als jener Mittelpunkt britischer Sage, wie später; noch die älteren Triaden in der Sammlung des Mönchs von Llancarvan († 1156) kennen ihn nur in seinem Zerwürfniß mit seinem ungetreuen Weibe Ginevra, vielleicht das einzige Verhältniß unter allen, die in den Arthurromanen enthalten sind, dem alte Ueberlieferung zu Grunde liegt. Wie denn die Sage von Arthur im 12. Jahrh. in Schriften und im Volksgesang eine plötzliche ungemeine Ausdehnung und Ausbreitung erhält, ist dies ein ganz neues, frisch erregtes Interesse, dem selbst dann, und noch später, viele walisische Barden entgegen waren, denen der Ruhm Cadwaladr's mehr als Arthur's galt; und Alanus ab insulis konnte damals sagen, daß Arthur's Name selbst in Asien bekannter sei als in England, indem er zugleich den stärksten Ausdruck gebrauchte, um die Volksthümlichkeit zu bezeichnen, die dieser Name in der Bretagne besaß.

Hier nämlich schoß ein verpflanzter Zweig des britischen Volkes in denselben Jahrhunderten zu neuem Leben auf, während der Stamm selber in England verkümmerte, und Sage und Dichtung trieb hier neue Blüten in der frischeren Pflege des Volks, während sie in Wales unter der kastenartigen Bardengilde stillstand oder entartete. Die Uebersiedlungen der Kambrier nach Armorica hatten im 4. Jahrh. begonnen; im 6. wanderten sie vor den Sachsen in Masse dahin aus; andere Züge sollen zur Zeit Cadwaladr's (Ende des 7. Jahrh.) gefolgt sein. Der Landwinkel, den sie hier besetzten, konnte die Umwohner nicht wohl zu Eroberungs- und Vertilgungskriegen anreizen; die Briten konnten die hartnäckige Eigenthümlichkeit ihrer Nationalität hier behaupten, aber nicht ohne mit Franzosen und Normannen feindlich zusammenzustoßen. Gekräftigt durch die Auswanderung, wurden sie es durch diese Kämpfe noch mehr; in Berührung mit diesen rührigen Stämmen wurden sie menschlicher, weltkundiger, der europäischen Bildung näher gerückt; die sittliche Spannkraft, die in den Römer- und Sachsenzeiten unter den Briten erschlafft war, kehrte hier wieder; glücklich bestandene Kämpfe festigten mit der Selbständigkeit das Selbstvertrauen, und an die Stelle der entmuthigenden Elegien, die im 6. Jahrh. den Fall der Kambrier in England besangen, trat hier bei ihrer Auferstehung ein Volksgesang voll thatsächlichem Inhalt, Balladen, die dem schönsten der nordischen Volksdichtung gleichstehen, und von denen sich einzelne Stücke aus jenen fernen Jahrhunderten (begreiflicherweise unter Veränderung der Sprache und des Inhalts) bis auf unsere Tage lebendig fortgepflanzt haben[252]). Der Natur dieser Verhältnisse ist es durchaus gemäß, daß hier in der Bretagne die britische Sage und Dichtung allmählig den Inhalt sammelte, in dem sie nachher im 12. Jahrh. plötzlich erscheint, wie das Volk selbst hier den alten, urzeitlichen Charakter seiner abgeschlossenen, fremdem Einfluß unzugänglichen Cultur in etwas ablegte. Unter den älteren bretagnischen Volksgesängen ist ein Kranz von Balladen über den Helden Morvan Lez-Breiz († 818) und seine Feindschaft mit Ludwig dem Frommen; sie tragen einzelne spätere Züge, sie erwähnen Münzen, die es vor dem 14. Jahrh. nicht gab, aber ihr ganzes Gepräge ist alt und ächt. Sie erzählen von dem Kinde Morvan, wie er, von seiner Mutter in einsamer Rückgezogenheit gehalten, auf einen wandernden Ritter trifft, den er für einen Engel hält, wie er nun die Begierde nicht bezwingt selbst ein Ritter zu werden,

252) Barzaz-Breiz; chants populaires de la Bretagne. ed. Villemarqué. 2 Bde. 1840. Volkslieder aus der Bretagne, übers. von Keller und v. Seckendorf. Tübingen 1841.

auf Abenteuer auszieht und nach zehn Jahren ruhmvoll wiederkehrt, während seine Mutter vor Gram gestorben ist. Diese Sage wird in dem wälschen Mährchen von Peredur und in Chretien's und Wolfram's Parzival wieder erzählt, wo sie sich zu dem Volksliede wie Kunst und Künstelei zur gesundesten Natur verhält; sie ist ein wundervoll tiefes Sinnbild eines großen geschichtlichen Verhaltes: wie ein eingezogenes, in engen Nationalschranken lebendes Volk seine erste Bekanntschaft mit der glänzenden, waffenfrohen Welt der germanischen Wandervölker macht und den Trieb empfindet, in gleichen Rang mit ihnen zu treten. In eine thatensüchtige Umgebung gestellt, lernten die Bretagner bald, an den großen Weltbegebenheiten Theil zu nehmen; dies wirkte, deuteten wir an, nothwendig auf ihre Volksdichtung ein; es belebte ihre alten Erinnerungen und füllte sie mit thatsächlichem Inhalte. Die Insel der Apfelbäume (Avalon), ihr verlassenes Vaterland, ward ihnen ein Aufenthalt der Dämonen und Feen, ein Elysium der Seligen; die leeren Namen der alten Helden Owen und Geraint umkleideten sich mit einem Körper romantischer Sage und Geraint tauschte den Namen mit dem eines bretagnischen Häuptlings des 10. Jahrh.; Arthur aber ward hier der Mittelpunkt aller Herrlichkeit der Sage. Gerade dies ist in jeder Weise erklärlich. Arthur war ein südbritischer Held, dessen Sitz in der Sage der Inselbriten nach Gelliwic in Cornwall gelegt ist; die Kernen waren zur Auswanderung nach Armorica die nächsten; ein neues Cornouaille entstand hier, in dessen Bevölkerung die dichterische Thätigkeit am größten war; denn noch in den nun gesammelten Gesängen sind zwei Drittheile der heroischen und geschichtlichen Balladen in kernischer Mundart, doppelt so viele als aus allen drei andern Landestheilen der Bretagne zusammengenommen. Den Armoricanern war Arthur ihr eigner König, ihre Lieder (die kleine Legende von St. Efflamm in Villemarqué's Sammlung) stellten ihn dar als einen Bändiger der Ungeheuer; sie glaubten an seine Unsterblichkeit und Wiederkunft, wie die Walisen an Cadwaladr's; und Alanus[253]) sagt (im 12. Jahrh.), man würde hier jeden gesteinigt haben, der Arthur's Fortleben geleugnet hätte. Damals aber war der dichterische und nationale Cultus Arthur's auch in Wales wieder aufgelebt; es war damals jene Chronik Gottfried's von Monmouth schon erschienen, die aus der Bretagne die romantische Sage von Arthur empfangen haben sollte und in England ausbreitete.

---

253) Turner, vindication of the ancient british poems, p. 160. Schon unser Hartmann von der Aue kennt diesen Glauben der Landsleute Arthurs.

Es hatte seit der Auswanderung zwischen Mutter- und Tochterland nie an den Berührungen gefehlt, die einen Austausch, eine Vertragung der wälschen und bretagnischen Sagen möglich machten. Zu Zeiten weiß man, daß einzelne Geistliche zwischen beiden Landen ab- und zugingen; im 7. und 10. Jahrh. nennt man einzelne Familien, einzelne Abenteuer, die nach Wales zurückwanderten; im Anfang des 11. Jahrh. ließen sich flandrische Colonisten in Glamorgan nieder, der rechten Stätte wälscher Dichtung, wohin und woher der Austausch der beiderseitigen Sagen am eifrigsten betrieben werden konnte. Ohnehin waren so viele Züge des britischen Sagen- und Aberglaubens ein Gemeingut nicht allein dieser, sondern aller keltischen Stämme, und schon in viel älteren Zeiten. Kannte doch schon Augustin jene Sagen von der Verbindung der Dämonen mit menschlichen Frauen, die so oft in den britischen Mährchen begegnen. Wußte doch schon Posidonius von der runden Tafel der Galler und ihren Kampfspielen nach dem Mahle. Waren doch schon dem Plinius und anderen Römern so manche Züge des Druidenwesens bekannt, die Feen und Zwerge, die übernatürlichen Triebkräfte in aller britischen Dichtung, die bezauberten Wälder und wunderbaren Quellen, die in allen britischen Mährchen bis zum Ueberdruß wiederkehren. Es ist daher kein Wunder, daß sich die armorikanischen Lais und die walisischen Mabinogion in so vielen Zügen begegnen; daß die Sagen des einen Landes in die Oertlichkeiten des anderen verpflanzt wurden; daß in den heute erst aufgezeichneten bretagnischen Volksliedern die Lieblingsgegenstände wälscher Sage aufstoßen; daß selbst Stellen und Strophen dieser Lieder in alten wälschen Erzählungen nachgewiesen wurden[254]); daß die Legenden wälscher Heiliger die weltlichen Geschichten von Arthur[255]) und die Wundersagen von seiner und Merlin's dämonischer Geburt[256]) bestätigen. Es ist kein Wunder, daß die Sage von Arthur, wie sie sich in Volksliedern oder bei gelehrten Bearbeitern in Armorika gestaltet hatte, neu und unerhört wie sie war, in Wales eine begeisterte Aufnahme

---

254) S. Villemarqué zu den Nummern 4. und 5. seiner Sammlung.

255) Ellis, specimens etc. Tom. I. p, 100. Note 2.

256) Pinkerton, vitae antiq. sanctorum. p. 200. Aus Jocelins Leben des heiligen Kentegern citirt Dunlop I, p. 214. folgende Stelle: Audivimus, frequenter ...mptis transfigiis puellarem pudicitiam expugnatam esse, ipsamque defloratam ...rruptorem sui minime nosse. Potuit aliquid hujus modi huic puellae accidisse. ...ies bezieht sich auf die Mutter des Heiligen, der ähnlich wie Merlin und wie Alexander ... der orientalischen Sage geboren ist.

finden konnte, wenn sie in einem günstigen Augenblicke dorthin verpflanzt wurde.

Eine solcher Zeitpunkt trat gegen Ende des 11. Jahrh. ein. Es waren die Zeiten, wo sich die Kreuzzüge vorbereiteten, wo der Cid seine Heldenthaten gegen die Mauren verrichtete, wo die Normannen ihre Herrschaft in Italien begründet hatten und die Eroberung Englands vorbereiteten, an der sich viele Bretagner betheiligten. Der Fall der Angelsachsen (1066), ihrer alten Feinde, berauschte die Briten mit neuen nationalen Hoffnungen. In Wales gab es gleichzeitig Veränderungen, die kleine Seitenstücke zu jenen großen Volksbewegungen wurden. Im J. 1080 kehrte Gruffydd, Kynan's Sohn, aus Irland nach Nordwales, und erwarb von dem Usurpator Trahaern sein Erbe zurück; er regierte bis 1137 und eröffnete das glänzendste Zeitalter wälscher Geschichte und Literatur; ein verjüngter lyrischer Natur- und Minnegesang erschallte damals aus der bestäubten Leier der Barden; es folgte eine Reihe von Häuptlingen, unter denen sich Wales selbst gegen England auf längere Zeit in einer gewissen Selbständigkeit behauptete. Kurz vorher, ehe diese Zeit für Nordwales anbrach, hatte 1077 der alte Rhys ab Tewdor die Herrschaft von Südwales angetreten, der nach langer Abwesenheit aus Bretagne rückkehrte, wo er das Parteitreiben in Wales beobachtet hatte. Er brachte nach wälschen Nachrichten[257]) das System der Tafelrunde, das sich in Bretagne an Arthurs Namen geknüpft hatte, nach Wales zurück, wo es vergessen war, wenn es je bestanden hatte; er verband damit die bardischen Gorsedd's, zeitweilige Versammlungen und Preisbewerbungen der Barden „wie zu Zeiten Arthur's". Diese Tage wurden in Nordwales nachgeahmt; sie pflegten über beide britische Inseln ausgerufen zu werden; den wälschen Fürsten, unter denen viele sonst und jetzt wieder selber dichteten, bereiteten sie den Ruhm, die Ersten in Schätzung der Kunst zu sein, und sie machten es den englischen Königen fast zur Nothwendigkeit, in dieser fürstlichen Würdepflicht ihrerseits nicht zurückzubleiben, was dann, wie wir sahen, nach Frankreich und Deutschland anregende Beispiele gab. Diese Wiederkunft Arthur's war, nach dem Geständnisse lebender Walisen selbst, ein trefflich auf die Natur des Volks berechnetes Mittel, um den spasmodisch und nur auf Anstöße wirkenden Nationalgeist der Kambrier anzufeuern; es belebte Arthur in einem nationalen Sinne in dem Maaße wieder, daß andere wälsche

257) In den Iolo-Handschriften, angeführt in Th. Stephens, lit. of the Kymry. 1849. p. 336.

Fürsten, daß selbst normannische Häuptlinge ähnliche Einrichtungen eifersüchtig einführten, ja daß noch spät die normannische Politik nöthig fand, den Aberglauben an Arthur's Fortleben zu bekämpfen, indem sie das Grab und die Gebeine desselben entdecken ließ. Auf dem Grunde dieser großen politischen Veränderungen in Wales begreift es sich leicht, wie sich der plötzliche und neue, erst volksthümliche, bald weltkundige Ruhm Arthur's in Geschichte und Dichtung ausbreiten konnte. Der große literarische Anstoß dazu geschah durch die Chronik Gottfrieds (Gruffydd ab Arthur), des Erzdechanten von Monmouth. Auch sie stand mit jener neuen nationalen Bewegung, mit jenen politischen Zwecken in einer Verbindung. Sie ist Robert von Caen, dem Grafen von Glocester, gewidmet, einem Enkel des alten Rhys, dem Gatten der Erbtochter des Normannen Robert Fitzhammon, der nach Rhys' Falle seit 1091 die Herrschaft von Glamorgan hatte; Robert von Glocester regierte von 1110—1147; er war den alten Bräuchen der Briten günstig wie ihrer Sage und hatte die Hand im Spiele bei dem Werke Gottfrieds, seines Unterthanen.

Es ist nicht unsere Sache, uns in den Streit über die Quellen und die Herkunft dieses lateinischen Buches zu mischen[258]), das unter den Briten die Anfänge der neuen epischen Kunst als ein ebenso merkwürdiger Markstein bezeichnet, wie auf dem Festlande Leo's Schlachtenbuch und der Pseudoturpin. Daß der Hauptinhalt der Gottfried'schen Chronik wirklich aus der Bretagne stamme, scheint uns in den angeführten allgemeinen Verhältnissen mit Wahrscheinlichkeit begründet zu sein, wie in der Beschaffenheit des Werkes selbst, was sogar Stephens fast wider

---

258) Alles ist über diese Quellen im Unsichern. Gottfried's Chronik soll aus einer britischen ins Lateinische übersetzt sein, die der Archidiaconus Walther von Oxford aus der Bretagne gebracht. Diese ursprüngliche Geschichte der Könige (Brut y Breninoedd) ist verloren. Sie ist oft ganz abgeleugnet worden, aber ihre Existenz wird auch durch Gaimar's estorie d'Engles um 1145—47 bezeugt. Sie wird von dem Einen für ein poetisches, von dem Andern für ein prosaisches Werk gehalten. Der Vermittler Walther Calen ist oft, und noch von Stephens, mit dem späteren Walther Mapes verwechselt worden. Die Walisen, wie der Verfasser der Britannia after the Romans, geben dem Brut walisischen Ursprung und leugnen die Herkunft aus der Bretagne. Die lateinische Chronik ist wieder ins Wälsche übersetzt worden; eine von den Handschriften dieser Bearbeitungen, die älteste, gibt sich als ein Werk des Erzdechanten Walther selbst, der den alten Brut aus dem Kymrischen ins Latein übersetzt (d. h. durch Gottfried übersetzen lassen), im Alter aber aus dem Latein ins Wälsche rückübersetzt habe. Diese Verwirrung kann nur Jemand schlichten, der alle Handschriften und alle Bearbeitungen mit eignen Augen verglichen hat.

Willen zugeben muß. Es sind[259]) nur wenige wälsche Oertlichkeiten darin genannt; es ist Arthur's Sitz nach Caerllion, nicht wie bei den Walisen nach Gelliwic in Cornwall, gelegt; es ist die Geschlechtstafel der kambrischen Könige abweichend von den kymrischen Quellen; es stimmen die Erzählungen von Arthur, die sich mit Nennius' Berichten berühren, nicht mit dieser wälschen Ueberlieferung zusammen. Die Theile aber, die den Krieg Arthur's mit Lucius Tiberius behandeln, die eine Bekanntschaft mit Italien und den Alpen, mit Paris und Burgund zeigen, wie sie in Walis sehr fern lag, verrathen am meisten einen jüngern Ursprung auf französischem Boden. Denn hier soll Arthur sichtlich den großen Helden der Dichtersagen von Alexander und Karl gleichgestellt werden an Weltherrschaft und Kriegsmacht; ein großer Kriegszug, eine Völkerschlacht wird beschrieben, an der alle Welttheile mitkämpfen, und eine Menge Helden auftreten mit jenen wunderlichen, orientalisch-griechisch-römisch-homerischen Namen, wie sie im Titurel und den späteren Alexandriaden üblich sind. Hier huldigt der Erzähler dem neuen Dichtungsgeschmacke; hier folgt er auch nicht mehr dem alten Buche, das aus älteren Gesängen und Fabeln geschöpft haben wird, sondern den mündlichen Mittheilungen des geschichtkundigen Walther. Die dunkeln Merlin und Arthur leuchten hier in neuem romantischen Glanze, ohne den sich ein wälscher Held nicht in die große Gesellschaft der alten und neuen Lieblingshelden des Festlands wagen durfte. Mit diesem Sageninhalte aber führte das Buch (und dies ist eine außerordentliche Wirkung) die kleinlebigen, der großen Zeit bis dahin entfremdeten Briten neu in die Welt ein als ein Volk von ebenbürtigen Thaten. Auch die Sittenschilderung dient unwillkürlich diesem Zwecke. In dieser Geschichte des britischen Alterthums ist nichts von dem alten Druidenwesen und über das heidnische Zeitalter des Volkes zu lesen. Herbert[260]) sah darin die politische Absicht, jene Eigenthümlichkeiten, welche die Briten in Staat und Sitte den neuen Völkern entfremdeten, zu verstecken und zu überfirnissen, um die Geschichte von Wales durch den christlich ritterlichen Anstrich des Buchs „in der Christenheit einführungsfähig zu machen", so wie schon vorher die mönchische Legende massenhaft den Grund eingenommen hatte, der von dem Druidismus verlassen war. Allein wenn Gottfrieds Quelle aus der Bretagne stammte, so konnte seine Chronik

259) Eine Bemerkung von Rees, in den welsh Saints.

260) A. Herbert (der Verfasser von Britannia after the Romans und des Neo-druidism), Cyclops Christianus. London 1849.

auch ganz absichtlos zu jenem Zwecke tauglich geworden sein, denn es war natürlich, daß die ausgewanderten Briten des 6. Jahrh. das druidische System in England zurückließen. Daß aber Gottfried's Uebersetzung politischen Zwecken dienen sollte, ist unzweifelhaft. Es sind wälsche Gedichte aus jenen Zeiten übrig (so ein Gespräch, das unter Merlin's Namen geht), die die Ansprüche jenes Rhys ab Tewdor mit genealogischen Aufstellungen unterstützten; der Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit, so führt Gottfried selbst an, war auf Merlin gerichtet und dies nöthigte ihn, in seine Chronik gleichfalls die Weissagungen Merlin's als eigenen Zusatz aufzunehmen, die die Herstellung des geschwächten Britanniens verkündeten[261]), wenn Cadwaladr und Conan aus Armorika rückkehren würden; mit deutlicher Anspielung auf Conan II., der in Bretagne zur Zeit der normannischen Eroberung lebte, welche die britischen Hoffnungen so hoch aufspannte.

Der messianische Glaube an Arthur's und Cadwaladr's Wiederkehr, d. h. an eine Wiederkehr altkambrischer Herrlichkeit fand, so wenig wie bei den Juden, eine Erfüllung in Beziehung auf eine politische Wiedergeburt, aber ein geistiges Reich ward durch die poetische Auferstehung Arthur's allerdings erschlossen. Das Werk Gottfried's hatte eine rasche unglaubliche Wirkung, die man ohne die ungeheuere kriegerische und literarische Aufregung des ganzen Jahrhunderts nicht begreifen würde. Es ward von Caradoc von Llancarvan fortgesetzt; ward mehrfach, und einmal noch im 12. Jahrh. in lateinische Verse gebracht[262]); es drängte dann seinen Inhalt in die Volkssprachen der Walisen, der Anglonormannen und Franzosen. Wir sagten, daß es ins Wälsche rückübersetzt wurde; Gaimar's estorie d'Engles entstand ihm zur Seite, Wace übersetzte es noch zu Gottfried's Lebzeiten in Versen, Layamon (um 1200) schöpfte aus ihm zu seinem Brut. Dies sind alles der Zeit nach nahe gelegene, enge an Gottfried's Buch angelehnte Erscheinungen. Andere, freiere Wirkungen mag es geübt haben, indem es den dichterischen Geist mittelbar nährte, den das Zeitalter in allen Welttheilen zugleich in neuer schaffender Thätigkeit sah. Nach den Zeugnissen der Zeitgenossen Giraldus, Alanus, Malmsbury, nahm damals der Volksgesang über Arthur einen

261) — Britones, ut nobile regnum
temporibus multis amittant debilitate,
donec ab Armorica veniet temone Conanus
et Cadwalladrus Cambrorum dux venerandus.

262) Madden, Vorrede zu Layamon. p. XL.

lebhaften Aufschwung; die Ausbreitung seiner Sage über Europa folgte in reißender Schnelligkeit durch die französischen Romane von einzelnen Helden seiner Tafelrunde. Zu einigen dieser Romane sind erst neuerlich die britischen Quellen bekannt geworden[263]).

Diese wälschen Mabinogion sind nach dem Urtheile aller Kenner in Gottfried's Zeit, nach einer späteren Angabe[264]) auf Anlaß des oben erwähnten Gruffydd ab Kynan († 1137), gesammelt, in Prosa umgesetzt; sie berufen sich aber auf frühere Quellen und sind, schon nach den unterlaufenden poetischen Stellen zu schließen, aus Liedern entstanden, die nicht unter gelehrten Barden, sondern im Volke selbst ihren Umlauf hatten. Die volksmäßige Grundlage ist darum doch in diesen Mährchen so gering, wie in den Erzählungen unserer Fahrenden aus dieser Zeit; die wenigsten der Helden, die hier auftreten, haben mehr als dem Namen nach eine geschichtliche Beglaubigung oder altdichterische Ueberlieferung, gerade wie die, welche die späteren Gedichte in Deutschland um Dietrich und Siegfried versammeln; das meiste ist ohne Zweifel neue Erfindung. Einige der Mährchen sind ganz walisischer Erzeugung, und diese sind, mit Ausnahme des Peredur, ohne Einfluß auf die europäische Literatur geblieben; sie machen Arthur und seine Helden zum Theil (wie das Mährchen von Kilhwch und Olwen[265]) zu Riesen in den ungeheuersten, scherzhaften Uebertreibungen, die ganz dem Geschmack der Bänkelsängerepen entsprechen, die wir vorhin in Deutschland gefunden haben. Zwei andere, die Quellen zu Iwein und Erek, tragen die Spuren von französischen Einflüssen, Anspielungen auf normannische Sitten, Waffen, Trachten, aber auch sie sind unleugbar von britischem Ursprung, und die Annahme ihrer Entstehung oder Ausbildung in Bretagne reicht hin, jene fremden Zuthaten zu erklären. Die Züge des neuen ritterlichen Lebens und die Sitten eines auf dem Standpunkt heroischer Halbcultur stehen gebliebenen Stammes mischen sich in dem Inhalte dieser Mährchen in seltsamer und ungeschickter Weise; man steht mit Einem Fuße in einer ganz fremdartigen Welt, während man mit dem

---

263) The Mabinogion from the Llyfr Coch (red book) o Hergest etc. by Lady Charlotte Guest. London 1838—49. Vol. 1—7. Die Arthursage und die Mährchen des rothen Buchs von Hergest. Von San Marte. 1842.

264) Robert Vaughan, in den british antiquities revived. 1662. p. 44, nach einer Anführung in Villemarqué's contes popul. anciens bretons. p. 42.

265) In San Marte's Beiträgen zur bretonischen und celtisch germanischen Heldensage. 1847.

anderen in den Zuständen der ritterlichen Gegenwart weilt. Die irrende Ritterschaft, die stehenden Helden der Abenteuer, diese ritterlichen Weltbürger sind den ganz vaterländischen britischen Helden der alten Barden des 6. Jahrh. so ungleich als möglich; aber dann sind ihre Sitten wieder roh und stumpf und dem feinen höfischen Ton des normannischen oder provenzalischen Adels so fern als denkbar. Die Darstellung und Erzählung ist dem entsprechend: einförmige Abenteuer, Helden- und Zaubergeschichten, in dürftiger Veränderung ewig wiederholt, der Gesichtskreis klein wie der eines einsiedlerischen Volks, das der menschlichen Natur wenig kundig ist, der Vortrag einfach roh wie die Sitten, die er schildert. Und gerade die diesen Mährchen nachgedichteten, französischen Epen sind es, die sich in den ritterlichen Kreisen Europa's am reißendsten verbreiteten und die höchste Kunstausbildung in Frankreich und Deutschland erhielten. Die genannten Eigenschaften derselben, die dem zu widersprechen scheinen, scheinen dies doch auch zu erklären. Der Form nach lag in dem Mangel der Einheit und des inneren Zusammenhangs, der in den Arthurmährchen wie in den rein wälschen (z. B. von Pwyll) herrscht, gleichsam eine Aufforderung hier nachzuhelfen oder auch in Willkür fortzubauen; der Stümper ward hier nicht abgeschreckt, der Meister konnte sich angezogen fühlen. Der Meister konnte auch noch von einer anderen Seite gereizt werden. Viele dieser Mährchen, auch die rein walisischen wie das von Manawyddan, haben (schon durch die vielfache Neigung zum Allegorischen) die Anlage zu einer ideellen Ausführung, es ist darin oft eine psychologische Aufgabe zu lösen, die Entwickelung eines anziehenden Charakters zu geben versucht, was selbst große Dichter anlocken konnte. Was den Inhalt angeht, so ist darin nichts Ausgeführtes über die ritterlichen oder christlichen Zustände des 12. Jahrh., aber es ist gerade so viel Unterlage dafür geboten, daß sie sich voll darauf auftragen ließen. Und dazu fühlte die ritterliche Dichtung ein Bedürfniß. Die epischen Gedichte erzählten bisher in Deutschland und Frankreich von einem heidnischen Helden des Alterthums, von den Recken der Heroenzeit, von den christlichen Märtyrern, von dem heiligen Frankenkönig im Dienste der Kirche; hier war eine Lücke: das Ritterthum brauchte eine Verherrlichung an und für sich. Das glänzende Leben, das die Ritterschaft in Nord- und Südfrankreich entfaltete und das schon seit dem Anfang des 12. Jahrh. in der lyrischen Kunst gegenständlich gefeiert ward, suchte nach einer epischen Gestaltung; das Kriegs- und Gemüthsleben der Ritter trug sich nun in die britischen Mähren ein, die wie ein leeres Gefäß waren, das die Sitten des Standes am widerstandlosesten

aufnahm. Das weltliche Ritterthum mit seinem äußeren Leben, seinem innern Gefühlstande, seinen höfischen und kriegerischen Sitten, seinen sinnlichen und sinnigen Freuden zog hier ein und Arthur und sein Hof wurden zum Ideal alles höfischen Lebens, seine Tafelrunde zu Musterbildern aller ritterlichen Eigenschaften und Eigenheiten ausgebildet. Im Mittelpunkte dieser Eigenheiten stand der Minnedienst, der in den Arthurromanen breiten Eingang fand, wozu in den wenigsten Volksepen heroischer Ueberlieferung nur eine Möglichkeit gegeben war; von dieser Zeit an ist es, daß das Thema der Geschlechtsliebe der nothwendigste Bestandtheil aller Dichtung, nicht zu ihrem Vortheile, geworden ist. Diese Feier der Liebe in den Arthursagen verknüpfte dieselben aufs engste mit dem lyrischen Gesange der Ritterschaft; sie blühten und verblühten mit diesem, und schilderten mit ihm um die Wette die Herrlichkeit des ritterlichen Lebens. Aber diesem Leben mit all seinem Glanze, und dieser britischen Dichtung, die es darstellte, war ihre Weltlichkeit gleichwohl ein Hinderniß, der religiös bewegten Zeit auf die Dauer zu genügen. Die christliche Idee, die sich die fränkische Sage ganz unterworfen und selbst dem heidnischen Alexander eine Seite abgewonnen hatte, drängte sich auch in die Arthurromane hinein und gestaltete sie in der Gralsage innerlichst um. Wir werden daher in dem Parzival unseres Wolfram ein Gedicht dieser Gattung kennen lernen, das sich den höchsten Zeitideen, die sich in den Karl- und Alexanderliedern aussprachen, innerlichst anschließt, während zugleich in Gottfried's Tristan das weltliche Prinzip des Ritterthums in aller Nacktheit verherrlicht erscheint.

Beide Gedichte stehen neben Hartmanns Erek und Iwein, nach Form und Inhalt ausgebildet, auf der Höhe unserer ritterlichen Epik; wir haben zwei andere Arthurromane, die uns in beiden Beziehungen mehr zu der anfänglichen Beschaffenheit der rohen britischen Quellen zurückleiten, von denen diese Gattung ausgegangen ist. Das Eine ist der Tristan von Eilhart von Oberg, einem Dienstmanne Heinrichs des Löwen, der in den 70er Jahren des 12. Jahrh. verfaßt und in niederdeutsch gefärbten Bruchstücken erhalten, vollständig aber in einer Ueberarbeitung noch des 12. Jahrh. bekannt ist[266]). Das andere ist der Lanzelot von Ulrich von Zazikoven[267]) (Zezinchoven), einem thurgauischen Dichter, der seine französische Quelle am Hofe Kaiser Heinrichs im Besitze Hugo's von Morville fand, eines der Geißel, die dem Herzog

---

266) Heidelberger Hs. 346. Die Bruchstücke in Hoffmann's Fundgruben 1, 232.
267) Ausg. v. Hahn. Frankfurt 1845.

Leopold 1194 für Richard Löwenherz gestellt wurden. Die Sagen von Tristan und Lanzelot scheinen ursprünglich in ihrer wälschen Heimat nichts als flache Varianten der Sage von Mordred's ehebrecherischer Liebe zu dem Weibe seines Oheims Arthur zu sein, von der auch der Roman von Eliges eine erdichtete Nachbildung heißen kann. Ein älteres bardisches Gespräch zwischen Tristan und Gwalchmai[268]) erwähnt schon andeutend diesen Inhalt der Tristansage, und das Leben Gildas' von Caradoc von Llancarvan scheint in der Geschichte des Melvas den Kern der Lanzelotsage zu geben.[269]) Durch den angedeuteten Inhalt boten sich beide Mähren der minniglichen Sitte und Seelenkunde des Ritterstandes zur mannichfaltigsten Behandlung dar; sie sind durch bretonische Spielleute umgetragen schon ganz frühe, der Tristan in der Provence schon in der Mitte des 12. Jahrh., allgemein bekannt und bewundert gewesen; beide sind frühe verändert und umgestaltet worden. Von Tristan kannte schon Eilhart (fol. 173ᵇ.) verschiedene Erzählungen, und er selbst folgt einer anderen als Gottfried von Straßburg; in der Hauptsache sind beide doch zu ähnlich, als daß wir von dieser Seite bei Eilhart's Gedicht verweilen möchten; von Seiten der Form aber ist es gegen Gottfried zu roh, um eine genauere Besprechung zu verdienen. Dasselbe gilt von Ulrich's Lanzelot, der, wiewohl später als Hartmanns Erek, noch ganz in dem vielleicht trocknen Tone der meisten Gedichte des 12. Jahrh. geschrieben ist und eng angeschlossen der Urschrift folgt, noch ohne jene Freiheit der späteren Dichter, denen es in diesen nüchternen, wie wohl fremdartigen Mähren gewöhnlich zu enge ward. Dem Inhalte nach bietet der Lanzelot indessen eine interessantere Seite als Eilhart's Tristan dar. Der berühmteste Roman von Lanzelot ist die französische Prosa, welche die Robert de Borron und Walther Map als Verfasser nennt: es ist dies ein Meer von Abenteuern der verschiedensten Helden, ein großes Sammelwerk, in dem der Roman vom chevalier de la charette, den Chrétien von Troyes bearbeitet hat[270]) und dessen Inhalt (die Entführung Ginevra's durch Meleagans) an Lanzelots Name geknüpft ist, nur eine Episode ausmacht. Dies ward ein Lieblingswerk des Mittelalters, ward

---

268) Uebersetzt in San Marte's Arthursage.

269) Wenn anders Villemarqué Recht hat, dem Namen Maelwas dieselbe Bedeutung zu geben, die das französische Ancelot (ancel = servant) hat, wie der Name oft, z. B. in dem von Reiffenberg herausgegebenen chevalier au cygne geschrieben, und in jedem Falle richtig ausgelegt wird.

270) ed. Tarbé. Reims 1849.

im Französischen von Rusticien verkürzt, im Niederländischen in einer Reimbearbeitung[271]) noch erweitert, und französische, englische, italienische, spanische Drucke und Umarbeitungen verbreiteten es im 15. 16. Jahrh.; es ward Lanzelot neben Tristan ein Lieblingsheld der Ritterschaft, mehr als Parzival der Gewinner des Graals, dessen Lanzelot, das Gegenbild Parzivals, durch seine weltlichen Sitten gerade verlustig ging. Denn der Kern dieser zahllosen Abenteuer ist auch hier Lanzelots Liebe zu Ginevra, der ursprünglich alleinige Gegenstand der Sage. Gerade dieser Gegenstand aber fehlt in unseres Ulrich's Lanzelot, dem unstreitig älteren Gedichte[272]). Darin aber sind sich beide Gedichte ähnlich, daß auch in Ulrich's Lanzelot, wie klein und eng er gegen den prosaischen Roman ist, so frühe schon die Züge verschiedener Arthurromane, die sich alle einander zu gleichen pflegen, in willkürlicher Erfindung an den Namen Lanzelot geknüpft sind. Je weniger das Gedicht um seiner selbst willen eine Analyse verdient, um so erwünschter fordert uns gerade diese Eigenschaft auf, am Faden der Erzählung unseres Lanzelot lieber in einem allgemeineren Zwecke aus allen nach Deutschland übergegangenen Arthurromanen zusammenfassend die Züge anzudeuten, die die Art dieser Sagen und Stoffe und ihre Behandlung charakterisiren, um dem Leser ein ungefähres Bild zu geben von dem, was diesen Dichtungen allen in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit gemeinsam war.

Das Gedicht beginnt in einer Einleitung die Endschicksale der Eltern des Helden zu berühren. Dies kommt fast in allen Gedichten dieser Art vor, schon im Lai von Havelok[272b]), im Tristan, im Wigamur, im Wigalois, im Parzival; es ist ein so nöthiges Stück in dem Hausrath dieser Romane, wie Entführungen im griechischen oder eine gefährliche Werbung im deutschen. Es war nämlich, heißt es, ein König Pant von Genevis, streng, hart und kriegerisch, dessen sanftes Weib Clarine ihm einen Sohn gebracht hatte, von dem große Dinge waren geweissaget worden. Die Vasallen des Königs aber erregen, als das Kind kaum ein Jahr alt war, einen Aufstand und verwunden ihn, auf der Flucht stirbt er und eine Meerminne raubt der Königin ihren kleinen Sohn und führt ihn in

---

271) Ausg. v. Jonckbloet. 's Gravenhage 1846. 2 Voll. 4.

272) Daß der prosaische Lanzelot im 12. Jahrh., und von Walther Map geschrieben sei, wird Niemand glauben, der die Mittheilungen des Giraldus Cambrensis über diese, ihm befreundete, Persönlichkeit gelesen hat. Vgl. J. Grimm, Gedichte des Mittelalters auf Friedrich I. 1845.

272b) Deutsch in A. Keller's Altfranz. Sagen. 1839. 1. Bd.

ihr krystallenes Haus. Diese Entführung Lanzelot's und seine Erziehung (durch Viviane) ist auch in dem prosaischen Romane des Namens zu finden; ähnlich wird auch Wigamur von einer Meerfeie seinem Vater geraubt. Trennungen von der Heimat, von dem älterlichen Heerde und Erziehung in der Fremde und der Einsamkeit bilden in sämmtlichen Romanen dieses Ursprungs, den Iwein ausgenommen, ein weiteres nothwendiges Moment; in der Legende bildete Josaphat schon eine ähnliche Figur. Das Aeußerliche der Scenerie in diesen Entführungs- und Feengeschichten ist aus Urzeiten her eine mythische Lieblingsmaterie der Briten; Alles was darin auf die innere Natur des Menschen geht, ist aus dem herrschenden Geiste jener Jahrhunderte zu erklären. Wir deuteten oben an, daß sich viele dieser britischen Dichtungen psychologische Aufgaben zu stellen lieben, daß sie die Anfänge machen, sich den inneren Menschen und sein geistiges Leben zum Gegenstande zu nehmen; es war ihnen daher angemessen, die Charaktere ihrer Helden schon in der Jugend anzulegen und aus ihrer ersten Erziehung herzuleiten. Wenn nun aber das britische Volk (wie in der That die ganze Welt in den Zeiten der Kreuzzüge mehr oder minder in derselben Lage war) auf dem Punkte stand, aus einem beschränkten Kreise der Vorstellungen und Wirksamkeiten in einen plötzlich unendlich erweiterten überzugehen, in den es sich schwer und für den Beobachter lächerlich genug hineinfand, so war es natürlich, daß sich dies Verhältniß in den Dichtungen aussprach, welche die betretene neue Welt schildern wollten, und dies thun nun diese britischen Dichtungen eben so roh, wie die letzterwähnten deutschen Dichtungen die alten Zustände ablegen und mit neuen vertauschen. Daher ist es bei allen britischen Dichtern ein so beliebter Zug, daß sie einen Knaben, der im Dunkel erzogen war, plötzlich und ohne alle Vorbereitung in die weite Welt schicken. Noch aber verstehen diese Poeten die Kunst der Erziehung und der Seelenmalerei gar zu schlecht. Sie wollen ihren Helden gern einen gewissen Charakter geben; es soll der Eine als ein tappender Junge in den Tölpeljahren geschildert werden, den die Begegnung mit der Welt unglücklich macht und in sich zerwirft; ein anderer soll als ein Glückskind auftreten, und unser Lanzelot soll ein fröhlicher, wohlgemuther Bursche sein, dem nichts seine gute Laune zerstören kann. Wir werden sehen, jene erste Aufgabe stellt sich der Parzival und löst sie ganz psychologisch; ein Aehnliches setzt Gottfried, mit etwas ungleicher Ausführung, entgegen im Tristan; jene Aufgabe des Lanzelot aber, die einen vortrefflichen Gegensatz zum Parzival abgäbe, einen Jüngling, dem nichts noch so Fremdes und Uebles die frische Lust des Knabenalters

tilgen könnte, diese Aufgabe ist wohl genannt und wieder genannt, aber nicht gelöst und nicht einmal verfolgt. Und was dem jungen Helden selbst die gute Natur gibt, welche im Gefängniß und in Noth keine Trauer an sich kommen läßt, ist auf keinerlei Weise natürlich und geistig erklärt, sondern es ist eine Folge von den wunderkräftigen Steinen der Krystallburg; Steine aber, die in wunderbaren Beziehungen zu der menschlichen Seele stehen, ist etwas, was in allen diesen Romanen gleichfalls häufig wiederkehrt. Mit seiner guten Laune ausgerüstet geht also der gute Lanzelot mit 15 Jahren in die weite Welt, versehen mit Waffen, die er nicht führen, und mit einem Roß, das er nicht reiten kann; und dazu erhält er die Weisung, den stärksten Ritter der Welt, Iveret von Dordona, zu bezwingen. Gerade so unbeholfen sendet auch Herzelaude den Parzival aus und so auch tritt Wigamur auf; welchem Gedichte man Unrecht gethan hat, wenn man es aus Parzival und Iwein und dem trojanischen Kriege zusammengesetzt nannte, weil wir diese Aehnlichkeiten, wie wir sehen, ganz anders erklären müssen. Ein guter Zug ist noch, daß jetzt Lanzelot an eine Burg kommt, wo ihn ein Zwerglein mit einer Geißel schlägt (auch im Erek ist ein solcher ungezogener Zwerg mit einer Geißel), was er nicht rächt, obwohl er doch der Burg böse wird; dies deutet denn etwa sein Naturell an, im guten Gegensatz zum Parzival, den gleich die erste Beleidigung, die nicht einmal ihn selbst trifft, ganz irre und wild macht. Etwas zugestutzt wird nun unser Reitersmann, der statt des Zügels den Sattelbogen lenkt, in der Burg eines Jünglings Namens Joffrit, der ihm begegnet war, ähnlich wie Parzival beim Gurnamanz. Hernach stößt er auf zwei kämpfende Ritter, die er versöhnt und mit denen er Gesellschaft macht. Irrende Ritter aber sind bekanntlich die Seele dieser Dichtungen, und jeder sieht von selbst ein, wie dies mit dem Geiste des Zeitalters zusammenhängt, und wie man nicht wirkliche Vorbilder dieser Figuren in der wirklichen Welt suchen muß, obgleich es Reiseabenteurer im Mittelalter genug gab, die nur eher eine Folge als ein Muster dieser poetischen Figuren waren. Sie kommen dann zusammen auf Burg Moreiß, wo Galagandreiß wohnt, der die böse Sitte hat, seinen Gästen übel mitzuspielen, wenn sie das Geringste missethun. Haus- und Wegtyrannen, bedrängte Frauen und Reisende müssen natürlich ein vielfältig wiederkehrender Stoff in den Erzählungen von verliebten Abenteurern sein; und dann wollen wir auch auf die schreckhaften Namen merken, welche noch die späte Kunstpoesie der Italiener so unentbehrlich fand, die schon einem Wirnt anstößig waren, und deren Ursprung hier zu suchen ist. Die französischen Uebersetzer mögen aus

Unfähigkeit, die walisischen Namen zu lesen, sie entstellt haben, so daß man neben die Genannten die entsetzlichsten Seitenstücke stellen könnte; als da sind: Glakotheleskloyr, Dyartorforgrant, Triasoltrifertrant, Grißmaßmalin und Kathaclypso. Daher herrscht auch in den Handschriften oft sehr verschiedene Schreibung von einerlei Namen. Nun folgt eine verfängliche Scene mit des bösen Wirthes schöner Tochter, die von der Liebe bezwungen ist. Die Sittenrohheiten dieser Art sind in den britischen Mährchen durchgehend; und selbst bei den französischen Dichtern, welche die Welt nicht mit den ernsten Augen, wie unsere Deutschen, und wie auch diese nur zum Theile, ansahen, ist die Zuchtlosigkeit in allen geschlechtlichen Verhältnissen beinahe grundsätzlich. Ueber die verfänglichsten Dinge wird hier ruhig weggegangen, als müsse es so sein; und es ist sehr charakteristisch, wie hier Hartmann von der Aue und Wirnt von Gravenberg sich drehen und wenden und der Sache eine Seite abzugewinnen suchen; in Lanzelot und dem alten Tristan aber ist das Häßliche nicht einmal mit dem Reiz der Darstellung verschönert. Was Ariost zwischen Ernst und Scherz predigt, und Gottfried mit mehr Ernst als Scherz, das thut Eilhart mit dem heftigsten Ernst, der zornig den Teufel in die Gesellschaft der argen Verleumder ruft, die den guten Marke gegen den schnöden Ehebrecher Tristan nur warnen. Am Morgen nach der ersten gastlichen Nacht erscheint der erzürnte Vater und fordert den Missethäter Lanzelot zum Messerwurf, Lanzelot sticht ihn todt, ohne Klang und Sang wird er begraben und die Tochter lebt als Weib mit dem Mörder. Solch ein durchaus stumpfes moralisches Gefühl herrscht hier überall; und selbst in Gottfried's feiner Behandlung des Tristan stoßen wir auf Vorstellungen, die wir mit unseren sittlichen Begriffen nicht in Einklang bringen können. Die Art, wie sich hier Lanzelot seines Sieges bemächtigt, eben wie Tristans Verfahren im Ermorden des Usurpators seiner Länder und selbst im Zweikampf mit Morolt, ist nicht fein ritterlich, sondern meuchelmörderisch; sie ist ganz im Stile der rohen walisischen Sitten älterer Zeit. Lanzelot zieht übrigens bald von seiner Burg wieder aus, und wo die gutmüthige Beraubte hinfort bleibt, erfahren wir nicht weiter. Auch dieser Zug einer unmündigen Erfindungsgabe kehrt in diesen Gedichten häufig wieder, daß Personen, an denen man den lebhaftesten Antheil gewonnen hat, plötzlich verschwinden und nicht wieder erscheinen. Lanzelot kommt zu einem gefährlichen Schlosse, wo ein gewisser Linier jeden, der bewaffnet zur Burg kam, zu tödten pflegte. Seine Nichte Ade nimmt an dem Ritter vom See (denn so heißt er von seinem Jugendaufenthalt, und jeder dieser Ritter der britischen Romane pflegt einen

Beinamen zu führen) Antheil, allein ihr Ohm wirft ihn schonungslos in den Kerker. Da aber Lanzelot den Streit, den der Ohm seine Aventiure nannte, bestehen will, so wird er losgelassen, und dieser Kampf besteht nun darin, daß er erst einen Riesen, dann zwei Löwen und endlich den Herrn Linier selbst bestehen muß. Der deutsche Dichter Ulrich muß nicht viel britische Romane gekannt haben; er nennt diesen Lanzelot auch am Schlusse eine fremde, eine sonderbare Mähre, und wie er hier von diesem Kampf redet, den Linier seine Aventiure nennt, scheint ihm das etwas ganz Unbekanntes, obgleich dies ein stehendes Thema in allen diesen Epen ist. So wundert Ulrich sich gleich wieder, daß die Sage nicht bemerke, was weiter zwischen Ade und Lanzelot vorgefallen sei. Der Deutsche kann sich gar nicht darein finden, daß diese Helden einmal im Verschmähen so launisch sind, wie ein andermal im Begehren, oder daß sie beides gleich kalt betreiben. König Artus hört indeß von Lanzelots Thaten, und sendet den Walwain nach ihm aus, der ihn unterwegs trifft und sich Kampfes mit ihm versuchen will; die Streitenden trennt ein Herold, und ladet sie zu einem Turnier auf der Wiese bei Joisle, der Stadt des Gurnamanz; Walwain folgt sogleich, allein Lanzelot fährt ihm erst später nach. Auch diese Situation ist in jeder dieser Dichtungen ein stehender Zug; und daß nun auf dem Turniere der Held unbekannt erscheint und das Beste thut und alle die trefflichsten Helden von Gawan bis auf Keye niederwirft, das versteht sich nicht allein in diesem, sondern in allen Sagenkreisen des Mittelalters von selbst, und nur dem ehrlichen Sammler der Viltinasage mußte der Gedanke kommen, daß diese Uebertreibung doch gewissermaßen eine Entschuldigung bedürfe. Die Jungfrau Ade mit ihrem Bruder begleitet den Lanzelot; sie kommen auf die Burg eines Herrn Mabus, welche die Eigenschaft hat, daß sie den Tapfern feige macht; daher kommt Lanzelot wieder einmal in einen Kerker, und wird wieder befreit, weil er sich wieder mit dem Bestehen einer Aventiure rettet. Diesmal fügt es nämlich der Zufall, daß eben jener Iveret, den die Meerfei dem vom See als seinen Hauptfeind auf die Seele gebunden hatte, den Mabus belästigt. Die Sache ist, daß man in einem Walde an einem Brunnen eine Glocke mit einem Hammer zu berühren hat, worauf sich dann Moret zum Kampfe stellt. Aehnlich ist im Iwein ein Brunnen mit einem Stein, auf den man mit einem Goldbecken etwas Wasser aus dem Brunnen gießt, worauf ein furchtbares Gewitter sich erhebt, nach welchem der Herr des Abenteuers erscheint; dies sind Züge, die sich auf uralten keltischen Aberglauben zurückbeziehen, der im ganzen Mittelalter in der Bretagne bezeugt wird und bei den Bergbewohnern

von Snowdon noch heute gefunden werden soll. Noch ehe aber der Glockenschlag ertönte, träumt Iverets schöne Tochter Iblis von Lanzelot; sie kommt zu dem Brunnen und warnt ihn, allein vergebens; er tödtet abermals der Tochter ihren Vater und gibt ihr dafür einen Mann, und ihr fällt so wenig wie jener früheren Jungfrau auf Burg Moreiß ein, sich einen Augenblick zu bedenken. Da nun der Held eine Frau hat, mit der es Ernst ist, so muß er doch auch einen Namen haben, denn bisher hatte er keinen; aber sein Vater ist todt, seine Mutter ist — Gott weiß wo; wer soll ihm den Namen sagen? Die französischen Sagen bemühen in solchen Fällen kurzweg einen Engel; hier ist's noch viel bequemer; es darf nur eine Frau der Meerfeie kommen und ihm verkünden, da ja nun die große Aufgabe gelöst ist, daß er so und so heiße und eines der vielen Schwesterkinder von Artus sei. An dessen Hofe wird denn auch Gelegenheit gegeben, die Tugend von Lanzelots Weibe ebenso triumphiren zu lassen, wie vorher seine Tapferkeit im Turnier. Der weibliche Bote der Meerfei (denn weibliche Boten reisen schon damals, wie sowohl Wirnt mit Erstaunen als auch noch Ariost mit Schelmerei bewundert, sicher durchs Land, nur freilich mit Ausnahmen, sowohl im Wirnt wie im Ariost), der weibliche Bote also bringt einen Zaubermantel zum Geschenk, bestimmt für die Frau, der er paßt. Passen a b e r wird er nur der völlig Tugendhaften. Dies ist dann ein anderer Tugendprüfstein, wie im Titurel die Brücke, wie im Wigalois der Stein. Nun ists lustig, wie der winzigen Frau des Maldus das Kleid zur Jacke und der riesigen Dame des Iwein zum Reitkleid wird; Frau Iblis aber trägt es davon. Dieser Witz war so beliebt, daß er in Novellen und Balladen über alle Welt, bis nach Nordland (in der Samson-, Fagras- und Möttulssage) verbreitet ward. Gleich zur Vergeltung muß aber Iblis hören, daß der abwesende Lanzelot ein Abenteuer in Pluris, der Burg, die noch von seinem ersten Auszug seinen Haß trug, bestanden habe, aber bei der Königin dort in Kerkers- und Liebesbanden liege. Die Massenie befreit ihn also. Es folgen weitere Abenteuer; denn schon im Wigalois heißt es, daß die Tafelrunde nicht speist, ehe der Tag ein Abenteuer gebracht. Die Königin, Arthur's Weib, muß noch entführt werden vom König Fallarin, denn dieses Ereigniß darf abermals in keinem dieser Gedichte fehlen. Dann erlöst Lanzelot ein bezaubertes Weib von der Drachengestalt, was auch im Wigalois vorkommt. Und das Ganze endet mit Festen und Herrlichkeit nicht allein hier, sondern fast überall in diesen Romanen; und so hat sich schon Wolfram auch über die andere Eintönigkeit lustig

gemacht, daß Alles, was an Arthur's Hofe vorgeht, immer am Pfingstfeste geschehen muß.

In der That, Alles wozu spätere Zeiten durch Uebertreibung die Romane des Amadis und seiner Söhne und Enkel gestalteten, liegt in diesen nach britischen Dichtungen gebildeten Romanen des 12. Jahrh. im Keime, und eben jene der Zeit nach letzten kehren zu eben diesen der Zeit nach ersten auch wieder mit größerer Aehnlichkeit zurück. Nur ist hier noch Alles im höchsten Grade roh, was dort ausgeklügelt und verfeinert ist. Wenn sich aus solchen Anfängen und nach solchen Mustern und in kurzer Zeit in Frankreich und Deutschland auch nur etwas Mittelmäßiges herausarbeitete, so darf man in diesem Falle, sollte man glauben, sogar das Mittelmäßige bewundern! Noch liegt hier eine Reihe langweiliger Geschichten ohne Verbindung, ohne innere Bedeutung, hintereinander; wenn nur etwas Neues von dem alten Arthur, oder etwas Altes von einem neuen Rittersmanne erzählt wird, so ist Alles gut. Kein Schluß einer Begebenheit, kein Schluß des Ganzen, kein fesselndes Ereigniß, keine Leidenschaft, kein Gefühl, weder im Dichter noch in seinen Geschöpfen, kein Bild, keine Sprache, kein Leben, und selbst wo der Vortrag lebhaft geschildert sein soll, in jenen schnellen Frag- und Antwortstücken, die in diesen Zeiten ein Lieblingsschmuck der Dichter sind, selbst da kein Leben. Selbst die Lais und Fabliaux, die man auf britischen Ursprung zurückführt, sind voll der elendesten Erfindungen, der mechanischsten Verbindungen und der wunderlichsten Albernheiten, so sehr sich sonst diese Gattung an poetischer Ausführung in Frankreich auszeichnet. Wenige Züge ächter Sage, Einiges aus der Mythologie und gewisse Scenerien sind ewig erneut, ewig vervielfacht. Und für diesen Mangel aller Kunst pflegt doch sonst, wo sich eine Poesie überlebt hat, sittliche Lehre oder dergleichen zu entschädigen, allein hier kam ein wahres Gift mit diesen Dingen in die Länder von Frankreich und England herüber; und hier, wo man gerade in frischester und junger Begeisterung nach Idealen in Kunst und Leben rang, mußte das Geschick gerade diese Dichtungen hinwerfen, die Trümmer der absinkenden Poesie einer abgesunkenen, dunklen Nation, der fast jedes freiere und höhere Bedürfniß des Geistes ein Räthsel war; Dichtungen, die der allerersten und allereinfachsten Bedingung jedes erzählenden Gedichtes vollkommen entbehren, der lebendigen, sinnlichen Darstellung, der Unterdrückung des Zufälligen, des inneren nothwendigen Zusammenhangs.

---

7. Antike Dichtungen in neuer Gestalt. Heinrich von Veldeke.

Wir sind unter der Betrachtung der epischen Dichtungen des 12. Jahrh. unmerklich bis zu den Höfen und in die ritterliche Gesellschaft vorgedrungen, in deren Pflege die Dichtkunst des Mittelalters ihre höchste Ausbildung erhalten sollte. Der Verfasser der Kaiserchronik und die Sänger unserer deutschen Sagen mochten sich nur kleineren süddeutschen Höfen gefällig gemacht haben, sie waren wohl meist noch Geistliche oder fahrende Leute, die dem Ritterstande nicht angehörten und zum Theil unritterliche Stoffe noch behandelten. Lambrecht und Konrad griffen dann jene großen Gegenstände auf, die selbst einen heldenmäßigen Fürsten wie Heinrich den Löwen fesseln mußten; auch sie aber gehörten noch dem geistlichen Stande an. Die beiden britischen Romane aber, die wir zuletzt besprachen, waren schon von ritterlichen Dienstleuten, der eine vom kaiserlichen Hofe selber, ausgegangen. Wir haben noch Eine Stufe weiter zu steigen, um auf dem Gipfel anzukommen, von dem wir ruhend die vorragendsten Höhen der ritterlichen Dichtung überschauen können: der Mann bleibt zu nennen, der zuerst der neuen Kunst die Weihe gegeben, die ihr in dem neuen Stande Pflege und Ausbildung auf eine Dauer sichern konnte. Als diesen Mann nennen die ritterlichen Dichter des 13. Jahrh. selbst den Heinrich von Veldeke. Er war aus ritterlichem Geschlechte, ein Westphale, die Familie war von der Abtei St. Truyden belehnt. Seine Aeneide entstand zwischen 1175 — 84. Er hatte, der Schlußrede zufolge, drei Viertheile des Gedichtes vollendet, als er es der Gräfin von Cleve „zum Lesen und Schauen" lieh; es ward ihm von dem Grafen Heinrich von Schwarzburg entwendet, was vielleicht den großen Reiz verräth, den das Werk gleich unter seinem Entstehen für die Leser hatte; erst nach neun Jahren erhielt der Dichter seine Arbeit wieder und vollendete sie nun in Thüringen, mit dessen Fürsten, Landgraf Ludwig dem Milden, sich die Gräfin von Cleve vermählte. Dies Ereigniß versinnlicht gleichsam das Vordringen der ritterlichen Kunst von den nordwestlichen Grenzen in das Innere von Deutschland, an den Hof, wo bald die größten epischen und lyrischen Dichter freigebige Aufnahme fanden, in jene Mitte Deutschlands, wo sich auch in der neueren Blütezeit unserer Dichtung ein ähnlicher Sammelplatz für unsere besten Geister öffnete. Es war Ludwigs nachheriger Nachfolger Hermann, der Veldeke seine verlorene Aeneide wiedergeschafft hatte und auf dessen Bitte er sie vollendete; auf desselben Fürsten Veranlassung übersetzten geraume Zeit

später Albrecht von Halberstadt die Verwandlungen des Ovid und Herbort von Fritzlar den trojanischen Krieg von Benoit de Sainte-Maure.

Alle drei Werke treten so dem Ort ihrer Entstehung, wie ihren Gegenständen nach in eine zusammengehörige Gruppe; Herbort behandelte den Stoff, der den Geschichten der Aeneide vorhergeht, Albrecht den erzählenden Dichter, der dem Virgil am nächsten steht. Diese Beschäftigung mit Gegenständen der Literatur des Alterthums an Hermanns Hofe wird nicht bloßer Zufall gewesen sein. Die Zeit, wo die Fürsten begannen, nach dem Ruhme augusteischer Pflege der Kunst zu streben, mußte fast nothwendig die großen Dichter der Römer ins Gedächtniß rufen; so hatte auch in Frankreich der große Meister der höfischen Kunst, Chrétien von Troyes, Ovids Kunst der Liebe und, wenn nicht alle, so doch einzelne Stücke aus Ovids Verwandlungen übersetzt, und derselbe Benoit (am Hofe Heinrichs II. von England), der die trojanische Geschichte aus sehr unklassischen Quellen bearbeitete, scheint auch den französischen Roman von Aeneas bearbeitet zu haben[273]). Man hätte denken sollen, diese Dichtungen, diese Dichter (darunter dieser Virgil, der selbst die Dante, Tasso und Ariost zu einem Gebrauche reizte, den man heute keinem Dichter ungerügt verstatten würde), müßten, in treue Uebersetzungen übergegangen, den Dichtern und Lesern jener Zeiten willkommene Muster gewesen sein, die die Schwäche der britischen Romane aufgedeckt, den Mangel an Menschenkenntniß darin fühlbar gemacht, dem Geschmack am Formlosen und Verwilderten entgegengewirkt hätten. Statt dessen finden wir in allen diesen Bearbeitungen gleichmäßig jene klassischen Dichter vielmehr herabgezogen auf den Unwerth britischer Mährchenerzähler, jeden eigenthümlichen Zug ihres Stoffes entstellt, jede Meisterschaft ihrer Kunst zerstört, ihre Werke der Absicht nach übersetzt, im Erfolge aber abscheulich parodirt. Dies befremdet einen Augenblick um so mehr, als man sich unwillkürlich der bewundernswerthen Bewahrung des alterthümlichen Geistes in Lambrecht's Alexandreis erinnert, die so wenige Zeit nur von Veldeke's Aeneide trennt. Allein hier liegt ein außerordentlicher Unterschied in den Gegenständen wie in den Dichtern. An der Sage Alexanders hatten viele Jahrhunderte und drei Welttheile gearbeitet, um ein Denkmal zu setzen, das selbst die Geschichte versäumt hatte; es ist der einzige Stoff weltlicher Dichtung und Sage, bei dessen Gestaltung sich das ab-

---

273) P. Paris, les manuscrits françois de la bibl. du roi 1, 71. Es wäre wünschenswerth zu wissen, ob diese Arbeit Virgil folgt und vielleicht Veldeke's Quelle ist; schon den drei Anfangsversen nach, die Paris mittheilt, sollte man es glauben.

sinkende Alterthum in einer großen Weise schaffend und ausbildend verhalten hat; ihn bearbeiteten zuletzt in Italien, Frankreich und Deutschland gelehrte Männer, denen die Kenntniß der alten Sprachen den Geist der alten Welt ergreiflich machte; und ausgezeichnet begabte Männer unstreitig, deren Gesichtskreis nicht von Standeseigenheiten verengt war. Dagegen in jenen Trojanergeschichten war das Höchste in der Dichtung geleistet, und jede neue Beschäftigung damit konnte nur entartete Erzeugnisse liefern; das Alterthum selbst ging in den Werken jener Dares und Dictys darin voran; wie sollten ein Jahrtausend später das, was sie verdorben hatten, die ritterlichen Dichter Frankreichs und Deutschlands, selbst mit dem Gedichte Virgils vor Augen, wieder gut machen, die da bildungslos waren und, in Standessitten befangen, nichts Höheres kannten und achteten, als ihr kriegerisches und häusliches Leben um sie her! Wie sollten sie in einem alten Dichtungswerke, das vereinzelt zu ihrer Kenntniß kam, den ächten Geist des alten Lebens und Dichtens erfassen können, den die Jahrhunderte des Uebergangs von der alten zur neuen Welt selber zerstört hatten. Das Eigenste, was die Bildung des Alterthums charakterisirte, war die verständige Beurtheilung und Behandlung von Welt und Menschen und das selbständige Vertrauen auf menschliche Kraft. Es ging verloren unter der Zerstörung der alten Staaten, wo in der verwüsteten und erschütterten Welt das Abhängigkeitsgefühl wieder rege ward und die Denk- und Gefühlsweise der Völker ähnlich leitete, wie das gleiche Abhängigkeitsgefühl in den noch unmündigen Stämmen der Germanen that, die die Welt verjüngen sollten. Die alte Philosophie ward in christlichen Vorstellungen begraben. Der alte Staat und seine helle Geschichte ward vergessen. Die alte klassische Dichtung ging unter, die Helden der Geschichte und Sage wurden umgeschaffen, weil sie in ihrer ächten Gestalt nicht mehr begriffen wurden. Hatte doch in der griechischen Dichtung selbst der dichtende Geist schon die bezeichnenden Veränderungen erfahren, die aus dem Klassischen in das Romantische überleiteten. Der griechische Roman, der im Anfang aller romantischen Dichtung steht und, in treuer Nachahmung wiederkehrend, bei Tasso, Cervantes, den spanischen und italischen Schäferdichtern auch ihr äußerstes Ende bezeichnet, ist dafür voller Erläuterung. Spurweise findet man in ihm noch (wie in Chariton's Chäreas) die Anlehnung an den freien, altgriechischen Geist der besten Zeit, im Allgemeinen aber weicht darin gerade dieser Geist der selbständigen Kraft des Menschen hinweg, und die handelnden Figuren erscheinen als das Spielwerk von außermenschlichen Kräften; in ungeschickter Maschinerie werden von bloßen Zufällen

die Gefahren, die Prüfungen, die Abenteuer bereitet, die in dem Kunstbau des griechischen Romans das Stehende sind. Mit solchen Formen und Stoffen, die auch ungebildeten Geschlechtern gerecht waren, konnte diese ausgeartete Epopöe des Alterthums ungehindert in das neu sich bildende Epos des Mittelalters eintreten. Man findet daher früh in der französischen Dichtung nicht wenige Erzählungen, in denen die Färbung des griechischen Romans, wie die Verarbeitung romantischer Sagenstoffe der griechischen Welt unverkennbar ist; so in dem Roman von Raimond du Bousquet in Bernard's Legendensammlung, im Flore, im Wilhelm von England des Chrétien von Troyes, im Parthenopeus und in dem verwandten Florimond, der sogar von einem gebornen Griechen in französischer Sprache (1188) geschrieben ist. Zu dieser außermenschlichen Maschinerie des griechischen Romans thaten dann die Fabeln des Orients, die Mährchen der Kelten, die Legenden der Christenwelt ihre übermenschlichen Triebkräfte hinzu, und all dies mußte sich schon seit den Jahrhunderten, wo Gallier, Iberer und Briten mit den Römern in ihrer Literatur wetteiferten, allmählig gemischt und einen bannenden Kreis gemeinsamer Vorstellungen gebildet haben, in dem jene in Bau und Geist so verwandten Romane, die noch im Alterthum wurzelten und die neu aus Wales und Armorika auftauchten, gleichmäßig wurzelten. Sie schossen jetzt, in der Stunde der Reife, massenweise auf; sie überwucherten in Frankreich und Deutschland selbst die Volkssage, die doch landwüchsig war, und verspotteten Sitte und Geist, der darin herrschte; wie sollte vor oder neben ihnen ein antiker Dichter von noch so anerkanntem Werthe bestehen! Dem ritterlichen Poeten, der in jener Schule aufgewachsen, von den britischen Mährchen begeistert, von der Größe der Gegenwart und ihrer Kunst verblendet war, konnte das trefflichste Gedicht des Alterthums nicht zur Bearbeitung gegeben werden, ohne daß er es aus allen seinen Fugen rückte; die sprechendsten Züge des Geistes der alten Zeiten mochten noch so laut zu ihm schreien, sie mußten ihn taub finden.

Keine der Dichtungen, die das Mittelalter aus dem Alterthum verpflanzt hat, kann dies mehr veranschaulichen, als Veldeke's Aeneide[274]). Zu dem was das Mittelalter aus der Person des Virgil machte[275]), dem es alle Meisterschaft der Zauberkunst und, als einen

274) Heinrich von Veldeke, herausg. von L. Ettmüller. Leipzig 1852. Eine Ausgabe von O. Schade ist zu erwarten.

275) Fr. Michel, Quae vices quaeque mutationes et Virgilium ipsum et ejus carmina per mediam aetatem exceperint. Paris 1846. Vgl. Maßmann, Kaiserchronik 3, 433 ff.

Vorverkünder des Christenthums, den sibyllinischen Ruhm der Weissagung zuschrieb, ist diese Verunstaltung seines Epos das würdige Seitenstück. Veldeke wird in dem französischen Vorbilde, dem er (354, 16—20.) treu zu folgen versichert, nicht gerade alle, aber wohl die meisten Abweichungen schon vorgefunden haben, die wir in seinem Werke bei Vergleichung mit Virgil entdecken; hätte er aber auch unmittelbar aus dem Latein übersetzt, wie Albrecht von Halberstadt den Ovid, so würde sein Gedicht doch nicht viel anders ausgefallen sein. Der Abstand in der Kunst der Abspiegelung eines gegebenen Gegenstandes, der zwischen Lambrecht und Heinrich ist, ist größer als der zwischen Wieland und Voß in den neueren Zeiten. Alles, worin die alte Kunst ihre höchsten Aufgaben sucht, ist in dieser deutschen „Eneit" geradezu geflohen und verwischt, und wenn man das Verhältniß der überall verallgemeinernden romantischen Dichtung zu der Besonderheit der Alten will kennen lernen, so darf man nach keinem weiteren Beispiele suchen: hier zerstäubt Alles, was irgend nach römischer Eigenthümlichkeit nicht nur, sondern was nur irgend nach einem Fall des gewöhnlichen Lebens aussieht. Ein Mährchen von Dido's Ochsenhaut weiß der ritterliche Sänger noch zu erzählen, allein den Sturm den Aeneas leidet, oder Dido's Schicksale in Tyrus, oder den Bau der Stadt[276]) behandelt er sehr dürftig oder gar nicht. In der Erzählung von der Eroberung Troja's bleibt Laokoon weg, von dem Kampf, dem Inhalt des dritten Buches, ist fast nichts als das hölzerne Pferd geblieben. Für all den Schmerz über den Untergang des Vaterlandes, für all den Zorn und Haß gegen die Zerstörer der Vaterstadt, für alle Irrfahrten muß uns eine Spielerei, eine Beschreibung des Bettes, zu dem Dido den Aeneas führt, entschädigen. Wer wahren dichterischen Genuß sucht, wird gerade kein übermäßiger Bewunderer von Virgil sein, von dieser Poesie des Witzes, diesem Zwang zu glänzenden Worten, von dieser traurigen Heldin und diesem traurigen Helden, doch aber ist Sinn da für Alles, was ein menschliches Herz heben und begeistern kann, Sinn für jedes dem Menschen heilige Verhältniß, für Vaterland und Heimat, für Ruhm und Glück. Und Schade, daß dies Alles verloren gehen mußte für unsere ritterliche Dichtung, da die talentvollen Männer, die zuerst die Sprache und Verskunst neu gestalten sollten, schon in jener Schule der abenteuerlichen britischen Romane den Geschmack verdorben, den Sinn für die eigentlichen Aufgaben der Dichtung eingebüßt hatten. In

276) 26, 14 ff. Ez wâre ze sagenne alze lanc — daz Virgilius der helt
in sînen bûchen dar von zelt, des schôlen wir vil lâzen.

Veldeke ist es zuerst sichtbar, wie sich ein erregtes Innere, das eine Nahrung für die Seele sucht, gegen jede Weitläufigkeit und Kleinlichkeit sträubt; er lehnt daher ausführliche Beschreibungen von Städtebau und dergleichen, was nichts für Gefühl und Empfindung bietet, ab, auch wenn es sich noch in seiner wälschen Quelle vorfand. Wenn man sich diesen Zug leicht erklärt, so wird es dagegen schwer, sich in die Schwachherzigkeit zu finden, mit der man entschädigt werden soll. Alle Spielereien und Tändeleien, die man sich etwa im Minneliede gefallen läßt, drängen hier im ernsten Epos die bedeutendsten Stellen hinweg. Ueber den närrischen Tod der weisen Dido weiß sich der gute Heinrich nicht genug zu verwundern; ein Tod aus heiler Haut wäre ihm wohl viel natürlicher vorgekommen, weil er dergleichen in britischen Gedichten gelesen haben konnte. Aber mit welcher Wichtigkeit und Liebe wird dagegen behandelt, wenn Anna die Dido nach ihres Geliebten Namen fragt und sie ihr antwortet, er heiße E— und ne— und ehe sie sprach as, hätte die kluge Anna schon gewußt, wer es war! Die Naivetät hat doch auch ihre Grenzen, und hier überschreitet sie sie offenbar, so lieblich sie diesem Dichter sonst ansteht. Wie gerne läßt man dem Lambrecht einmal die Versetzung der alten Namen, Titel, Sitten in neue Zeit hingehen, da bei ihm doch das Wesen gewahrt ist, aber hier weiß man nicht anzufangen noch zu enden, wenn man diese Verflüchtigung jeder Eigenthümlichkeit betrachtet, wenn man mit jener Festigkeit des Oertlichen im Virgil dies Nebelland vergleicht, mit jener heldenmäßigen Dido diesen gestaltlosen Schatten, mit jener zerquälten, vom Gott beseelten Sibylle und der schaurigen Wirkung ihres Erscheinens diese Hexe des Veldeke, die den frommen Aeneas auf seinen guten Tag hübsch freundlich empfängt und sich traulich mit ihm unterhält; mit jenen greulichen Göttern der Zwietracht, die das Land aufstürmen gegen die Troer, dieses Gekeif der hausherrischen Frau des Latinus; mit dem blutdürstigen Polterer Turnus beim Virgil diesen Schwätzer des Veldeke; mit dem Hirsche, der dem Schicksale dient beim Virgil, den Kunststückmacher des Deutschen. Wir gehen hier durch die Hölle, wie durch einen Spaziergang; Charon und Cerberus, die ewige Finsterniß und der Pechqualm der Hölle ficht uns nicht an, denn im trocknen Bericht führt uns der Erzähler vorüber; er selbst hat keinen Begriff von dem was er erzählen soll, er bestaunt das selbst, dessen Schilderung dem Hörer Erstaunen auspressen soll, fürchtet die Grauen, die der Leser nicht empfindet, und redet von einem Entsetzen, das Niemand theilt. Was man dem Virgil selbst geschenkt und erlassen hätte, Beschreibungen der Heere und der

Helden, das findet hier Eingang; was uns dort begeistert, wie die Episode von Nisus und Euryalus, das geht hier kalt vorüber. Wenn dort die kleine Malerei immer auf wichtigen Gegenständen ruht, so ist es hier die Farbe eines Pferdeohrs (das Aehnliche findet sich im Wigalois), das Kleid einer Heldin, das Bett eines Helden, die Begräbnißstätte der Camilla sammt der brennenden Lampe, was hier die Beschreibungslust des Dichters reizt. Im Virgil dünkt man sich in einer alten aus dem Schutt aufgegrabenen Stadt zu wandeln, die aus jedem Stein stumm zu uns spricht und große Ruinen erhalten hat; hier geht man träge und getäuscht zwischen wüsten Trümmerhaufen, unter denen uns ein gutmeinender, eingelernter, abergläubiger, auf seinen Unsinn stolzer Cicerone mit endlosem Geschwätze und Fabeln fast zur Verzweiflung bringt.

Aber wenn doch diese Aeneide gar so ein elendes Machwerk ist, woher kam es denn, daß Rudolf von Ems gerade dies Gedicht als den Vorläufer aller Ritterdichtung, daß Gottfried den Veldeke als einen vortrefflichen Dichter auszeichnet, und daß die Besten, daß selbst der spottsüchtige Wolfram von Eschenbach in dies Lob einstimmt und Alle eine gleichmäßige Bewunderung für Veldeke an den Tag legen, die sich untereinander oft so feindselig befehden? Man könnte sagen, es sei dies darum natürlich, weil der Mensch lieber zum Preise eines unschädlichen Verstorbenen, als eines gefährlichen Nebenbuhlers geneigt ist und daß auch das Aeltere und Unvollkommenere, schon eben weil es älter ist, zur Nachsicht auffordere. Und das Verdienst, die Bahn gebrochen zu haben, ist auch eben das Verdienst, um das ihn alle die späteren Dichter vorzüglich preisen[277]). Wie dies aber zu verstehen sei, kann man auf mehrere Weise fassen. Denn nach der Strenge des Wortes ist er weder der erste Dichter, noch seine Aeneide das erste Gedicht, welches den Reihen der ritterlichen Dichter und Dichtungen führte. Man dürfte eher sagen, er sei unter den Uebersetzern einer der frühesten gewesen, und habe sich dadurch Dank erworben, daß er der Flut französischer Romane Thür und Thor in Deutschland geöffnet. Wenn man bedenkt, daß damals die Dichtung fast nur auf Unterhaltung abzweckte, daß unter Hunderten von Dichtern kaum Einer aus innerem Drang, die meisten nur aus der

277) Die Stelle aus Gottfried ist bekannt genug. Tristan 120, 18 ff.
Er inpfete daz êrste rîs
in tiutischer zungen, dâ von sît este ersprungen,
von den die bluomen quâmen, dâ sî die spæhe ûz nâmen
der meisterlîchen fünde u. s. w.
Vgl. Wolfram im Willehalm 76, 26 ff.

guten Meinung, der Gesellschaft einigen neuen Stoff zu liefern, dichteten, daß gerade das, was aus dem Inneren der Nation hervorquoll, das Volksepos, damals verfallen war; wenn man sieht, wie selten der neue Stoff und die Handschriften der fremden Dichtung damals noch in Deutschland waren; wenn man erwägt, wie wenig Ansprüche ein Geschlecht zu machen pflegt, das erst eine dichterische Literatur werden sieht und sich zu schonender Ermunterung aufgefordert fühlen müßte, wenn es auch nicht innerlichst aus lebhafter Theilnahme und Begierde nach Neuem auch das wenige Langweilige verschlänge, so lange es keinen besseren Maßstab kennt; wenn man endlich hinzu nimmt, wie die späteren Urtheile allerdings aus der Rücksicht fließen konnten, die Veldeke's größeren Schülern oder Nacheiferern Ehrfurcht vor dem alten Meister einflößte, so sieht man leicht, daß das ganz zufällige äußere Verdienst der Erste zu sein so klein und unbedeutend nicht war.

Doch dies ist immer in seinem Primate das Geringste; das Wesentliche ist, daß Er als Laie und Ritter die Eigenheiten der geistlichen und der Volksdichtung ablegte und zuerst am entschiedensten die höfische Kunst einführte, was damals im Gegensatze zu unserer neueren Zeit eine ähnliche Wirkung hatte, wie Lessings umgekehrtes Uebergehen von dem herrschenden vornehmen Bombast auf den Volkston. Der inneren, geistigen, sittlichen Wirkung nach war jene große Veränderung, durch eben diesen Gegensatz, so schädlich, wie diese neuere, die wir entgegensetzend vergleichen, gedeihlich war. In der ganzen epischen Dichtung des 12. Jahrh. standen wir bisher auf einem Boden, der die ersten Anstrengungen zu einer neuen Bildung macht, die immer und überall mehr Reize haben, als jene anderen, welche zur Behauptung einer bereits errungenen Blüte angewandt werden. An dieser geistigen Bewegung nahmen alle Stände wetteifernd Theil, alle möglichen Geschmacksrichtungen, die verschiedensten Stoffe waren vertreten, die nach der Feststellung des Interesses an der französisch-britischen Dichtung nicht alle fortgebildet wurden. Der Geist der Dichtungen wies überall noch auf die älteren heroischen Zeiten zurück, Alles trug das Gepräge jener kräftigen Tage Friedrichs und Heinrichs, in denen sich die vaterländische Geistlichkeit dem Ritterstande, wie die Kriegstugend der Frömmigkeit zubewegte; und während die geistlichen Dichter überwältigt erschienen von dem Geiste der weltlichen Gedichte, mit denen sie sich befaßten, während das Kriegerischste, was wir in der Dichtung des 12. Jahrh. besitzen, in den Gedichten der Pfaffen Lambrecht und Konrad gesucht werden muß, so stößt man umgekehrt in dem Kreis der ritterlichen Dichter, nachdem die Uebernahme der Kunst-

pflege in diesem Stande entschieden war, auf eine schlaffere Gesinnung und eine weichlichere Richtung, die man im Gelehrten- mehr als im Kriegerstande suchen würde; man stößt auf ritterliche Umsetzungen jener älteren pfäffischen Epen, die an zierlicher Form fortschreiten, aber an Kern des Inhalts und der Gesinnung unendlich verlieren. Die Einfalt der Vorstellungen war in jenen älteren Gedichten größer, die Gewandtheit des Gedankens und des Ausdrucks geringer, die sich in feinerem geselligen Verkehr erst ausbilden konnte, aber mit dieser Einfalt ging dann auch der alterthümliche Reiz jenes geharnischten Stiles und der Nachklang der Volksdichtung verloren, der bei Lambrecht und Konrad so anziehend ist. So büßen wir auch in der Sprache bei dem Uebergang, der im 11. und 12. Jahrh. vom Alt- zum Mittelhochdeutschen gemacht wird, an Reichthum und Fülle der Formen so viel ein, wie wir an Glätte und Geschmeidigkeit durch jene Auflösung, Verschleifung, Gleichung der Endungen und Beugungen gewinnen, wodurch die verfeinerte Verskunst der ritterlichen Dichter erst möglich ward. Hier aber, in Vers und Reimkunst, und in der Feststellung und Ausbildung der hochdeutschen Mundart ist der Gewinn, den die Feinhörigkeit der vornehmen, höfischen Kunst unserer Dichtung brachte, unbestreitbar und ihr Verdienst einer uneingeschränkten Bewunderung werth. Von Seiten seiner Sprache gehört Veldeke noch der alten Zeit an; die Aeneide ist von Eigenheiten der niederdeutschen Mundart noch voll, so daß sie in den Zeiten, wo alles unrein Gereimte, in Frankreich eben so[278]) wie in Deutschland, umgereimt ward, ins Hochdeutsche (wie in der Münchner Handschrift) umgeschrieben wurde. Dagegen in Vers und Reimkunst ist Veldeke der erste Gesetzgeber der neuen Kunst. Fast alle Dichtungen des 12. Jahrh. folgen noch der Willkür einer ungebundenen Kunstweise; die Verse waren nach dem natürlichen Gefühle gebaut, die Reimpaare verbanden nach dem Gefallen des Ohrs auch bloße Assonanzen, und diese oft von sehr entferntem Anklang. Veldeke führte zu reineren Gesetzen über, und hierin hatte er kaum in Eilhart und in dem Dichter des Pilatus, und nur für die einfachen erzählenden Verse, Vorgänger. Hier hat er dasselbe Verdienst, wie in Südfrankreich Pierre d'Auvergne (**1140—50**), mit dem die Provenzalen ihre feinere Kunstperiode eben so beginnen,

278) Chanson d'Antioche. ed. P. Paris. 1848. I. p. LIX. Was die Aeneide angeht, so schließt der neueste Herausgeber aus der Schlußrede (352, 19 ff.), daß das von Veldeke in seiner niederrheinischen Mundart begonnene Gedicht in Thüringen um 1184—6, vielleicht unter seinen Augen, in die thüringische Mundart umgesetzt sei, unter Beibehaltung vieler niederdeutscher Eigenheiten.

wie unsere Rittersänger mit Veldeke. Er gab zuerst dem Verse melodiöse Weichheit und zarten Fall, und in die kurzen reimgepaarten Verse, die wir in unserer Dichtung höher hinauf (bis in den Anfang des 11. Jahrh.) verfolgen können als in der französischen, wo sie erst nach der Mitte des 12. Jahrh. gebräuchlicher wurden, brachte er jenen periodischen Fluß, der für die leichtere Erzählung wie für die Darstellung gegenwärtiger Sitten unabweisliches Bedürfniß war, und den der alliterirte Vers und die Strophe des alten Volksgesanges nie gestattet hätten; und hierin konnten ihm die höfischen Dichter der Franzosen, Chrétien und Raoul, schon Muster und Meister sein. So brachte er auch Gesetz, Regelmäßigkeit und Reinheit in die Reime. Nimmt man das Niederdeutsche zur Erklärung seiner ungenauen Reime in der Aeneide zu Hülfe, so werden (nach Grimm) seine Reime fast sämmtlich regelmäßig. Zu der vollendeten Verfeinerung der Vers= und Reimkunst forderte übrigens erst das lyrische Lied auf; auch da steht Veldeke voran. Die Vergleichung lateinischer und französischer Muster lehrte hier, neben und an die Stelle des willkürlichen Wechsels von Hebungen und Senkungen zuerst regelmäßige Versmessung und jambische, trocheische, dactylische Maaße einführen; der schärfere Unterschied zwischen klingenden und stumpfen Reimen, der im epischen Gedichte noch unbeachtet blieb, ward hier ein Bedürfniß; die überschlagenden und verschlungenen Reime nöthigten zur völligen Reinheit des Bandes. In allen diesen Künsten ist Veldeke nicht dem Range, aber der Zeit nach der Erste.

Was aber unserem Dichter wohl noch mehreren und größeren Beifall erwarb als seine neue Reimkunst, das war die Einführung der Minne in der Weise, wie das Minnelied damals diesen Gegenstand behandelte. In der Aeneide füllen einen großen Raum die Episoden von der Lavinia und des Aeneas Liebe, und die Gespräche zwischen der Liebenden und ihrer Mutter, die sie dem Turnus zu vermählen denkt. Was auch Veldeke hier in seinem französischen Buche gefunden haben mag, diese Stellen werden, wenn nicht völlig dem Stoffe, doch ganz der Behandlung nach, sein Eigenthum sein, und diese Stellen sind im Gedichte mit solcher Vorliebe behandelt, daß man wohl sieht, es gilt eigentlich nur um sie; sie sind das, was dem Zeitgeschmack anpaßt und dem das Uebrige als trockne Zugabe anhängt; sie sind das, was dem Buche befriedigte Leser verschaffte[279]) und was Gottfried (Tristan 120, 8) zu dem Ausruf

---

279) Schon Herbort spricht von der Aeneide als sehr bekannt. Im Wigalois scheint in der Stelle, wo die Königstochter von Persien sich von einer Jungfrau die Aeneide vor=

rechtigte, wie wohl der Veldeke von Minne gesungen habe! Und in
r That, dieser Ausruf ist nicht bloße Redensart, sondern wahrhafter
nst. Abgesehen von den Spielereien, die mit unterlaufen, hat die
utsche Dichtung jener Zeit gewiß Weniges an Lieblichkeit, an inniger
ischuld und Naivetät diesen Gesprächen der Lavinia und ihrer Mutter
vergleichen. Man möchte glauben, daß diese Stellen nicht allein im
os vielmal nachgeahmt wurden (denn hier ist's unleugbar), sondern
ß sie auch die Vorläufer von den Minneliedern des ähnlichen Inhalts
iren, wo im Gespräche mit sich oder Anderen das Wesen der Liebe zu
gründen gesucht wird. Wir werden Gelegenheit haben, auf dergleichen
ichahmungen später zurückzukommen und werden bemerken, wie schnell
ser Ausdruck unbefangener Unschuld verloren ward und wie vergebens
bst namhafte Dichter sich abmühen, auf diese Reinheit zurückzukommen.
ies ist auch der Hauptgesichtspunkt, den man festhalten muß, wenn
in die Liebespoesien der Ritter beurtheilt: die Blüte der Ritterzeit und
ichtung, so plötzlich, so neu, wie der ganze Aufschwung des Staats-
ens in Deutschland unter Friedrich I., mußte in ihrer ersten Ent-
tung von einem Glanze, von einer Lebendigkeit und einem Reize des
rkehrs begleitet gewesen sein, der sich unmöglich lange erhalten konnte,
r mit der Kraft des heroischen Kaisers selbst verloren ging und an
ssen Stelle dann bei den Besseren eine um so größere Sehnsucht nach
r entschwundenen Herrlichkeit trat, je tiefere Eindrücke und Erinnerungen
e glanzvollen Reichstage (wie der in Mainz 1184) hinterlassen hatten,
ren Gleichen Deutschland weder je vorher noch wieder nachher sah
d auf deren Pracht ein Guyot (Bible, V, 278), also selbst die Fran-
en, wie auf die gute, alte, goldene Zeit zurücksahen. Der schnelle
echsel von der ersten Begeisterung, welche die neue Geselligkeit durch-
ing und rein und unschuldig hielt, zur größeren Freiheit und zu jeder
t Ausartung liegt in der Natur der Sache selbst, und namentlich der
ngang mit den Frauen konnte, wie die Menschen sind, wohl unter
nzelnen fortwährend veredelnd wirken, mußte aber die Sitten sehr bald
n Uebeln kehren und wir dürfen uns weder wundern, noch müssen
r es anderswohin zu deuten suchen, wenn wir so bald die nächsten
ichter, einen Wirnt und Walther, über den Verfall aller ritterlichen
icht sich beklagen hören. Wenn diese Männer der späteren Zeit den
eldeke aufschlugen, der die Herrlichkeit des großen Friedrich gesehen,

---

n läßt, der Vers 73,18. „als ez iu ofte ist geseit" große Verbreitung eben dieses
iches von Veldeke anzudeuten.

von der ihnen höchstens die Jugenderinnerung etwas im Gedächtniß gehalten hatte, wenn sie ihn in freudigem Behagen mit seiner Zeit versöhnt sahen, während sie der ihrigen gegenüber schon in Unmuth verbittert sind, wenn sie, was mehr ist, in den Liebesscenen der Aeneide den vollen Ton des Herzens vernahmen, den sie selbst nur noch selten im kleinen Liede trafen, so mußte gewiß der, zu dem diese reinere Sprache noch Eingang fand, von dem ehrwürdigen Alten begeistert und für ihn zur Bewunderung hingerissen werden, der ihm ein Vertreter des wundervollen Lebens unter Friedrich war, einer Zeit, auf die eben die nächste Zukunft auch in allen anderen Verhältnissen schon schmerzlich zurückblicken ließ.

Die beiden Dichter, die nach dem Vorgange Veldeke's in der Nähe des Landgrafen Hermann verwandte Gegenstände des Alterthums behandelten, waren, nach dem Ausdrucke des Einen, „gelehrte Schüler." Albrecht von Halberstadt war Scholasticus in Jechaburg[280]; seine Bearbeitung der ovidischen Verwandlungen (1210) ist verloren; die ritterliche Gesellschaft schien dem nicht rittermäßigen Stoffe wenig Geschmack abzugewinnen, meint J. Grimm, und habe das Gedicht, wie Blickers Umhang, der ähnliche Fabeln der alten Welt behandelt haben wird, vielleicht darum vergessen; kein Dichter der mittleren Zeiten erwähnt es. Im 16. Jahrh. hat es Wickram gedankenlos in die bäurische Manier und Sprache seiner Zeit (Mainz 1545) übersetzt, mit Beibehaltung von Albrechts altem Vorwort. Jacob Grimm hat sich die Mühe gegeben[281], aus der roh entstellten Arbeit Wickram's der Dichtungsweise und Sprache Albrechts auf die Spur zu kommen: er hatte Ovids Erzählung treu, ohne Einschaltung eigener Gedanken, verdünnend und abkürzend übersetzt, und aus dem Urterte selbst.

Dagegen dichtete Herbort von Fritzlar[282]) nach französischer Quelle. Er konnte nach den Anführungen in Lambrechts Alexander (V. 1489) schon ältere deutsche Trojanerlieder vor sich haben, auf die sich auch Veldeke schon beziehen durfte; es scheint auch, daß Herbort selbst in seinem Gedichte (V. 60, 61, 71 ff.) auf sie hinweist; übrigens folgte sein Werk im Allgemeinen dem französischen Trojanerkriege von Benoit von Sainte-Maure, mit dem der gelehrte junge Dichter dessen Vorlagen, den Dares Phrygius und Dictys Cretensis, oder vielmehr

---

280) Haupts Zeitschrift 8, 10. 464.

281) Ebd. 8, 397 ff.

282) Herborts von Fritzlar liet von Troye. ed. Frommann 1837.

deren lateinische Uebertragungen verglich[283]), die unter dem Namen der Cornel. Nepos und Lucius Septimius gehen. Wir verweisen über diese apokryphen Quellen der Trojanersagen auf die neuesten Ausgaben und Untersuchungen der Philologen[284]), und auf die Einleitung des Herausgebers von Herborts Liede. Der deutsche Dichter hat sich sichtlich nach Veldeke gebildet, doch mag zugleich der Ton der älteren Troerlieder, den man sich verwandt mit dem des Alexanderliedes denken darf, auf ihn eingewirkt haben, so daß sein Gedicht zwischen Lambrecht und Veldeke eine merkwürdige Mitte hält. Er hat nichts von dem schöpferischen und dichterischen Geiste Beider, ist aber durch die eigene Mischung von Altem und Neuem, durch die Empfänglichkeit, mit der er die Züge der älteren Darstellungsweise zugleich neben die der Veldeke'schen stellt, ohne auch nur den Versuch einer Versöhnung beider Manieren zu machen, ganz eigenthümlich. Er hat nichts mehr, weder von dem freieren Reim, noch aber auch von dem schönen und freien Vortrage des Lambrecht; er folgt seinem wälschen Texte, welcher ihm durch den Grafen von Leiningen unter Vermittlung Landgraf Hermanns zukam, so weit man vergleichen kann, im Inhalte treulich nach; von wörtlicher Uebersetzung ist natürlich nicht die Rede. Abweichungen gibt dem Herbort hier und da seine feinere sittliche Gesinnung ein, wie er denn gleich im Anfange sich scharf erklärt gegen das Lob, welches das wälsche Buch dem untreuen Pelias zolle, was seinem Herzen widersteht, indem er nie einen untreuen Mann loben will, und ob sich auch alle anderen Tugenden in ihm vereinten. Dann aber machten ihm auch andere Stellen Schwierigkeiten durch ihren bloßen materiellen Inhalt; es findet sich in seinem Werke eine merkwürdige

283) V. 62.
Wil ich die formen merken,
sô mûz ich drîsinnic sîn; ein ist kriechisch, ein latîn,
und des welschen bûches ein; zwischen den lesten sinnen zwein
nim ich nû den dritten, und folge im sô mitten,
daz er mîn rehte geleite ist, an des tûtschen bûches list.
Nu hânt ez ander lûte gemachet mê ze dûte,
den ist ez vil wol gelungen etc.

284) Die Ausgaben von A. Dederich. Bonn, 1837. — Benoit giebt in seinem Gedichte (s. Keller's Romvart p. 88 ff.) die fabelhafte Geschichte von der Auffindung des Daretischen Werkes in Athen ausführlicher, als die Zuschrift an Sallust vor dem lateinischen Dares, der auch nur der Auszug eines weitläufigeren Werkes sein kann, wie er uns vorliegt. Nach P. Paris giebt es in der Nat.-Bibl. in Paris eine Handschrift des 10. Jahrh. (Manuscrits Fr. 1, 71), die mit Benoit stimmt, und vielleicht ausführlicher ist.

Stelle, die deutlich zeigt, wie schwierig die Anfänge der Dichtung in jenen Zeiten selbst für gelehrtere Schreiber waren. Er findet dort (V. 14150) eine schwere Rede in seinem Texte, an deren Uebersetzung er sehr ungerne Hand legt, wie auch Wace und die ersten Trouvères manchmal über Schwierigkeit des Uebersetzens klagen. Die Scham aber, seines Vorgängers Text zu verlassen und die Furcht vor Vorwürfen überwiegt und bewegt ihn, sich an die harte Arbeit zu machen. Diese schwere Rede ist nichts, als ein geographischer Abschnitt, aus der Kosmographie des Julius Honorius entlehnt, eine kleine Abhandlung über den Ocean, die Erde, Länder und Flüsse, im Grunde ein sehr einfaches Ding, das man wohl allerdings, wie Herbort sagt, hier hätte entbehren können, das aber doch auch einem Anfänger, der sich Dichtens versuchen wollte, keinen Anstoß und keine Schwierigkeit hätte machen müssen. Unser Herbort hat aber auch wirklich wenig Beruf zum Dichten und es ist Schade, daß damals und im ganzen Mittelalter die Ansicht herrschte, die dieser geradezu ausspricht, daß es nichts auf sich habe, wenn auch einmal ein Dichter als fünftes Rad am Wagen mitlaufe. Das Mittelmäßige ist überall das Verderblichste und mußte es damals noch mehr sein, als noch die Flut der Dichtungen nicht so ungeheuer war, wie in unseren Zeiten, wo man unendlich vieles Mittelmäßige übersehen muß, weil es nicht möglich ist Alles zu lesen. Mit welcher Geschmacklosigkeit hier neben einander die neue Empfindsamkeit und die alte rohe Kraft liegt, ist ergötzlich zu lesen. Beschreibt Herbort den Zorn des Hercules auf Laomedons Botschaft, wie ihm der Schweiß aus den Augen rann, wie er die Zähne knirschte, die Augen rollte, seine Haut sich runzelte, seine Stirne faltete und seine heißgrimme Stimme donnerte, so hört man die Gewalt altnordischer Dichtung; dann muß man die Selbstgespräche der liebenden Zauberin Medea daneben lesen, ganz in der klügelnden Liebessophistik dieser Zeit, und man muß nicht unbemerkt lassen, welch eine rohe Art den Hof zu machen dem ritterlichen Jason hier noch eigen ist, die man nicht näher bezeichnen kann. Die kurzen kräftigen Züge von Herborts Schlachtmalerei suchen den Lambrecht an Wirkung zu überbieten und bleiben dadurch zurück; seine Schilderung von Kämpfen, von Wunden, von den Leichen, die mit verdrehten Augen, mit blutbeflecktem Schädel, Hirn, Haare und Ohren mit Blute gemischt liegen, gehen aufs Gräßliche aus, eine auffallende Erscheinung unter jenen Dichtern. Dagegen ist wieder das allmählige Liebesverständniß zwischen Helena und Paris, im Veldeke'schen Tone, einfach und nett. Ganz deutsche, ganz heimatliche Züge mischt er unter das Fremdeste, und die Art, wie er das

llte in die neuen Sitten übersetzt, ist schon ganz eigen. Die Medea äßt hier den Jason schon feierlich eine viermalige Eidesformel wiederolen; der Thurmwächter sitzt hier schon auf dem Thor und singt sein Tagelied in den Saal der Ritter. Die Kämpfe, die verschiedenen Schlachten erscheinen hier schon ganz in der Ausführlichkeit und mit der Rischung ächter Heldennamen mit erdichteten, welche letztere den anglo-ormannischen Dichter verrathen, und mit Zweikämpfen, die offenbar us der Karlssage oder dem ächten Homer entlehnt sind, und wie sie äter in der Alexandersage und im Titurel erscheinen. Dazu kommt die gne Freude an Beschreibung von Gräbern, Bildsäulen, Mosaikwerken ıd dergleichen, welche die Eindrücke verrathen, die nordische Kreuzhrer aus dem Süden, aus Konstantinopel mitbrachten, wo ja die aisergräber ein so willkommener Gegenstand der Plünderung wie die unstwerke zur Zerstörung waren. Manchmal meint man, eine zarte eele leuchte aus dem Dichter, wie wenn er den Achill über Hektors iche ihm sanft Segen nachwünschen läßt, dann greift wieder erschreckend e Stimme der größten Rohheit durch, wie wenn Andromache nach dem brigens ganz verwischten Abschiede von Hektor, weinend und verzweifelt h gegen Priamus kehrt und ihn mit den scheußlichsten Schimpfwörtern, ie kaum nachzuschreiben sind, wie eine Furie überfällt. Wenn Lamrechts Alexander durchweg eine feste, männlich ruhige Kraft athmet, nd die Zeit ausspricht, wo Deutschland in ehrwürdiger Größe unter em zweiten Hohenstaufen glänzte, so leitet dagegen Veldeke ganz auf ie weichere Folgezeit über, die das Heroische ganz aufgibt; im Herbort ber spiegelt sich eine Zeit der Verwilderung, wie die der Gegenkönige Philipp und Otto war, und in ihm erscheint eine gleichsam erzwungene Kraft und die unnatürliche Anstrengung eines Jünglings, der zwischen igelloser Kraft und Weichheit, zwischen Geschmack und Gemeinheit etheilt und von Ungleichheiten voll ist.

V.

Blüte der ritterlichen Lyrik und Epopöe.

1. Minnegesang.

Bis hierhin haben wir gesehen, wie das Epos in seinen Entwickelungen aus den Händen des Volks und der Geistlichen in die des Ritterthums überging. Ehe wir seine höchste Ausbildung in diesem

Stande betrachten, schieben wir einen Abschnitt über die ritterliche Lyrik ein, eine Gattung, innerhalb welcher wir zuerst die Pflege der Dichtung ausschließlich auf diesen Stand übergegangen finden.

Alle Lyrik läßt sich in die zwei großen Hälften scheiden, nach denen sie entweder an die epische und dramatische Dichtung angelehnt, oder auf sich selbst ruhend erscheint, falls man diesen letzten Ausdruck überhaupt von einer Dichtungsart brauchen kann, die, wo sie am meisten unabhängig ist, am innigsten sich mit der Musik verwebt, und in unverkünstelten Zeiten immer untrennbar von der Musik war. Auch jene erste Hälfte kann nur insofern lyrisch heißen, als sie gesungen gedacht wird; eine dritte Gattung lehrhafter Verstandespoesie, Sprüche, Räthsel, Sinngedichte u. dergl. konnte nur der Lyrik zugetheilt werden, weil man eine eigene Gattung lehrhaft-satirischer Dichtung nie klar abgeschieden hat. Jene episch-dramatische Lyrik erscheint am Anfang des Epos als Rhapsodie überall nach der Erweiterung strebend, die ihr in der Epopöe zu Theil wird; am Ende der epischen Entwickelungen kehrt sie wieder und ändert sich leise, nach Abschluß und Vollendung einer bestimmten Handlung strebend, in die Ballade und Romanze um, als welche sie die darstellende Dichtung, das Drama, einleitet. Ihre Form ist immer erzählend, ihre Richtung nach der Vergangenheit, wie sehr auch die Darstellung vergegenwärtigend sein möchte. Der andere, unabhängigere Theil der lyrischen Dichtung aber ruht auf der Gegenwart; die dichtende Persönlichkeit theilt ihm die Farbe mit, es möchte auch Form und Darstellung noch so episch oder auf die Vergangenheit gerichtet erscheinen. Auch diese Lyrik aber wird da, wo sie sich aus den Grenzen der Gelegenheitsdichtung bewegt, wo sie sich ihrer selbst bewußt eine Kunstbildung in Aussicht nimmt, leicht an eine Gruppe von epischer oder dramatischer Dichtung angelehnt erscheinen. Nicht mehr, um deren erste Anfänge zu bezeichnen, sondern vielmehr ihre höchste Spitze; nicht mehr, um die ersten Keime der Materie zu pflegen, sondern um die Blüte der Ideen zu pflücken, die in dem Epos enthalten lagen. Unsere Lyrik in Deutschland hat sich immer so an die übrige gangbare Dichtung angelehnt; ihr fast ausschließlicher Gegenstand war immer die Liebe, jener Mittelpunkt, um den sich auch Epos, Roman und Drama beständig bei uns drehen muß. Das gemüthlich-unsinnlichere Liebesgedicht des 18. Jahrhunderts, das geistig-unsinnliche des 17., das gemüthlich-sinnliche des 16. und das mehr geistig-sinnliche des 13. Jahrhunderts entsprach jedesmal mit diesen Eigenschaften der Bildung des Romans oder der Epopöe, neben der es sich aufpflanzte. Beide letztere Gruppen lagern am Anfang und Ende

des ritterlichen Minneromans oder Epos und sind durchdrungen von denselben Ideen; sie geben die Empfindungen, die die Handlungen jener epischen Stoffe natürlich begleiten, abgeschieden für sich. Wenn wir noch enger auf die Betrachtung des Verhältnisses der ritterlichen Minnelieder mit den Ritterepopöen zurückgehen, die hier unsere Aufgabe ist, so finden wir hier eine Durchdringung und Gleichmäßigkeit beider, ein gegenseitiges Tragen und Erklären, wie vielleicht nirgends sonst. Wir finden lyrische Eigenheiten und Eigenschaften im Epos, epische in der Lyrik, beide entlehnt, beide in verfehlter Anwendung. Gesang und Erzählung, Singen und Sagen ging um die gleichen Ideen um so mehr, als das ritterliche Geschlecht seine Gegenwart ganz in die epischen Stoffe, deren es sich annahm, hineingetragen hatte. Wir haben dies Wegrücken des Epos von seinem festen Boden vergangener Thaten, sein Vordrängen in die Ideen der jedesmaligen Zeiten, die es überkamen, schon oben verfolgt. Wir haben gesehen, wie es im 12. Jahrh. unter den mächtigen Einflüssen einer großen ungeheuer bewegten Zeit, durch Vorstellungen, Thatsachen, Personen und Färbung, die die Gegenwart in die alten Stoffe lose hineinflocht, gelitten; wir wollen jetzt sehen, welcherlei Ideen nothwendigerweise unter den neuen Gestaltungen der Welt und Geschichte durch die ritterlichen Thaten im Orient und die neue plötzliche Geistesbildung dieses Standes in aller Dichtung vorwalten mußten.

Das Zusammenrücken von Epos und Lyrik erläutern wir uns einfach aus den geistigen Richtungen der ganzen neueren Zeit. Es war die Bestimmung der neueren Kunst, das Innere des Menschen zu ihrem hauptsächlichsten Gegenstande zu machen: die geschichtliche Stellung der neueren Nationen, die auf der Bildung der alten Welt ruhen, bedingt dies. Zu frühe lernten sich die germanischen Nationen vergleichen, erhielten durch das Christenthum eine vielleicht zu schwere Nahrung für ihren beschaulichen Hang, empfingen zu zeitig Begriffe und Vorstellungen, denen sie nicht gewachsen waren, verloren zu frühe das Zeitalter physischer Entwickelung und heroischer Kraftübung, und mit dieser die Erinnerung an eine große Vergangenheit. Die Völker der alten Welt lebten, so lange sie ihre gute Natur behaupteten, nur im Rückblick auf ihr Alterthum, und ihre ganze Dichtkunst füllte sich mit dem Preis der alten Zeiten und der Thaten der Ahnen; die homerischen Gedichte lebten fort in steter Erneuerung und gestalteten sich mit jeder neuen Zeit vortheilhafter; indem sie Ein Stamm dem andern überlieferte und jeder sie natürlich nur in einer poetisch angeregten Zeit suchte und pflegte, so förderte dies nothwendig ihr Gedeihen ähnlich, wie wir es in der neuen

Welt an der Dichtung vom Reinhart Fuchs sehen. Allein das heroische Epos des Mittelalters hatte dies glückliche Schicksal nicht. Statt sich in sich selbst zu vollenden, sahen wir es nach seinem ersten Entstehen ohne Aufhören sich erweitern und ganz gegen allen Vortheil mit den Zeiten so fortrücken, daß wir es bei jeder Umgestaltung mit der Gegenwart gleich stehend fanden. Das Epos, als eine Dichtungsart, die sich mit der Vergangenheit beschäftigt, was ihr allgemeinstes und festestes Kennzeichen ist, hätte darum eben stets auf die Vergangenheit gerichtet bleiben sollen; dann hätte sich Alles zur Klarheit geordnet, die erzählten Begebenheiten hätten sich lebendiger dargestellt, die Form hätte die Ruhe und das Gleichmaaß der alten griechischen Gedichte sich wenigstens in einem höheren Grade aneignen müssen. Allein mit dem jedesmaligen Fortrücken der Personen und der Sitten in die Gegenwart der jedesmaligen Umarbeiter mischte sich etwas von der Unruhe und der Bewegung ein, welche immer die Theilnahme an dem Gegenwärtigen mit sich bringt; es kam dadurch der lyrische und dramatische Charakter in das neuere Epos, der den Werth desselben gegen das griechische so sehr herabsetzt. Ist die Vergangenheit das Element der epischen, so ist die Gegenwart das Element aller lyrischen Kunst. Wenn wir nun fanden, daß selbst im Volksepos, das die ruhmvolle Vergangenheit der Nation zum Gegenstand hat, das Wegwenden von dieser Vergangenheit sichtbar ward, eben da, wo es am wenigsten denkbar scheinen sollte; wenn wir uns erinnern, daß auch aller fremde und alte Stoff in die neue und deutsche Welt gerückt ward: Karl der Große, das byzantinische Zeitalter, das alexandrinische, das homerische, wo wir uns überall mehr oder minder grell zwischen alter Erzählung und neuer Auffassung sahen, so wird uns klar sein, mit welcher Macht dieses Geschlecht in seiner ganzen Entwickelung der Gegenwart zustrebte, sich der Gegenwart freute und nothwendig in einer Zeit so ungeheurer Bewegungen, wie die der Kreuzzüge, alles Alte herabwürdigen und unter sich sehen mußte. Die größte Selbstgenüglichkeit mußte in diesen Zeiten vom Allgemeinsten bis zum Besondersten herab nothwendig herrschend werden. Seit der Völkerwanderung hatte es keine großen Nationalkriege in Europa gegeben; man sah sich bald nur als Christen den Nichtchristen gegenüber; es gab keine Feinde, als im Osten Franken und im Westen Sarazenen; wenn altwalisische Gedichte die neuwalisischen Sänger an die alten Volkskämpfe mit den Sachsen erinnerten, wenn französische Dichter von Karls Kämpfen mit den Sachsen erzählten, so hießen diese bei beiden schlechtweg auch Sarazenen; wenn der trojanische Krieg noch fürder fesseln sollte, so mußten (wie in der

Behandlung Konrads von Würzburg) Christen auf der Seite der Griechen, und Heiden und Muhamedaner auf troischer Seite erscheinen. Die Verachtung aber, mit der der christliche Stolz auf alles Ungläubige herabsah, war in jener Selbstgenüglichkeit der Zeit noch das Geringere. Die ganze Bildung der Zeit zog sich aber jetzt auf den Ritterstand zurück, der zugleich mit dem Verdienste der Beschirmung und der Erhöhung der Christenheit die sittliche, geistige und künstlerische Cultur an sich zu reißen begann, und zu dem christlichen Dünkel noch den des Standes, des Ranges, der feinen Bildung hinzubrachte. Unter diesem Stande handelte es sich wieder um Grundsätze, die sich einander sehr scharf gegenübertraten; dadurch war denn jedem Einzelnen nach Beruf und Fähigkeit die Gelegenheit gegeben, sich der allein Reine oder Gute oder Weise zu dünken. Alles also, die äußeren Verhältnisse und die inneren Zustände, wiesen den Einzelnen auf sich selbst und die damalige Welt auf die Gegenwart hin, der sie sich mit einer Zufriedenheit und einem Stolze erfreute, den man in allen Dichtungen und in allen Denkwürdigkeiten der Rittersleute so unverholen ausgesprochen findet, daß man wohl in aller Geschichte von einer solchen Selbstgefälligkeit im Leben und in der Schrift, in Völkern oder in Einzelnen kaum ein anderes Beispiel wird aufweisen können. Es war ganz unfehlbar, daß sich unter solchen Umständen ein glanz- und geräuschvolles Leben gestaltete und dies war besonders an den Orten der Fall, wo engerer Raum den Verkehr erleichterte und die Geselligkeit erhöhte; und an diesen Orten, wie in Spanien und Südfrankreich, trifft auch noch das Glück begünstigend hinzu. Der dortige Adel hatte bis zum Anfang des 13. Jahrh. an allen spanischen Küsten, im Inneren des Landes, in Afrika, im Morgenlande glücklich und glorreich gegen die Heiden gestritten; der Glanz seiner Thaten hatte die ruhmsüchtige Jugend aller Länder Europa's in seine Mitte gelockt; zuletzt hatte er das oströmische Reich über den Haufen gestürzt und ein lateinisches Kaiserthum gegründet. Zu Hause aber machte die Menge der kleinen naheliegenden Staaten, die Masse von Höfen, die an Glanz und höfischer Bildung wetteiferten, die große Zahl der kleinen, dem Charakter nach oft sehr achtungswerthen Fürsten, (eine wahrhafte griechische Tyrannis), das öffentliche Leben ungemein mannichfaltig, im höchsten Grade reizend und blühend; die Nachwirkung der massilisch-griechischen Bildung und der späteren römischen Schulen that das ihrige hinzu; zahlreiche Städte hatten in der vortheilhaftesten Lage (zur einen Seite nahe bei Rom, dem Heerde der Bildung und des Friedens, zur andern Seite nahe bei Spanien, der vielhundertjährigen Stätte des heiligen Krieges) Wohlstand

und Wohlleben erhalten und ausgebildet. So konnte es nicht fehlen, daß sich in diesen Gegenden gerade das Streben, die Gegenwart und ihren Reiz und Preis zu steigern, auf der höchsten Höhe zeigte. Hier keimte daher die junge lyrische Kunst der ritterlichen Geschlechter im Anfang des 12. Jahrh. am frühesten auf und schoß schnell zu üppigem Wachsthum empor. Sie that dies um so ungehinderter, als keine epische Dichtung ihr den Boden streitig machte. Die Provence hatte wegen ihrer Zertheilung, wegen des steten Wechsels der Stämme und der Bildung keine große und gemeinsame nationale Vergangenheit; die gothische oder fränkische Sage war ihr ein fremdes, sie bildete sich nicht zum Epos aus; die Provenzalen haben es in epischer Poesie nur ausnahmsweise über die kleinen Schwänke und Novellen gebracht, mit denen die erzählenden Jongleurs (noellaires) die Hörer belustigten. Der heiteren Gegenwart gehörte die heitere lyrische Kunst, und das Unglück der Albigenserkriege zerstörte nachher das Leben und die Dichtung hier plötzlich mit einem und demselben Schlage.

Ganz anders war die Lage der Dinge in Deutschland, als hier die ritterliche Lyrik nicht so selbstgewachsen wie die provenzalische aufsprang, sondern mehr auf den allgemeinen Anstoß von Frankreich von außen her angeregt ward. Hier war kein begeisterter Kampf gegen nah bedrohende Religionsfeinde; hier führte man Kriege in Italien für die Ehrsucht der Fürsten, die Deutschland den Rücken kehrten und die schönsten Kräfte des Vaterlandes für eine Sache vergeudeten, für welche Niemand einen Sinn haben konnte, der nicht die großen Entwürfe der Unternehmer zu überschlagen verstand. Hier war für die Kreuzzüge gerade zu der Zeit kein Herz und kein Sinn da, als sie mit der ersten warmen Begeisterung unternommen wurden, als Erfolg und Ruhm und Ehre dabei gewonnen ward. Sondern hier nahm sich der Sache zuerst ein nüchterner Kaiser an, nachdem er gleichsam durch einen Ueberfall von dem heiligen Kreuzprediger Bernhard dazu gezwungen worden war, in einer Zeit, wo der frischeste Eifer schon erkaltet, das erste große Unglück schon einschüchternd eingetreten war; und sein Zug kostete dem deutschen Lande ein großes Heer und seine Ehre. Und die zweite deutsche Wallfahrt kostete dem glänzendsten Herrscher, den damals Europa kannte, sein Leben und zog in Folge dieses Unfalls den frühen Regierungsantritt des dem Vater sehr ungleichen Sohnes, und nach dessen Tode jene unseligen Spaltungen im Innern nach sich, was Alles nur zu sehr geeignet war, hier das Leben und die Kunst in einer Trauer und einer Düsterheit zu halten, die gegen das fröhliche Gewimmel und die Unruhe in den romanischen Landen

möglichst abstach. Hier hätte man daher weder früh noch spät die jenen Zeiten angehörige Kunst ein gai saber nennen können. Hier wies Alles seit dem Verschwinden des schönen Schwungs unter Friedrich von der irdischen Glorie hinweg und hier trat daher so schnell jene Freude am beschaulichen Leben unter die Ritterschaft, und das Aufsuchen einer inneren Weihe ward dem sinnigeren Gemüthe ein quälendes Bedürfniß. Dicht neben diese Heiligkeit drängte sich dann, entsprechend der Art, wie Friedrich II. das Kreuzwesen behandelte, ein Leichtsinn und eine heitere Lebensphilosophie in einem Gegensatz, dessen ganze Schärfe wir nachher auch in der Dichtung werden erscheinen sehen. Dem Allem scheint es dann zu entsprechen, daß der ewige und stets wiederkehrende Inhalt des Minneliedes und des Epos in Deutschland der Gesang von Freude und Leid ist. Sie singen vom Sommer und seiner Wonne, vom Winter und seinen Schmerzen, von der Liebe Lust und Leid, von süßer Maienblüte und bitterem Reife, der sie tödtet; sie klagen, daß Honig und Wermut, daß Hitze und Kälte, daß Fülle und Mangel, daß Blödsinn und Klugheit ewig auf dieser Erde wechseln. Man sieht daher auch im strengsten Gegensatze mit jener Selbstgefälligkeit, dem charakteristischen Merkmal dieser Zeiten, auf der anderen Seite Verachtung der Welt, Schärfe und Bitterkeit gegen die Sitten der Zeit, Wehmuth und einen Zug des Schmerzes über die Nichtigkeit der menschlichen Dinge Hand in Hand gehen. Dieser Inhalt nun widerspricht der Idee des Epos in dem Maße, als er dem lyrischen Wechsel der Empfindungen zusagt. Dieser Inhalt (joi e marimen) zeigt sich wohl auch einmal bei den Provenzalen, die bald auch in ihrer Geschichte Anlaß genug dazu fanden, allein er drang dort in keiner Weise so tief in das Gemüth noch in die Kunst. Diese beiden Gegensätze scheiden damals Nationen von Nationen; sie unterscheiden die provenzalische Lyrik von der deutschen; sie scheiden die Einzelnen unter sich, wie wir im Gottfried und Wolfram finden werden; sie scheiden einzelne große Individuen nach den verschiedenen Perioden ihres Lebens sogar in sich; es sind die Gegensätze jener heiteren, selbstvertrauenden, menschlichen Weltansicht, die sich wie die alte Sprache in jenen südlichen Nationen erhielt, und der düsteren, christlichen, die wir in jenen Zeiten in Deutschland siegen sehen. Auf diese Gegensätze werden uns alle möglichen Gesichtspunkte, aus denen wir diese Zeiten auffassen können, mit ewigen Abwechslungen zurückführen. Der Kampf dieser Gegensätze drängt sich in die Dichtung ein, und leiht der ritterlichen Epopöe die subjective, lyrische Farbe, der nur das Volksepos mehr widerstand, was dann die Spaltung zwischen

den Verehrern und Pflegern des einen und der anderen hervorbrachte. Wie konnte sich unter diesem Wechseln, diesem Schwanken, unter diesem ewigen Unfrieden ein Epos gestalten, das Ruhe, Besonnenheit und selbst eine gewisse Gleichgültigkeit fordert, die aus der Vergangenheit der erzählten Begebenheiten und dem Mangel an unmittelbarer Theilnahme fließt! wie konnte sich selbst eine Lyrik gestalten, die überall das Besondere liebt und Mannichfaltigkeit sucht, während sie sich hier von jener Einen Stimmung der ganzen Welt und des ganzen Geschlechtes, jener Stimmung zwischen Freude und Leid bestimmen lassen muß!

Diese Stimmung trägt vielleicht jede Zeit, die eine lyrische Dichtung pflegt. Aber man betrachte doch, wie sie nicht nur in Südfrankreich unter den vorhin angegebenen günstigeren Geschicken ward, man halte dagegen die Zeit, wo Griechenland seine Lyriker und seine Dramatiker erhielt, eben die Zeit, wo es, aus seiner Vergangenheit in seine Gegenwart rückend, seine umgebenden Verhältnisse besang, wo es aus kleinen Bestrebungen in Weltereignisse übertrat, und man erwäge, welch ein anderer Gesang aus den anderen Verhältnissen werden mußte. Die damaligen Kreuzzüge waren ein Kampf für Vaterland, Heerd, Weib, Kind und Götter und Recht und Sitte: von all dem klingen noch heute die Dichtungen in den wenigen Resten wieder, die wir übrig behielten. Die damaligen Riesenkämpfe fingen mit rechtmäßiger Vertheidigung an und endeten nach nicht allzulanger Zeit mit Umsturz des persischen Reichs, während die Kreuzzüge ausgingen von fanatischer Eroberung und endeten mit dem Verluste des Orients und Griechenlands; ein einziger Zug nach einem ungeheueren Erfolge dort, und hier ein einziger Zug nach einem furchtbaren Unglücke. Damals kämpfte Griechenland mit dem Weltreich des Ostens: weit entfernt den Gegner gering zu achten, wie die Europäer die Sarazenen, bewunderte es seinen Glanz, fürchtete zaghaft seine Macht und überschätzte ihn in Allem. Weit entfernt, einem verachteten Gegner zu unterliegen, errang es über den gefürchteten die glorreichsten Siege; weit entfernt, im Unglück verzagen zu müssen, wie die Christenheit unter den Siegen der Türken that, häufte es Ruhm auf Ruhm, und was bewundernswerther ist, es lernte nicht sich seiner Kraft und seines Glückes zu überheben, sondern der furchtbare und unerwartete Sturz der persischen Herrschaft hatte auf die Hellenen einen so gewaltigen Eindruck gemacht, daß sie aus dem Unglück der Feinde vielmehr Belehrung, als aus dem eigenen Glücke Uebermuth zogen, daß die Scheu vor der neidischen Gottheit und die große Erfahrung, wie Gott dem Menschen das höchste Glück oft zeigt, um ihn tiefer zu stürzen, über

die ganze lyrische und dramatische Kunst jene großartigen Ideen breitete, einförmig, wenn man will, aber zu groß, um je zu ermüden, und auf der andern Seite ein Thema von so allgemeinem Charakter, daß es alle menschlichen Verhältnisse in sich schließen konnte. Dies möchte das Freud und Leid der Neueren auch; nur daß das Maß von Glück und Unglück eine eben so subjective Sache, wie das Schicksal und seine Gesetze ewig unwandelbar ist; daß jenes den Menschen stets auf sich selbst, dieses auf Alle zugleich hinweist; daß eben hierdurch auf dem letzteren Wege nothwendig Reichthum des Geistes erworben wird, aber vielleicht Innigkeit des Gemüths verloren, die umgekehrt auf jenem ersteren Wege gewonnen wird, indem man des anderen verlustig geht. Die griechische Lyrik und Dramatik umschlingt daher alle möglichen menschlichen Beziehungen, der Minnegesang und das Kunstepos der Deutschen singt fast nur von der Liebe.

Aber nicht einmal so weit her brauchen wir, um die Verschiedenheit und die ganz einzige Eigenthümlichkeit des deutschen Minnegesangs anschaulich zu machen, die Punkte der Vergleichung zu holen. Der nur um zwei Geschlechter ältere Gesang der Troubadours zeigt schon auf den ersten Blick, welch eine merkwürdige Kluft zwischen beiden ist, die zwar sonst so viele Verwandtschaft und gleiche Quelle haben[285]). Mitten unter den ersten Thaten der Kreuzfahrer ertönt zwar auch gleich der erotische Gesang zur Laute, aber auch der Preis des Kriegslebens und ritterlicher Thaten, und der Graf Wilhelm von Poitou sang schon 1101, als er heimkehrte, Lieder von seinem unglücklichen Kreuzzuge. Nicht einmal brauchten sie so weit die Stoffe solcher ritterlichen Gesänge zu suchen; ein eben so heiliger Krieg war in der Nähe und dieser noch mehr als jener im Osten beschäftigte die heldenmäßigen Kämpfer, in denen die schönste kriegerische, christlich-ascetische Begeisterung für die Glaubenskriege brannte. Wer sollte es wohl glauben! unter so vielen Erzählern von heroischen Thaten bei uns kaum Ein Wolfram, dem einmal das Herz dabei für sein „Schildesamt" schlägt, während die Anderen alle (z. B. Hartmann) bei der wohligen Lectüre der Mähren auf die Werke der alten Helden so zurückblicken, wie wir etwa auf die Wunder der Legende[286])!

---

285) Ueber das Nähere vergleiche man das Werk von Diez über die Troubadours, und Fauriel's Geschichte der provenz. Dichtung.

286) Hartmann: Iwain 56 ff. Dâ uns noch mit ir mære
sô rehte wol wesen sol,
dâ tâten in diu werc vil wol.

Unter Tausenden von Liedern unserer ritterlichen Minnesänger, unter allen Erzeugnissen eines ausschließlich kriegerischen Standes in Deutschland ist nicht Ein Kriegslied! kaum Ein Lied, in dem die kriegerische Tugend des Ritters gepriesen wäre! Viele Kreuzlieder, die zu der heiligen Wallfahrt auffordern, aber keines, das es aus kriegerischem Triebe thäte! Und wer gibt nicht, wenn uns Bertrand de Born, dem wohl auch die Frühlingsblumen und der Vogelsang lieb sind, aber lieber das Kampfspiel, das Schlachtgeschrei, die wiehernden Rosse und die fallenden Feinde, wer gibt nicht, wenn uns dieser ein kriegerisches Lied singt, die Liebesklagen unserer Minnesinger zu Hunderten dafür hin? So ferne liegt das Nächste in der wirklichen Welt unseren träumerischen deutschen Meistern, so sehr vergessen sie aller männlichen Tugend, um sich in Selbstquälereien aufzureiben! Alles was der Provenzalen äußeres Leben bewegte, spiegelt sich in ihrer Kunst; nur weniges davon unter den Deutschen. Von Kriegslust, von Wetteifer, von Vasallentreue, von Ritterpflicht singt dort Jeder, der die Saiten zu rühren weiß; von Standesstolz und Haß gegen andere Stände glühte Castelnau, von Zorn über Juristen und Prälaten Bonifaz von Castellane, von Eifer gegen Rom und den Pabst Figueira. In Deutschland beschweren sie sich, daß man sie nicht an den Hof zöge, — aber was sollte man in einem Kreise, der zu handeln und nicht blos zu singen hatte, mit diesem Geschlechte anfangen? Aber in der Provence mußten sie an den Hof und ins Leben gezogen werden. Denn dort beurtheilten sie jede öffentliche Handlung, drängten sich mit ihren Sirventes in alle Verhältnisse, nahmen mit wüthender Leidenschaft Partei bei allen politischen Fragen, bildeten die öffentliche Meinung, machten ihren Rath und ihre Gunst wünschenswerth und ihren Zorn gefürchtet, und nichts kann dort die politische Geschichte erzählen, ohne auf ihre Bedeutung und Wirksamkeit zu stoßen. In Deutschland kann diese Geschichte sie, fast nur mit Einer Ausnahme, gar nicht gebrauchen; den eigentlichen Minnedichtern, die in der eigentlichen Blütezeit der ritterlichen Lyrik die große Masse ausmachen, und von denen wir hier allein zu reden haben, sind die Sirventes, ist die Einmischung in das öffentliche Leben fast ganz fremd. Gegen einen oder zwei Höfe in Deutschland sind in der Provence die Schützer der neuen Kunst zu Hunderten, und man sollte meinen, unter so vielen Gegensätzen und Aehnlichkeiten der neu- und altdeutschen Entwickelung der Dichtung müsse man auch die hervorheben, daß wie damals das Fremde in Allem überwiege, so auch der Hohenstaufen Neigung nach dem Süden eben so viel geschadet hätte, wie in der neuen Zeit des großen Friedrich Vorliebe für

die französische Literatur. Jene Troubadours rangen in ihren Liebeswerbungen mit Königen und befehdeten die Throne mit ihrer politischen Widersetzlichkeit. Mit ihrer Kunst, eben weil Rangunterschied selbst unter diesen Dichtern war, haben sich manche emporgebracht aus dem Kreise von Handwerkern, Bürgern und Bauern, und das Talent förderte Findlinge und Waisen. Diese Dichter, voll von Lebenslust und Kraft, mischten sich froh und heiter in Alles, und Alles mußte sich ihren Angriffen, ihrem Lob und Tadel aussetzen. Von ihrem Leben, ihren Leiden und Freuden, von ihren Liebeshändeln, Eifersuchten, Kämpfen, Wallfahrten, sind ganze Bücher geschrieben worden. Man sage nicht, von den Deutschen wäre nichts dergleichen erhalten: es würde erhalten sein, wenn etwas dergleichen bestanden hätte; man sage nicht, es seien Fabeln, nicht einmal Fabeln haben sich von den Deutschen erhalten, es seien denn jene Verewigungen der Wolfram und Klinsor im Wartburgkrieg oder jener Meistergesang über der holdseligen Kunst Entstehung! Die französischen Dichter sind voll von Gelehrsamkeit und stets lebendiger Kenntniß; Religionsmeinung, Philosophie, Roman, Alles erscheint in ihren Gedichten. Als im Laufe der verschlimmerten Zeiten die Dichtkunst und die Schätzung der Sänger sank, da beginnt in Deutschland im lyrischen Gesang jenes ewige Jammern der Konrade, der Zweter und wie sie alle heißen; allein in der Provence steht ein Pierre Cardinal auf, ein derber Sittenprediger, den die Ungunst der Zeit ungebeugt läßt, ein Satiriker voll Kraft und Würde. So haben diese Troubadours unseren neueren lyrischen Dichtungsarten, schöpferisch wie die Griechen, Namen und Gestalt gegeben: sie haben Canzonen und Pastorelle, Satiren und Briefe, Serenaten und Tenzonen und Sonette. Ein Dante nährte sich am Quell dieser lebensvollen Dichter, ein Petrarca verschmähte nicht Valencianische Dichter zu benutzen[287]), und die Schäferdichter erkennen Riquier und Esteve als ihre Führer. Das Persönliche in den Dichtungen der Troubadours macht Vieles gemein und prosaisch, aber es hält sie von Einseitigkeit ab und macht sie lebendig; ihre Vielseitigkeit macht sie zuweilen platt und schaal, wo die Minnesinger in ihrer Eintönigkeit oft edel, warm und tief sind. Die erweiterte Bildung der Provenzalen brachte unter den dichterischen Anlagen die größten Verschiedenheiten hervor, unter ihren Gedichten den

287) In den osservazioni sulla poesia de' Trovadori etc. Mod. 1829 ist aufs neue versucht worden, zu zeigen, wie Vieles die Italiener den Provenzalischen Dichtern schuldig sind.

ungleichsten Werth, der auf den ersten Blick zu unterscheiden ist; unter den Minneliedern kann man Hunderte zusammenstellen, die zu trennen schon ein sehr scharfes Auge erfordert. Die Leidenschaft der Troubadours ist größer und wilder; nichts ist da von der Schüchternheit der Deutschen; ihre Leidenschaft bricht sich Bahn und schafft sich Luft, und nichts weiß man z. B. hier von dem Verbot, den Namen der Geliebten im Liede zu nennen. Unter dem vielen Leichtsinn erscheint dann das wenige Edle höher. Wo ihre Liebeslieder Treue und wahre Empfindung athmen, ist man von der Wahrheit überzeugter, als in den deutschen Minneliedern, in denen sich Anbetungen und Schwüre im conventionellen Stile zu oft wiederholen. Unter so vieler Eifersucht, zwischen Reibungen, Prüfungen, getäuschten Erwartungen, Uebereilungen, Bereuungen, Rachen und Strafen, die wir zwischen den Liebenden vorfallen sehen in den Liedern der Troubadours, tritt das wenige Reine ebensowohl schöner heraus als es wahrer erscheint. Die Lyrik der Provenzalen hat nicht eben große Mannichfaltigkeit, auch hier zeigt sich (was selbst Fauriel nicht leugnen mochte) eine Armut des Lebens und des Geistes; jedoch weit nicht so sehr wie in Deutschland. Das Gelegenheitsgedicht, das man bei uns kaum in Spuren entdeckt, die ursprünglichste und ächteste Quelle lyrischer Poesien, herrscht unter den Troubadours, oft von der Art, daß man ohne Erklärung aus ihrem Leben den Inhalt nicht versteht, eine Eigenheit, die das lyrische Lied der besten Dichter nicht immer ablegte. Dennoch darf man nur selbst die Lyrik des Orients vergleichen, um zu finden, daß sogar hier Besonderheit und Mannichfaltigkeit größer ist als selbst unter diesen. Zu allen Zeiten war die lyrische Kunst eine fröhliche; sie hat mit dem Weibe den Wein und den Gesang immer gleichmäßig gepriesen. Dies hat selbst ein Dschelaleddin und Hafis verstanden, allein nicht einmal die Provenzalen kannten den übermüthigen Jubel des Inneren, der zum freudigen Gesang und Gelage gehört; in Deutschland gar möchte schwerlich das Wort Wein oder viel Begriff von lautem und lustigem Singen in dem Minnesingercodex gefunden werden. Man wird nicht die mäßige Freudigkeit in den Tanzweisen entgegen halten wollen, die meist erst aus späteren Zeiten sind, oder nur ausnahmsweise sich auszeichnen, wie z. B. in einer des Burkart von Hohenfels eine üppige Bewegung und eine schwindelnde Raschheit auffällt, der man Weniges an die Seite stellen kann; wir sprechen aber überall hier vom Allgemeinen und bringen die Ausnahmen nicht in Anschlag. Es gibt vielleicht nichts was unsere ritterlichen Zecher so charakterisirt, als wenn sie versuchen, die Wirkungen ihres süßlichen versetzten Weines zu schildern. Was ist nicht

jene Wiener Meerfahrt[288]) von dem „Freudeleeren" für ein plumper Witz! oder wenn sie in ihrer Anlage ein fruchtbarer Schwank sein sollte, welch ein plump behandelter Schwank! Bezeichnender ist der Weinschwelg[289]), das Selbstgespräch eines Trinkers vor seiner Kanne. Es gibt nichts Ekleres als ein einsames Saufen, nichts was der Bestimmung des Weines so sehr entgegensteht, der die Herzen öffnen und die gemeinsame und laute Freude erhöhen soll. Mit wirklicher Kunst (und allerdings so vortrefflich, daß man das Häßliche übersehen kann) ist nun in diesem Gedichte ein solcher Alleinzecher geschildert, der in regelmäßigem Fortschritt seine Kanne vom Weine leert und mit Lobpreisungen füllt, bis er zuletzt seinen schwellenden Körper muß in Eisen waffnen lassen, um der Macht des Getränkes zu widerstehen, worauf er zuletzt, nachdem das Unmögliche bereits geschehen war, nach dem wiederkehrenden Refrain, erst eigentlich anhebt zu trinken. So überraschend einfach und ruhig, im Ton der ächtesten Ironie, dies kleine Gedicht gehalten ist, so sieht man doch, daß nur in einem Stande, der die freien Künste der männlich lustigen Gesellschaft nicht kannte, sondern blos Hofton und Frauenkreise, ein solcher Stoff so behandelt werden konnte, da dieses lästerliche stille Zechen sonst nur unter gemeinen Weibern gefunden wird und so von Aristophanes verspottet wurde. Von eigentlicher Männlichkeit findet sich aber in der Kunst der Troubadours sogar wenig, obgleich viel mehr als in unserem Minnegesang, den auch Grimm eine frauenhafte Kunst genannt hat. Welch Wunder ist's dann, daß dieser Minnegesang aller der Lebenskenntniß, der Frische und Freiheit und der heftigeren Leidenschaft entbehrt, den die provenzalische Lyrik an sich trägt? welch Wunder, daß er dem kräftigen männlichen Geiste nicht zusagt, daß er erschlaffend wirkt, daß er eine vorbereitete Stimmung bedarf, ehe er überhaupt wirken kann.

Wenn diese Vergleichung unseres Minnegesanges mit griechischer und provenzalischer Dichtung zu weit hergeholt, oder unsere allgemeine Schätzung desselben zu streng scheinen sollte, so können, ja müssen wir noch eine dritte, ganz naheliegende, unserem Gegenstande selbst fast unausweichliche Vergleichung hinzufügen, die zu noch strengerem Urtheile stimmen wird: die Vergleichung der ritterlichen Minnedichtung nicht mit der von anderen Zeiten und Völkern, sondern mit der gleichzeitigen, ein=

---

288) Ausg. von K. Schädel 1845. Auch in v. d. Hagens Gesammtabenteuer. Nr. 51.

289) In Grimms altdeutschen Wäldern 3, 13 ff. Ein (viel schwächeres) Seitenstück, der Weinschlund, in Haupt's Zeitschr. 7, 405.

heimischen nur eines andern Standes. Wir sagten, daß in dem Minneliede zuerst die Dichtung in die ausschließliche Pflege des Ritterstandes überging. Mitten in den großen literarischen Gährungen des Jahrhunderts aber, in dem sich dieser Uebergang entschied, trat noch ein letztes Mal die Geistlichkeit wie zur Mitbewerbung, ja wie zur Gebietsbestreitung, mitten auf diesem Gebiete der lyrischen Liebesdichtung auf, die dem Stande so unangemessen war, und dies zwar in lateinischer Sprache, die dem Gegenstande so unangemessen schien. In den Zeiten, wo das Cölibat noch nicht eingeführt, und jetzt wo der Sieg desselben noch nicht schneidend entschieden war, war es oft und viel der Lieblingsgegenstand lateinischer Dichter gewesen, in Tenzonen die Frage entscheiden zu lassen, ob des Klerikers oder des Ritters Liebe die vorzüglichere sei. Jetzt schien diese Frage ganz im Großen durch einen dichterischen Wettkampf der beiden Stände in der erotischen Lyrik ausgefochten werden zu sollen. Als Ausgangspunkt der lateinischen Minnedichtung der Geistlichen läßt sich die Geschichte Abälard's († 1142) und Heloisens angeben, die für das ganze Verhältniß der Geistlichen zu den Frauen bezeichnend ist und in ihrem Verlaufe ein verhängnißvolles Sinnbild ward für den Ausgang des fraglichen Streites beider Stände. Abälard's metrische und rhythmische Liebeslieder entstanden gleichzeitig mit der provenzalischen Lyrik, und waren nach seinem eigenen Zeugnisse lange Zeit im Munde der Menschen. Sein Schüler Hilarius setzte diese Kunst fort und gegen Ende des 12. Jahrh. gab es in Frankreich, wie es scheint, eine ganze Schule klerikaler Dichter lateinischer Liebesgesänge, von denen uns Pierre von Blois, Etienne und Berthier von Orleans, Walther von Chatillon oder Lille, der schon oben genannte Verfasser der Alexandreis, genannt werden: in seiner Grabschrift sagte dieser von sich selbst, daß ganz Gallien von seinen Liederweisen widerhallt habe[290]). Diese leichten weltlichen Dichtungen sind meist verloren; sie wurden als des Standes unwürdig geheim gehalten und wohl oft verleugnet, und sie würden vielleicht gänzlich verschwunden sein, wenn sie nicht gleichzeitig ein ernsteres und viel bedeutungsschwereres Seitenstück lateinischer Poesie erhalten hätten, mit und neben welchem einzelne Proben jener profanen Dichtung leichter ausdauern konnten. Die ungeheure Anmaßung des römischen Hofs hatte in den Zeiten der kräftigen Friedrich I. und Heinrich II. einen mächtigen Wider-

290) du Méril, poésies populaires latines du moyen age. 1847. p. 149.
Insula (-Lille) me genuit, rapuit Castellio nomen,
perstrepuit modulis Gallia tota meis.

stand erzeugt; die Geistlichkeit selber spaltete sich; die neuen Orden der Cistercienser und Prämonstratenser riefen in ihrem Schooße feindselige Eifersucht auf, und bald erschienen neben jenen heftigen Thiergedichten der Flanderer in Deutschland, England und Frankreich gleichzeitig lyrische Gedichte aus geistlichen Federn, die mit einer Gewalt und Schärfe den römischen Hof und die Verderbniß der Geistlichkeit geißelten, wie sie nachher nur in Hutten's Zeiten wieder erlebt worden ist. Es begreift sich, daß gerade jene Geistlichen, die ihren weltlicheren Sinn schon in jenen weltlichen Dichtungen verrathen, und die alten Verbote der Kirche gegen alle Jongleur- und Singkünste der Geistlichkeit nicht geachtet hatten, in den Reihen der Partei standen, die sich gegen die Ueberhebung des römischen Stuhles erhob. Jener Walther von Chatillon eiferte daher in lyrischen Gedichten, wie in seiner Alexandreis, gegen Simonie und allen geistlichen Mißbrauch; jener Erzdechant von Oxford, Walther Mapes, auf dessen Namen mehrere sehr weltliche Ritterromane und eine Reihe noch weltlicherer lateinischer Gedichte gesetzt worden sind[291]), und der auf alle Fälle ein witziger Hof- und Weltmann voll geselligen Frohsinns war, schrieb in Prosa und Versen heftige Satiren gegen die Cistercienser; jener deutsche Walther, der sich scherzhaft einen Subprior, einen abbas Cucaniensis nennt, und von dem sicher eine Reihe der muthwilligsten lateinischen Minnelieder herrührt, hat auch die furchtbarsten Ausfälle gegen Rom geschrieben. Ist es schon auffallend, daß in drei Ländern diese drei gleichnamigen Walther fast zu gleicher Zeit, und völlig in gleichem Sinne und Geiste, völlig in gleicher Weise und Sprache in diesen beiden Richtungen thätig genannt werden, so verwirrt sich die Sache noch mehr dadurch, daß in englischen, französischen und deutschen Handschriften dieselben Gedichte, mehr oder minder verändert, bald diesem bald jenem dieser drei Walther zugeschrieben werden[292]), daß in andern Handschriften wieder die gleichen oder ähnlichen Gedichte unter den vagen Namen bald eines Archipoeten, bald eines Presbyter Primas gehen[293]), bald unter dem Collectivnamen Golias, der Bezeichnung für diese ganze Sekte

---

291) Th. Wright, the latin poems, commonly attributed to Walter Mapes. Lond. 1841.

292) So steht das utar contra vitia unter unseres Walther Sachen, und in Wright's Sammlung unter Mapes', und in der Pariser Handschr. 3245 unter Chatillon's Namen.

293) In einer Göttinger und Venetianer Hs. Vgl. J. Grimm, lat. Gedichte des Mittelalters auf Friedrich I. Berlin 1844. 4.

fahrender Kleriker, die die Kirche unter dem Namen Goliarden verfolgte. Boccaz, der noch von dem „allfertigen Poeten Primas" wußte, kannte diesen als den irreleitenden Namen eines Mannes, „von dem jeder wisse wer er gewesen sei." Es scheint klar, daß irgend ein Dichter dieses Schlages, der über die Andern weit vorragte, sich vor den Gefahren, die diese kirchenfeindliche Dichtung brachte, ungefähr so wie noch Fischart in seinen polemischen Schriften that, unter verschiedenen Namen barg; daß seine Gedichte in der gelehrten Gemeinsprache wie ein Gemeingut umgingen, und da und dort verändert, angeeignet und verwandten Geistern zugeschrieben wurden. Für dieses Haupt der Goliarden möchte man unseren deutschen Archipoeten Walther halten, einen fahrenden Schüler aus dem Elsaß, der aus ritterlichem Stande entsprossen war. Und dies schon aus dem Grunde, weil die berühmte „Beichte des Golias", die nach Form und Inhalt das charakteristische Meisterstück dieser ganzen Dichtungsklasse und als solches am meisten umgetragen, verändert, localisirt und usurpirt ist, nur da wo sie unter dieses Walther's Dichtungen steht, die Züge der Besonderheit hat, die sie zur ernstgemeinten, wirklichen Beichte eines wirklichen Menschen machen, als die sie schon der Zeitgenosse Giraldus, der Freund Walther Mapes', las und verdammte[294]). In diesem Gedichte empfiehlt sich Walther dem Erzbischoffe von Köln, Reginald von Dassel (1161—67), zum Schreiber und Dichter, indem er, ein armer Ausgestoßener, seine Lebensweise beichtet, die Gewalt der Natur vorschützend seine Liebe zu Wein und Weib und Würfel bekennt und Besserung verspricht. Eine Benedictbeurer Handschrift, die Schmeller herausgegeben hat[295]), enthält seine Gedichte, wahrscheinlich vermischt mit ähnlichen Stücken Anderer, möglicherweise doch auch reines Eigenthum des Einen. In diesem letzteren Falle müßte er um 1150 in früher Jugend begonnen und in sehr hohem Alter wenigstens bis 1208 fortgedichtet haben; begonnen *vor* aller deutschen Minnedichtung, geendet zur Zeit ihrer höchsten Blüte. Er hätte begonnen als Schüler Ovid's, mit amatorischen Gedichten voll Gelehrsamkeit und antiker Mythologie, die oft an die spanischen Lyriker klassischer Färbung anklingen, und theils

---

294) Giraldus in dem ungedruckten speculum ecclesiae (bei Grimm l. l. angeführt) sagt von dem Dichter: Parasitus quidam, Golias nomine, nostris diebus — literatus affatim, sed nec bene morigeratus nec bonis disciplinis informatus, in Papam et Curiam romanam carmina famosa pluries et plurima, tam metrica quam rithmica, non minus impudenter quam imprudenter evomuit.

295) Für den lit. Verein in Stuttgart: Carmina burana. 1847.

in altklassischen Metren, theils in den accentuirten trochäisch catalecti-
schen Versen geschrieben sind, die schon in der römischen Volksdichtung
gebraucht wurden und die lateinische Lyrik des Mittelalters beherrschten.
Er hätte geendet, indem er sich versuchte, mit Verleugnung aller klassi-
schen Gelehrsamkeit und Manier, einzelne Stücke unserer Minnesinger
lateinisch nachzubilden, von denen er zuweilen und nur von ferne den
Inhalt, immer und genauer den Strophenbau wiedergab, offenbar in
dem Zwecke, die Worte der Spiel- und Tanzweise angepaßt zu halten.
Diese kostbare Sammlung von Gedichten, welche deutsche Erzeugnisse
sind, in so naher Berührung mit der Minnedichtung stehen und zu glei-
cher Zeit entstanden sind, drängt uns zur Vergleichung zwischen beiden
hin. Es ist ein seltsamer, befremdender Unterschied. Wir könnten uns
in so vielen vagen deutschen Minneliedern wie fremd fühlen, in diesen
lateinischen Gedichten fühlen wir uns deutsch. Jene ritterlichen Formen
und Weisen sind untergegangen, diese Lieder des gelehrten Vaganten ha-
ben in der verwandten Studentenwelt den gleichen Ton bis zu diesem
Jahrhundert gehalten und sind in einzelnen Theilen (wie aus jener Beichte
des Golias[296]) das allbekannte meum est propositum) bis heute leben-
dig geblieben. Denn viele dieser Gedichte sind voll von einer immer
gültigen Natur, von einer klassischen Anschauungsweise, und daher, wie
Grimm sagt, von einer unvergänglichen Kraft. In dem Augenblicke
gerade, wo in den geistlichen, dramatischen Mysterien die lateinische
Dichtung und Sprache in große Rohheit absank, tritt sie in dieser un-
geistlichen Lyrik in einer Frische und Stärke auf, wie erst in den Tagen
Frischlin's und Naogeorgus' wieder, und sie entwickelt eine Beweglichkeit
des Gedankens und eine Weite des Gesichtskreises, wogegen die Minne-
dichtung (immer den Einen Walther v. d. Vogelweide ausgenommen)
ganz verengt erscheint. Die größte Kraft tritt in der geistlichen Polemik
heraus. Die „rebellischen" Gedichte eifern, in dem Tone, in dem Barba-
rossa mit den Päbsten redete, gegen Roms unersättliche Herrschsucht, ge-
gen seine Unterdrückung von Wahrheit und Recht, gegen seinen Götzen-
dienst vor Plutus' Altare, gegen seine Käuflichkeit und Bestechlichkeit,
Simonie und „Giezie", gegen den Verkauf des Chrisma und der Ho-
stien, was noch im 13. Jahrh. Gegenstand der Polemik im Wartburg-
kriege war; in diesen Stücken schallt es wie die Stimme Luthers schon
im 12. Jahrh. Ebenso eindringlich sind die Ermahnungen an die Geist-

296) In Schmeller's Sammlung Nr. 172.

lichen, die anders reden und anders handeln und blind die Blinden leiten wollen, und die Warnungen vor diesem unsicheren irdischen Hause, die Wegweisung von seinen eitlen Freuden. Ueber diesen Gegenständen spricht aus diesen Dichtungen ein Geist finsterer Ascetik; in anderen Sittensprüchen von allgemeiner sittlichem Inhalte und oft satirischer Form werden sie wieder ganz praktisch weltlich, von der vielseitigsten Umsicht, dabei doch von der wohlthuendsten Strenge. Dann aber, wenn wir von dem diogenischen Geiste dieser Gnomen scheiden, begegnen wir in den Trink- und Mai- und Minneliedern einer ganz epicureischen Ader. Man vergleiche den dithyrambischen Schwung der Trinklieder (Nr. 175. 179 u. a.) mit der so viel vertheidigten Wiener Meerfahtt, und verwundere sich, wie viel näher diese fahrenden Schüler und Geistlichen dem Volke, der menschlichen Natur, der, so zu sagen, natürlichen Natur des Menschen standen, als der ritterliche Adel. Man lese dann vergleichend die Sommer- und Minnelieder; sie sind von einer natürlichen und sinnlichen Kraft, wie die deutschen nur in den seltensten Ausnahmen. Es ist wahr, in manchen sind die Freuden der Liebe in der antiken Sprache mit antiker Nacktheit geschildert; die Liebesmoral ist die schlimmste, wenn die fahrende Liebe als die beste besungen wird; das „feine Maaß", sagt J. Grimm, fehle dem Dichter, nicht aber fehle es ihm an „Geist, Sinn und Lebensfreude", worin aller Dichtung Preis gelegen ist, woran es dem deutschen Minneliede so vielfach fehlt. Sollen wir die Vergleichung in Ein Wort pressen, so würden wir die derbe, frische Zeichnung des profanen Theils dieser Gedichte zu der Masse der Minnelieder in Werth und Art vergleichen wie unsern Bürger, den der verwandte Geist berührte, als er das meum est propositum übersetzte, zu dem ganzen Schwall der romantischen Lyrik Tiek'scher Periode. Wobei nur der bei weitem beste Theil dieser Dichtungen, ihre ernsten gnomischen Bestandtheile und die großartige kirchliche Polemik noch ganz außer allem Vergleiche bliebe.

Aus den Ansprüchen auf Reichthum des inneren und äußeren Lebens, selbst nur in dem Maaße wie sie diese lateinische Dichtung befriedigt, muß jeder weichen, der die Minnesinger zur Hand nimmt; auf Nahrung für den Geist darf man nicht hoffen; der Nahrung für das Gemüth wird man aber unvergleichlich viel mehr darin finden, als dort, obgleich auch in ihr der strengere Beurtheiler manch ungesunden Stoff lieber ausscheiden würde. Die Lyrik der Rittersänger dreht sich einzig und allein (denn die Ausnahmen verschwinden fast) um die Liebe. Es ist die Zeit, von der an kein Roman, kein Drama, kein Epos mehr in Europa gedichtet wird, ohne daß diese den Mittelpunkt der Sache

smachen oder zu den reizendsten Episoden dienen müßte. Wir glauben
Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit dieser Wendung in der neuern
nst ganz zu erkennen. In unserer Welt, wo aus dem Leben die Poesie
lig entschwand, wo Bedürfnisse, die Schwierigkeit des Lebensunter-
ts, die angestrengte Thätigkeit des Kopfes und der Hände, wo Alles
auf hinstrebt, den Verstand und den praktischen Sinn auf Kosten des
müths allein zu bilden, konnte die Dichtung, falls sie sich überhaupt
aupten wollte, nicht besser thun, als wenn sie sich des eben reifenden
nglings, wenn die erste Geschlechtsliebe ihn sinnig und weich macht,
valtig bemächtigte. Sie mußte ihn bei dieser seiner inneren Beschäfti-
ng fassen, von da aus sein sittliches Wesen zu reinigen, von da ihn
alles Gute und Schöne empfänglich zu machen suchen. Es frage sich
er unter uns, der Sinn für Edles und Gutes in sich hat, ob er ihn
Erziehung, der Schule, dem Umgang, der Religionslehre mehr zu
danken habe, als (von der angeborenen Natur abgesehen) den Grund-
en, die sich in solchen Jahren mitten in der ersten gemüthlichen Ver-
kung bilden und ihren äußeren Anstoß gewöhnlich von neuerer Dich-
ng erhalten, die erst in diesen Jahren anfängt, für den Jüngling Reiz
bekommen, weil ihn jetzt erst jenes Vorherrschende in ihrem Inhalte
reift. Die heilige und sanfte Stimmung des Menschen in dieser Zeit,
Vereine mit einer Dichtkunst, die diese Stimmung hervorzurufen und
unterhalten ganz geeignet ist, hält in uns allein eine ideale Seite ge-
n die äußerliche Welt aufrecht. Denn jene Zeit setzt sich noch über
ng und Stände, über Brodsorgen und Convenienzen und Alles, was
unserer edleren Natur gefährlich nagt, hinweg; und sie setzt den Mann
eine enge Beziehung zu dem Weibe, das in der neuen Zeit die poeti-
e Seite der Gesellschaft bildet, wie es in der alten Welt der Mann
t, weil ehemals auf dem Manne, wie heutzutage auf dem Weibe die
t des Lebens nicht so unmittelbar ruhte, weil das Weib heute, wie
st der griechische Bürger, den gemeinen Berührungen des Lebens ent-
en, weil es den Einwirkungen des Rangsinns, den Verderbnissen
ch niedrige Beschäftigung, der Unruhe und Gewissenlosigkeit der Er-
bsucht nicht ausgesetzt und weil von Natur schon das Weib mehr als
Mann gemacht ist, mit der höchsten geselligen Ausbildung den Sinn
Natürlichkeit und die ursprüngliche Einfalt des Menschen zu ver-
en. Die geänderten äußeren Verhältnisse in neuerer Zeit bedingten
ar diese Art Gefühle, die in der neueren Dichtung so ausschließlich be-
delt sind, mehr als man glauben sollte. Die Beschwerden unsers
ens wehren uns den leichten Genuß und die rasche Befriedigung der

Alten; sie schrecken uns in uns zurück, sie erzeugen die unbestimmte Sehnsucht nach einer Gefährtin, die uns die Lasten des Lebens tragen hilft, und diese Lasten kannte der Grieche so wenig, wie unser eheliches und häusliches Glück. Ohne das Weib wäre für jede feinfühlende Seele das heutige Leben nicht zu ertragen, und es war eine wunderbare und wohlmeinende Fügung des Schicksals und der Vorsehung, daß, als sie die Ordnungen der alten Welt und mit ihnen den Seelenadel der alten Männer zerstörte, sie die Frauen aus ihrer Unterordnung heraushob und zur Herrschaft über die Gemüther berief, ohne welche die neue Welt in Gemeinheit der Bestrebungen aufs tiefste hätte herabsinken müssen. Nicht einmal da, wo das Weib aus dieser schönen Bestimmung herauswich und seine Unabhängigkeit mißbrauchte, hat sich das Leben auf einer Höhe erhalten können, die dem menschlich Empfindenden genügte. Nur wo das Weib, indem man ihm jene größte und schönste Gewalt einräumte, von jeder Anmaßung einer weiteren Herrschaft abstand, nur wo es dieser Aufopferung des Mannes jene andere entgegenbrachte, mit der sich jede ächt weibliche Charakter des Mannes und seiner Bedürfnisse pflegend annimmt, nur wo häusliche Tugend im Weibe aufrecht erhalten war, nur da füllt das Weib die würdige Stellung würdig aus, die ihm die Natur angewiesen hat. Wir dürfen es freudig sagen, kein Volk der Welt kann sich in alter und neuer Zeit hier mit uns vergleichen. Und mögen Christenthum und Naturanlage zur Erschaffung und ersten Gestaltung dieses Verhältnisses in der neueren Gesellschaft das Frühere und Wesentlichste gethan haben, so ist es gewiß, daß erst das ritterliche Leben und diese ritterliche Minnedichtung demselben seine Blüte gegeben, so wie hernach die folgende Zeit des bürgerlichen Hausstandes erst die Reife hinzugab.

Dieselben Regungen, die den Menschen bei dem Heraustreten aus dem thatenlustigen Knabenalter in die Zeit der ersten geistigen Bewegung und gemüthlichen Innigkeit ergreifen, bestimmten damals die Veränderungen in dem Leben und Treiben der Ritterwelt, in ihren Liedern und Dichtungen. Daß diese Regungen sich zuerst und vorzugsweise dieses Standes bemächtigten, war natürlich; für den geistlichen Stand sollte die irdische Liebe zu materiell sein; dem bürgerlichen, der noch kaum bestand, lagen die geistigen Verschönerungen eines körperlichen Triebes in zu idealer Ferne. Die neuen Verhältnisse, die an den Meeren Verkehr und Rührigkeit nährten, die Mischungen der Völker, die Vergleichung byzantinischer und orientalischer Zustände, die kreuzritterlichen Kämpfe um einen ganz idealen Gegenstand betrafen den Ritterstand zuerst und

ḥst und machten ihn für geistige Thätigkeit empfänglich; das Chri-
um sittigte ihn innerlich, es fing an seine Rohheit zu brechen und
Gemüth zu beschäftigen; edelmüthig lieh er jetzt seinen Arm der
und seinen Schutz dem schwachen Geschlechte, das er bisher so
h behandelt hatte, wie die Kirche feindlich. Je inniger die deutsche
von Haus aus ist, desto tiefer wurde es hier mit dem Gottes-
rauendienste gemeint, desto heiliger stimmten sich die Herzen, desto
mter legte man das ausschließliche Wohlgefallen an Waffenthaten
höhere Zwecke, am alten Epos und am historischen Liede ab, und
te sich auf die Geschichte der Seele. Dies begreift der besser, der
in dem Alter steht, das solche Veränderungen hervorbringt, und
ird den Liedern, die damals unsere Ritter sangen, am meisten ab-
nen, der solch ein inneres Leben am tiefsten durchgemacht hat. Wer
aus seiner Jugend Erinnerungen übrig hat an die Zeit der ge-
tlichen Reife oder der ersten Liebe, an die Süßigkeit und Bitterkeit
it ihr verknüpften Empfindungen, die Qualen und Freuden, mit
n die junge Einbildungskraft dann abwechselnd martert und be-
; oder wer Dante's vita nuova gelesen hat, ohne sich bei deren In-
ines ähnlichen aus seinem eignen Leben zu erinnern; wer durch
ge Erziehung oder durch eingeborne Verständigkeit und Prosa vor
Zeiten der Jugendliebe ungeprüft vorüberging, dem werden wir
leicht einen Begriff von dieser Zeit des Mittelalters, schwerlich eine
llung von den Quellen dieser Dichtung, gewiß keinen Geschmack
Lyrik unserer Rittersänger beibringen. Das Seelenleben mit all
Wundern überwand in ihnen das Wohlgefallen am Waffenleben,
auendienst trat über den Ritterdienst, die Waffen hatten nur noch
auf Religion und Frauen, die Turnierpreise vergaben diese, und
diente ihnen mit Gesang und Lied wie mit dem Schwerte. Dies
Leben der Einbildung stellte bald das äußere Leben, That und
lung, in Schatten, und daher verschwindet jetzt im Epos die Schil-
g von Handlungen und Thaten, um der Schilderung der Seelen-
de und Liebesempfindungen Raum zu machen; es flüchtete vor der
ichkeit; und es gibt nichts Merkwürdigeres, als die ideale Höhe
tellung des Weibes bei diesen Dichtern mit der untergeordneten zu
ichen, die ihm die Wirklichkeit in Staat und Recht anwies.

Sobald das Minnelied in den ritterlichen Kreisen in der Volks-
e ertönte, entschied sich die ausschließliche Herrschaft des Ritter-
s auf diesem Gebiete der Dichtung; man hätte es unerträglich ge-
n, daß der geistliche Stand gerade in dieser Gattung in allgemein

verständlicher Sprache öffentlich als Mitwerber aufgetreten wäre. Es ist eine auffallende Ausnahme, daß der Kirchherr Rost zu Sarnen mit Minneliedern in unsern Sammlungen steht; Bruder Eberhard von Sar hat nur ein geistliches Lied geliefert; und außer diesen wären wohl nur noch der Bruder Wernher und Kraft von Toggenburg zu nennen, der Probst an der Abtei in Zürich war. Von dem Bischoff von Constanz, Heinrich von Klingenberg, der nach Hadloub Wort und Weise kannte, ist nichts erhalten; an dem ungebildeten Abte von St. Gallen, Wilhelm von Montfort, fand es Hugo von Trimberg seiner Zeit sehr zu tadeln, daß er Tagelieder machte. Das ritterliche Minnelied erscheint auch überhaupt von geistlichen Einflüssen jeder Art fast gänzlich frei. Man würde eine engere Anlehnung an den lateinischen Minnegesang der Kleriker, die doch so nahe gelegen hätte, vergebens nachzuweisen suchen. Die Anlehnung an den lateinischen Kirchengesang aber könnte höchstens die Formen betreffen; und auch in dieser Beziehung läßt sich kaum Eine Gattung des Minnegesangs aus geistlicher Poesie herleiten. Die Leiche, jene durchcomponirten, kunstmäßigeren Gedichte von dem freieren Baue der Cantate, führen einige unserer Forscher[297]) auf eine Art des volksthümlicheren Kirchengesangs, die Sequenzen, zurück; auch blieben sie vorherrschend, wiewohl sie auch zu Reigen und Tanzbegleitung gebraucht wurden, ernsten und erbaulichen Inhalts. Sonst ist die ganze Fülle der Formen, der Reimkunst, des Vers- und Strophenbaues originelles Verdienst der ritterlichen Sänger. Wie im Inhalte unserer deutschen Minnelieder, mit nur Einer Ausnahme, keine Abhängigkeit weder von lateinischen noch französischen Mustern nachgewiesen werden kann, so nehmen wir auch in den formalen Dingen nur einen allgemeinen Anstoß von Frankreich her an; der eigene Kunstdrang konnte und mußte dort wie in Deutschland und in Italien auch ohne Entlehnung die gleichen und ähnlichen Töne so gut finden, wie da und dort auch wieder eigenthümliche gefunden worden sind. Wenn die ritterliche Lyrik, bei uns wie in der Provence, irgend einem älteren und anderen Dichtungszweige verpflichtet ist, so wird es am meisten dem Volksliede sein. Wir können zwar nicht nachweisen, daß das Volk Gesänge besessen habe, die nur von ferne den kunstreichen Formen der Minnelieder ähnlich gewesen wären; bei uns in Deutschland muß man vielmehr glauben, daß es noch gegen das letzte Viertel des 12. Jahrh. hin kaum einen Unterschied zwischen epischen und

297) Lachmann, über die Leiche. Rhein. Mus. 1829. Wolf, über die Lais. Heidelberg 1841.

lyrischen Versen und Formen gegeben habe; dagegen scheinen dem Inhalte nach die Wächter- und Taglieder, die Tanz-, Frühlings- und Herbstgesänge der Ritter überall zu verrathen, daß sie auf dem Grunde der Volksthümlichkeit gewachsen sind. Wie der Uebergang von des Volkes lyrischem Gesang zu dem höfischen sich allmählig vermittelt habe, läßt sich nicht nachweisen; wir haben von älterer lyrischer Poesie nur wenige Reste, die noch dazu nicht weit ins 12. Jahrh. zurückgehen, und hier noch mehr als im Epos ist der Fall, daß uns dies Wenige nach Mehrerem lüstern macht. Es gibt von dem (Baiern) Kürnberger, von Walram von Gresten, von dem Oesterreicher Dietmar von Aist[298]), von dem von Reifen einzelne Lieder, die theils im Strophenbau, in ungenauen Reimen, in geringerer Glätte und Gewandtheit auf ein höheres Alter deuten, theils durch ihre Refrains, oder eine epischere, romanzenartige Haltung volksmäßiger klingen und von dem Reize der Einfalt und Unschuld überzogen sind. Ganz so fing auch die provenzalische Lyrik mit den volksthümlichen, derben Liebesliedern, den Pastoretas, den Balladen und Albas (Tanz- und Tagliedern) der Wilhelm von Poitiers, der Cercamons und Marcabrus an, und dort setzte noch der Meister Aller, Giraud de Borneuil, gerade in diese einfachsten Stücke seinen Stolz, die im Volksmunde umgingen. Wie wichtig die deutschen Reste dieser Klasse sind, erkennt sich schon daraus, daß man aus den Liedern des Kürnbergers und des von Gresten schließt, wie ungefähr die Gestalt der einzelnen Nibelungenlieder beschaffen sein mochte, ehe sie ihre letzte Zurichtung erhielten, und daß man die eintönigere vierzeilige Strophe hier auch im lyrischen Gesange findet, die nun plötzlich, unter dem Anstoße der französischen Dichtung, im Liede abgeworfen ward. Die gleichaltrigen Heinrich von Veldeke und Friedrich von Hausen sind schon so reich an Formen und so gewandt in Sprache, als ob sie ganz mitten in dieser neuen Kunst, nicht an ihren Anfängen ständen. Jener hat sich gewiß in dem lyrischen Liede nicht minder wirksam erwiesen als in der Erzählung; der andere, ein Pfälzer, der besonders dadurch interessant ist, daß er seine Lieder aus dem Oriente heimgesandt zu haben scheint, wo er auf Friedrichs I. Kreuzzug 1190 in einem Gefechte bei Philomelium in Kleinasien nach dem tapfersten Kampfe fiel, ist ihm in aller Art

298) Ein Dietmar v. A. ist von v. d. Hagen im Bisthum Passau in Urkunden von 1143—70 nachgewiesen. Unser Dichter wird wahrscheinlicher ein gleichnamiger Sohn sein; im anderen Falle wäre Dietmar der älteste unserer Minnesinger, und die ritterliche Lyrik hätte sich in Oesterreich hart auf dem Fuße der geistlichen Dichtung entwickelt, wo wir oben ein Marienlied von 1123 schon anzumerken fanden.

verwandt. Hier sehen wir plötzlich an die Stelle der armen Reime die außerordentlichste Fülle und Eleganz einer mit zahllosen Künsteleien (auch bei den Besten) überladenen Reimkunst treten, die sich mit gehäuften, neuen, leoninischen, Anfangs- und anderen Arten künstlicher Reime jeden Schritt erschwert, ohne daß sie — es sei denn in den höchsten Uebertreibungen — irgend einen Zwang verräth. An die Stelle des einfachen Maaßes des Volksgesangs sehen wir auf einmal eine Mannichfaltigkeit der Töne kommen, die sich fast der Zahl der Lieder gleichstellen läßt, und zu deren Erfindung schon damals an den besten Dichtern das Talent bewundert, um deren Vervollkommnung und Erweiterung von jedem Talente gewetteifert ward. „Von weitem meinen wir denselben Grundton zu vernehmen, treten wir aber näher, so will keine Weise der andern gleich sein. Es strebt die eine sich noch einmal höher zu heben, die andere wieder herunter zu sinken, und mildernd zu mäßigen; was die eine wiederholt, spricht die andere nur halb aus. Diese Sänger haben sich selbst Nachtigallen genannt, und gewißlich könnte man auch durch kein Gleichniß als das des Vogelgesangs ihren überreichen nie zu erfassenden Ton treffender ausdrücken, in welchem jeden Augenblick die alten Schläge in immer neuer Modulation wiederkommen.“ [299]). Diese so umgestaltete und verfeinerte Dichtung, suchte sich nun auch andere Wohnstätten und Pfleger; sie ließ die herumwandernden Sänger und Harfner, die nicht in höheren Kreisen ebenbürtig waren, in Verachtung sinken; die geadelte Kunst verlangte adlige Sänger; sie ging aus der Pflege von Blinden und Bettlern in die von Königen und Fürsten über; sie ward von den Märkten und Dörfern an die glänzendsten Höfe versetzt, an die prachtvollsten Feste und in den Kreis der Frauen eingeführt, an Fürstengunst, an Ehren und große Gaben gewöhnt.

Was diese äußeren Verhältnisse angeht, so haben wir damals Erscheinungen, die den neueren im 18. Jahrh. sehr entsprechen. Unsere großen Fürsten damaliger Zeit gelangten nicht zu einer umfassenden Beschützung der neuen Kunst. Wir sagten schon oben, daß Friedrich I. wie in neuerer Zeit Friedrich der Große sich mehr der romanischen Dichtung zuwandte. Heinrich der Löwe schien auf dem Wege, sich des deutschen Gesangs aus innerer Neigung anzunehmen, ihn hemmten aber die Geschicke. Unter den späteren Hohenstaufen dichtete zwar Heinrich VI.,

---

299) Grimm, über den altdeutschen Meistergesang p. 37. Eben in dieser anregungsvollen Schrift hat der Verf. nachgewiesen, wie fast in sämmtlichen Liedern der dreigliedrige Strophenbau herrscht; nur die Sprüche fallen nicht unter diese Regel.

wie es scheint, selbst, und Konrad IV. und Friedrich II. entbehren nicht des Preises der höfischen Dichter, allein die Ungunst der Zeiten und Schicksale gestatteten ihnen kein geregeltes und ruhiges Interesse an Literatur und Kunst. Das Verhältniß der deutschen Dichtung zu Friedrich I. und Heinrich dem Löwen wiederholt sich dann gleichsam in Rudolf und Ottokar. So ward der höfische Gesang an die kleineren Höfe gewiesen, wo er eine freundliche Aufnahme fand. Thüringen und die babenbergischen Herzoge von Oesterreich streiten sich um den Ruhm, die gastfreundlichsten Stätten für die wandernden Hofsänger gewesen zu sein, und dieser Wetteifer ist gleichsam in dem Wartburgkriege verewigt mit den zum Theil mythischen Namen der Sänger. Wie schön und groß die Theilnahme der Friedrich, Leopold VI. und VII. (1198—1230) von Oesterreich gewesen sein muß, sagen viele preisende Lieder der ehrenhaftesten Sänger, der Reinmar und Walther, der ihrem Hof nur den des Arthur vergleichen wollte; und bestätigt wird dieser Preis durch den etwas späteren Zustand der Ritterdichtung und des Ritterlebens in Oesterreich, deren Fülle und tumultuarische Lebendigkeit wir weiterhin näher beobachten können. Ueber ganz Oesterreich, Tirol, Steiermark, Kärnthen, Friaul und Böhmen dehnt sich diese Kunst aus, hier mit aller Anlage eine recht fröhliche Kunst zu werden, wenn nicht die politischen Schicksale und der Charakter der späteren Herrscher entgegen gewesen wären. Auf dem thüringischen Hofe und dem Landgrafen Hermann (1190—1215) aber blieb der Hauptglanz hängen. Von ihm persönlich rühmen es etwas spätere Berichte, daß seine Freigebigkeit und fürstliche Milde mit seiner Lust an geistiger Beschäftigung Hand in Hand ging; daß er selten zu Bette kam, ohne vorher aus der heiligen Schrift etwas gehört zu haben, oder von der „muthigen Freudigkeit der alten Fürsten und Herren[300]).“ An seinem Hofe fanden die frühesten und die besten Sänger Aufnahme, und die Freigebigkeit und rücksichtslose, uneingeschränkte Gastlichkeit war so groß, daß es den ernsteren Walther und Wolfram zu weit ging[301]). Nicht allein in der neueren

---

300) S. die alte Lebensbeschreibung (um 1315—23) des heiligen Ludwig von Thüringen, von Friedrich Köbiz von Salfeld, Rektor der Klosterschule von Reinhardsbrunn. In der Ausgabe von H. Rückert (1851.) p. 8.

301) Parzival 297, 16 ff. Von Dürgen fürste Herman,
etslîch dîn ingesinde ich maz, daz ûzgesinde hieze baz.
dir wære och eines Keien nôt, sît wâriu milte dir gebôt
sô manecvalten anehanc, etswâ smæhlich gedranc
unt etswâ werdez dringen. des muoz hêr Walther singen:

Zeit hat diese Gegend wieder den Ruhm der Pflege deutscher Talente sich erworben, auch im 17. Jahrh. hatte die adlige Kunst hier ihren Mittelpunkt. Und wie in dieser Zeit die Adelsdichtung besonders von Nord und Osten her dorthin sich sammelte, so ging sie in der 2. Hälfte des 13. Jahrh., die ohnehin sehr viele Aehnlichkeit mit der Zeit des 17. Jahrh. hat, gleichsam von Thüringen in jene rauheren Gegenden aus, die vorher keinen Antheil an der Dichtung im Westen und Süden genommen hatten. Wir haben eine ganze Reihe von nordöstlichen Fürsten aus dieser zweiten Hälfte des 13. Jahrh., die alle persönlichen und thätlichen Antheil an der lyrischen Kunst nahmen, und zum Theil in nahen Verhältnissen zu dem thüringischen Hause standen. In nächster Nachbarschaft waren die Grafen von Henneberg, unter denen Poppo VII. der Weise († 1245) vom Marner, vom Bruder Wernher als der Trost der fahrenden Sänger genannt und so im Wartburgkrieg neben Hermann von Thüringen gefeiert wird. Ein Bruder von ihm ist Otto von Botenlauben († 1244), von dem uns einige Minnelieder erhalten sind[302]). Herzog Heinrich I. von Anhalt († 1252) war Hermann's Schwiegersohn; dessen Neffe ist der Markgraf Heinrich III. von Meißen († 1288) mit dem wieder Johann I. von Brabant († 1294), der berühmte Sieger von Wörringen verschwägert ist, der sogar mehrseitig mit dem thüringischen Hause verwandt erscheint. Alle stehen als Dichter in unseren Sammlungen von Minneliedern, und Meißen insbesondere fing schon damals an mit den Südlanden um den Vorzug zu streiten; Rumeland verficht die Gaben der Sachsen gegen die der Baiern und Schwaben, die sonst als die vorzüglichsten Sänger galten, und Heinrich von Meißen (Frauenlob) verachtete schon die berühmtesten Dichter des Südens. Heinrich von Anhalt war Vormund des Johannes I. von Brandenburg, von dessen Sohn Otto IV. († 1308) gleichfalls einige Lieder auf uns gekommen sind. Er wieder bildet den Mittelpunkt mehrerer befreundeter Fürsten, Wenzel II. von Böhmen, († 1305), Witzlaw IV. von Rügen und Heinrich IV. von Breslau († 1290), die alle im Minnesängercodex stehen, obgleich zum Theil aus slavischen Häusern. Ein besonderer Charakter bildete sich übrigens in diesen höfischen Kreisen nicht, nur landschaftlich scheidet sich die sonst vage lyrische Kunst wohl ab. Oesterreichs Dichtung wird sich uns weiterhin in vielen Stücken eigenthümlich charakterisiren;

„guoten tac, bœs unde guot." swâ man solhen sanc nu tuot,
des sint die valschen gêret.

302) Ueber seine Lebensverhältnisse siehe L. Bechstein, Geschichte und Gedichte Otto's von Botenlauben. 1845. 4.

Baiern theilte sich in den Nithart'schen und Wolfram'schen Geschmack, die ohnehin nicht so weit auseinander liegen als es scheinen sollte; auch blieb hier immer ein Hang zum Wohlgefallen an allem Mysteriösen und Phantastischen, wie es denn bezeichnend ist, daß hier die Legende und die Mystik wie zu Hause blieb, daß hier fast zu allen Zeiten das Rückblicken auf das Ritterliche, die Anhänglichkeit an das Mittelalter sichtbar ist, und daß fast alle bairischen Dichter jener Zeit, Wolfram, Nithart, der Tanhäuser und Brennenberger in Mythe und Fabel übergegangen sind. Mit dem Fortschritt der lyrischen Kunst nach Norden und Osten, werden wir später sehen, ändert sich der ganze Charakter dieses Zweiges, so sehr wirkten hier die klimatischen und provinziellen Unterschiede ein. Schwaben hat, scheint es, in seinen besseren Dichtern die rechte Mitte gehalten zwischen der zu oft ins Rohe herabsinkenden Heiterkeit der österreichischen Sänger, und der vagen Allgemeinheit und dem zu elegischen Anstrich der rheinischen und schweizerischen. Diese letzteren bilden unter sich einen ganz eignen Körper, der am besten den allgemeinen Charakter unserer Minnepoesie vertritt. Von fast allen schweizerischen Minnesängern, so wie auch den benachbarten Tirolern (die späteren Hadlaub und ähnliche ausgeschlossen), haben wir nur wenige Stücke, die aber alle zusammen eine ansehnliche Gruppe[303]) bilden, und sämmtlich jener ernsten, rein höfischen, rein minniglichen, mehr wehmüthigen als heiteren Lyrik angehören, wozu dann das weitere Unterscheidungszeichen hinzukommt, daß die Leichdichter in der Schweiz besonders zu Hause scheinen[304]).

Unter denen, die das Minnelied in diesem typischen Charakter behandelt, aufs feinste ausgebildet und am reinsten gehalten haben, nennt Gottfried von Straßburg den von Hagenau[305]) als den vorzüglichsten;

---

303) Hierunter gehören der Graf Rudolf III. von Neuenburg, der bekanntlich das einzige Beispiel der Benutzung französischer (provenzalischer) Lieder (des Folquet von Marseille) gibt; Jakob von der Warte; Heinrich von Sar; Walther von Klingen; der von Wengen; Rudolph von Rotenburg; Glires; Teufen; Kraft v. Toggenburg; Stretlingen; Heinrich von Rugge; Ulrich von Singenberg, Truchseß von St. Gallen, der Hauptschüler Walthers; Albrecht Marschall von Raprechtswyl; Otto von Turn; die von Altsteten und Tetingen u. a., sämmtlich Schweizer.

304) Vgl. Wackernagel über die Verdienste der Schweizer um die deutsche Literatur. Basel 1833. Wolf über die Lais. Note 171.

305) Tristan 121, 22 ff. wo Gottfried die Sänger mit Nachtigallen vergleicht, sagt er von der von Hagenau:

Diu aller dœne houbetlist versigelet in ir zungen truoc.
von der gedenke ich vil und gnuoc, ich meine aber von ir dœnen,
den süezen, den schœnen, wâ si der sô vil næme,

er führt ihn im Tristan (um 1210) schon als einen Verstorbenen an und setzt ihn noch über Walther von der Vogelweide. Man sucht ihn in Reinmar dem Aelteren, einem Elsässer, dem einzigen älteren Liederdichter, bei dem, vielleicht eben seiner Berühmtheit wegen, kein Zuname genannt wird. Wir müssen dann freilich unseren heutigen Geschmack nicht in Anschlag bringen, wenn wir Gottfrieds Lob begreifen wollen; denn in unserer Schätzung würde Walther ohne Frage den Rang über ihm einnehmen. Uebrigens vertritt er jene allgemeine Gattung des Minnegesangs neben Heinrich von Morungen am besten; Walther von der Vogelweide nur mit einem Theile seiner Lieder. Von Reinmar und Walther wissen wir, daß sie in Deutschland weit herumgekommen sind; so stehen sie uns auch äußerlich mehr über der landschaftlichen Besonderheit. Sie haben beide Beziehungen zu den österreichischen und thüringischen Höfen; Walther beklagt schon den gestorbenen Reinmar, oder vielmehr die mit ihm gestorbene Kunst, und deutet eine Art von Feindschaft oder Spannung unter Beiden an; Heinrich von Morungen (ein Niedersachse, scheint es,) und der von Johannsdorf stehen aber, auch in ihren Liedern, ganz außer allen solchen materiellen Beziehungen. In den eigentlichen Minneliedern dieser Männer herrscht jener Wechsel von Liebesfreude, Klage und Sehnsucht; von sinnlichen Auswüchsen und Volksrohheiten sind sie ganz frei; hier ist der eigentliche höfische Ton in aller Reinheit. Seltener unterbricht bei Reinmar den anhaltenden Klageton eine Zeit der Lust, um unter den Schatten ein hebendes Licht zu werfen; bei Heinrich, der oft inniger, tiefer, empfindender erscheint, wechselt Mailust und Winterklage, wie Liebesgunst und Verschmähen, ungefähr gleich, und dieser einförmige Jahresverlauf eines einförmigen Sinnens und Trachtens ist das Allgemeine und Gewöhnliche in allen diesen Liedern. Dieses ewige Annähern und Abstoßen, Freuden und Leiden, Klagen und Hoffen wird späterhin mechanisch, und dadurch quälend und peinigend, bei diesen ist Alles noch frischer, neuer, schwungreicher; voller an Gedanken und Bildern, überzeugender, eindringender, durch seltnere Kühnheit anziehender. Und wenn man auch selbst bei ihnen noch wie in der Wüste nach Oasen suchen muß und in luftigen Gebieten umwandelt, so fesselt und rührt doch Morungen öfter oder leichter, weil seine Schwermuth und seine Freude häufiger in einem faßlicheren Körper erscheinen.

---

wannen ir daz wunder kæme sô maneger wandelunge —
ich wæne, Orfeuses zunge, diu alle dœne kunde,
diu dœnete ûz ir munde.

Wer auch noch so nachtheilig über den Minnegesang selbst von sittlicher Seite urtheilen, und Schiller's empfindliche Vergleichung nicht allein von ästhetischer Seite durchführen wollte (was nur allzu leicht ist, da die Stellen gar zu sehr vorstechen, wo die Minne nicht in dem zarten Sinne der Gedanken- oder Herzensliebe genommen ist, sondern in dem physischen des Physiologus), der wird dennoch bei diesen reineren und edleren Dichtern zugestehen müssen, daß in einem naiven Zeitalter, in dem die Geschlechtstriebe das Gesetz und die Sünde nicht kennen, nie so zart und heilig von diesen Regungen gesungen ward. Heiterer, freier, sinnlicher geht es schon in den Liedern eines schwäbischen Dreiblatts zu, die wir zur Unterscheidung neben die obigen stellen wollen. Gottfried von Neifen[306]) ist schon ein übermüthiger, stürmischer Dienstmann der Minne, und seinen Liedern sind die des Ulrich von Wintersteten und Burkart von Hohenfels am verwandtesten. Alle drei stehen auch landschaftlich zusammen und ihre Familien kommen in Urkunden häufig nebeneinander vor. Neben die höfischen Lieder stellen sich hier muthwillige Schwänke, neben die elegischen Liebesklagen frohe Tanzleiche und Reihenlieder, neben das Ritterliche das Ländliche, neben den anständigen Frauendienst im adligen Kreise Brunnenliebschaften, neben den zierlichen und feinen Ton ein derber und volksmäßiger. Die muthwilligen Schwänke und Minnefreibeutereien sind häufiger bei Neifen, rasche, knappe, reimjagende Tanzlieder mehr bei Ulrich, dessen Lieder man gern im Volke sang. Auch Burkart von Hohenfels hat diesen ländlichen Anstrich, jedes Bild verräth den Jäger, die Lebendigkeit und Beweglichkeit seiner Reihenlieder haben wir schon oben vorübergehend gerühmt. Alle drei liegen zwischen der ernsteren Haltung des gewöhnlichen höfischen Minnelieds und der freieren des bairisch-österreichischen Kreises um Nithart und Tanhänser herum, genau in der Mitte.

Ganz eine andere und neue Seite der ritterlichen Lyrik öffnet Walther[307]) von der Vogelweide († um 1228). Neben seine minniglichen Lieder in dem gewöhnlichen Stile stellt sich eine größere Zahl mehr lehrhafter Spruchpoesien, zu der unsere deutsche Dichtung von jeher eine außerordentliche Neigung, und dadurch den Zug der Nation mehr zu sittlicher als ästhetischer Bildung verrieth. Gleich unter den ältesten Sängern, die nach ihren alterthümlichen Formen und assonirenden Reimen

306) Moriz Haupt, die Lieder Gottfrieds von Neifen. Leipzig 1851.

307) Hrsg. v. Lachmann. — Uebersetzt und erläutert von Simrock und Wackernagel. — Vgl. Uhlands Walther v. d. Vogelweide. 1822.

noch in das 12. Jahrh. gehören, haben wir einen Meister Spervogel, wahrscheinlich bürgerlichen Standes, der an der Spitze unserer Gnomiker erscheint. Er hat, in formeller Beziehung zwischen Spruch und Lied noch nicht so wie Walther unterscheidend, eine kleine Reihe von Spruchgedichten über allerhand häusliche und öffentliche Tugenden und Gebrechen, voll gesunder Natur, gedichtet, die sich fruchtbar weiter bildeten, aus denen die Gattungen von Sprüchen, Beispielen und Fabeln sich entwickelten, mit denen wir zur mehr bürgerlichen Dichtung übergehen. Diesem Zweige Ansehn, der ganzen lehrhaften Dichtung die mächtigsten Anstöße für lange Zeit zu geben, war Niemand geeigneter, als Walther, an den sich nachher einer der ersten Spruchdichter, Reinmar von Zweter, nur mit geänderter Manier und Geschmack anschließt, auf den die Lehrdichter wie Thomasin sich dem Geist und der Sinnesart nach beziehen, an den der Freidank so angelehnt ist, daß Wilhelm Grimm vermuthete, die Sammlung von Sprüchen unter diesem Titel rühre von Walther her. Er hatte in Oesterreich singen und sagen gelernt, und war dort wahrscheinlich auch geboren; von seinen weiten Fahrten zwischen Seine und Mur, zwischen Trave und Po kehrte er wenigstens dorthin am liebsten zurück; hier war der kunstsinnige Friedrich der Katholische († 1198) sein erster, schwer betrauerter Gönner; und neulich ist aus zwei räthselhaften Gedichten (101, 23. 35, 17) vermuthet worden[308]), daß Leopold VI. bei seinem Kreuzzuge (1217—19) ihm den undankbaren Auftrag zurückgelassen habe, einen seiner ungerathenen Söhne zu erziehen. Wie bei diesem Geschäfte, so hatte Walther auch in seinem Dienste und Verdienste um die schwachen Kaiser Philipp und Otto IV. kein Glück und keinen Dank; dies zu dem öffentlichen Unglück, das Gefühl der eignen Hauslosigkeit und der Gram über die Zerrissenheit des Vaterlandes gab seiner Dichtung eine ernste, zuweilen selbst herbe Färbung, zugleich aber auch jene Tiefe und Weite, die sie so auszeichnet. Dem ganzen Eindrucke nach, den Walthers Dichtung macht, erscheint dieser Mann nur in einer allgemeinen Aehnlichkeit mit den übrigen Minnesingern, vor denen ihn auch Gottfried von Straßburg[309]) nächst dem Hagenauer als die Meisterin aller leben-

308) Von Karajan, Sitzungsberichte der k. k. Akademie der Wissenschaften vom 1. Oct. 1851.

309) Tristan 121, 36 ff.
Wer leitet nu die lieben schar?
wer wîset diz gesinde? ich wæne ich si wol vinde,
diu die baniere vüeren sol: ir meisterinne kan ez wol,
diu von der Vogelweide. hei wie diu über beide

Nachtigallen auszeichnet. Der Mannichfaltigkeit seiner Dichtungen,
verständigen Ansicht von allen Lebensverhältnissen, der Einmischung
die öffentlichen Dinge, der Vielseitigkeit des Geistes nach ist er den
ubadours näher, die er mit seiner ächt deutschen Natur an Tiefe des
müths und der Einsicht, an schlichter Natur und Würde des Charak-
im Allgemeinen überbietet. Kaum kann eine Vergleichung statt haben
schen dem großen Reichthum des Stoffes in dem Büchlein seiner Lie-
das in jedes guten Deutschen Hand sein sollte, und der beschränkten
nuth in den Minneliedern des gewöhnlichen Schlags, in den endlos
ehnten Epen und vielen andern Werken der Zeit. Wie wäre diese
ze Welt voll von Gegenständen aller Art, des Heiligen und Welt-
en, des Großen und Kleinen, des Ernsten und Heiteren, aus Staat
Himmel, aus den fernsten Gründen des menschlichen Herzens und
näheren Quelle tändelnder Erholung, wie wäre dies Alles zu ver-
chen mit der selbstgenüglichen Beschränktheit der meisten übrigen, mit
flachen Allgemeinheit ihrer Kunst, mit der Enge ihres Gesichtskreises?
e wäre dieser wackere und tüchtige Charakter, der von der Kirche kein
gma, von der Fremde keine Sitte, von der Heimat keine Fessel erträgt,
von seinem Herzen keine Verweichlichung duldet und keine Entfrem-
g von der Welt, aber eben so wenig der traurigen Zeit und ihrem
fluß erliegt, zu betrachten neben der verschwimmenden körperlosen
ur der Anderen, deren Klagen und Freuden, deren Liebe und Haß in
liger, eintöniger Höhe schweben, die ihre dunklen Gefühle auf einem
klen Gegenstande haften lassen. Es gibt keine wahrere Bezeichnung
Werke dieser Lyriker, als die Grimm gegeben hat, daß ihnen die Be-
derheit abgeht; bei Walther kann man es ungefähr umkehren. Selbst
e Liebeslieder werfen uns nicht ewig so eintönig von Freud zu Leid,
Muth zu Unmuth, sondern wo sie Liebe und Liebesgefühle dichterisch
ldern, leiten sie auf die Quelle derselben zurück; wo sie das Wesen
Liebe betrachten, weisen sie grundsätzlich auf ihren Werth zur Sitti-
g des Menschen, kennen ihre Macht und ihre Natur nicht in unklaren
dern, sondern nach deutlichen und faßbaren Eigenschaften und Aeuße-
gen. Die Liebe beherrscht nicht diesen Dichter; er setzt die Tugend
t in sie allein, sondern in Grundsatz und Einsicht. Bei ihm ist des

---

mit hôher stimme schellet, waz wunders sî gestellet,
wie spæhe si organieret, wie se ir sank wandelieret!
ich meine ab in dem dône dâ her von Citerône,
dâ diu gotinne Minne gebiutet ûf und inne. u. s. w.

Mannes und Weibes unterscheidende Zierde, was stets den ächten Charakter in beiden Geschlechtern allein gründen kann, beim Manne die Eigenschaften des Geistes, bei dem Weibe die der Seele; wie er selbst überall mit offenem Sinn und freiem Geiste die Erscheinungen des Lebens wägt und mißt, mag er als Muster einer kräftigen und doch innigen Mannesnatur gelten. Seine Frauen haben den Sinn, mit der Erscheinung sittlicher Reinigkeit in schöner Form triumphiren zu wollen, Zucht und Treue ist ihr Stolz, Verständigkeit und redliches Bestreben der der Männer, und dazu tritt dann froher Verkehr und Frauendienst erhöhend und verschönernd hinzu. Ich wüßte nicht, daß ein Veldeke, den die damaligen Dichter darum preisen, oder daß überhaupt irgend ein Anderer den Werth der Frauen so groß und schön gefaßt, so innig und warm gesungen hätte wie er. In diesem Manne ist die große Seite, daß er das, was dem gemeinen Menschen widersprechend scheint, auf seiner Höhe umspannt und versöhnt. Mit seinem Ernste könnte es sonst streiten, wenn er, der sonst in der Natur sich Trost holt im Liebesgram oder in der seligen Erinnerung, auch einmal zum unschuldigen Spiel der Kinder greift; es könnte streiten mit der großen Heiligkeit, mit der er von der Liebe spricht, mit der Blödigkeit und Scheu, die er vor der Angebeteten empfindet, wenn er ein andermal mit Glück nach Gabe und Gunst ringt, wenn der Genuß ihn freut, wenn er jene Lieder singt, die keiner mystischen Deutung und keiner moralischen Vertheidigung bedürfen. Als die Liebe und der Liebesgesang seine alte Würde verlor und Unsitte eindrang, da zog er sich, der nie den schlimmen Frauen Lob gesungen hatte, aus dem Minnegesang zurück. Daß die trüben Blicke Walthers auf die Vergangenheit launische Ausbrüche des hohen Alters sind, das auf das Treiben der jungen Welt mißfällig herabzusehen pflegt, könnte wohl sein; den Jüngling Walther sieht man in seinen Gedichten Mann und Greis werden; man erkennt den Muthwillen der Jugend, den Ernst und die Reife des Mannes, den rechnenden Ueberblick auf den zurückgelegten Lauf durchs Leben, als er im Greisenalter angelangt war. Daß aber in der That das zarte Verhältniß dieser höfischen Dichter zu den Frauen, das im ersten Keim dieses Gesanges eine reizende Blüte gehabt haben mochte, sehr bald ausarten mußte, wird wohl jedermann aus der Natur der Sache von selbst erklärt finden. Auch behagte Walthern die düstere Ansicht der Welt nicht, und er wehrte sich lange gegen Anderer Klagen über die schwindende Zucht, allein er mußte zuletzt seiner eigenen Ueberzeugung weichen; auch klagte er nicht über die verfallene Liebe aus Unglück im Lieben, noch über die verfallene Dichtkunst aus der grämlichen Un-

zufriedenheit der Dichterlinge, von deren Machwerken sich das Volk hinwegwendet mit Verachtung. Er ist überhaupt kein schwarzsichtiger Ascet; vielfach getäuscht von der Welt zieht er sich entsagend auf sein Inneres zurück und sagt der Trügerin Lebewohl, aber ohne Verachtung und Geringschätzung, ohne Bitterkeit und Härte. Er lebte arm in Zufriedenheit[310]), obwohl nicht ohne Anwandlungen der Verbitterung und des Mißmuths. Als der kunstsinnige Friedrich II. spät sein Verdienst ehrte, und ihm ein Lehen, dem Heimatlosen ein eigenes Dach, gab, sang er dankbar, daß bis dahin vom Schelten über die Unmilde der Fürsten sein Athem stank, den endlich der König, wie seinen Sang, rein gemacht habe. Er war fern davon, des Wohlstands Vortheile zu mißachten, wie wohl er wußte, daß ein Kameel eher durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Himmelreich komme. Einen Mann dieses Sinnes hört man gerne Sitte predigen, denn es predigt kein blutloser Kleinmeister, dem das Märtyrerthum ein Spiel ist, es lehrt kein Tugendheld und kein Frömmler. Walther ließ die Welt auf sich wirken, und trat ihr entgegen, wie sie ihn anregte; gerichtet aufs Gute, gab er sich doch nicht zum Spielzeug der Schurken hin; er hat bittre Erfahrung mit Freunden gemacht, dem treuen aber bleibt er „einlöthig und wohlgevieret," dem treulosen ballt er sich in der Hand und rollt ihm dahin. Ihn hört man gerne die Lehre aller Edlen, Mäßigung, als die Schöpferin aller Würdigkeit, einschärfen, ihn, der die Leidenschaften kennt; und wenn er seinen Blick auf die Gewalt der menschlichen Natur wirft und die Kraft der Erziehung erwägt, bewundern wir die Tiefe seiner Einsicht, die jetzt äußeren Anstand mit dem Stocke lehrt und dann sich unwillig wegwendet, wenn man Sitte und Ehre mit Schlägen hervorzurufen denkt, wo sie auf Worte nicht folgen. Ein Bewunderer der Milde und Freigebigkeit, mißbilligt er das wirre Gedränge an Landgraf Hermanns Hof, wie Wolfram; ein deutscher vaterländischer Mann, nicht weil ihn der Zufall auf diese Scholle geworfen hatte, sondern weil ihn seine Weltkenntniß und Wahl auf die biedere Nation zurückwies[311]), tritt er mit Heftigkeit und Bitterkeit gegen die Herrenlosigkeit, die Unordnung und Schwäche des Reichs;

---

310) Sein Schüler Ulrich von Singenberg, der um 1228 den Tod Walthers beklagt, den er ausdrücklich seinen Meister nennt und in ernsten Dingen wie in Formen und Reimspielen nachahmt, spricht sich mit einem Unberufen ein besseres Schicksal zu; bei von der Hagen 1, 294.

311) Das herrliche Lied auf p. 56 sq., das nach einer Anführung bei Ulrich von Lichtenstein schon damals in verdientem Ruhm gestanden zu haben scheint.

vertheidigt dessen Unabhängigkeit von der Kirche und trotzt dem Banne mit Christus Lehre: Gebt dem Kaiser was des Kaisers, und Gott was Gottes ist. Als Pabst Innocenz III. den Bann selbst gegen den guelfischen Otto aussprach, schleuderte Walther seine schärfsten Invectiven gegen die weltlichen Uebergriffe des römischen Hofes, ein würdigerer Vorläufer der Hutten, als jene geistlichen Lateiner des 12. Jahrh., und als 1212 des Pabstes Almosenstöcke zur Förderung der Kreuzzüge in die deutschen Kirchen gepflanzt wurden, erhub er sich wie Luther gegen den Ablaß, und seine kleinen Sprüche zogen, nach Thomasin's fast gleichzeitigem Zeugnisse, Tausende ab von dem Pabste. Bei diesem Zorne, mit dem er gegen die Gleisnerei und Weltlichkeit der Geistlichen und das Unwesen des römischen Hofs auftrat, war er doch treu der Kirche, ein frommer und heiliger Mensch. Zufrieden lobt er an sich seine gutartige Natur, die ihn selbst, wenn er die Macht dazu hat, nicht der Rache gedenken läßt, und dann betet er doch mit erschütternder Innigkeit, daß ihm die Feindesliebe fehle und daß er Gott nicht preise, und blickt dabei mit eben solcher Schärfe in sein Herz, wie er mit kindlicher Offenheit beichtet, ohne den kräftigen Ton der Männlichkeit zu verlieren. Seine Mystik ist voll Bestimmtheit und Schärfe; versenkt in die Gedanken über das Wesen der Gottheit verlacht er die Grübler, die da wissen wollen, was niemals gepredigt und gekündet ward. Herrliche Feierlichkeit und ein ungetrübter unerschütterlicher christlicher Glaube spricht aus dem Leich, der das Büchlein eröffnet; doch ist er von keinem Dogma beschränkt, Christ, Jude und Heide gilt ihm gleich, wenn er dem Einen dienet. Die Werke, nicht die Worte sind ihm werth; er predigt die Kreuzfahrt, und er macht sie, und weigert selbst den Erzengeln seinen dichterischen Preis, wenn sie der Christenheit sich nicht annehmen wollen, die sie Macht dazu haben.

Ganz ein anderes Bild von der ritterlichen Poesie erhalten wir wieder, wenn wir von den bisher genannten Dichtern zu den bairischen und österreichischen übergehen, die sich an dem babenbergischen Hofe zusammenfanden und in die Zeit Rudolfs von Habsburg hinüberleiten. Dort tritt jene Gemüthlichkeit und jenes Wohlbehagen, verbunden mit einer laxen Ansicht des Lebens, die das Burleske und Schlüpfrige begünstigt, jener Charakter, den das eigentliche Oesterreich und seine Hauptstadt auch in der neuen Literatur in der Richtung seines Geschmacks behauptete, schon damals deutlich hervor. Derbere, bürgerliche und bäurische Züge, die in den Liedern und größeren Werken der österreichischen Dichter unter den Babenbergern gewöhnlich sind, zeigen uns dort einen wohllebenden Mittelstand und unabhängige reiche Gutsbesitzer im

Bauernstande[312]), die den Neid und die Mißgunst der Ritterslleute erregten. Auf diesen Verhältnissen beruhen die Lieder des Nithart, der noch in die beste Zeit gehört, schon 1217 dem Wolfram von Eschenbach bekannt war, und in den historischen Beziehungen seiner Lieder bis 1234 zu verfolgen ist. Er ist ein Baier von Geburt und ritterlichen Geschlechts, scheint in Baiern durch Nachstellung eines „Ungenannten“ die Huld des Herzogs und ein Lehen verloren zu haben, und wird dann an dem Hofe des letzten Babenbergers, Friedrichs II. († 1246), gefunden, in dessen freigebige Nähe sich auch die Tanhäuser, Pfeffel, Bruder Wernher u. A. drängten. Seine Lieder stechen in ihrem Inhalte gegen die Zartheit und sinnige Scheu der übrigen Minnedichtung grell ab. Sie versetzen auf die ländlichen Feste der Bauern und Meier, in die Sommer- und Winterfreuden des Landes bei Ballspiel und Tanz; sie schlagen dabei oft einen ganz volksthümlichen Ton an; „und diese Farbe steht Nithart um so natürlicher, als ihre Grundlage und Veranlassung sicher in der ländlichen Volkspoesie zu suchen ist; die Bauern in Oesterreich und dem Kuhländchen besitzen heute noch Kirmslieder und Lieder zum Spotte über Kleideraufwand, die sich der Weise Nithart's kaum enger anschließen könnten“[313]). Seine Schilderungen sind dem wirklichen Landleben abgesehen; die Bühne liegt südlich der Donau zwischen Wien und der Enns; selbst dem Gute Nithart's, dem „Reuenthal“ (bei Langenbach) ist Haupt, der seine Lieder herausgeben wird, auf die Spur gekommen. Die Lieder sind dann bei Hofe gesungen, obgleich sie wie im parodischen Gegensatz gegen den höfischen Minnegesang stehen. So nehmen sich namentlich seine Frühlingslieder aus. Seine Gedichte zerfallen nämlich sämmtlich, wenn man auf das unzweifelhaft ächte zurückgeht, in zwei Gruppen, Sommer- und Winterlieder, Anger- und Stubentänze. Die Sommerlieder besingen fast ausnahmslos des Dichters Gelingen und Minneglück, „vrômuot“ ist darin die Führerin. In den geschilderten Scenen sind die Männer außer dem Spiel; der Dichter singt von ungestörten Minnefreuden; zuweilen erzählt er ein Gespräch zwischen Mädchengespielen, zwischen Mutter und Tochter; die verschiedenen Landdirnen, denen der höfische Ritter besser zum Tanz gefällt als ein Bauer, denen sein Gesang das Herz bezwungen

312) Nithart, in Benecke's Beiträgen II, 407:
von binne unz an den Rin, von der Elbe unz an den Pfât,
diu lant diu sint mir elliu kunt. diu enhabent niht sô manegen biuzen dorfman,
als ein kreizelîn wol in Oesterrîche hât.

313) Wackernagel über Nithart, in dessen Leben in v. d. Hagens Minnesängern.

hat, treibt es an seiner Hand zur Linde zu springen, ihm ein Kränzchen beim Tanz zu geben, ihm ihren Ball zuzuwerfen; sie gehen noch weiter[314]), und in diesen Fällen spielen die derben Züge einer handgreiflichen Liebe herein, wie sie bei Herbort von Fritzlar, wie sie bei österreichischen Erzählern, bei Enenkel und Aehnlichen öfter begegnen. Ganz im Gegensatze zu diesen Sommerliedern singen dann die Winterlieder nur von Mißlingen und Unglück unter dem Nachstellen der Bauern. Dies Leid leitet der Dichter aus einer vergangenen Zeit ab, seit der Baier Engelmar, der sich dem höfischen Ingesinde ebenbürtig zu stellen strebte, seiner Friderune ein kostbares Elfenbeinspiegelchen zerbrach; seitdem lassen die Engelmare in Oesterreich, die üppigen Dörper, die groben Bauern, die in jedem Liede in neuen Gestalten auftreten, nicht ab, ihn beim Tanze zu verdrängen, ihn auf den Schemel zu setzen, ihm zu widersagen wegen seines üppiglichen Sanges; Neid und Eifersucht grollt in dem Dichter, der sich dann über den Luxus der Bauern ergießt, und sich freut, ihre Tölpelei dem Spotte preiszugeben, wenn ihre Rohheit zu Schlägereien unter ihnen selbst ausartet. Neuerdings ist versucht worden[315]), diese ganze bäuerliche Bühne nur allegorisch aufzufassen und unter den Bauern nur tölpelhafte Gesellen des höfischen Kreises zu verstehen, die der Dichter verspotte. Aber daß die höfischen und bäuerlichen Kreise sich auf ländlichen Festen begegneten, der Ritter sich zur Bauerndirne herabließ, der reiche Bauer in ritterliche Gesellschaft emporbrängte, daß die Wirklichkeit die Grundlage dieser Dichtungen ist, daran lassen die Erzählungen von dem aufstrebenden Bauernstande nicht zweifeln, die wir alsbald gerade von Oesterreich werden ausgehen sehen. Nur kann freilich blos von einer allgemeinen wirklichen Grundlage die Rede sein; Niemand wird die Adelheiden und Udelhilden in den Sommerliedern für lauter wirkliche Personen halten, noch in den Winterliedern all den einzelnen Spaßverderb der Bauern für wirkliche Thatsachen. Diese Lieder waren Tanzlieder, dies muß ihren seltsamen Inhalt wesentlich erklären. Die Häufung barocker Namen und Gegenstände in halbsinnlosen Texten sind in solchen Tanzliedern im Süden noch heute ein beliebter Scherz; den Zweck der Belustigung, den in neapolitanischen Tarantellen die Benennung einer Mahlzeit mit zahllosen Gerichten erreicht, kann die Beschreibung einer

---

314) Benecke a. a. O. II. 450. — der wuohs von sînem reien ûf ir wempel,
unt gewan ein kint, daz hiez sî Lempel,
alsô lêrte ez sî den gimpel gempel.

315) R. v. Liliencron in Haupts Zeitschrift 6, 69. ff.

Schlägerei unter bestimmt benannten Bauern noch besser erreichen; man kann das Aehnliche in schwedischen und schottischen Volksdichtern wiederfinden. Benecke vermuthete, daß glücklich erfundene Melodien diesen Liedern ihren Hauptreiz gegeben haben möchten, die der Dichter beim Tanze vorsang, ein Amt, das selbst die österreichischen Fürsten Leopold VII. und Friedrich II. nach den Zeugnissen Enenkel's, Nithart's und des Tanhäusers nicht verschmähten; so hoch kam der lyrische Frohsinn an dieser Stätte hinauf oder herab. Jene Vermuthung Benecke's mag daher sehr wohl begründet sein; es kam dann auf den Sinn oder Unsinn, den Werth oder Unwerth der Texte nicht so viel an; und ein Walther möchte vielleicht über diese Nithartschen Lieder geurtheilt haben, wie Dante über die Balladen der Provenzalen, daß sie nicht so viel Ehre brächten, wie die Lieder, die des begleitenden Tanzes und Spielzeugs entbehren könnten. Dennoch war auch der Inhalt gerade der Nithart'schen Gesänge gleich Anfangs sehr im Preise und stieg darin nachher mit der Verbauerung der Zeiten und Sitten immer mehr. Die Ritterleute rühmten ihn wegen seiner Verspottung der rohen Ueppigkeit und der Ueberhebung der Bauern über ihren Stand, was bald ein stehender Artikel der Satire ward. Der derbe Gegensatz gegen das subtile Minnelied gefiel; eine Reihe von Nachahmern wie Goeli, Stamheim, Geltar, Kirchberg und Scharfenberg gruppirten sich um Nithart her; unter seinem eigenen Namen schwärzten sich Nachbildungen ein unter seine Lieder; bald ließ man ihn den Bauern gegenüber als einen Possenreißer auftreten, der sie mit Streichen und Schwänken neckt und quält; seine Person ward mehr und mehr sagenhaft zu einem Hofnarren unter Otto dem Fröhlichen umgebildet; und sein Name erhielt sich so mit ächten und falschen Liedern und Schwänken bis ins 16. Jahrhundert lebendig.

Zu Nithart gehört untrennbar der Tanhäuser, der gleichfalls ein Baier und in Oesterreich wohl bekannt ist, und der seinen Preis zwischen Friedrich II. von Oesterreich und Otto II. von Baiern theilt, unter dem er in Nürnberg schöne Zeiten gehabt hat, die ihm später verloren gingen, wo seine guten Bekannten Seltenreich, Unrath und Schaffenichts sind. Auch er scheint die Zeiten Rudolf's von Habsburg nicht mehr erlebt zu haben, doch schlägt er einen Ton an, der sehr deutlich die Zeit des Verfalls der Minnedichtung und der alten Innigkeit des Frauenverkehrs ankündigt, so daß sich ihm spätere Dichter wie Steinmar und Hadlaub näher rücken in Manier und Sinnesart, als die früheren. Wir gleiten bei ihnen aus dem feinen höfischen Leben der Ritterschaft immer mehr in ein gemeineres herab, was sich überhaupt in der österreichischen Dichtung

am besten beobachten läßt. Wenn der Tanhäuser in seiner „Hofzucht“[316]) eine Reihe von Sprüchen und Regeln über den Anstand bei Tische lehrt, so sieht man an der groben Unsitte, die er zu rügen hat, daß in dem Maaße, wie jetzt der Bauer emporstrebt, der Ritter in die bäurische Rohheit herabgesunken ist. So werden wir finden, daß der Stricker mit Mühe den Ton der ritterlichen Dichtung zu halten sucht, und daß er auf des Ritterlebens Untergang klagend hinblickt; und Ulrich von Lichtenstein, der zwar in diese Klage einstimmt, öffnet uns dieses Ritterleben in einem Zustande, der zwischen Ueberspannung und Abspannung in der Mitte liegt. Die idealen Vergnügungen des sittsamen Minnedienstes genügten nicht mehr, die materiellen selbst widerten unter dem einreißenden Verderbniß und der Sittenlosigkeit der Weiber an, und die roheren Freuden des Mahls und des Weins traten an die Stelle der früheren Unterhaltung. Wir erwähnten schon vorhin die Wiener Meerfahrt zu einem anderen Zweck, sie gehört wie der Weinschwelg erst an das Ende des 13. Jahrh. und bahnt uns bequem den Weg zu dieser neuen Erscheinung, daß man jetzt auch anfängt, Gelage und Zechereien zum Gegenstande der Dichtung zu machen. Dies ist im Tanhäuser am deutlichsten und tritt bei ihm zuerst vor. Weiterhin trug Steinmar, ein Schweizer, der in Oesterreich wohl bekannt war, da er 1276 bei Rudolfs Heerfahrt gegen Ottokar und bei der Belagerung Wiens gegenwärtig war, diesen neuen Stil in die Schweiz, wo an der Scheide des 13. und 14. Jahrh. Hadlaub[317]) ihn fortsetzt und gewissermaßen so ausbildet, daß er uns auf die spätere Uebergangslyrik zwischen Minnelied und Volkslied im 14. und 15. Jahrh. hinführt. Alle drei preisen Gelage und Mahle, und im Gegensatze zu den früheren Minnesingern erheben sie dabei den Herbst und den Winter mit diesen ihnen eigenthümlichen Freuden. Dies geschieht dann leicht mit einem Uebermaß, das ekelhaft wird; sie liefern uns Zech- und Schmauslieder, gemein und plump, wie nur möglich, und man sieht wohl, daß die Klage des Sunenburgers einen Grund hat, daß nämlich jetzt Zucht und höfischer Sang der jungen Welt lästig und daß ihnen Schelten auf die Weiber beim Wein angenehmer sei. Alle solche Lieder haben durchweg die Farbe des Burlesken und stellen sich in sofern gegen den alten feierlichen Ton der Ritterdichter; diesen Ton theilen dann auch andere unbedeutendere Meister, wie der von Scharfenberg, Goeli, Gedrut u. A. In den Tanzliedern dieser Dichter zeigt sich ihr Talent meist am

---

316) Haupts Zeitschrift 6, 488.

317) Joh. Hadlaub's Gedichte hrsg. v. Ettmüller 1840.

schönsten; außer Burkart von Hohenfels hat deren Niemand lebendigere und schönere gemacht als der Tanhäuser, und der bewährte Ruhm der Oesterreicher im Fache der Tanzmusik wird sich als alt und lange verdient herausstellen lassen. Ueberall tragen diese Tanzlieder jene behagliche Sinnlichkeit, jene gutmüthige Schlüpfrigkeit an sich, die den Anspruch macht nicht verargt zu werden. Dabei ist die ganze Manier im schärfsten Gegensatz gegen die ernste Minnedichtung; hier wimmelt z. B. alles von Frauennamen, die dort so vorsichtig vermieden werden. Alles was sich mit dem Tanzliede berührt, trägt dieselbe Art. Hadlaub in seinen losen Ernteliedern, die wie die Festlichkeit selbst einen ganz freien Charakter haben, in seiner Hirtentenzone, die wie ein knorriger und wilder Rebenschößling der französisch-italienischen Schäferdichtung sich ganz sonderbar ausnimmt, in seinen Liebschaften zwischen Knechten und Mägden; Steinmar in einem ungemein rohen Tageliede, wo des Hirten Ruf einen Knecht bei seiner Dirne weckt; Tanhäuser in seiner parodischen Anwendung französischer Wörter, Alles arbeitet auf das Herabziehen pathetisch behandelter Gegenstände ins Gemeine und Burleske hin. Das eigentliche Minnewesen kommt bei diesen Männern nicht besser weg. Zwar werden die Minnelieder gerade dieser Dichter nicht so flach, wie bei anderen, doch aber bringt die Gedankenlosigkeit oft auch schon bei Tanhäuser jene prosaische Versmacherei, jenes Zusammenreihen von Worten und Reimen hervor, die ganz ohne rhythmischen Sinn in höchst unmusikalische Töne gebracht sind. Eigenthümlich ist Hadlaub durch einen gewissen Körper, den seine Liebeslieder tragen: es ist hier ein eigentlicher Liebesverkehr, es gibt hier poetische Lagen, die uns theilweise ansprechen, das ganze Lied verliert das Unbestimmte und Nebelhafte und wird inhaltreicher; die Empfindsamkeit tritt unserem Geschmacke näher. Bei Steinmar ist der Minnedienst ganz ins Bäurische herabgezogen, man wirbt hier um gemeine Dirnen, die nach Kraute gehen, mit Geschenken von Schuhen und Linnen. Ebenso zieht der Tanhäuser den Liebesdienst herab: „er erzählt, wie er sie auf blumiger Haide, im Walde getroffen, mit ihr gekoset und gethan habe, wie man den Frauen zu Palermo thut“[318]). Oft übertreibt er verspottend die alten Abenteuerlichkeiten der Frauenbewerbung: Er möchte seiner Geliebten einen Berg aus Galiläa bringen, auf dem Adam gesessen, als einen allerhöchsten Liebesdienst; sie verlangt von ihm einen Baum aus Indien, und den Gral, und Paris' Apfel, Venus' Mantel und Noah's Arche. Aehnlich wird

318) Von der Hagen, im Leben des Tanhäuser. Minnesinger 4, 429.

auch bei Boppo und Steinmar der Uebermuth der Frauen und das Gelübdewesen verspottet. Anderswo spricht sich die Richtung gegen die ernste feierliche Minne in Lied und Roman darin aus, daß Tanhäuser mit großer Belesenheit ganze Schaaren von Romanheldinnen, von wirklichen und geträumten Ländern und Localitäten der Romane anführt, die er gegen seine ländlichen Tänzerinnen und seine wohllebige Gegenwart verschmäht. Auch seine Poesie des Unsinns zielt hierhin, die Lügenmährchen[319]), die doch wohl eine Parodie des Unglaublichen sind, dessen die epische Literatur so Vieles brachte, oder auch nach einer Stelle des Marners ein Spott auf verbreitete Lügensagen und Mährchen in der wirklichen Welt. Wenn uns der frühe Abfall von der hochtrabenden Manier der Minnedichtung zu dem Schwank- und Spaßhaften im Tanhäuser auffallend scheint, so dürfen wir nur einen Blick auf den ernsten, eß- und trinklustigen Minnehelden Ulrich von Lichtenstein werfen, der eben dieser österreichischen Zeit und Literatur angehört, um dies sogleich ganz begreiflich zu finden. Er lehrt uns am besten, wie bald der Minnedienst ins Abenteuerliche ausartete, der Minnegesang seine erste Bedeutung verlor, wie Sinn und Gefühl aus dem Frauenumgang und Geschmack aus der Dichtung schwanden.

Ulrich von Lichtenstein († 1275 oder 76) ist der Minnesinger, von dessen Leben wir am meisten wissen, eine geschichtlich berühmte Figur, dessen äußere historische Verhältnisse uns einen Blick auf die politischen Zustände in Oesterreich in einer Zeit reicher Bewegungen thun lassen, so wie seine Gedichte[320]) auf die höfischen, ritterlichen, poetischen und minniglichen Dinge. Ottokar (von Hornek) war sein Freund und liefert uns die geschichtlichen Angaben zu Ulrichs Leben; eine Reihe von ritterlichen Sängern lassen sich äußerlich an ihn anknüpfen, die ihm befreundet, oder die mit ihm bei Rudolf zusammen waren: Herrand von Wildonie, ein Steiermärker wie Ulrich, von dem auch Schwänke erhalten sind, deren einen ihm Lichtenstein erzählt hat[321]); der von Scharfenberg; vielleicht auch die von Sunecke und Stadegge, und der Schweizer Konrad Schenk von Landegge. Ulrich selbst schrieb sein ritterliches Leben in einem Gedichte unter dem Titel Frauendienst (1255 vollendet), und

319) Tanhäusers Lieder schließen mit einem Stücke dieser Art, und diese Zeiten zeigen dergleichen zuerst, was sich weiterhin in den Schwänken von der verrückten und verkehrten Welt sehr verbreitet findet.

320) Vrowen dienest. Hrsg. v. Lachmann. Berlin 1841.

321) Er ist in von der Hagen's Gesammtabenteuer gedruckt. Vier Erzählungen von ihm hat Bergmann, Wien 1841, herausgegeben.

er hat darin alle seine Lieder verwebt, als ob sich die Minnedichtung zuletzt eben so zur epischen Form umbilden wollte, wie der Roman immer mehr lyrische Bestandtheile in sich aufnahm. Wie in dieser Zeit schon Alles anfängt, herzlose Nachbeterei zu werden, so ist das auch schon hier der Fall; wenige seiner Lieder haben in sich einen Werth, viele zeichnen sich durch Gewandtheit und Uebung aus, keines durch wahrhaftes Gefühl, das die Kälte der Künstelei überböte. Die Gewöhnlichkeit und Armut in diesem Buche sind über die Maße; in seiner Erzählung übersetzt er die Lieder, in seinen Liedern umschreibt er die Erzählung, die in Reimpaaren und achtzeiligen Strophen gehalten ist; die Langeweile in der Beschreibung seiner Ritterschaft und seiner Tioste wetteifert mit der in der Geschichte seiner Liebe; und dazu kommt die eingebildete Freude über seine Poesien, die ihm manchmal in Wort und Weise unverbesserlich dünken, während wir zugleich (z. B. p. 442) die Beispiele finden, wie kleine Dinge, wenn sie nur neu sind, in diesen Liedern angenehm berührten. Wie hart zugleich die alte Weichheit und Zartheit, die in der Form des Ganzen gewahrt sind, jetzt mit den rohen Zügen des neuen Geschmacks hier zusammenstoßen, zeigt ein Blick in den Gang der Geschichten, die uns der Dichter erzählt. Ein Mann, dem Gemach und Gut, reine Weiber, gutes Essen und Trinken, schöne Waffen, Kleider und Zierat zum Leben unentbehrlich scheinen, macht uns bekannt mit seiner Herzensgeschichte, oder mit der Art, wie ein Mann jener Zeit der ritterlichen Sitte und Regel nachzukommen strebt. Früh als schmachtender Knabe schon hat er der Alten Rede von Frauendienst und seiner Beglückung mit gespannter Achtsamkeit gehört und so das Gift der rücksichtslosen Unterhaltung der Erwachsenen eingesogen. Früh nimmt er sich dann nach dem Beispiele Aller eine Herrin, der er seinen Dienst widmet, weil es so Sitte war. Er bezieht hinfort Alles was er thut auf sie, er sieht sie als seinen Trost in jedem Unfall und als die Quelle alles seines Glückes an, er bildet sich auf seine Ausdauer mehr ein als auf Heldenthaten, er trägt von ihr Alles was ihr einfällt mit Geduld, er wird zum Kopfhänger und Mundstillen, er trinkt ihr Waschwasser, er läßt sich ihr zu Gefallen eine Ueberlippe operiren, er schlägt sich ihr zu Liebe einen krumm gewordenen Finger ab und schickt ihn ihr und sie bewahrt ihn gerührt auf und betrachtet ihn alle Tage. Dann macht er verkleidet als Venus eine stumme Landfahrt ihr zu Ehren und tiostirt mit allen Rittern durch 29 Tage; man sieht, daß die Freude am Allegorischen jetzt sogar in die Handlungen eingeht, und die Liebesquälerei eben so. Noch aber prüft ihn seine Frau und zweifelt an seiner Treue, worüber

ihm Thränen und Blut ausbricht. Dann erhält er endlich Erlaubniß, sie zu besuchen; er erscheint erst als Aussätziger verkleidet, mit einer Wurzel im Mund, die bleich und geschwollen macht. Als er am Ziel seiner Werbung zu sein meint, nimmt die ganze bisher bitter ernsthafte Erzählung eine gemein komische Wendung; ein possenhafter Fall bringt den Ritter um die Frucht seiner Dienste; er will sich ertränken; allein ein Kissen, das ihm ein Knappe von seiner Frau bringt, heilt ihn noch ein wenig von seiner Tollheit. Von da an verläßt er sie jedoch und widmet sich einer anderen. Ein solches Gedicht konnte bei uns Lobpreisungen ernten! ein Liebespaar, wo auf der Seite des Weibes nichts ist als eine höhnische Laune und ärgerliches Spiel mit dem Gimpel, der sie zu seiner Gebieterin schwur, und auf der Seite des Mannes, der sein Eheweib zu Hause hat, wie seine Geliebte ihren Mann, nichts als Unzucht und unsittliche Werbung einer sinnlich begehrlichen Natur und Streben nach rohem Genusse. Dazu kommen dann die ekelhaften Opfer und die Wunderlichkeiten des ascetischen Minnedienstes, was dies Kunstwerk vollends aufs häßlichste entstellt. Ein solches Herzensleben ist nur dann von Interesse, wenn es auf Herzensreinigung hinausgeht, wie in Dante's neuem Leben, wenn nicht die Abenteuer eines gewürfelten Weiberjägers, sondern die sinnigen Träume eines unschuldigen Jünglings der Gegenstand der Erzählung sind. Und selbst dann, wenn alle jene heiligen Gefühle und träumerischen Regungen, alle Feierlichkeit, mit der man sie pflegt, alle Selbsttäuschung mit der man sich quält, geschildert werden soll, muß „Vernunft bei der Liebe schon in solcher Jugend, und sie muß Meisterin der Leidenschaft sein"[322]). Bekommt man schon hier von der platonischen Gedankenliebe dieser Rittersleute einen schlechten Begriff, so noch mehr in Ulrichs zwei Jahre später (1257) geschriebenen Frauenbuche. Dies ist ein Gesprächstück (gegenseitige Klage der Frauen und Männer), wie wir sie bei dem Stricker, in Form und Inhalt gleich, näher kennen lernen. Hier wird die Vernachlässigung der Frauen durch die rohen blos der Jagd und dem Wein ergebenen Männer beklagt, die Unsitte der Frauen, ihre feile Minne und die Sodomie der Männer aufgedeckt[323]). Von den ersten zarten sinnigen Minneliedern bis zu diesem Punkte übersehen wir in unseren Andeutungen den ganzen Verlauf der

322) Dante in der vita nuova.

323) So auch bei dem Stricker, und vergebens wird also S. Helbling dies leugnen. S. Karajan zum Frauendienst p. 676.

Minnegeschichte der Zeit, und die Entwickelung der Epopöen wird uns denselben Weg führen. Ehe wir scheiden, werfen wir nur noch einen allgemeinen Blick auf die beste und reinste Seite des Minneliedes und dessen poetischen Werth zurück.

Jede lyrische Kunst liegt von Natur zwischen den zwei gefährlichen Klippen, daß sie entweder von wirklichen Empfindungen singt, die in der dichtenden Persönlichkeit herrschen, oder daß sie solche Empfindungen vorgibt. In diesem letzteren Falle war unsere nachgeahmte Liederpoesie im 17., in jenem war die Minnepoesie des 13. Jahrh. Ein gewisser poetischer Strich lag über dem Frauenverkehr dieser Dichter, und dies glänzende poetische Leben wollten sie unmittelbar abschildern in ihrem Gesang. Allein das poetische Leben macht noch keine poetische Kunst, ja es scheint ihr ganz eigentlich entgegenzustehen. Solche Zeiten eines gehobenen poetischen Lebens haben gewöhnlich Dichtung aber keine Dichter, so wie es andere Verhältnisse und Zeiten gibt, die Dichter besitzen aber keine Dichtung. Die Hand, die von Leidenschaft zittert, kann nicht über die Leidenschaft schreiben. In der Nähe des Gegenstandes läßt sich kein Gemälde aufnehmen, und jene Zeit hatte auch nicht die Bildung, sich, wie unsere neuere Literatur that, sagen zu können, wie man es anfangen müsse, um sich in eine Ferne zu rücken. In Italien aber, wo unter dem frühen Aufblühen städtischer Industrie und republikanischer Formen das Ritterthum und seine Eigenheiten immer in eine gewisse Ferne gestellt war, und wo das Studium der Alten früher eine künstlerische Bildung reifte, konnte man sich bequemer aller der Vortheile bemächtigen, die die frühere Dichtung der Franzosen und Deutschen nachwies, aber nicht benutzte, an die Hand gab, aber nicht selbst gebrauchte. So wie Ariost und Tasso im Rufe der Welt die ganze erzählende Ritterpoesie verdunkelten, mit eben denselben Werken, die ohne die Vorarbeiten der ritterlichen Erzähler nicht da sein würden, wie die ganze französische Dichtung des Mittelalters nur eine Vorschule für diese großen Italiener ward, welche auf ihren Häuptern fast allein den Ruhm versammelt haben, der ganzen Jahrhunderten vor ihnen dem Stoffe nach zugesprochen werden muß, so steht Petrarca mit seinen Dichtungen auf der Höhe des Minnesangs, und an seine Liebe und seine Klagen blieb vielfache Erinnerung oder dunkles Vernehmen auch da, wohin nie ein Lied oder ein Leich der Franzosen und Deutschen drang. Dies behauptet nicht, daß seine Sonette und Canzonen überall vorzüglicher seien, als die Lieder und Leiche der Minnesänger, allein im Allgemeinen kann man sagen, daß er in dieser Art Dichtung die formelle Gestaltung vollendet und ge-

schlossen, und ihren Stoff am reinsten und heiligsten in sich getragen hat. Was das Formelle betrifft, so ist die ganze reiche Kunst der Töne bei ihm in das eine Sonett krystallisirt, das sich in der dichterischen Welt erhalten hat, während Niemand zu den schwierigen, nicht weniger gekünstelten Maßen der Minnesänger zurückgekehrt ist. Diese Form, nach der manche der Weisen unserer ritterlichen Sänger gleichsam hinringen, steht mit dem allgemeinen Inhalt des Minneliedes und mit den Empfindungen, die ihm zu Grunde liegen, in einem so engen Verbande, daß man sich daher wohl ihre Ausdauer erklärt. Sie spricht gleichsam jene unendlich glühende Sehnsucht des Herzens innerhalb der Schranken des Kopfes aus, weil hier so oft dem Herzen kein anderer Verkehr gestattet ist, als mit dem Bilde im Kopfe, indem kein sinnlicher Gegenstand für eine sinnliche Liebe und den Erguß in sinnlichen Empfindungen gegeben ist; es will eine innere Flamme über alle Schranken weg, und diese Schranken bildet gleichsam die künstliche und scharfe Form des Maßes ab. Dieses Maß, das jene Flucht aus dem Besonderen in's Allgemeine, aus der äußeren Umgebung in das Innere, aus dem lebenvollen Gelegenheitslied in das eintönige Selbstgespräch so sehr begünstigte, legte sich natürlich jenem reineren Minnegesang an, der mehr die sinnige als die sinnliche Liebe schilderte; diese letztere ging klüger in den Schwank über, dessen Bocaccio eben so Meister ward, wie Petrarca des platonischen Minneliedes. So rein diese Form bei Petrarca ist, so rein ihr Stoff. Bei ihm dulden sich die Zweifel nicht, ob wir mit einer sinnlichen Leidenschaft oder einem sinnigen Zuge des Herzens zu thun haben: diese Entschiedenheit ist eben so sehr, wie ihr Gegentheil, der unverholene sinnliche Liebesschwank, ästhetisch besser, als das unbestimmte Schwanken zwischen Seelen- und Fleischesliebe, das in unseren Minneliedern herrscht. Bei Petrarca gehören diese Empfindungen der Lebensperiode an, der sie eigenthümlich sind; mit dem männlichen Alter trat er aus diesen dunkeln Empfindungen heraus, und den patriotischen, tief gebildeten, der Welt und des Buches kundigen Mann hören wir lieber seine mit dichterischem Bewußtsein geschriebenen Lieder über seine Jugendliebe vortragen, als unsere Ritter ihre minniglichen Freuden und Leiden, die den Schein gewinnen, als ob ihr ganzes Leben unnatürlich von dem Einen Ringen und Jagen nach dem Preis der Minne wäre ausgefüllt gewesen. Dies macht uns den ewig wiederkehrenden Inhalt ihrer Gesänge zuwider, und wer auch ästhetischerseits sich mit ihnen vertrüge, der würde leicht von Seiten des allgemeinen Eindrucks gestört werden, den dieser ganze Liebesverkehr auf uns macht.

Denn wenn die Liebe das ganze Wesen eines Mannes im eigentlichen Sinne dauernd beherrscht, dann verleugnet er seine Mannesnatur und geräth in die Sphäre des Weibes, das von diesem Einen Gefühle sein ganzes Leben bestimmen läßt. Den allgemeinen Charakter des Weiblichen trägt aber die Cultur der Zeit, mit der wir uns beschäftigen, die ja selbst einen weiblichen Gott anbetete, im Gegensatze zu der männlichen griechischen, ganz entschieden in allen ihren Theilen; und so hat auch diese lyrische Dichtkunst die Züge der Weiblichkeit, die sich in Empfänglichkeit und Reizbarkeit, in der Richtung nach dem Allgemeinen, in der Freude an dem Ganzen der Natur, in selbstgenüglicher Beschränktheit, im Gefühlsleben und in tausend anderen Zügen (man dürfte in der Form den Reim, ein ganz weibliches Prinzip, hinzurechnen) kund geben. Ganz anders die griechische Lyrik. Die Kunst der Alten trägt einen ganz männlichen, thätigen, wirkenden Charakter; dem künstlerischen Genius der Griechen war nichts zu hoch und heilig, er ordnete sich Alles unter und webte über ihrem ganzen Treiben und Leben, denn seine Zeugungskraft übertraf die einer jeden andern Geisteskraft unter ihnen. Hier rang sich die Kunst empor zu einer gesetzgebenden und sittengestaltenden Macht, in Deutschland und überall in der neuen Zeit kam sie fast nie aus der Dienstbarkeit; Christenthum, Ritterthum, Frauendienst lenkten die Poesie auf eine vorgezeichnete Bahn, während sie in Griechenland je schrankenlos blieb. Den erobernden, männlichen Charakter hat die Lyrik der Griechen, wie ihre gesammte Kunst, und jenes Element der Liebe, das bei ihnen nur nicht das Vorherrschende, geschweige das Einzige ist, hat ihn eben so. Sie steht nicht in bestimmter Beziehung mit dem geistigen Leben des Griechen, aber sie steht in der engsten mit seinem Auge und seiner sinnlichen Empfänglichkeit, was, wir mögen von welcher Seite wir wollen, auf den Grund der Verschiedenheit alter und neuer Kunst zurückgehen, immer das unterscheidendste Merkmal bleiben wird. Diese Lieblinge der Natur sahen und hörten und empfanden ganz anders als wir. Die glücklichste Mischung von Allgemeingefühl und individueller Selbständigkeit gab den Werken ihrer Kunst und Literatur jene Anmuth und Freiheit, jene Ruhe und Bewegung zugleich, nach denen wir Späteren vergebens ringen und streben. Gegen diese feine Sinnlichkeit haben die Deutschen ihre Gemüthlichkeit zu setzen, und wenn wir streng scheiden wollen, so können wir sagen, jene fehlt den Germanen und diese den Hellenen. Wenden wir das auf die Liebe an, so finden wir, daß die sinnige des Deutschen mehr dem Weibe, die sinnliche des Griechen mehr dem Manne entspricht. Wir finden hier in dem Weibe eine Strenge,

die ein Grieche nie hätte schildern können, die auch mehr ist als die natürliche Sprödigkeit des Weibes und an die Uebertreibung dieses Zuges erinnert, der in dem hohen Norden noch in den Sitten der Völker heimisch ist. Den liebenden Männern fehlt hier die Eroberungslust, sie sind immer die Besiegten, mißtrauen sich selbst und verzweifeln am Gelingen; dies aber scheint ein verkehrtes Verhältniß, und das stolze Vertrauen und die Siegeslust im Anakreon scheint der Natur näher und der Kunst günstiger. Dieser tändelt mit seiner Liebe, aber er heiligt seine Kunst; der Minnesinger heiligt seine Empfindung, aber er tändelt mit seinem Gedichte und spielt in Reimen und Worten und Tönen. Jene Selbstquälerei in der Liebe, wie sie hier in ewigem Klagen und Freuen bis zum Ueberdruß vorkommt, ist mehr Weiberart; der Mann quält sonst eher die Geliebte oder der Edlere fühlt sich über Mißtrauen und dergleichen erhaben, ist im Siegesbewußtsein eingebildet auf seinen Werth, und bricht stolz, wo er sich zurückgesetzt sieht. Das treue Anhängen an dem Einen Gegenstande der ersten Wahl, das hier durchgängig vorausgesetzt wird, ist ein weiblicher Zug, das unstete Flattern des Anakreon ist männlicher. Die Heiligkeit, die von der Jungfrau Maria auf das weibliche Geschlecht überging, trug dazu bei, jene Scheu wenigstens im äußeren Verkehr im Manne aufrecht zu halten, von der der Grieche seiner Stellung zu dem Weibe nach nichts wußte; daher ist fast nirgends bei den ritterlichen Sängern das Feuer glühender Leidenschaft. Es herrscht in ihrer Lyrik überall stille Glut; ihre hohen Lieder selbst sind Erinnerungen voll Sehnsucht und Wehmuth. Gröbere Sinnlichkeit und wahre ideelle Größe ist in der Liebe dieser Ritter selten ausgedrückt; Beides ist dem Manne eigen. Das wahrhaft geschlechtliche Verhältniß, wo das Weib nicht streng, sondern pflegend zu dem Manne steht, nicht abstoßend, sondern nur weichend, nicht finster und streng, sondern heiter, ist hier nicht zu finden; bald ist das Weib hier abweisend und unbesieglich, bald dem Genuß rasch hingegeben. Die Ursache des Einen und den Weg zum Andern, was beides eigentlich der wahre Vorwurf für die Dichtung wäre, erfährt man nirgends, als etwa im Tristan; diese Künstler wählen sich das Unvortheilhafteste, sie schildern Wirkungen ohne die wirkenden Kräfte, Erfolg ohne Anstrengung, so wie unzählige Lieder eine Klage erheben, ohne daß man ein Hinderniß sähe oder ein Leid. Die Weiber sind hier Männer in der Liebe, die Männer sind Weiber. Im Epos werfen sich die Heldinnen ohne Weiteres gemein weg, oder sie stoßen wie Männlinge ab und kämpfen und balgen; die griechische Kunst aber überließ mit unendlich feinem Geschmack die

Amazonen der Sculptur. Wie wenig erfahren wir von diesen Dichtern, deren ganzes Leben dem Dienste der Frauen gewidmet war, über das Wesen der Liebe und ihre verborgeneren Eigenschaften, wie wenig über weibliche Natur und Sitte. In Griechenland, wo sich das Weib in so ungünstigen Verhältnissen sah, welchen Tiefblick hat nicht der Eine Homer selbst in den bloßen Umschreibungen der verschiedensten weiblichen Charaktere bekundet!

Diese Gegeneinanderstellung will nicht sagen, daß die Minnepoesie unserer Ritter ganz arm an Zügen sei, die der Natur mit Glück abgelauscht sind. Weil eben dies feine Gefühl herrscht und dauert, so ist es innig und weit; weil ihre weltliche Liebe so nahe Verwandtschaft mit der himmlischen zu der Gottesmutter hat, so ist sie heilig und hehr; weil die Dichter in ihrer größeren Empfänglichkeit keinen starken gröberen Reiz ertragen, halten sie sich mit ihren Gesängen von dem wirklichen Leben fern, schwärmen ganz in ihrer unendlichen Empfindung, schweben nur im Allgemeinsten, kennen im Walde nur Einen Baum, unter allen Vögeln nur die Nachtigall, unter allen Blumen nur die Rose, im Sommer den Mai, auf dem Anger den Klee, an der Geliebten den Mund, der ihren Grüßen und Küssen die rosige Farbe mittheilt. Sie halten sich in sinniger Versenkung, aus der ihr vorübergehender Jubel sich nur mäßig aufschwingt; sie schwelgen in der Erinnerung an schöne Stunden und Ein solcher Tag der Gunst ihrer Geliebten (den der von Neifen Leidvertreib nennen möchte) gibt ihrer stillen Nachempfindung Stoff auf lange Zeiten und zu Hunderten von Liedern. Dies gibt ihrer Lyrik einen Zug von Stetem und Sanftem, und dadurch im Gegensatze zu den lyrischen Epen einen Anstrich von Epischem; der sonst ganz persönliche Affect der Liebe ist hier gleichsam ein nationaler. Im Allgemeinen ist glücklich die verborgenere und rückhaltendere Liebe des Weibes gegen die zudringlichere des Mannes, aber jene nur zu grell, diese zu matt geschildert; man merkt die ideellere Natur des Weibes in dem Abweisen der sinnlichen Begierden des Mannes. Ist einmal des Mannes Neigung befestigt, so ist das Vernachlässigen anderer Frauen ihm eigen; das Weib sieht neben dem Manne ihres Herzens die Aufmerksamkeit der Anderen noch gerne; obgleich sie wärmer ihr ganzes Leben an das Gefühl der Liebe und den Gegenstand derselben knüpft, so behandelt sie es gleichwohl nicht mit dem heiligen Ernste und der feierlichen Innigkeit, die dem Manne in neuerer christlicher Zeit eigenthümlich ist: dies ist ein vortrefflicher Grund, auf den jene ewigen Klagen in den Minneliedern gebaut sind, nur Schade, daß man ihn hinzudenken muß, daß er nirgends

faßlich ausgedrückt ist. Wo aber einmal gereizte Eitelkeit und Eifersucht deutlich ausgesprochen wird, da wird die Wirkung sogleich vollkommener; nur fallen sie dann leicht, bei ihrer sonst herrschenden Scheu vor dem Bestimmten, ins Gemeine. Ein gleichmäßiger Grundton in der Liebe der Frauen, dem leidenschaftlichen Affect des Mannes gegenüber, ist hier und da fein, aber selten angedeutet. Das Unbegreifliche, Plötzliche, Unerklärliche der Liebe sprechen sie naiv und wahr aus; ihre Herzen liegen offen, alles Aeußere ist nur ein dünner Duft, der den inneren Zustand der Seele nirgends verdeckt, nirgends aber auch bestimmt und klar vorhebt. Daß die Liebe damals das ganze Leben ausfüllte, die Thätigkeit des Mannes ganz durchdrang, der Mittelpunkt seines inneren Seins, Mittel und Zweck für das moralische Leben zugleich war, dies hatte auf die Gestaltung der Lyrik den schädlichsten Einfluß. Diese Dichter, sagten wir vorhin, redeten meist in Gefühlen, von denen sie selbst voll waren; sie malten eine Leidenschaft, in der sie selbst glühten. Daher rührt in so vielen Gedichten das Ringen eines wallenden Gefühles mit einer stockenden Sprache, denn das offenbare Vorwalten der im Gedichte erscheinenden Empfindung in dem Dichtenden wird nie in einem wahrhaft dichterischen Genius statt haben. Ein Catull steht überall über seiner Liebe: an Gegenstände, an Begebenheiten knüpfen sich seine Freuden und Leiden, bestimmt sind seine Hoffnungen und Wünsche, sein Schmerz ist von Selbsttrost und Aufrichtung, seine verschmähte Liebe von Fassung, von männlichem Stolz sein Kummer über die Untreue seiner Lesbia begleitet. Spielt unklar die zweispaltige Liebe mit seinem Herzen, und er schwankt zwischen Haß und Neigung, so spiegelt das nicht sein Lied so ab, daß seine Empfindungen wider seinen Willen gleichsam sichtbar werden, sondern er kennt diesen inneren Streit, er sucht seine schwer erklärliche Natur zu schildern. Diese Klarheit der poetischen Gestaltung macht hier alle Wirkung; die sinnlichere, obgleich nicht gemeine Natur seiner Liebe könnte sie nicht machen. Fast alle poetische Wirkung aber, die die deutschen Gedichte machen, schreibt sich von dem Antheil her, den jeder Fühlende oder Liebende an dem Fühlenden oder Liebenden nimmt, jeder Traurige an dem Klagenden, jeder Freudige an dem Frohen; es ist die innige warme Empfindung, der reizende Stoff, der kindliche Ausdruck offener Herzen, der uns gefällt; allein in der Dichtung soll nicht der Stoff und die Empfindung wirken, sondern die Form und die Einbildungskraft.

Aber noch haben diese Dichter, so weit man aus diesen Liedern schließen darf, keinen Begriff von Kunst: was sich selbst unter den

Troubadours findet, Wetteifer im Gesang, Vergleichung, Kritik, davon sind hier so gut wie keine Spuren, außer ganz im Allgemeinen zwischen Volksgesang und Ritterepos, zwischen Altem und Neuem, und dann zwischen Wolfram und Gottfried. Wo aber ist je etwas Tüchtiges geworden, ohne einen solchen Wetteifer, der den Blick schärft, die Kräfte reizt, das Wahre und Vortreffliche enthüllt? Weit entfernt, aus Drang und Kunsttrieb zu dichten, sangen diese Dichter blos um die Gesellschaft zu ergötzen; sie waren von den Gesetzen dieser Gesellschaft gebunden und dies drückt sich in allen ihren Gedichten ab; sie wichen nicht von den üblichen Stoffen, die arm und nicht glücklich gewählt waren; sie wankten nicht von der hergebrachten Manier, die noch minder fähig war, den mißlichen Stoffen durch poetische Behandlung aufzuhelfen. Man hat diese Beobachtung, daß nur ein erkünsteltes Leben der Standessitte dem ganzen Treiben der Ritter zu Grunde liege, auch auf die Kunst ausgedehnt, hat bei dem völligen Mangel aller tieferen Gedanken, bei der steten Wiederholung derselben Motive, auf erkünstelte Empfindung in den Liedern geschlossen. Und allerdings mögen auch eine Masse von fremden und deutschen Minneliedern, gegen unseren vorherigen Ausspruch, aus bloßem Nachahmungstrieb und ohne Theilnahme der Empfindung im Dichtenden gedichtet sein. Dies wäre an und für sich mehr Lob als Vorwurf, es wird aber zum Fehler, weil diese Künstler zu einer poetischen Gestaltung noch gar so wenige Anlage zeigen, so daß in den Deutschen das Gefühl, das ihnen die Hand führt, ihr Verdienst zugleich und ihr Schade ist. Bei den Romanischen Dichtern, deren Liebesempfindungen man mit Recht mehr Angelegenheit des Kopfes als des Herzens genannt hat, ist es ungefähr, wie in allen Beziehungen, umgekehrt. Man muß aber in Beidem nicht eben Unnatur suchen, sondern gerade dies merkwürdige Uebergehen von Empfindung zu Gedanken, dies Schwelgen in Beiden[324]), das größere Vergnügen in dieser Ausschweifung als in der

---

324) Gleich weiter unten führe ich eine Stelle von Gottfried von Straßburg an, die dies andeutet, mit mehr Verweilen auf der Empfindung. Ich setze eine andere von Robert de Blois entgegen (aus seinem Chastiement des Dames):

> Par le desir vient au pensser, lor est il pris sans echaper,
> par tant li est plesanz et douz li penssers, et tant saverouz,
> tant li agrée, tant li plest, que toutes autres choses lest;
> boire, mengier, dormir, jouer, entrelesse por le pensser.
> Li penssers li fet si grant aise, qu'il n'est chose qui tant li plaise;
> com plus pensse, plus le debris li penssers, et plus le combrise,
> qu'en penssant souspire sovent.

physischen und materiellen, dies eben ist das Räthselhafte und das Unerklärliche in jenen Regungen der ersten jugendlichen Liebe, der es eigen ist sich Gefühle gleichsam zu schaffen. So ist jener in Ost und West, in Geschichte und Gedichten wiederkehrende Zug, daß der Held zu einem nie gesehenen Weibe auf bloßes Hörensagen sehnsüchtige Liebe faßt, ein Zug, der die Natur dieser Jugendempfindungen, die den steten Einwirkungen der ungestümsten Einbildungskraft ausgesetzt sind, so scharf charakterisirt, dieser Zug ist durchaus nicht eine schlechte Erfindung der Poeten, sondern beruht auf der wirklichen und ächten Natur. Bei allen wesentlichen Fehlern, die diesen Dichtungen anhängen, gewinnen sie uns durch Züge dieser Art ein historisches Interesse ab; und wer dafür Sinn, wer für die Feinheit und den lieblichen Reiz unserer alten Sprache Ohr und Verständniß hat, wer mit offener Seele sich seiner Jugendempfindungen erinnert, der wird gerne einstimmen, daß der Minnegesang jenen schwer zu erfassenden, gegen jede Bezeichnung in Worten sich sträubenden Zustand des ersten Seelenlebens in einer Wärme und Tiefe ausspricht, die nur künstlerisch von Petrarca übertroffen ist, bei dem dagegen die Naivetät und Harmlosigkeit unserer sanften Meister bereits verloren ging. Er wird einstimmen mit Gottfried von Straßburg, „daß diese Nachtigallen ihres Amtes wohl pflegten, und lobwürdig ihre süße Sommerweise mit lauter Stimme sangen, das Herz mit Wonne füllten, und der Welt hohen Muth gaben, die alles Reizes entblößt und sich selbst lästig wäre, wenn nicht der liebe Vogelgesang dem Menschen, dem je nach Liebe sein Herz stand, die Freude und Wonne und die mancherlei Lust ins Gedächtniß riefe, die edle Herzen beseligt; daß es freundlichen Muth und innigliche Gedanken weckt, wenn der süße Gesang der Welt ihre Freuden zu sagen beginnt". Gerne wird man einmal aus dem Anspruch an männliche Gedanken und Gesinnungen weichen und dem Klageton zarter Herzen lauschen und dem Ausdruck empfindsamer, reiner Sinnesart. Und wo wir nicht die Muse verehrt finden, werden wir doch den Altar der Minne um so reicher von Opfern gekränzt sehen, der Göttin, von deren Allmacht und Gewalt diese Sänger so ehrfürchtig zu singen wußten, „die alle Enge und Weite umspannt, die auf Erden und im Himmel thront, die überall, nur in der Hölle nicht, gegenwärtig ist"; und wenn auch nicht ein heiterer Cultus ihren Dienst feiert, so ist es doch ein inniger, ein heiliger und frommer. Es ist eine Verehrung des weiblichen Geschlechts mehr, als einzelner Frauen, die wir hier finden; dies zeugt von der Tiefe, es eröffnet uns die Quelle, und deutet uns die ungemeine Bedeutsamkeit dieses Gesanges in der Sitten-

geschichte unserer Nation an. Dies Eine Gefühl der Liebe, diese Bereitwilligkeit in einem rauhen Geschlechte von Männern, von dem zarteren Geschlechte Sitte und Zucht zu lernen, milderte damals die Rohheit des Lebens, warf die erste Freude in ein eintöniges Dasein; und es ist eine herrliche Seite unseres deutschen Lebens und unserer Kunst, daß diese Freude des Frauenverkehrs hier nicht zu oberflächlicher Lust allein mißbraucht, sondern innerlich bei den Edleren auf die Reinigung der Seele bezogen ward; selbst die ungeheure Verbreitung, die allgemeine Theilnahme an der Dichtung von Minneliedern gewinnt von dieser Seite erst ihr bestes Licht. Der Ernst, die Würde, die Ehrbarkeit aller dieser Gesänge stellte für die langen Jahrhunderte des Meistergesangs diese zierenden Eigenschaften als unverbrüchliches Gesetz auf. Und wie viel späterhin Fremdes und Frivoles von Außen sich eindrängte, so hielt das Volkslied, welches meist in dem alten Charakter fortdauerte, ein Gegengewicht, und niemals verlor unsere Lyrik, auch wo sie in Uebermuth ausschweifte, die Zucht und die Würde der Kunst ganz aus den Augen. Wie sich in dieser Hinsicht die französische Lyrik zu dem Gesang der Troubadours verhält, so die unsere zu den Minnesingern; und auch das wird sich hier vergleichen lassen, daß sich nie unsere Liederpoesie so in alle Lebensverhältnisse eingedrängt hat, wie die französische, und wenn in dieser Beziehung im Mittelalter von uns zu wenig geschehen ist, so geschah dagegen in der neueren Zeit von den Franzosen darin zu viel. Die Kunst soll sich nicht auf ein vages Idealleben beschränken, wie damals in Deutschland geschah, sie soll sich aber auch nicht in den ganzen weiten gemeinen Lauf des Lebens eindrängen, wo sie sich niemals rein halten wird. Alles daher, was damals auf die Sphäre der Liebe und den Minnegesang Bezug hat, ist in den deutschen Dichtern um so viel zarter und schöner, wie das, was das äußere Leben berührt, bei den Troubadours reicher ist. Die Tenzonen und die Liebeshöfe kannte der Deutsche nicht, der seine Herzensangelegenheiten stille in sich trug; die deutschen Frauen dichteten nicht selbst, sondern überließen das den Männern, von denen sie nur Lieder verlangten, die sie zu Liedern begeisterten, so daß diese „für ihren Habedank ihnen dann Rosen und Lilien aus ihren Wangen scheinen lassen.“ Was die provenzalischen Sänger in der Staatsgesellschaft thaten, thaten diese in der Frauengesellschaft: sie schreckten mit ihrem Tadel die, welche ihren Unwillen erregte, und priesen, wer ihnen würdig erschien. Das eigenthümlichste Merkmal deutscher Natur tritt in dem Minnegesang, wenn man ihn mit dem Troubadourgesang vergleicht, zum erstenmal in dichterischen Erzeugnissen deutlich

dem Charakter unserer Nachbarn gegenüber. Das Rückziehen aufs Innere, die ausschließende Beschäftigung mit dem Innern, die sanfte und gleichmäßige Ruhe, die dies mit sich führt, steht der Aeußerlichkeit, der Zertheiltheit, der leidenschaftlichen Unruhe der Franzosen aufs entschiedenste entgegen.

---

2. Nibelungen und Kudrun.

Gerade als die ritterliche Lyrik ihre schönste Blüte entfaltete, als Hartmann, Wolfram und Gottfried ihre erzählenden Werke schrieben, als Alles um die Einführung fremder Stoffe und um die höchste Glätte der formellen Ausbildung wetteiferte, kam um 1210 die Sammlung der Nibelungenlieder[325]) zu Tage, die wir besitzen, die ehrwürdigen Reste einer heroischen Poesie, zu denen kein Dichter genannt war, die einen uralten einheimischen Stoff behandelten, der bisher blos im Munde der Volkssänger gewesen war, zuletzt wohl auch in die Hände halbgelehrter fahrender Dichter gekommen sein mochte. An diesem Stoffe, der sehr wenig Verhältniß zu dem neuen aus Westen eindringenden Kunstgeschmack hatte, wurde jetzt der gewagte Versuch gemacht, wie weit er sich mit der neuen ritterlichen Epik versöhnen, wie weit der volksthümliche Ton der lebendig umgetragenen Lieder sich mit der schmuckreicheren Kunst der höfischen Dichter verschmelzen lasse. Daß der Zusammenfüger des Nibelungenliedes, wie wir es lesen, dem Kreise der höfischen Dichter angehörte, verräth sich aus der ganzen Versetzung des handelnden heroischen Personals der alten Sage in ritterliche Verhältnisse, aus der Kenntniß der höfischen Epen wie des Parzival, und aus der Befolgung der neuen reinen Kunst der Reime. Den Ort der Aufzeichnung hat man in Oesterreich zu suchen, wohin die westlichen Einflüsse am langsamsten vordrangen; darauf führt schon die genauere Landeskunde, die sich in den Nibelungenliedern dort findet, wo die Bühne der Handlung im Osten liegt, und die Fehler in der Angabe rheinischer Oertlichkeiten, die sich dann in späteren rheinischen Handschriften, wie in der Laßbergischen, verbessert finden.

Wir begegnen dieser unserer alten Volkssage hier wieder nach langer Unterbrechung. Wir hatten Anfangs nur von der materiellen Grund-

---

325) Herausg. v. Lachmann. 3. Ausg. 1851.

lage nach Zeugnissen der Geschichte und nach Vermuthungen aus der letzten formellen Gestalt reden können, die wir nun in der Zeit ihrer Abfassung erreicht haben und mit der wir uns daher nur in formeller Hinsicht hier beschäftigen. Welche Umwandlungen die Sage seit ihrer ersten Begründung in der Geschichte durchlebt hatte, ließ sich in einer geschichtlichen Darstellung, die überall das sichere Allgemeine dem unsicheren Besonderen vorzieht, nur von weitem andeuten; auf die verschiedenen dichterischen Gestalten und Farben, die sie angenommen haben mochte, ließ uns zuerst das Hildebrandlied, dann der Waltharius rathen. Von da an haben wir kein Mittelglied bis zu unserer Sammlung, die wir noch heute lesen. Wir haben oben gehört, daß im 12. Jahrh. die Zeugnisse in Gedichten und Geschichten häufiger wiederkehren: sie scheinen sich immer auf einzelne Lieder zu beziehen, die von blinden, von fahrenden Sängern noch wie vor Jahrhunderten umgetragen wurden. Daß diese verloren gingen ist wohl erklärlich; ihr Verlust aber ist im höchsten Grade zu beklagen. Wie sie beschaffen sein mochten, ob sie sich schon in größere Gruppen verbunden, in wie weit sich Lieder von Siegfried schon mit denen von Dietrich, Gunther und Attila vereint hatten, darüber fehlen uns sichere Nachweisungen.

Aus dem Zustande aber, in dem wir unsere Sammlung von Nibelungenliedern kennen, lassen sich nicht geringe Vermuthungen ziehen über die Gestalt, die unser Gedicht einige Jahrzehnte rückwärts gehabt haben mochte. Wir wollen auch hier, wo ein so scharfsinniger Forscher wie Lachmann die Hauptautorität ist, unsere eigene Meinung um so mehr im Hintergrunde halten, und mehr die letzten Ergebnisse der Untersuchung berichten, als diese von den früheren Ansichten desselben Forschers wesentlich verschieden sind. So hat sich auch J. Grimm, der die Anwendung von Wolfs Ansichten über Homer auf die Nibelungen immer gebilligt hatte, neuerdings von Lachmann's Standpunkte abgekommen erklärt, der ihm die Grausamkeit der Kritik zu weit trieb, die zwar Unächtes ausscheiden, aber „das Aechte nicht wiederschaffen kann.“ Dieser Wechsel der Ansichten selbst bei diesen gediegensten Kennern ist so natürlich, wie daß Niebuhr's Urgeschichte von Rom zu anderer Zeit anders lautete; solche Gebiete gestatten keine andere Orientirung. Jeder Einzelne, der sie durchstreift, geräth auf andere — Richtwege und Irrwege; ein und derselbe Mann, der bei einem zweiten Entdeckungszuge den Ariadnischen Faden verschmäht, den er sich beim ersten Male geknüpft hatte, wird dasselbe Schicksal haben. Die Verschiedensten sehen dies labyrinthische Gebiet von den verschiedensten Seiten und können nur

über die allgemeine Beschaffenheit desselben nicht streitig sein, die sie alle auf ähnliche Weise erfahren haben; im Einzelnen einig zu werden können nur Zwei nicht hoffen, da es Einer und derselbe zu verschiedener Zeit nicht kann, es müßte sich denn der Zweite dem Ersten ganz vertrauen. Diese letztere Partie zu ergreifen, sich der Führung des Kundigsten ganz hinzugeben, rathen wir jedem, der sich nicht mit uns bei einer Ansicht dieser Gegenden in Vogelperspective beruhigt; wir führen ihn zu dem Eingange und dem Führer und harren seiner Wiederkehr, um ihn unsererseits in hellen Gebieten der eigentlichen Geschichte weiter zu geleiten. Lachmann hat die (20) Nibelungenlieder nach seiner kritischen Scheidung und Reinigung zusammengestellt, und sie sind in dieser Gestalt[326]) nun auch dem größeren Publicum zugänglich geworden. Die Gedichte, denen ein so schlechter Sammler im Anfang des 13. Jahrh. zu Theil ward, verdienten es, daß nach sechs Jahrhunderten in der Zeit eines reineren Geschmacks ein feinerer Ordner sie aufs neue sichtete. Die Geschichtschreibung der Literatur kann Lachmann nicht würdiger ehren, als wenn sie ihm diesen Ehrennamen zuerkennt, und ihn so in eine organische Verbindung mit der Geschichte dieser Gesänge selber stellt. Der Leser, der nach reinem Genusse sucht, und den ausgeschiedenen Theil mit dem ganzen Wuste der nachlässigen Texte vergleicht, die uns erhalten sind, wird sich nicht bedenken, diese neueste und reinste Gestalt zur Hand zu nehmen, die dem Gedichte gegeben worden ist. Nur für eine hergestellte ältere und ursprünglichere Gestalt darf er diese neue Reinigung freilich nicht mit zu viel Verlaß annehmen; hat doch selbst Haupt es für eine Sache der Unmöglichkeit erklärt, die Nibelungenlieder aus der letzten Bearbeitung der Sammlung mit Sicherheit und im Einzelnen überzeugend auszusondern. Lachmann's Kritik geht von der Ansicht „einer Vollkommenheit des ursprünglichen Epos“ aus, die wir immer unstatthaft gefunden haben, wofür sie jetzt zu unserer äußersten Befriedigung auch J. Grimm erklärt,[327]) der Mann der ächten wissenschaftlichen Forschung, dem es allezeit um Wahrheit und nicht um Rechthaben galt. Wenn aber diese verfehlte Grundansicht schon die Richtigkeit des ganzen Endzwecks der Kritik der Nibelungen in Frage stellt, so wird die weitere Entdeckung J. Grimm's, daß Lachmann, wie er schon bei seiner Behandlung der melischen und scenischen Gedichte der Alten liebte, die

---

326) Hahn, die echten Lieder von den Nibelungen nach Lachmann's Kritik. Prag 1851.

327) Rede auf Lachmann. Berlin 1851.

Strophenzahl der verschiedenen Nibelungenlieder in Heptaden geordnet hat, auch ein gutes Theil des Vertrauens zu der Unbefangenheit dieser Kritik in ihrem einzelnen Verfahren rauben. Dies hindert durchaus nicht, den Feinsinn anzuerkennen, mit dem in jener gereinigten Anordnung auf dem Wege der sprachlichen Kritik erreicht worden ist, was dem feinsten ästhetischen Sinne Genüge thut. Ueber diese aus der kritischen Untersuchung gewonnene Frucht freut man sich ungestört, wie an den allgemeinen Ergebnissen dieser Kritik selbst. Daß die Nibelungen nicht das Werk eines einzelnen Dichters, daß sie eine Sammlung im Volke umhergetragener Lieder seien, wird nun so wenig mehr bestritten, daß es des Eifers gegen die Widersacher nicht mehr bedürfte. Im Detail der Kritik und Forschung werden, wo so viele Vermuthungen statt haben, die nur dem Vermuthenden zur Ueberzeugung werden können, Anderen andere Vermuthungen ohne Eifer zu gestatten sein[328]).

Daß die Gestaltung unserer Poesie im 12. Jahrh. dahin leiten konnte, wenn nicht mußte, einzelne Nibelungenlieder zu sammeln, auch wenn in früherer Zeit durchaus noch gar kein Versuch zu einer solchen Sammlung gemacht worden wäre, liegt am Tage. Die Kunst der Erzählung und der Antheil an fesselnden Begebenheiten kamen sich entgegen, die Achtsamkeit auf fremde Dichtung und Dichtungsstoffe führte von selbst zu der Aufnahme der einheimischen, und wir sahen diese letzteren schon oben in den rohen Versuchen, in den willkürlicheren Gestaltungen bei den Fahrenden sich neben den übersetzten Werken aufpflanzen. Möglich genug, daß die Reihe hierzu jene vageren Gegenstände der Volkssage zuerst traf, die in sich mehr Anlage trugen, ganz nach dem Stile der neuen Erzählkunst und im Tone der französischen Dichtungen vorgetragen zu werden. Möglich genug, daß erst die schon reifere und vielseitiger gewordene Zeit zu dem Versuche schritt, auch die uralten Volkslieder von Dietrich aufzugreifen, sie vorsichtig und schonend nur so umzugestalten, daß sie sich auch in höfischer Gesellschaft konnten hören lassen, und endlich in Eine Reihe zu versammeln, daß sie als eine geordnete, vollständige Erzählung sich neben die fremden wagen konnten. So könnte unsere Sammlung eine ursprüngliche sein; sie könnte zuerst getrennte Lieder zusammengestellt haben, die nach Lachmann's Bemerkung um

328) W. Müller (über die Lieder von den Nibelungen, 1845) ist in seiner kritischen Betrachtung zu dem Ergebniß gekommen, daß nicht so viele Lieder zu trennen seien, wie Lachmann will, und daß das Ganze nicht mit einem Male noch von einem Einzigen geordnet sei.

1190—1210 ungefähr die Gestalt wie die meisten Stücke unseres Gedichts haben mußten. Auf diese Art erklärten sich die Widersprüche, selbst die handgreiflichsten, freilich am einfachsten, was schon schwieriger wäre, wenn dem Sammler bereits eine schriftliche Quelle, eine andere Sammlung vorgelegen hätte. Auf eine solche Quelle beruft sich das Gedicht nirgends, und man wird wohl geneigt, sie am kürzesten mit Lachmann zu leugnen, obgleich das Ungeschick der Dichter jener Zeiten so augenscheinlich groß ist, und das unseres Sammlers groß genug bleibt, um auch das Ungeschick eines Umdichters sein zu können; obgleich es auch an einem gelegentlichen Widerspruche in der Kudrun nicht fehlt, worin man sich doch an einer verlorenen Stelle auf ein Buch beruft, die auch in einem anderen Sinne verloren sein könnte. Wie es auch sei: der Ton dieser Gedichte liegt in einem solchen Gegensatze gegen die Literatur des 12. und 13. Jahrh., daß man immer auf die Klage und den Wunsch geführt wird, es möchte uns doch aus früheren Zeiten, und wenn nur aus dem Anfange des 12. Jahrh. irgend eine Urkunde erhalten sein, die uns eine Vorstellung gäbe, wie diese Lieder lauteten, ehe sie in Berührung mit der höfischen Dichtung kamen, und wie sich die große Kluft ausfüllt zwischen dem Hildebrandliede und den Nibelungenliedern, die wir besitzen. Denn die Stumpfheit und dorische Schwerfälligkeit des Vortrags in diesen Liedern der südlichen Gegenden, die die Sage pflegten, ist auffallend genug, wenn man bedenkt, daß gerade in Oesterreich die verschiedenartigsten Minnedichter und bald auch die gewandtesten Erzähler zu Hause sind, eben in jenen Gegenden, die sich der alten Stammsage jetzt wieder annahmen. Je schwerer es fällt, auf die Entdeckung einzelner älterer Lieder zu hoffen, die ihrer Beschaffenheit nach leichter verloren gehen mußten, desto mehr hängt man dann an dem Wunsche, es möchte uns noch eine ältere Sammlung aufgefunden werden, die ja auch, in anderer Gegend entstanden, unserem unabhängigen Sammler unbekannt geblieben sein könnte.

Und dies ganz besonders der Winke wegen, die uns das Lied von der Klage gibt, das die Sage anders gestaltet kennt[329]), als unsere Nibelungen. Ueber dieses Gedicht ist Lachmann nunmehr der Meinung, daß die geschriebene Quelle, die der Dichter vor sich hatte, nicht mehr und nichts wesentlich anderes enthielt, als unser erhaltenes

---

329) Vgl. E. Sommer in Haupts Zeitschrift 3, 193. — Die neueste Ausgabe ist von v. d. Hagen. Berlin 1852. Von ihm auch die erste Uebertragung ins Neudeutsche. Berlin o. J. (1852).

Gedicht auch. Auch dieses frühere wahrscheinlich strophische Werk hält er nicht für freie Dichtung eines Einzelnen, sondern für eine Sammlung verschiedener Lieder, weil auch hier sich ähnliche Widersprüche finden, wie in unserer Nibelungensammlung. Die Form der umgearbeiteten Lieder, die Reimbildungen würden alterthümlicher gewesen sein, als in den erhaltenen, aber die Lieder selbst nicht wohl älter als aus den 80er höchstens 70er Jahren; denn es ist ihm nicht wahrscheinlich, daß die Nibelungenstrophe, die man für die Erfindung des Kürenberges hält als dessen Weise sie bezeichnet wird, viel früher in Gebrauch gewesen. Das Gedicht ist nun in jedem Falle am wichtigsten durch die Andeutungen, nach denen ihm eine andere Gestalt der Sage vorlag, als uns in unseren Nibelungen. Weit das Wichtigste ist darunter, daß der Dichter der Klage nur in dem letzten Theile des Liedes, dem Untergange der Burgunder, im Wesentlichen mit unseren Texten, oft wörtlich, übereinstimmt, daß er dagegen von der Werbung um Kriemhilde und der Reise der Burgunder nur summarische Anzeigen hatte. „Wenn wir das durchgehen," sagt Lachmann, „was in der Klage von den früheren Schicksalen Kriemhildens und ihrer Verwandten vorkommt, so wird daraus klar, daß der Dichter nicht den ersten Theil unseres Liedes, sondern nur einen kurzen hin und wieder auch abweichenden Auszug der Geschichte desselben vor sich hatte [330])." Nirgends ist von Siegfried's früheren Thaten oder von seiner Beziehung zu Brunhilden die Rede, dagegen scheint der letzte Theil, vorzüglich im Kampf mit den Berner Helden, reicher an Besonderheit, an Kenntniß des Einzelnen und, wie aus den Personen des Irnvrit und Irinc hervorgeht, reicher an historischer Anlehnung gewesen zu sein. Lag dem Dichter der Klage schon eine Sammlung von Liedern vor, so würden wir in ihr also eine Zusammenstellung besitzen, die vor der Einführung der vollständigen Siegfriedsage läge, und es wäre auch natürlich genug, daß diese erst in jenen Zeiten allgemeiner Sagenverknüpfung vorn wäre angefügt worden, eben wie der Gegenstand der Klage, die Botschaft an die Verwandten der Erschlagenen und die Bestattung, hinten angefügt ward. All das Störende und Ungleiche, was die Zusammenfügung dieser beiden Theile mit sich führt, würde also wegfallen; schon dies würde uns von dem Werthe dieses verlorenen Gedichtes günstiger denken lassen, als von dem erhaltenen. Allein der Dichter der Klage erlaubt uns noch tiefere Blicke in die innere Structur jenes Gedichtes zu thun. Was nämlich die ungeheure tragische Katastrophe selbst in ganz anderem Lichte erscheinen

330) Lachmann über die urspr. Gestalt der Nibelungen p. 63.

läßt, ist, daß der Untergang der Burgunder in dem alten Gedichte als Strafe alter Vergehung dargestellt ist und als ein Fluch, der auf dem Raub des Nibelungenschatzes lag, so wie wieder Etzel das Unheil, das ihn selbst betrifft, von Gottes Haß herleitet, der ihn verfolge, weil er das Christenthum verlassen habe, dem er fünf Jahre gehuldigt. Jene Bedeutung des Schatzes aber ist in unserem Texte ganz verwischt, obgleich sie immer noch so leicht hineingelegt werden kann, daß mehrere Aeußerungen des Dichters der Klage (V. 96. 113 ff.) blos persönliche Ansichten sein könnten. An einer anderen Stelle aber (V. 285) beruft er sich ausdrücklich auf einen Ausspruch seines alten Dichters, der die That der Kriemhilde mit ihrer Treue entschuldigt, und dieser Ausspruch wie diese Ansicht findet sich allerdings in unserem Gedichte durchaus nicht, wo der Dichter sichtbar gegen das Ende eine feindselige Stimmung gegen Kriemhilde annimmt. Wenn ferner die Schuld der Kriemhilde dadurch gemäßigt wird, daß ihr die bestimmte Absicht beigelegt ist, nur an dem Einen Hagen den Mord ihres Mannes rächen zu wollen, und daß nur ihre Absicht — da Weibessinn nicht über eine Spanne reiche — fehlgeschlagen sei, und das Verhängniß aus der ersten unüberlegten Nachgiebigkeit gegen das Rachegefühl das schrecklichste Elend wie eine Lawine anwälzend über die Rächenden selbst hereinbrechen läßt, so könnte auch dies wohl in unseren Nibelungen gelegen scheinen, wo sich auch namentlich die damit eng verbundene Ansicht, daß, wenn Etzel von dem wahren Verhalt der Dinge unterrichtet gewesen wäre, die furchtbaren Vorfälle hätten vermieden werden können, daß ihm aber die Burgunder aus Uebermuth das Wort nicht gegönnt hätten, fast mit den nämlichen Ausdrücken wie in der Klage vorfindet[331]). Allein es ist eben in unserem Texte so charakteristisch und man könnte das aus den Varianten auch an einzelnen Fällen zeigen, daß er zwar eine Menge solcher innerer Verhältnisse der Sage berührt oder ahnen läßt, nirgends aber deutlich ausspricht, und man würde darin gerade das Charakteristische unserer Nibelungen suchen, indem man auch in anderen Fällen, am deutlichsten in den späteren Bearbeitungen des Alexanders, wenn man sie mit Lambrecht vergleicht, ganz in derselben Weise höchst deutlich erkennt, wie Alles

331) Nibelungen Str. 1803. —
Hete iemen geseit Etzeln diu rehten mære,
er hete wol understanden daz doch sît dâ geschach:
durch ir vil starken übermuot ir deheiner ims verjach.
Damit vgl. man Klage V. 142.

was noch den Dichtern des 12. Jahrh. klar und bestimmt vorstand, denen des dreizehnten anfing unbegreiflich zu werden; die innere Bedeutung von Alexanders Leben und Treiben, die noch Lambrecht mit solcher Schärfe durchschaute, verschwand vor dem Sinne der Rudolfe und Ulriche.

Bei diesem Verhalt der Sache darf man, scheint es, zwischen zwei Wünschen schwanken: möchte doch entweder ein älteres Gedicht in noch strengerer und anspruchloserer Form, diesen einfachen Gang der Fabel, wie man ihn aus der Quelle der Klage erräth, verfolgend, uns erhalten, oder möchte es dem letzten Bearbeiter geglückt sein, mit der Einführung von so vielem Schmucke, der an seine ritterliche Zeit erinnert, zugleich Sprache und Vortrag höher zu heben; wir meinen, möchte er lieber das Alte unverändert gelassen, oder, wollte er einmal ändern, möchte er doch geradezu etwas kecker geändert und wenn auch nur mit so viel Geschick gearbeitet haben, wie, scheint es, Der dem die Kudrun zuletzt durch die Hände ging. Einen letzten Dichter von einigem bedeutenden willkürlichen Einfluß anzunehmen, scheint uns in einer Zeit ganz subjectiver Dichtung natürlich, so wie nach allen angegebenen Schicksalen unserer Poesie fast unerläßlich; jede andere Vorstellung führt auf eine wunderbare Entwickelung des Volksgesangs, die kein Geschichtschreiber brauchen kann. Dieser letzte Dichter oder Ordner hinterließ uns das Gedicht in einem Zustande, dessen Ungleichheit und innere Widersprüche nach Form und Inhalt schon von den Zeitgenossen in einzelnen Punkten und Beziehungen empfunden, und schon vor 1225 durch zwei neue Ueberarbeiter[332]) mit einiger sachlichen und stilistischen Nachhülfe zu bessern gesucht wurden. Den großen Zwiespalt aber, den das Gedicht in allen Bearbeitungen gleichmäßig zwischen Form und Stoff in sich trägt, konnten diese geringen Aufbesserungen freilich nicht tilgen. Er ist so schneidend und so unangenehm, wie der ähnliche Zwiespalt in den ritterlichen Epopöen, obgleich das Verhältniß das umgekehrte ist. Dort finden wir die größte Armut im Stoffe, aber den prächtigsten Reichthum in der Darstellung; hier aber ist der Stoff viel mannichfaltiger und größer, aber die Darstellung desto dürftiger. Hier dürfen wir nicht über kleinliche, armselige Gegenstände klagen, eine einzige gewaltige Handlung eröffnet sich großartig in allen ihren Theilen. Dort sahen wir die Dichter mit pomphaften Worten ihrer mageren Erzählung vorangehen, hier leiht das Gedicht

332) St. Galler Hs., Ausg. von v. d. Hagen 1842, und die Laßbergische in dessen Liedersaal, 4. Bd. — Die älteste Hs. ist die Hohenemser, jetzt in München.

demüthig den kolossalen Begebenheiten ein allzubescheidenes Kleid. Dort lächert uns der Dichter mit seinem Feuer, dessen Wärme wir nicht mitempfinden, hier ärgert uns die Kälte und Eintönigkeit des Vortrags in einem Stoffe, der uns ergreift und fesselt. Die Gegenstände begeistern uns hier, aber der Dichter sollte uns die Worte dafür leihen; allein sie scheinen ihn selbst kalt gelassen zu haben, weil er keine begeisterte Aufnahme mehr fand. Wir möchten gern den ungeheuren Sturz der Ereignisse begleiten, wir möchten uns mit den großen Gegenständen auf gleicher Höhe halten, allein die fast pedestrische Rede schneidet uns die Flügel, hält uns am Boden und vergönnt uns keinen freieren Aufschwung. Im Tristan reißt die Lectüre von Vers zu Vers, zieht immer neu an, ladet uns von Scene zu Scene, aber wenn wir geendigt haben, erstaunen wir über die Kleinheit und Niedrigkeit der Materie, an die so viel Kunst verschwendet ist; in den Nibelungen ermüden wir über dem Lesen, über den armen Reimen und der trockenen ton- und klanglosen Sprache, aber wenn wir das Ganze überschauen und überdenken, so erkennen wir befriedigt die Gewalt und Größe des Stoffes und tragen einen reinen Eindruck davon. Wir vermissen in der Sprache, vermöge jenes Mangels an Reife des Seelen- und geistigen Lebens, jenen vollen und schwellenden Strom, auf dem sich reiche Empfindungen und große Leidenschaften offene Bahn zu brechen vermöchten. Wir vermissen in ihr die Bildung der damaligen ritterlichen Dichter, und dies gibt diesen ein Recht, sich dagegen zu erklären. Ein Volksgedicht, wie dieses, hätte lange Zeit noch in jener Periode der reifenden poetischen Bildung von Mund zu Mund gehen sollen, allein damals und wohl schon früher, mochte die Schreibkunst die feine und unermüdete Feile der mündlichen Ueberlieferung vielfach hemmen, die Tausende von Worten und Ausdrücken in glücklichen Augenblicken glücklich änderte. Man sollte denken, auch später, auch in unseren Tagen noch, hätte die Größe der Sache neben der lallenden Sprache von selbst einen Dichter auffordern sollen, sich wie Göthe an Reineke Fuchs, wie Heiberg und Andere an der nordischen Mythologie daran zu versuchen; allein Tieck, als er dies zu unternehmen dachte, mochte es wohl gefühlt haben, daß hier Lücken auszufüllen seien, denen heute Niemand mehr gewachsen ist.

Sobald wir uns aber über diesen Zwiespalt wegsetzen, sobald wir das äußere Gewand wegdenken und auf die Sache selbst gehen, so erscheint uns das Gedicht in jeder Hinsicht überlegen und groß. Das Außerordentliche in der deutschen Dichtungsgeschichte ist, daß sie überall einen so vollkommnen Abriß des Ganzen der Dichtungsgeschichte über-

haupt bildet, und einen Abriß, der mit einer seltenen Bestimmtheit ausgezeichnet ist. Wir finden in diesem Nibelungenliede die gegenständliche Kunst der Alten, die reinere Wirkung auf die Sinne und die Einbildungskraft, ohne Einmischung der Persönlichkeit des Dichters, ohne eine ausschließliche Einwirkung auf eine Empfindung des Lesers oder auf seinen Verstand. Kein Volk des neueren Europa hat hiermit etwas zu vergleichen. Und wenn auch die Erfolge dieses Gedichtes und unsere ganze Natur uns sagt, daß wir nicht bestimmt waren, in dieser Gattung eigenthümlich ausgezeichnet zu sein, so steht doch dies Werk in seiner großen Anlage ganz allein neben dem griechischen Epos und beweist unsere Vertrautheit mit der allgemeinen Entwicklung der Menschheit, die wir in allen ihren Theilen zu vollenden strebten, auch wo wie hier äußere Hindernisse sich entgegenstellten. Wir gingen von dieser Art der Dichtung auf die am meisten entgegengesetzte über, von den äußeren Formen auf die inneren, von der objectiven epischen zur subjectiven lyrischen Kunst. Während wir am meisten unter den neueren Völkern uns in unserem Volksepos dem einfachsten Begriffe der Kunst, der in der Sculptur liegt, näherten, so fielen wir jetzt umgekehrt dem entferntesten zu, der in der Musik liegt, mit der unser Minnegesang die engste Verwandtschaft hat. Wir sollten und wollten den ganzen Kreis der Dichtung beschreiben; wir verstiegen uns in die äußersten Enden fast zu einer und derselben Zeit. Die größeste und entschiedenste Anlage gab sich in beiden kund; kein epischer Stoff that es dem unseren an Großartigkeit, kein lyrischer Gesang an Tiefe der Empfindung gleich. Allein es fehlte an der Reife der Einbildungskraft, um in beiderlei Art vollkommenere Kunstwerke zu gestalten. Es schien, als ob wir auch das Unerlernbare uns erst durch Lernen aneignen müßten. Es erforderte Jahrhunderte der einseitigeren Ausbildung des Verstandes, die uns in jederlei Art von Erkenntniß weiter brachten, ehe wir im Stande waren in einer neuen Periode jene Gegensätze zu versöhnen und die eigenthümlichen Vorzüge der antiken Kunst mit denen der neueren zu vereinigen. Wir nahmen das ganze Reich der Gefühle und Ideen in unsere neuere Kunst auf, und daß sie mit diesem erschwerten Körper noch einen so hohen Flug nahm, dies zeugt von der ungemeinen geistigen Biegsamkeit und Geisteskraft der Nation.

Vergleichen wir die Nibelungen mit den ritterlichen Epen der Zeit, so erscheinen sie von jeder Seite ehrwürdiger und poetischer. Es sind nicht zufällige Begebenheiten, die hier neben einander gestellt und durcheinander geworfen sind, sondern es ist, zwar nicht streng eine einzige epische Handlung, sondern eigentlich zwei getrennte dramatische, aber es

sind doch eben Handlungen, deren Anfang Mitte und Ende, deren Entstehung und Fortbildung so verfolgt wird, daß alle einzelnen Ereignisse einfach und nothwendig auseinander entspringen, daß Weniges von äußerer Maschinerie, nichts von Willkür des Dichters, nichts von seiner Betrachtung oder seiner Empfindung erscheint, daß Alles, jeder Umstand, jede Begebenheit, jede Verschlingung und Lösung aus den handelnden Charakteren und aus dem Gegenstande selbst fließt. Mit dem griechischen Epos verglichen führt uns das Gedicht mehr auf unser Inneres, verglichen mit dem ritterlichen führt es uns aus uns heraus. Gegen das Antike wirkt es mehr auf die Empfindung, gegen das Ritterliche auf die Phantasie. Gegen das Alte verliert es an Fülle der Gestalten und an Reichthum der Verhältnisse, worin es gegen das Romantische gewinnt. Gegen jenes steht es an reicher Menschenkenntniß eben so im Schatten wie gegen dieses im Licht. Dem Homer gegenüber schadet ihm die Heroensitte, die roher und nicht so gleichmäßig gebildet ist, wie die achäische, den britischen Romanen gegenüber wird es dadurch gehoben, weil sich gegen die verfeinerte Rohheit dort die gute Einfachheit der Natur zeigt. Weder ist die menschlich reine Natur der Achäer noch die Wunderlichkeit der Tafelrunder hier; weder die Luftgestalten der bretagnischen Gedichte noch die festen Formen der Griechen; weder die kleinlichen Verhältnisse jener, noch der gewaltige Umfang der Verhältnisse bei diesen; weder die historische Helle hier, noch der undurchdringliche Nebel dort. Wir folgen nicht einem einzelnen Helden, der uns ein dürftiges Interesse abgewinnt, durch Begebenheiten, die durch Sonderbarkeit und Fremdartigkeit reizen wollen, sondern wir stehen, wie es das ächte Epos verlangt, in einer Welt von Menschen, die nicht die Minne bewegt, sondern der Zwang der Verhältnisse, die nicht mit Grillen im Kampfe liegen, sondern mit dem Schicksal, die nicht blind in Abenteuer stürzen, sondern in ein großartiges Verhängniß von einer außer ihnen liegenden Gewalt gestürzt werden. Hätten wir das alte Gedicht übrig, in dem jener Fluch auf dem Nibelungenhorte ruht, so würden wir noch bestimmter das aus dem Dunkel treffende Schicksal der Alten erkennen, das jetzt in unseren Texten mehr in den handelnden Personen selbst liegt, obwohl wieder, wie wir sehen werden, sehr merklich verschieden von der Art, wie auch Parzival sein eignes Geschick mit sich trägt. Bei Homer erscheinen die Figuren, die gleichsam die Träger des Schicksals sind, eine Helena und Paris, mehr im Hintergrunde, aber Kriemhilde und Hagen stechen hier gerade hervor vor den Andern. Sie reißen durch Eigenwillen sich und Freunde und Feinde in das Verderben, und wie ihre Handlungen den

Verhältnissen gegenüber wechselseitig diese und sich selbst aus diesen entwickeln, ist mehr in tragischer als in epischer Weise geschildert, ist aber, wenn wir uns dies einmal gefallen lassen, ganz vortrefflich. Wie Kriemhilde, nachdem ihr Siegfried ermordet ist, im ersten Schmerz sich versöhnlich zeigt, sich wirklich versöhnt, bis dann der verhängnißvolle Schatz wieder anfängt hereinzuspielen (dessen Bedeutung sich noch überall erkennt), wie dann das treu bewahrte Gefühl für den todten Gatten, das keinem neuen Gefühle weichen will, dem Gedanken der Rache weicht, zu der ihr die Möglichkeit in der Ehe mit Etzel geboten wird, wie nun der weiblichste Charakter allmählig abgelegt wird, wie das Weib, das früher die unbesonnenste Offenheit, die größte Hingebung, die zarteste Versöhnlichkeit besaß, nachtragend (lancræche) über Racheplanen jahrelang sinnt, wie sie diese Rachsucht bei steigender Macht und Ansehn nährt, wie sie endlich im losgebrochenen Unheil, das zunächst nur auf den einen Mörder berechnet war, sich allmählig in größeren Grimm und, nachdem ihr Kind gefallen war, in völlig blinde Wuth bis zum eigenhändigen Brudermord verliert, dies Alles ist zwar nicht mit jenen tausend besonderen Zügen charakterisirt, aber doch in großen Umrissen deutlich gezeigt, und beweist, wie frühe uns unsere ganze Eigenthümlichkeit darauf hinwies, die äußeren Gestalten unserer poetischen Geschöpfe aus der inneren Form errathen zu lassen, statt daß das griechische Epos aus jenen diese errathen läßt, was dem Begriffe des Epos eben so zusagt, wie jenes dem Drama. Ihr gegenüber steht dann Hagen in einem Gegensatz, den kein Genius erster Größe vortrefflicher hätte ausbilden können. Der trotzige Mann sucht von dem Augenblick an, wo seine Ahnung und die Weissagung des bevorstehenden Schicksals ihn grimmig, wild, gottlos und rücksichtslos macht, Alles auf, was ihn und seine Gesellen recht tief in das unvermeidliche Geschick stürzt, als wolle er wenigstens ihren Fall so gewaltig als möglich machen. Er versucht den Mord des zur Rettung bestimmten Kaplans, er zertrümmert das Schiff, er trägt in seinen Mienen die Furchtbarkeit, die Rüdiger's Tochter bleich macht als sie ihn küssen soll, und die Reizbarkeit, die ihn den Helm fester binden läßt, als Kriemhilde den Giselher allein zum Willkommen küßt; er unterläßt nichts was sie reizen kann, er zeigt ihr Trotz und Geringschätzung und erinnert sie geflissentlich an Siegfried, er gesteht ihr den Mord, er regt die Hunnen selbst zu Argwohn und Spannung auf und beginnt, nachdem die Losung gegeben war, mit dem Mord von Kriemhildens Sohn, der den Schaden unheilbar macht. Wie sich nun unter dem Kampfe und unter der Verwüstung selbst sein Charakter groß erhebt,

in dem Maße wie Kriemhilde sinkt, wie er dem Rüdiger gegenüber edel erscheint, wie er Dietrich's ehrenvolles Anerbieten ausschlägt und jetzt gestählt ist, sich selbst mit diesem zu versuchen, dies ist sogar in der Ausführung theilweise eben so vortrefflich, wie der letzte Theil der Nibelungen überhaupt immer darum ausgezeichnet worden ist, weil das hereingebrochene Unheil sich bis zuletzt so trefflich steigert, daß nachdem schon die ungeheuersten Niederlagen erfolgt sind, noch auf den Kampf der Berner Helden alle Lebhaftigkeit, alle höchste Wildheit der Kampfschilderung gespart ist, wo dem fast ermüdeten Leser durch die wohlthuende Kürze, mit der der Fall der wackersten erzählt wird, ein neues Grauen bereitet wird, das endlich der schauderhafte Untergang Gunthers und Hagens noch überbietet.

Man sieht wohl, dies ist die Katastrophe einer Tragödie mehr, als der ruhige Ausgang eines Epos; nach dem äußersten, zu dem wir hier geführt werden, bleibt uns nichts mehr zu hoffen noch zu fürchten. Im Homer ist der unendliche Hintergrund das Große; die Aussicht auf den Fall Troja's, auf den Untergang eines großen Volkes, auf die Strafe des Verbrechers, auf Achill's und Priamus' Tod mit allen Söhnen, auf Hekuba's Verzweiflung und Andromache's Sclaverei, Alles arbeitet zusammen, uns auf dem außerordentlich weiten Gebiet der Sage den Gegenstand der Ilias als eine einzelne Episode betrachten zu lassen, die, wie sie selbst aus Rhapsodien zusammengesetzt ist, uns wieder als bloße Rhapsodie in einem noch ungeheurern Sagenkreise erscheint. Allein der Stoff der Nibelungen hat noch etwas von der Eigenheit der poetischen Sagen vor der Völkerwanderung an sich, die sich überall mit einer geschlossenen einzigen Begebenheit beschäftigen. Nehmen wir Gunther und Attila als historische Personen, so sieht man auch, daß der Ursprung der Sage gerade auf der Grenze jener Zeit liegt, von der wir behaupteten, sie habe den Sagen den weiteren epischen Charakter gegeben. Jenen engeren behielt, sahen wir, die Siegfriedsage im Norden; diesen weiteren erhalten die Nibelungen nur durch die allmählige Anknüpfung der Helden des letzten Theils. Dietrich, Hildebrand und Etzel sind, man möchte sagen, schon darum die rein epischen Charaktere dieses Gedichtes, weil der tragische Fall sie nicht einschließt. Und dennoch würden sie uns wenig fesseln, wenn wir sie nicht aus anderen Gedichten kennten, worin wieder, was wir so oft finden, ein Beweis liegt, daß diese Dichtwerke alle erst in ihrer Gesammtheit und nach dem Studium der ganzen Geschichte der Poesie in ihrer rechten Bedeutung erscheinen. An und für sich könnten Dietrich und Hildebrand keine große Theilnahme erregen,

ja sie müßten dem, der außer den Nibelungen nichts aus unserer Sage kennte, ganz wunderlich erscheinen, da in dem Gedichte selbst nichts liegt, was uns ihre entscheidende Wichtigkeit erklärte. In unserem Gedichte, obgleich es gegen die Enge der Romane so weit scheint, ist nicht wie im Homer die Gelegenheit gegeben, dem Leser für die Helden durch die weiten Verbindungen, in die sie gestellt sind, Theilnahme zu erregen. Homer hat die ganze ruhmvolle Vergangenheit von Griechenland, Thracien und Kleinasien zu seiner Verfügung; wir kennen die Väter, die Ahnen und Urahnen seiner Helden. Er darf uns jene Helena in den Hintergrund rücken, wir wissen, welchem großen Geschlechte sie angehört, wer ihre Brüder sind, wie sie die Quelle der Geschicke der Völker ist. Er zeigt uns kaum in mehr als einer Scene die Andromache, allein wir wissen dann ihre Herkunft, das schreckliche Schicksal ihrer Verwandten und ihrer Heimat, ihren gegenwärtigen Ruhm, ihre Hoffnungen, ihre Freuden und Leiden und wir erfahren den Anfang und ahnen das Ende ihres traurigen Looses. Ja selbst mit dem Innern weiß er zu fesseln, oder wer wäre nicht gerührt von der kaum erscheinenden Nausikaa, die spätere Dichter trösten zu müssen glaubten, indem sie ihr den Telemach zum Gatten gaben. Allein eine ähnliche Theilnahme uns einzuflößen, gelingt nicht einmal der so mächtigen Brunhilde, gelingt auch Dietrich und Hildebrand nicht, oder erst dann, wenn wir gelehrte Kenntniß anderswoher mitbringen. Der Reichthum der Verhältnisse, der Umfang der Sage, die Mannichfaltigkeit der Episoden, Alles, was einem epischen Gedichte erst Leben gibt, geht den Nibelungen ab, und damit dem Dichter das Mittel, auf so endlos verschiedene Weise zu fesseln, und seine Erzählung mit immer neuen Reizen zu schmücken. Der griechische Dichter verweilt auf dem, was uns das Wichtigste scheint, auf dem Tode des Hektor oder dergleichen, nicht länger oder nicht so lange als auf mancher unwesentlichen Episode, das Große liegt immer nur in den Verhältnissen, in denen wir uns umdrehen, nicht in den geschilderten Begebenheiten, nicht in künstlich geschürzten Knoten, nicht in spannenden Erwartungen, nicht in der Entfaltung der Charaktere, was Alles das ist, womit die Nibelungen wirken. Hier soll uns immer Alles zugleich, ein Vollendetes dargestellt werden, und wir hören von Siegfrieds Jugend und Tod, wie von Kriemhildens. Offenbar wäre, was die Burgunden angeht, diesem Mißstand abgeholfen, sobald in dem älteren Gedichte die Begebenheiten in dem ersten Theile wegfielen und blos angedeutet und vorausgesetzt würden; in Bezug auf Dietrich und Hildebrand aber müßte ein Blick auf die Zukunft, wie auf ihre Vergangenheit geworfen werden. Dies sollte

nicht allein durch Andeutung ihrer Schicksale, es könnte auch durch die Zeichnung ihrer Charaktere geschehen. In der Ilias werden wir schon auf den Odysseus gespannt, der in der Odyssee auftritt; wir könnten ihn errathen aus den wenigen Zügen, die ihn dort schildern. Man rufe sich den Telemach ins Gedächtniß, ob wir ihn nicht als Knaben, als Mann uns denken können. Man versuche dagegen das Aehnliche mit den Helden unseres Epos, wie viel schwerer dies sein wird, man versuche es mit einem Tristan, wo man es geradezu unmöglich finden wird. Dennoch muß man gestehen, daß die Charaktere, oder die Gruppe von Charakteren, welche in den Nibelungen auftreten, ihr größter Vorzug sind. Stellen sie auch nicht in der Mannichfaltigkeit, wie das homerische Gedicht, den menschlichen Charakter überhaupt in seinen Haupteigenschaften dar, so kann man uns doch schwerlich ein anderes Gedicht nennen, worin dies annähernd so sehr geschieht wie hier, und wir zweiflen, daß man selbst den Ariost hier nennen darf. Wenigstens erscheinen die Hauptseiten des Nationalcharakters vortrefflich: in dem jungen Siegfried arglose, harmlose Ehrlichkeit, in dem männlichen Dietrich die weise, ruhige, fast bedächtige Ueberlegung und besonnene Kraftübung, im greisen Hildebrand berathende Treue und Gerechtigkeit, zu der, wenn man die Züge aus anderen Gedichten anführen darf, derbe Geradheit und natürliche Heftigkeit hinzukommt.

Wer unsere obigen Erörterungen über das Entstehen des Volksepos in Deutschland im Gedächtniß hat, und die wenigen Betrachtungen hier mit dem dort Gesagten vergleicht, dem glauben wir hinreichende Winke gegeben zu haben, um über den Werth der Nibelungen, und über die Umstände, die diesen erhöhen und beschränken können, richtig zu urtheilen. Sollen wir auch noch ein Wort über ihren Gebrauch und über die gewöhnliche Beurtheilung sagen, so möchten wir denen, die blos poetischen Genuß und Unterhaltung suchen, es nicht so unverträglich verargen, wenn sie sie gering schätzen, desto mehr aber denen, welchen die Gelegenheit zur Erwerbung der Hülfskenntnisse gegeben ist, die hier unentbehrlich sind, und die aus Bequemlichkeit und Oberflächlichkeit auf unser ehrwürdiges Volksgedicht vornehm herabsehen und je unwissender sie sind, desto anmaßender aburtheilen. Was den Gebrauch angeht, so hat Schlegel[333]) ganz vortrefflich darauf hingewiesen, daß dieses Gedicht und die damit verwandten vorzüglich gut dazu dienen könnten, den

333) Deutsches Museum 1, p. 32 ff.

alten Geschichten unseres Volks einen poetischen Hintergrund zu geben, daß durch sie dem Alterthume der Nation die Seele wieder eingehaucht werden könne, die wir in den lateinischen Chroniken vergebens suchen. Allein was damit gemeint war, das blieb den Leuten überhaupt, und wie es anzufangen wäre, unseren deutschen Geschichtschreibern, scheint es, ein Räthsel. Wenn Schlegel dabei zugleich verlangte, daß man das Gedicht in Schulen einführen und ein Hauptbuch der Erziehung daraus machen solle, so möchten wir dabei zur äußersten Vorsicht rathen und es höchstens in der obersten Klasse räthlich finden, wo schon die Vorkenntnisse da sind, die dem Werke seinen historischen Werth absehen können. Zur Bildung der Frühjugend halten wir seinen Gebrauch eher für schädlich als für nützlich. Die Jugend, aus sich selbst, nimmt keinen Antheil daran, wie an Homer. Und wer dem widerspricht, der wird seine Erfahrung unter dem Bedenken zurücknehmen müssen, daß, wo ja die Nibelungen erklärt werden, es meist durch einen begeisterten Kenner geschieht, dessen Antheil und vielleicht geistvolle, gewiß aber liebevolle Behandlung mehr fesselt als die Sache selbst, während Homer das einzige Buch der Welt ist, dem in einem irgend sinnigen Knaben auch die Mißhandlung des ärgsten Pedanten nur wenigen Schaden thut. Eine Nation, die die Bibel und den Homer zu ihren Erziehungsbüchern gemacht hat, die sich am besten Mark der ganzen Menschheit nähren will, wird einem solchen Werke, wie die Nibelungen, auf die Dauer keinen so bevorzugenden Rang unter ihren Bildungs- und Unterrichtsmitteln gönnen; sie bleibt trotz ewigen Widersprüchen der Klüglinge auf dem betretenen Wege mit fester Ausdauer, während die Begeisterung für unsre alten Dichtungen von heute und gestern ist, und aus Zeiten, die von einer Deutschthümelei befallen waren, über die wir mit kaltem Blute lachen. Man versuche nur den Geist unserer Jugend, ob es ihr nicht wie angeboren scheint, das engere Nationale zu verspotten; sie lernt erst dann ihr eignes Volk schätzen, wenn sie die Erfahrung gemacht haben kann, wie viel Tüchtigkeit, wie viel gesunder und kräftiger Sinn in diesem Volke ist; und erst wenn sie dies beurtheilen kann, kann sie auch richtig von dem Werthe unserer alten Dichtungen urtheilen, die sie dann mit all der herzlichen Einfalt und Schmucklosigkeit, mit all dem frischen unverwüstlichen Kerne, mit all der unschuldigen Zucht und Ehrbarkeit der faden, trockenen und oft schmutzigen Versmacherei der fremden Nationen damaliger Zeit gegenüber betrachten wird. Aber verrücken wir ja nicht diesen Gesichtspunkt, den einzigen, der der Sache gemäß ist; und trachten wir nicht mit eitlen

Lobeserhebungen einen Werth zu geben, der nicht da ist[334]): die Folge ist immer, daß man statt der Liebe, die man bezweckt, das gerade Gegentheil hervorruft. Dem Knaben, dem werdenden Menschen, können die Helden der Nibelungen die achäischen des Homer nicht ersetzen. Die Strebsamkeit, das Feuer, das Vertrauen auf menschliche Kraft, von dem diese beseelt sind, kann allein Menschen von tüchtiger Art bilden, die Passivität dieser alten Germanen, die ihre heidnische Unruhe schon mit einer gewissen Schläfrigkeit vertauscht haben, kann uns nicht das Geschlecht schaffen, das den gegenwärtigen Zeiten gegenüber nothwendig ist[335]). Wie auch Nationalsinn durch dies Gedicht geweckt werden solle, wäre uns ein Räthsel, und die Hoffnungen, die man darauf in dieser Hinsicht baute, konnten nur in einem so begeisterten Manne wie Johannes von Müller, oder in einer so begeisterten Zeit wie 1813 aufkommen. Wir fühlen uns schwerlich diesen Burgundern verwandter, als den Achäern des Homer, die uns doch noch Liebe zum Vaterlande lehren können, für das das ganze Mittelalter kaum den Namen hatte. Wenn man vollends den poetischen Werth im vaterländischen Dünkel dem Homer entgegenzustellen kühn genug war, so muß man bedauern, daß so wenig Kunstsinn unter uns herrscht, daß Aussprüche der Art nur eine Möglichkeit sind. Homer hat im Gebiete der Dichtung die Rolle des prophetischen Offenbarers gespielt, und mit entschiednerer Wirksamkeit, als vielleicht irgend ein anderer Prophet im Gebiete der Religion. Wenn man auch seine Spuren aus Schwäche und Verkehrtheit vielfach verließ, so wagte man niemals sein geheiligtes Ansehn und die ewige Gültigkeit seiner Gesetze anzutasten oder zu bezweifeln. Welcher Religionslehrer könnte sich rühmen, so gleichmäßige Anerkennung für so unendliche Zeiten gefunden zu haben? Wie er in seiner Nation auf die Erziehung, wie er in dieser Hinsicht neuerlich unter uns wirkte, kann man mit nichts vergleichen, als mit den Schriften der Juden, und mit Recht hat man ihm hart neben diesen seine Stelle unter uns gegeben. Was aber die griechische Dichtung, Bildhauerkunst und Malerei ihm zu danken hat und welche herrliche Umwälzung er in unserer Poesie des vorigen Jahrhunderts her-

---

334) Göthe an Knebel 1808: „Die modernen Liebhaber dieses Gedichtes, die Herrn Görres und Consorten, ziehen noch dichtere Nebel über die Nibelungen, und wie man von Andern sagt, daß sie das Wasser trüben um Fische zu fangen, so trüben diese Land und Berg, um alle gute kritische Jagd zu verhindern."

335) Aus einer diesem sittlichen und künstlerischen Gesichtspunkte entgegengesetzten Ansicht ist geschrieben: H. Timme, das Nibelungenlied. 1852.

vorgebracht hat, das wird ihm die Geschichte der Dichtung nie vergessen. Ihn nur zu fassen (dieser alte Ausspruch des Quintilian gilt heute in noch viel höherem Grade) ist schon die Sache eines großen Geistes; unsere ersten Dichter und Kritiker, unsere Göthe und Schiller, unsere Lessing und Humboldt müssen erst die ganze Herrlichkeit des nie ergründeten und nie zu ergründenden Dichters unseren stumpferen Sinnen erschließen, und ehe wir diese gehört und verstanden haben, sollten wir uns nicht anmaßen, keck zu urtheilen über Dinge, für die nur wenige rechtmäßige Richter bestellt sind. Wenn man zu Vergleichen mit solchen Erscheinungen zwingt, wohin sinken dann die Nibelungen herab, die an ihrer bescheidenen Stelle für sich nur den gerechten Anspruch machen dürfen, das Bestreben anerkannt zu sehen, daß sie mit Homer in seiner plastischen Kunst wetteifern wollten. Dies ist großartig genug, sobald man die ungünstigen Umstände bedenkt, und darum wiederholen wir, daß ohne ein historisches Studium die Nibelungen wie fast alle Dichtungen jener Zeiten viel unter ihrem allgemeinen Werthe erscheinen müssen.

Den Nibelungen setzen wir die Kudrun[336]) entgegen oder zur Seite, die deutsche Odyssee zur deutschen Ilias. Noch liegt der Ursprung dieses merkwürdigen Gedichtes in tiefem Dunkel; die geschichtlichen Grundlagen sind noch zu entdecken; über die Geographie, die durch späte Einmischungen fabelhafter Oertlichkeiten im Geschmack der romantischen Epopöe vielfach entstellt wurde, ist nur erst theilweises Licht verbreitet. Entschieden ist, daß es schon im 12. Jahrh. Bearbeitungen der Kudrun gab; unser Lied selbst weist auf ältere Quellen[337]) und mehrere deutsche Gedichte dieser Zeit enthalten Zeugnisse, die auf mehrere sehr verschiedene Recensionen deuten. Auf einzelne Züge in unserem Gedichte finden sich überdieß ältere Anspielungen[338]), so daß die volksmäßige Ausbildung außer Zweifel ist, obgleich die Mittel dürftig sind, sie zu verfolgen[339]). Nordische Zeugnisse für die Sage gehen bis ins 9. Jahrh. zurück, und angelsächsische sogar des 8. Jahrh. nehmen Bezug auf einzelne Figuren derselben. Der Schauplatz der Sage weist uns auf Friesland,

---

336) Ausg. v. Vollmer, mit Einl. von Alb. Schott. Leipzig 1845. — Uebersetzt von Ad. Keller. Stuttgart 1840. Von Simrock. Ebd. 1843.

337) Außer mehrfachen Berufungen auf mündliche Ueberlieferung, einmal: als uns diu buoch kunt tuont.

338) Siehe die Zeugnisse gesammelt bei Grimm, deutsche Heldensage p. 325 sqq.

339) Vgl. die Abhandlung in San Marte's Bearbeitung der Kudrun, und Alb. Schott a. a. O.

Dietmarsen, Dänemark, Irland, Seeland und die Normandie, und merkwürdig genug ist's, daß bald der Ton, bald der Inhalt des Gedichtes nordische, britische, dänische und deutsche Züge verräth. In allen Theilen erinnert es an den Zusammenfluß von Menschen und Nationen an der Nordsee, ein seefahrendes Volk ist der Pfleger der Sage und die genaue Bekanntschaft mit dem Schiff- und Seewesen ist einmal in unsern deutschen Gedichten eine ganz neue Erscheinung. Daß mehrfacher Nationen Sagen zu der heutigen Gestalt des Gedichtes wirklich Beiträge geliefert haben mögen, ist um so wahrscheinlicher, als der Anfang ein leicht abzutrennender, britischen oder willkührlichen Ursprung verrathender Theil, die Mitte mit einem eigenthümlichen Schluß im Norden eine vielfach bekannte selbständige Sage, die letzte Hälfte aber, der Kern des deutschen Gedichts, wieder etwas ganz für sich bestehendes ist. Würde man den Quellen dieser einzelnen Theile des locker verknüpften Gedichtes auf die Spur kommen, so zweiflen wir nicht, daß man in diesem Gedichte wie in der Gralsage in Frankreich die zwei merkwürdigsten Beispiele von der Wirkung des Zusammentreffens fremder Nationen auf die Dichtung haben würde und von dem Zusammenschmelzen ausländischer und einheimischer Sagen; und die Bedeutung, die wir immer in dieser Vermischung der Stämme für die romantische Dichtung suchten, würde sich bestimmter herausstellen lassen. Wir treffen hier scandinavische Kenningar (die wasserkühle, die blutfarbige Sälde u. a.) und den Ton dänischer Kämpeviser vereint mit dem Stil des deutschen Epos und mit den Lieblingsfabeln der Wälschen und einigen noch entlegneren Zügen. Wie die Tafelrunde des Arthur einen weltlichen Gegensatz zu den Gralrittern, oder zu den frommen Gottesheldeen Karls bildet, so stellen die Raubfahrten der Normannen in Kudrun die weltliche Seite der Kreuzzüge dar, wie die Gralsage ihre ideellere erfaßt. Man würde die Entfernung der Gralsage von jeder Erinnerung an Karl und Roland mit der ähnlichen in Kudrun von dem übrigen deutschen Sagenkreis vergleichen; man würde in der genealogischen Form in beiden eine auffallende Aehnlichkeit finden. Die sittliche Reinigung des Mannes dort und des Weibes hier würde sogar ein entsprechendes Thema sein, und ganz eigen ist die auffallende Annäherung im Aeußeren und Inneren der Darstellung in Kudrun und dem Wolfram'schen Bruchstück des Titurel, obgleich es nahe liegt (weit näher, als die Titurelstrophe aus der verfeinerten Nibelungenstrophe herzuleiten, die in der Kudrun gebraucht ist), viele ganz Wolfram'sche Wendungen und Eigenheiten geradezu aus ihm entlehnt zu denken. Wie das Gedicht in seiner älteren Gestalt beschaffen sein mochte, welche

Schicksale, Durchgänge und Ueberarbeitungen es erlitt, ehe es, etwas später als die Nibelungen, in denselben Gegenden wie diese, die Aufzeichnung fand, in der wir es lesen, ist schwer, selbst nur zu errathen. Müllenhoff hat Ettmüller's Versuch erneuert, die Kudrunlieder, wie Lachmann die Nibelungen, herzustellen, das Alte und Aechte von dem später Hinzugetretenen zu scheiden; dies Wagniß ist aber hier, wo uns fast alle Hülfsmittel und alles Material für eine solche kritische Sonderung abgehen, begreiflicherweise noch viel gewagter gefunden worden, als dort. Wir begnügen uns daher, das Gedicht in seiner überlieferten Gestalt den Nibelungen einfach zu vergleichen. Die letzte Feile, die es erhalten hat, ist eine viel kunstmäßigere, als die den Nibelungen zu Theil gewordene; poetischer Ausdruck, sprachliche Gewandtheit, Reichthum der Gedanken, der Wendungen, der Reime, alles was formell ein Gedicht auszeichnen kann, sind vorzüglicher als in den Nibelungen. Die Erzählung ist lebendiger, die Charaktere sind theilweise noch fester gezeichnet, wenn auch nicht so großartig entworfen. Das Gedicht stellt sich so in eine ihm eigenthümliche Mitte zwischen Kunst- und Volksepos, wie denn auch die Sitten, die es schildert, ritterlicher sind, wie auch der letzte Dichter zwar im Ganzen gleich dem der Nibelungen aus dem Werke entfernt bleibt, aber doch zuweilen hervortritt, man möchte sagen wie Lambrecht, im kritischen Eifer[340]) und in dem Ton des inneren Verständnisses der Sage, was in den Nibelungen gerade das umgekehrte ist.

Bei den Nibelungen fanden wir es überflüssig, von einem bekannteren Gedichte eine Analyse zu geben; bei der Kudrun glauben wir dies nicht versäumen zu dürfen. Einmal würden wir die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit dieses Gegen- oder Seitenstücks der Nibelungen nicht besser anschaulich machen können und dann scheint dieses vortreffliche Gedicht, das mehr wie irgend ein anderes zu einer neuen Bearbeitung hätte auffordern sollen, das, wenn es in unserer guten Dichterzeit bekannt gewesen wäre, wohl zuverlässig einen kühneren Mann zur völligen Umdichtung bewogen hätte, die es mit vollem Rechte verdient, dieses Gedicht scheint unbillig vernachlässigt und ganzen Kreisen der Gesellschaft unbekannt geblieben zu sein, denen es nicht hätte entgehen sollen. So vielen Einfluß hatte die dichterisch begeisterte Schule der Romantiker und die vaterländisch begeisterte Zeit der Befreiung auf die größere Verbreitung der

340) An einer Stelle, wo er die Länge einer Meerfahrt auf 1000 Meilen angegeben findet, ruft er:

si liegent tobeliche, ez ist dem mære niht geliche.

Nibelungen und unserer alten Dichtung überhaupt, daß alles später bekannt Gewordene, eine Kudrun, ein Alexander, unbeachteter liegen blieb.

Ger's und Ute's Sohn Sigebant ist König von Eyrland (man hat die Wahl zwischen Irland und Eierland, wie in den Nibelungen zwischen Island und einem näheren Local in den Niederlanden). Sein Sohn ist Hagen. Einst hält König Sigebant ein großes Fest; neun Tage währte die Freude, am zehnten aber folgt auf Aller Wonne Mancher Klage, auf große Freude herzliche Schwere: mitten unter den Festlichkeiten, da die Magd mit dem kleinen Hagen vor dem Hause allein stand, kam ein Greif und nahm das Kind weg, das die Magd flüchtig verläßt. Der Knabe wird von dem Greifen in sein Nest getragen, wo sich ein junger Greif mit ihm zu schaffen macht, aber mit ihm zu Boden fällt, was dem Kinde Gelegenheit schafft, sich zu verkriechen. Es findet in der Nähe drei Königstöchter, die sich auch vor dem Greifen erhalten hatten und den Knaben nun kümmerlich mit sich ernährten. In der Wildniß wuchs Hagen so auf und lernte von den Thieren körperliche Gewandtheit. Die Ausgesetzten werden nachher durch das Schiff eines vorübersegelnden Grafen von Garadie gerettet, eines Feindes der Familie Hagen's, den er mit Gewalt zwingen muß, das Schiff nach Eyrland zu richten. Hier wird Hagen von seiner Mutter erkannt, wächst nun zu einem Helden heran, von dem man im Lande sagte und sang, und vermählt sich einer der drei geretteten Jungfrauen, Hilde von Indien. Sigebant tritt ihm seine Regierung ab und auf großem Festtag gibt Hagen seine Lehen aus, hält im Lande strenges Gericht und wehrt die Feinde ab. Wie jene früheren streng romantischen Züge an Britisch-Antikes erinnern, so diese letzten ganz aus dem Kreise des Lebens genommenen an angelsächsische und romanische Dichtungen, wie wir sie z. B. in unserem Wilhelm von Orleans erscheinen sehen.

Ein zweiter Theil beginnt nun. Hagens Tochter ist Hilde. Er zieht sie so sorgsam auf und ist auf sie so eifersüchtig, daß er nicht einmal der Sonne und dem Wind gönnt sie zu berühren, geschweige einem Manne. Keiner soll sie haben, der nicht ihm selbst an Stärke überlegen ist; er läßt die Boten hängen und bringt die Bewerber um Ehre und Leben. Auch König Hetel in Hegelingen trägt zweien seiner Recken, Frute und dem berühmten Sänger Horrand auf, für ihn um Hilde zu werben, allein sie wollen das Wagstück nicht ohne die Hülfe des alten Wate übernehmen. Dieser also wird beschickt und vernimmt nicht ohne Zorn das schwere Geschäft, zu dem ihn jene empfohlen. Mit Widerwillen geht er

in den Vorschlag ein, in kaufmännischer Verkleidung nach Eyrland zu gehen und sich für geächtet von Hetel auszugeben. Sie gelangen unter Hetel's Segen nach Eyrland, gewinnen mit dieser Täuschung, mit ihrem Reichthume und ihrer Freigebigkeit Hagen's Gunst. Die drei wurden an den Hof geladen, die Frauen mochten sie gerne sehen, besonders den alten wunderlichen Wate, der ihnen doch ins Gesicht sagt, daß ihm nie bei schönen Frauen so sanft gewesen als in der Schlacht. Als die Leute des Königs Waffenspiel treiben, fragt ihn dieser, ob so tüchtiger Kampf auch in seinem Lande zu finden sei; da lächelte Wate spöttisch, er habe es nie gesehen, wünsche es aber wohl zu lernen. Der König selbst versucht ihn zur Kurzweile zu lehren und gesteht bald, daß er nie einen so gelehrigen Jünger gesehen. Nachdem Wate auf diese Weise den Hof mit seiner Stärke, und Frute mit seiner Pracht in Erstaunen gesetzt, thut's Horrand durch seinen Gesang. Wie er anhebt, schweigen die Vögel, Hilde und ihre Mägde saßen und lauschten, die Schlafenden ermunterten sich, der König trat auf die Zinnen, und als er aufhört, bittet Hilde ihren Vater, ihn mehr singen zu heißen. Dies ist eine jener lieblichen Scenen voll Duft, wie die in den Nibelungen von Volker's Geigenspiel, die so schön die unheimliche Stille der Nacht und jener Nachtwache malt, wie nur immer jene Doloniade im Homer. Auf Hilden hatte die Sehnsucht nach dem holden Gesang solche Wirkung gemacht, daß sie den Horrand zu sich rufen läßt und diesem Gelegenheit gibt, Hetel's Werbung vorzubringen. Sie willigt in Entführung, sie besucht das Schiff der Helden, die verborgenen Recken treten heraus, scheiden Tochter und Mutter, zucken die Segel auf, stoßen die Fremden aus dem Schiff und gelangen nach Hegelingen. Der verfolgende Hagen erscheint, ein Kampf erhebt sich, in dem Hetel verwundet wird, Wate aber den Hagen besteht, und der mit einer Versöhnung endet. Nun saß Hilde mit hoher Ehre auf dem Brautstuhl und als ihr Vater scheidet, läßt er ihr eine jener Königstöchter, Hildburg von Portugal, die Gespielin seiner Frau, zurück. Dies ist die zweite Sage von Högni und Hedin, die im Norden mehrfach sich erwähnt und verschieden erzählt findet.

Jetzt erst beginnt eigentlich unser Gedicht, zu dem das Bisherige ebenso ein Vorspiel bildet, wie die Episode von Rivalin und Blancheflur zu Tristan; die Geschicke der Eltern wiederholen sich wie ein Erbschicksal im größeren Maße bei ihrem Kinde. König Hetel gewann zwei Kinder, den Ortwin, den der alte Wate erzieht, und die Kudrun, der schönen Mutter schönere Tochter. Um sie läßt Hartmut, König Ludwigs von Normandie Sohn, werben, wird aber abgewiesen. Unerkannt besucht er

den Hof, gibt sich der Kudrun zu erkennen, die ihn aber weggehen heißt, obwohl sie ihm doch gewogen ist. Dies hebt nachher ihre weibliche Tugend in ein höheres Licht. Von da an denkt er darauf, die Schöne zu erwerben, sich an Hetel zu rächen, ohne doch die Gunst der Kudrun darüber zu verlieren. Zu gleicher Zeit hatte ein König Herwig auch vergebens um sie geworben und sich darauf entschlossen, mit den Waffen seine Werbung selbst anzubringen. Eines Morgens ruft der Wächter von dem Thurme Hetel's Mannen zu den Waffen, er sah den Helmglanz der Feinde. Herwig dringt in die Stadt, Kudrun aber scheidet den Streit und wird Herwig's Braut. Als aber Vater und Bräutigam im Kampf gegen einen eingebrochenen Feind liegen, landet Hartmut, von Spähern benachrichtigt, in Hegelingen, und sendet zu Kudrun, die ihm ihr Verlöbniß ankündigen läßt. Hierauf dringt er in die Stadt, raubt Kudrun und Hildburg und läßt Hetel's Stadt und Land verwüstet zurück. Hetel und sein Heer, sobald sie dies vernehmen, verfolgen Hartmut und ereilen ihn auf dem Wulpenwerth[341]): dort erfolgt ein trefflich geschilderter Kampf, auf den sich auch Lambrecht in seinem Alexander bezieht, wo Hetel dem Vater des Hartmut erliegt, wo Wate wüthet wie ein Eber und Manchen dahin bringt, wo er immer bleiben sollte, wo bis in die Nacht gestritten wird, daß selbst die Waffen gegen die Freunde gekehrt werden. Alles ist hier in der Lebendigkeit und Kraft gehalten, wie in dem Besten des 12. Jahrhunderts. Am andern Tage ist die Frage, ob die Feinde den Raben und Wölfen zur Beute sollen liegen bleiben oder begraben werden; man räth, den Christen diese Ehre anzuthun; man singt den „Sturmtodten" sorgfältig Messen und baut ihnen ein Kloster auf dem Wulpensande. Hier sieht man deutlich, daß auch dies Gedicht wie Karl und Alexander durch die Hände eines Geistlichen gegangen ist, der sich auch gleich im Anfange durch seine Scheu vor Meerwundern und dergleichen unchristlichem Volke verräth. Die Hegelinger fahren heim; der gerade Wate verkündet schonungslos ihr Mißgeschick und heißt Hilden ihr Klagen zu lassen, sie erwecke die Todten damit nicht wieder. Wenn das junge Geschlecht erwachsen sei (ein ganz nordischer Zug), dann wollten sie sie rächen.

Indessen sucht der alte Ludwig die gefangene Kudrun für Hartmut zu gewinnen, und als sie ihn entschieden abweist, wirft er sie in die See,

---

341) Nach J. Grimm und Jonckbloet an den Ausfluß der Schelde, auf den sogenannten Cassand zu setzen. S. Haupt's Zeitschrift 2, 4. und Jonckbloet's geschiedenis der mnl. dichtkunst. I, 79. ff.

aus der sie Hartmut an den Haaren herauszieht. Dies ist den harten Zügen der älteren Sage ganz gemäß. Vielleicht sollte mit dieser Rettung dem Hartmut ein Verdienst beigelegt werden, um ihn Kudrunen annehmlicher zu machen, allein es ist nichts der Art erwähnt, wie auch kaum jene anfängliche Gewogenheit Kudrun's gegen ihn, was Beides vortrefflich gedient hätte, ihre Treue gegen Herwig zu heben. Allein dies ist wieder Verdienst und Mangel dieser Dichtungen, daß sie dergleichen feine Züge stets andeuten, nie aber ausführen, so wie ihre Charaktere oft mit den versprechendsten Linien zu zeichnen angefangen sind, aber nicht beendet. Da Kudrun nicht in die Ehe mit Hartmut willigt, so zwingt sie die wölfische Mutter Hartmut's, die Dienste der Wäscherin zu thun, ihre treue Hildburg theilt ihr Schicksal, und Niemand als Hartmut's Schwester Ortrun nimmt an ihr Antheil. In Hegelingen aber rüstet sich nach dem Verlaufe der Zeit auf Hilde's Betrieb ein neues Heer zur Rache. Sie landen nach einer gefährlichen Meerfahrt in Normandie, waffnen sich, üben die Rosse, die sich „verstanden" hatten, und Ortwin und Herwig, Bruder und Verlobter der Gefangenen gehen aus, als sich die Sonne senkt, Kunde über die Gefangene einzuziehen. Den waschenden Jungfrauen erscheint am Strande in Vogelgestalt ein Engel, der sie anredet und ihnen die Ankunft des Heeres und zweier Boten verheißt. Die Sehnsucht, mit der sich die gerührte Kudrun, ehe sie für die freudige Aussicht auf die Lösung ihres elenden Geschickes einen Sinn zeigt, nach ihrer Mutter, nach Bruder und Geliebten, nach dem biederen Horrand und dem alten Wate erkundigt, ist ganz vortrefflich behandelt. Als die Mägde Abends nach Hause kommen, werden sie mit Schmähungen von Gerlinde empfangen, die sie heißt, morgen mit dem Frühesten an ihr Tagewerk zu gehen; Festzeit nahe und Gäste sollen kommen, wie sie wohl vernommen hätten. Es war Winterszeit, gegen Ostern; Nachts fiel noch ein tiefer Schnee, baarfuß müssen die Gequälten ihre Wäsche zum Strande tragen. Als sie vielfach nach den verheißenen Boten ausgespäht und sie herbeigewünscht hatten, erscheint die Barke, und weibliche Scham heißt die Jungfrauen vor den Männern fliehen. Sie rufen sie zurück, befragen sie nach dem Gebieter des Landes, bieten den vor Frost starrenden vergebens ihre Mäntel an; Ortwin fragt auch nach Kudrun, während Herwig oft ihre Züge mit denen seiner Freundin im Gedächtniß vergleicht, und ausspricht, sei Kudrun noch am Leben, so müsse es diese sein. Zugleich nannte er Ortwin beim Namen, und Kudrun, sie zu prüfen, gibt sich für todt aus. Die Erkennungsscene ist an Wirkung dem beliebten Gegenstande der griechischen Tragiker, dem Wiedersehen der Elektra und

des Orestes, gleich. Ortwin will sie nicht auf der Barke mit sich nehmen: die man ihm im Sturme nahm, mag er nicht stehlen. Sie fahren hinweg, im stolzen Selbstgefühle wirft Kudrun die Kleider, die sie waschen sollte, in die See, und als sie heim kommt, wendet sie die drohende entehrende Strafe ab, indem sie sich willig erklärt, dem Hartmut anzugehören. Sie badet und kleidet sich, sie heißt Hartmut listig Boten nach seinen Freunden aussenden, um die Zahl der Vertheidiger zu schwächen, ihr freudiges Lachen verräth sie der Gerlinde. Als die zwei jungen Helden zu ihrem Heere zurückkommen, verkünden sie, wie wunderbar sie auf Kudrun gestoßen, und wie sie sie waschend gefunden. Die Kriegsleute weinen; der alte Wate sieht sie zornig an und sagt: ihr geberdet euch wie die Weiber; sorgt vielmehr, daß ihr die Kleider roth macht, die ihre Hände weiß gewaschen haben. Des Nachts noch sollen sie aufbrechen nach Hartmut's Burg, die Luft sei heiter, der Mond scheine hell. Dies geschieht; als der Morgenstern aufgeht, späht eine von Kudrun's Frauen, die den Preis verdienen wollte, den sie derjenigen versprochen hatte, die ihr des nächsten Tages Schein zuerst verkünden würde, aus dem Fenster und sieht Helme und Schilde vor der Burg leuchten; der Wächter ruft die Helden Ludwig's zu den Waffen, Gerlinden ahnt, daß sie heute Kudrun's Lachen theuer bezahlen müsse, und Hartmut zeigt ihr jetzt zum erstenmal seinen Zorn über Kudrun's Mißhandlung, und weist sie an ihr Weibergeschäft, als sie ihm räth sich belagern zu lassen und nicht auszuziehen. Er beginnt den Kampf mit Ehre, verwundet Ortwin und Horrand, und auch Herwig besteht schlecht beim Zusammentreffen mit dem alten Ludwig, aber das zweitemal schlägt er ihm das Haupt ab. Den Hartmut schneidet Wate von dem Thore ab, als schon das Wehegeschrei aus der Burg über Ludwig's Fall ihm Böses verkündet; Gerlinde bot großen Lohn, wer ihr Kudrun erschlüge, und schon wollte einer ihrer Leute diesen Preis verdienen, als ihm auf das Hülfgeschrei der Kudrun in den Fenstern Hartmut edelmüthig von unten wehrte. Ortrun bittet die Kudrun im Jammer um ihren gefallenen Vater, den Wate und Hartmut zu trennen, sie fordert dazu den Herwig auf, der aber mit Worten und Waffen den alten Wate vergebens zur Schonung zu bewegen sucht. Hartmut wird gefangen, Wate stürmt die Burg und grundsätzlich schont er nicht die ungeborenen Kinder: denn wüchsen sie auf, „so würde er ihnen nicht mehr trauen, als einem wilden Sachsen." Ortrun und Gerlinde suchen Schutz bei Kudrun; als der grimmige Mann mit knirschenden Zähnen, mit forschenden Augen, mit ellenbreitem Barte naht, gelingt es ihr die Ortrun zu retten, aber die Gerlinde wird ihm verrathen und büßt mit ihrem

Leben, und so übt er auch an Hergart, einer der Dienerinnen Kudrun's, welche die Rolle der Melantho spielte, die Rache des schonungslosen Rächers. Es folgt dann die Heimfahrt nach Hegelingen und die dreifache versöhnende Verbindung zwischen Hartmut und Hildburg, Herwig und Kudrun, Ortwin und Ortrun.

Man wird aus dieser kurzen Angabe des Gangs der Handlung, so wie aus den wenigen Zügen, die wir aus der Darstellung einfließen ließen, die Aehnlichkeit und Hinneigung zu der Manier des Lambrecht und seiner Zeit nicht verkennen, während im Ganzen die Strophe und der Vortrag der Nibelungen herrscht. Es ist eine gewisse Lockerheit in der Zusammensetzung der verschiedenen Theile des Gedichtes, aber die Handlungen selbst hängen fest zusammen, wie auch die Charaktere, und von den Widersprüchen in den Nibelungen findet sich nichts, wenn man nicht jene ähnliche ewige Jugend der Hildburg wollte geltend machen, eine Freiheit, die sich doch die Dichtung überall nahm. Viele Eigenschaften dieses Liedes möchte man den Nibelungen wünschen; es legt die trockne Farblosigkeit mehr ab, ohne die leere Prunksucht der Hofdichter anzunehmen. Beide Gedichte dürfen für die Nation ein ewiger Ruhm heißen. Sie reichen gleichsam in jene alten Zeiten mit ihren Thaten, Sitten und Gesinnungen hinüber, aus denen die Stimme der mißgestimmten römischen Feinde die Tapferkeit, die Wildheit, aber auch die Treue und Verlässigkeit, die Zucht und Keuschheit unserer ehrwürdigen Ahnen rühmten. Wenn wir diese Dichtungen voll gesunder Kraft, voll biederer wenn auch rauher Sinnesart, voll derber aber auch reiner, edler Sitte betrachten neben dem schamlosen, eklen und windigen Inhalt der britischen und neben den schalen, läppischen und zuchtlosen Stoffen der französischen Romane, ja neben dem bigotten fränkischen Volksepos, so werden wir ganz andre Zeugnisse für die angestammte Vortrefflichkeit unseres Volkes reden hören, als die dürren Aussagen der Chronisten, und im Keime werden wir bei unseren Vätern schon die Ehrbarkeit, die Besonnenheit, die Innigkeit, und alle die ehrenden Eigenschaften finden, die uns noch heute im Kreise der europäischen Völker auszeichnen. Diese herrlichen Stoffe uralter Dichtung lassen, wenn sie auch nicht geistige Gewandtheit zur Schau tragen, wie das die fremden Poesien jener Zeiten besser können, auf eine Fülle des Gemüthes und auf eine gesunde Beurtheilung aller menschlichen und göttlichen Dinge schließen, die ein Erbtheil der Nation geblieben sind, das mit jedem neuen Umsatz wuchernd zu einem weiten Vermögen heranwächst.

---

3. Hartmann von Aue und Wirnt von Gravenberg.

Der Gegensatz der epischen Volkslieder gegen den neuen Minnegesang konnte kaum stärker sein, als der des Nibelungenliedes gegen die französisch-britischen Epopöen, wie sie gleichzeitig von den größten Dichtern jener Zeiten bei uns behandelt wurden. Wir gehen zu diesen über und dürfen ihnen jetzt unsere Aufmerksamkeit ungetheilt widmen. Drei Männer vor Allen haben wir hier zu betrachten, die uns die höfische Kunst auf ihrer höchsten Spitze, die Richtungen der Zeit in ihrer größten Schärfe, die Ideen, die sie bewegten, in ihren reinsten Entfaltungen zeigen, und denen an Werth nur Walther als Vierter zugefügt werden darf. Diese sind Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg. Alle drei haben Dichtungen aus dem Sagenkreise des Königs Artus nach französischen Originalen behandelt, und unter ihren Händen bildete sich rasch jene Gattung einförmiger Romane, die wir oben in roherer Gestalt in den Händen Ulrich's von Zazikoven und Eilhart's von Oberg sahen, zu der möglichsten Vollendung, deren sie fähig war. Bei diesen Behandlungen schreiten die Dichter regelmäßig in Geschicklichkeit, Selbstvertrauen und Kühnheit bis zum Uebermuthe fort. Ulrich hatte noch ganz sein Auge auf dem Buche, und er und Eilhart hatten noch viel zu sehr mit ihrer eigenen Sprache zu ringen, um sich freier zu bewegen. Hartmann folgt im Erek und Iwein seinen französischen Quellen[342]) mit gewandter Treue, und flicht blos solche leise und unmerkliche Wendungen ein, die ihm sein ungemein zartes und feines Gefühl eingab. Er läßt die Erzählung unangetastet, trägt aber seine Seele hinein. Bei Wirnt ändert sich dies; er läßt sich den Stoff zu Wigalois blos mündlich erzählen[343]), er bekämpft und wehrt sich gegen die Sage, unterbricht die Erzählung, tritt überall mit seiner Person keck in das Gedicht, was Hartmann nur sehr wenig gethan hat; jeden Augenblick läßt er recht auffällig den deutschen Dichter neben der fremden Materie hören. Bei Wolfram und Gottfried ist dann das Hervortreten

---

342) Chretien von Troyes hat beide Gegenstände behandelt. Den französischen Erek wird Haupt herausgeben; er hält ihn bei zwar großen Uebereinstimmungen nicht für Hartmann's Quelle. Eine Ausgabe des franz. Iwein bereitet Dr. Holland vor.

343) Vers 297, 22 ff.
Ich wil daz mære volenden hie, als michz ein knappe wizzen lie,
der mir ez ze tihten gunde. Ni wan eins von sînem munde
enpfie ich die âventiure.

der Persönlichkeit am entschiedensten. Bei ihnen verschmilzt die Lebensansicht mit dem Sagenstoffe; dieser wird sichtbar in Folge von jener gewählt oder gar in allen Beziehungen gestellt und gestaltet. Weiterhin schwindet diese kühnere Behandlung wieder aus diesen Stoffen, die auch nur dem eigentlichen Genius eignen konnte.

So lange noch in der epischen Erzählung nichts gesucht ward als Unterhaltung und Zeitvertreib, so hielt man es in der Wahl der Gegenstände gerade wie im vorigen Jahrhundert nur mit der Neuheit des Stoffes, und obwohl die Einflüsse der jedesmaligen Richtung der Zeiten auch früher die Aufnahme oder Verschmähung dieses oder jenes Zweigs der Dichtkunst bedingte, so war man doch noch weit entfernt von dem Punkte, wo die einzelnen Dichter aus einem Begriffe von der Würde oder Bedeutung ihrer Kunst, von einem eigentlichen Kunstprinzipe aus, den Stoff ihrer Dichtungen gewählt und geformt hätten. Die Zeit ist aber nun gekommen, wo die Ahnung des Mangels eines solchen Prinzips dämmert und wo man diesem unverstandenen Mangel, oft unverständig, abzuhelfen strebte. Es trat diese Zeit offenbar erst mit der ausgebreiteteren lyrischen Kunst ein, die, da sie die höfische Gesellschaft unmittelbar berührte, erst dem Sänger Ansehn und Würde zu geben anfing. Die größere Würde des Standes, der sich in Deutschland auch damals erst emporarbeiten mußte, wie neuerlich, lehrte die Sänger mehr auch auf die Würde der Kunst achten, so wie umgekehrt die innige und edle Richtung der Dichter auf das, was die Gemüther damals am heiligsten bewegte, ihnen zuerst den Zugang in die höhere Gesellschaft und die ehrenvollere Stellung eröffnete. Was nun zur höheren Reinigung der Dichtung geschah, war zuerst, wie wir sahen, die Einführung einer angemessenen Sprache, einer neuen Vers- und Reimkunst, an die Stelle der Volkssprache im alten Nationalepos und seiner vierzeiligen Strophe. Wie schnell und entschieden Beides verlassen werden mußte, indem man vom Epos zur Lyrik, vom strengen einfachen Stil der Erzählung ferner Begebenheiten zum weichen mannichfaltigen Ausdruck gegenwärtiger Empfindungen überging, ist von selbst klar; dennoch blieben nach der Einführung der kürzeren Verse und Reimpaare im Epos auch nach Veldeke noch bedeutende Fortschritte zu machen. Was Veldeke für Reinheit des Reims und der Sprache und Lambrecht für Sagenkritik angefangen hatten, das setzten nun die folgenden Dichter schon auf einer höheren Stufe fort. Bei Hartmann und Wirnt sieht man jedoch noch deutlich, wie wenig bis dahin innerer Beruf zum Dichten auch in diesen bedeutenderen Männern war, denen man allzu freigebig die Ehrentitel großer

Dichter zuerkannt hat. An das Größte zu rühren, war in allen Fächern, in jeder Entwickelung jeder Geistesrichtung, zu jeder Zeit nur das glückliche Geschick ganz Weniger. Wie sollte aber ein Hartmann nach so hohen Ehren streben können, der, mag er noch so schöne Verdienste haben, doch selbst seine dichterische Beschäftigung für nichts anders als einen Zeitvertreib müßiger Stunden ansah, in denen er nichts besseres zu thun wußte[344]? Diese Dichter haben alle noch ganz die furchtsame Bescheidenheit, von einiger Selbstgefälligkeit oft begleitet, welche wir auch in den Anfängern unserer Dichtkunst des 18. Jahrh. gewahren; und was jeder neueren Kunst, im Gegensatze zu der älteren, schadete: es war nicht lebhafte Aufmunterung genug da, die dem Sänger zu einem freien Aufschwung die Flügel geliehen hätte. Bei Wirnt kann man bemerken, wie er seine Unfähigkeit zur dichterischen Rede selber empfindet, wie er Wolfram um seinen kühneren und kecken Flug beneidet. Erfüllt von dem Gedanken, daß das thatenlose Verliegen und die Hingebung an Gemächlichkeit und Muße um Ehre und Ruhm bringe, sah Wirnt die Dichtkunst als Allotrien an und schwankte daher zwischen dem Drang seines wirklichen Talentes und seinen ungenügenden Erzeugnissen, zu denen zwar seine Neigung ihn trieb, die Standespflicht aber nur halbe Kräfte verwenden ließ, ein Zug, der sich auch im wälschen Gast in einem Gespräch zwischen dem Dichter und seiner Feder nur etwas anders gefaßt findet. So las Wirnt einen Roman von Lifort Gawanides, der ihm zu sonderbar, zu wunderlich und schwierig dünkte, als daß er ihn mit seinen Dichtergaben zu bemeistern hoffen konnte, der ihm eine Aufgabe für die ganze Entfaltung eines ausgezeichneten Talentes schien, zu der er sich selbst zu schwach fühlte, zu deren Quelle er lieber einem tüchtigen Manne die Nachweisung geben will; und doch macht er es nur von der Aufnahme seines ersten Jugendgedichtes abhängig, ob er sich nicht dennoch an die schwere Arbeit wagen werde. Wir werden es also begreifen, wenn man sich damals, wie in neuerer Zeit, im Anfange auf dem betretenen Pfade hielt und vorsichtig lieber das leichtere Gleichgültige als das schwerere Große wählte. Solcher Art sind die Stoffe der Dichtungen der beiden Männer, von denen wir hier reden. Sie sind fast alle aus dem Kreise der britischen Mährchen gewählt. Diese Erzählungen waren das einfachste, was man damals wählen konnte; sie nahmen eigentlich kein anderes Talent in Anspruch als das des Erzählens, und diese Kunst zu

344) Iwein 23: — swenner sine stunde niht baz bewenden kunde,
daz er ouch tihtennes pflac —.

ihrer klarsten und lautersten Entfaltung gebracht zu haben, ist das hauptsächlichste Verdienst Hartmanns.

Hartmann, Dienstmann zu Aue (im Schwäbischen), reicht noch in die Zeit der älteren Minnesänger zurück, und hat Friedrich's I. Kreuzzug mit gemacht. Wir besitzen, seitdem Haupt seine „Lieder und Büchlein“[345]) neben dem armen Heinrich herausgegeben hat, seine Werke sämmtlich im Druck. Seine Lieder treten nicht aus dem allgemeinen Charakter des Minnegesangs heraus; seine Büchlein (so benennt er eins dieser Stücke selbst) beschränken sich auf einen Minnemonolog und auf ein Gespräch zwischen Leib und Herz, wer von beiden Ursache und Kummer einer nicht begünstigten Liebe mehr trage. Sie zeigen, wie diese mehr redseligen als singseligen Dichter ihr Lied bald zur Rede auszudehnen strebten; das letztere Stück könnte etwa als ein Anfangspunkt der Allegorien, Lehr- und Streitgedichte bezeichnet werden, die in späteren Zeiten eine herrschende Gattung wurden. Wir wollen uns bei diesen kleineren Werken nicht aufhalten, sondern sogleich zu den größeren Erzählungen Hartmanns übergehen. Wenn wir diese ohne Rücksicht auf ihre muthmaßliche chronologische Reihe und geringere oder größere Reife der Erzählgabe, nach ihren Stoffen betrachten, so weist uns der Gregor vom Steine[346]) seinem legendarischen Inhalt nach noch ganz in den Geschmack des 12. Jahrh. zurück. Ganz so wie in einigen Legenden, die wir dort fanden, sind hier neuere Verhältnisse und ein neuerer Held, die Ketzerei der Blutschänder im 11. Jahrh. und Gregor VII., der ihr gesteuert haben soll[347]), in ein fabelhaftes Gewand gekleidet, wie es in der Kaiserchronik mit der römischen Kaisergeschichte, in den Gestis Romanorum mit der römischen Rechtsgeschichte geschah. Ein Geschwisterpaar zeugt in unnatürlicher Gemeinschaft einen Sohn. Der Vater geht ans heilige Grab und stirbt, die Mutter setzt das Kind, „den guten Sünder,“ der unschuldig seiner Eltern Erbsünde zu tragen hat, auf die See aus und legt ihm eine Tafel bei, die da besagt, daß seine Mutter seine Tante sei und sein Vater sein Oheim. Das gerettete Kind wächst auf, erfährt sein Schicksal, will erfahren wessen er sei, zieht aus, und Wind und Wetter tragen ihn in seiner Mutter Land. Die unglückliche Frau

345) Die Lieder und Büchlein, und der arme Heinrich von Hartmann von Aue. Hrsg. v. Haupt. 1842.

346) Im spicilegium Vaticanum von Carl Greith. 1838. Gregorius, ed. Lachmann. 1838. Uebersetzt von S. O. Fistes. 1851.

347) S. bei Greith p. 158.

ward gerade von einem unwillkommenen Bewerber belagert, er befreit sie, und sie heirathet ihn, ihren Sohn, da sie doch vorher ihre Kleider an ihm wieder erkannt hatte! Zu spät entdeckt sich das Verhältniß beider; sie bleibt in Buße; Gregorius wandert im armen Gewande weg, duldet jede Schmach, läßt sich zuletzt von einem Fischer mit einem Fußeisen an einen Felsen im See festschmieden, und lebt hier 17 Jahre ohne Speise. Jetzt ward der Pabststuhl ledig und eine Stimme Gottes bezeichnet den Römern unsern armen Büßer zum Nachfolger. Sie holen ihn; und zum Glücke hatte gerade der Fischer den Schlüssel zu dem Fußeisen in einem Fische wiedergefunden. Dies und der Wiederfund jener Tafel bestimmt ihn den Ruf anzunehmen; er ward als Pabst Trost und Rath aller Sünder, und dies bewog denn auch seine Tante, Mutter und Frau zu ihm zu kommen: so sehen sie sich noch wieder. Wem ein solcher Gegenstand erbaulich ist, mit dem ist nicht über den Werth von dessen Behandlung zu streiten; der wird dann Philosophie und Weisheit hinter dieser kahlen Erfindung suchen und die alten Oedipusgedichte gegen die ungelenke Legende herabsetzen. Geschichten dieser Art, ganz abgesehen von aller legendarischen und religiösen Beziehung, sind an sich immer ekel; die Alten versteckten sie in ihren Tragödien, gingen rasch an der widerlichen Thatsache vorbei, und verweilten auf den entsetzlichen Empfindungen und Leidenschaften der Menschen und auf dem Fall des Schicksals, während hier ein so graustiger Stoff mit den gewöhnlichen Reim- und Verstandeleien dieser Dichter und in einer behaglichen ebenen Erzählart vorgetragen ist, die nur darum nicht Prosa ist, weil sie in Versen auftritt. Zu der Reinlichkeit und Gefälligkeit seiner Erzählung konnte übrigens unseren Hartmann schon in dieser Arbeit der Wetteifer mit seiner Quelle spornen, einem lateinischen gereimten Gedichte von großer sprachlicher Gewandtheit[348]); das Verdienst originaler Dichtung tritt hier wie bei allen erzählenden Werken Hartmanns ganz in den Hintergrund.

Passender für diesen Erzählton und für die sanften Gemüther dieser Dichter ist schon die schwäbische Volkslegende vom armen Heinrich[349]), die kürzere Erzählung eines heimischen Stoffes, gleichfalls nach einer lateinischen Vorlage. Auch für dieses Werkchen haben sich mehrere Stimmen so vortheilhaft ausgesprochen, daß man nur mit Scheu ein etwas

348) Leo fand ein Bruchstück derselben; s. Blätter für lit. Unterhaltung 1837. N. 352. Vgl. J. Grimm in den lat. Gedichten des 11. und 12. Jahrh. p. XLVII.

349) Ausgabe von Grimm; oder in Lachmann's Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des 13. Jahrh. Berlin 1820. und bei Haupt a. a. O. Uebersetzt von Simrock und früher von Büsching.

mäßigeres Lob wird äußern dürfen. Die Liebenswürdigkeit dieser Dichter hat jeden seiner fühlenden Leser der neueren Zeit so bestochen, daß man eine so gelinde Beurtheilung an ihre Werke legte, wie sie die frauenhafte Zartheit der Sänger selbst zu verlangen schien. Auf Frömmigkeit und Güte ist das Gemüth dieser sinnigen Menschen gerichtet, und auch den Hauch des Falschen und des Bösen verträgt ihre reizbare Sinnesart nicht. Ergreifen sie die Feder zum Dichten, so kehren sie den Lästerern und Tadlern den Rücken, sie wenden sich mit ihrer Erzählung blos zu den Guten, die Gutes und Gutgemeintes gut aufnehmen, und ein Gottfried von Straßburg deutet das Böseste aufs inniglichst Gute und will es allen Harmlosen und Biederen als das Beste empfehlen. Sie wollen den guten Willen wie die gute That betrachtet wissen, sie wollen an jedem zweifelhaften Thun die beste Seite herausgestellt haben, sie wollen das Böse verschwiegen, das Gute laut gepriesen haben, sie wehren sich gegen jede harte Weltansicht, gegen jedes zwistige Wesen; und wer dergleichen nur mit Klarheit auffassen, ihm ins Auge sehen sollte, der mußte schon ein Wolfram von Eschenbach sein. Die Einleitung des Tristan darf man als den Schlußstein und als die bewußteste Ausführung alles dessen ansehen, was seit Ulrich von Zazikoven jeder dieser Dichter, nur der kräftige Wolfram nicht, bald minder bald mehr deutlich im Eingange seiner Werke sagte; jeder von den Dichtern, die eine leichtere Weltansicht liebten, denen der Friede der Gesellschaft und der ungestörte Fluß des gewöhnlichen Lebens vor Allem am Herzen lag. „Gedächte man ihrer nicht in Güte, sagt Gottfried, von denen der Welt Gutes geschieht, so wäre Alles was Gutes geschieht so gut wie nicht vorhanden. Wer was der Gute in guter Absicht der Welt zu Gute thut anders als in Güte aufnimmt, der thut Unrecht. Man tadelt wohl Vieles, was man doch gern mag, und bald ist einem das Wenige zu viel und bald will man was man nicht will; es ziemt aber das, dessen man doch bedürftig ist, zu loben und sich wohlgefallen zu lassen, was uns wohl gefallen soll. Theuer und werth ist der, der Gutes und Böses unterscheiden und jeden nach seinem Werthe beurtheilen kann. Ehre und Lob unterstützen die Kunst, die zu Lobe geschaffen ist, die, wo ihr Preis und Ermunterung zu Theil wird, mannichfach aufblüht. Wem Ehre und Lob nicht wird, das wird uns gleichgültig, lieb aber, was geehrt wird und seines Lobes nicht verlustig geht. Es sind aber deren so viele, die nun die Art oder die Unart haben, das Gute übel, das Uebele gut zu deuten.“ Wenn wir vorher Gelegenheit hatten, in den Dichtungen dieser Zeiten etwas früher den frommen christlichen Glauben und religiösen Sinn zu bewundern, wenn

wir dann die schönen und sanften Regungen in der Herzenswelt dieser Dichter beobachteten und lieb gewannen, so haben wir hier die weichsten und feinsten Gesinnungen in Bezug auf das gesellige Leben, auf den menschlichen, und, wenn man es sagen darf, auf den literarischen Verkehr. Nirgends sind diese Gesinnungen nach allen diesen Richtungen so innig, so warm und so unschuldig dargelegt, wie in Hartmann's Werken. Hat nun dieser Dichter, mit dem kurzen Eingangsspruch seines Iwein zu reden, so sehr an rechte Güte sein Gemüth gewendet, so wird ihm mit Fug das Glück zu Theil, daß er ehrende Anerkennung dafür findet. Und was eben seine Gesinnung angeht, wer würde sich da nicht angezogen fühlen von der außerordentlichen Sanftmuth und Innigkeit, die über seinen Dichtungen liegt? Wer sollte sich nicht an der Tiefe erfreuen, mit der er im armen Heinrich „die üppige Krone weltlicher Freuden" ohne Bitterkeit herabsetzt gegen die Krone des Himmels? Wer nicht an der Züchtigkeit, die ihn im Erek lockere Stellen des Originals, die vergleichmäßig noch unschuldig zu nennen sind, übergehen läßt? Wer nicht an der Gutmüthigkeit, die ihn von aller Herbheit der Ansichten auch völlig frei hält? Wer sollte sich nicht an der Lauterkeit weiden, die in diesen Dichtern gleichsam aus der ganzen Zeit spricht, an eben jenen schönen Gesetzen der Verträglichkeit, der friedfertigen Duldung, der Bescheidenheit und jeder geselligen Tugend, die hier gelehrt und beobachtet ist? Und wer würde nicht fühlen, wie sich das ganze edle und schöne Naturell dieses Mannes in der ganzen Form seiner Werke abspiegelt, in seinem netten und reinen Vortrage, seinem bewundernswerthen Reime, in seiner gewandten, zierlichen, schlichten Sprache, was Alles der feine Gottfried so schön charakterisirt, wenn er die Klarheit der Hartmann'schen Poesie und ihre zuthunliche und eindringende Wirkung auf natürliche Gemüther hervorhebt[350]), als die Eigenschaften, die ihm den Kranz sichern, eben Er, der schon gleichsam vom Baum der Erkenntniß gegessen hatte, als er noch die ungetrübte Reinheit dieser unschuldigen Zeit und Kunst festzuhalten suchte.

---

350) Tristan V. 117, 21 ff.

Hartman der Ouwaere, ahî wie der diu maere
beide ûzen unde innen mit worten und mit sinnen
durchverwet und durchzieret! wie er mit rede figieret
der âventiure meine! wie lûter und wie reine
sîn kristallîniu wörtelîn, beidiu sint und immer müezen sîn!
si koment den man mit siten an, si tuont sich nâhe zuo dem man
und liebent rehtem muote.

Aber wenn man sich alles dies anzuerkennen mit Freuden bereit erklärt, würde nicht unser Hartmann selbst zufrieden und befriedigt sein? würde er seine Kunstwerke noch aus weiteren Gesichtspunkten angepriesen verlangen, aus Gesichtspunkten, die weder er selbst noch seine Zeit kannte oder berücksichtigte? oder sollen wir umgekehrt, nachdem wir aus dem Standpunkte jener Zeiten diesen Dichtungen ihr Recht widerfahren ließen, sie nicht auch aus unseren — weiteren oder engeren — ansehen dürfen, da doch jene Zeit und jenes Geschlecht verschwunden, da doch jene Dichtungen nur eben noch für uns und für die nach uns da sind, die sie ihrerseits wieder nach *ihren* Ansichten beurtheilen werden? Und hier werden wir eben bedauern müssen, daß alle diese und ähnliche Kunstwerke allzusehr die Erzeugnisse einer abgeschlossenen Menschenclasse und einer beschränkten Zeit sind, als daß sie allgemeinen Werth und Reiz auch bei späteren Geschlechtern hätten haben können. Den Griechen war es gegeben, in ihren Dichterwerken einen Götterhimmel zu öffnen, der sich in den christlichsten Zeiten in der Kunst behauptete; sie stellten eine Weltansicht auf und lehrten eine Moral, die sogar den tüchtigsten Männern dieser ritterlichsten Zeiten wie den wackersten Charakteren der Reformation Ehrfurcht gebot, in Zeiten also, wo man gewiß in jener verschiedene Weltansichten, in dieser eine verschiedene herkömmliche Moral hatte. Allein wenn es uns heute schon schwer hält, jenes ascetische Christenthum selbst von religiöser Seite her nur zu begreifen, sollen wir es denn moralisch gut heißen oder gar ästhetisch bewundern? Wenn wir uns heute bestreben, endlich und endlich den Menschen wieder von all der Unnatur, die Convention und Ceremoniel, Rang und Titel seit dem heidnischen und dem heiligen römischen Reiche in die Welt brachten, zu entkleiden, sollen wir da das schönste Hofleben, das immer auf nichts als auf Convention ruht, preisen, wo es uns gilt, endlich wieder die Handlungen der Menschen frei aus dem reinen Quell der Natur fließen und von gesunden Grundsätzen geleitet zu sehen. Alle Kunst soll darauf ausgehen, den Menschen und die Welt die sie schildert von dem Zufälligen zu entkleiden, sie in möglichst reiner Gestalt darzustellen. Die Alten litten schon nicht die natürliche Hülle persönlicher Besonderheit zu stark über ihren dichterischen Gestalten, was soll man sagen, wenn hier die seltsamsten Eigenheiten der christlichen Rechtgläubigkeit und ihre wunderthätigen Einflüsse auf die menschliche Seele den Inhalt der Dichtung gestalten, wenn die ohnehin so schwer zu ergründende Natur des Menschen hier mit der Decke der religiösen Schwärmerei oder des ritterlichen Hofgesetzes verhängt wird? Für unseren heutigen Verstand ist es

(mit Ausnahme derjenigen, deren innere Eigenthümlichkeit sie mehr zu Menschen der vergangenen als der gegenwärtigen Zeiten macht) nichts als ein Wunder, wenn in dem armen Heinrich das kindliche Geschöpf, das mit seinem Blute seinen aussätzigen Herrn retten will, nicht sowohl aus Mitleid oder aus einem natürlichen Gefühle oder Antheil, als vielmehr aus der Grille, daß dies Opfer zu seinem eigenen Seelenheile gereichen werde, sich zum Tode drängt; wenn es, nachdem es unter dem Schlachtmesser schon gewesen und wieder erhalten wird, über diese Rettung verzweifeln will, wenn es sich von den heiligsten Banden der Natur, von Vater und Mutter lossagt, deren Stütze es sein sollte, um des ewigen Lebens desto schneller theilhaftig zu werden; wenn es jede jugendliche Lebenslust auch nicht der Spur nach kennt; wenn es zum Tode wie zum Tanzsaale geht und, indem es seine Eltern von der Nothwendigkeit des Schrittes überzeugt, eine Beredtsamkeit entwickelt, die ihm nur der heilige Geist eingeben konnte; für uns ist dies Alles nicht allein wunderbar, sondern Wunder; Wunder aber duldet die Dichtung, wie die Geschichte, nur da, wo sie selbst nicht weiß was Dichtung und Geschichte ist, und selbst das Wunderbare ist schwer erträglich, wo es aus gefabelten und unbegreiflichen Kräften hergeleitet ist, die nicht gemeinsame Sympathien der Menschen anerkennen. Nicht, als ob die Legende an sich ein für allemal verwerflich wäre; sie ist vielmehr eine so schöne Seite in der alten Volkssage, und Hartmann hat für sie einen so offenen Sinn, und trifft gerade den Geist dieser Sage von Häuslichkeit und treuer Hingebung so schön mit dem idyllischen Ton seiner Erzählung, daß, wenn man einmal diesen Stoff als gegeben und unantastbar betrachten müßte, man die sinnvolle Behandlung bewundern würde. Allein der Dichter soll den Stoff erst gestalten, und wie man aus dem Schlechtesten mit wahrer Kunst das Beste zu machen fähig ist, hat Gottfried in seinem Tristan bewiesen. Wie reine poetische Wirkung die Legende machen kann, haben so verständig-sinnige Männer wie Göthe und Hans Sachs gezeigt, die aber gerade ihre Göttersöhne und Wunderthäter dann in die gewöhnlichsten Tagesgeschäfte und Begebenheiten versetzten. Die zu große Achtung vor dem Stoffe hat in dem Mittelalter aller Dichtung, und man möchte fast sagen, bei uns der Kritik dieser Dichtungen geschadet. Und doch ist es eine unbestreitbare Thatsache, daß, je weiter unsere damaligen Dichter sich von ihrem Stoffe entfernten, um so trefflicher ihre Werke wurden. Im armen Heinrich ist jedes Einzelne vortrefflich; mit einer Rückführung der wirkenden Beweggründe auf menschliche Empfindungen, durch Vertauschung der wunderhaften

Entwickelung mit einer psychologischen, wäre vielleicht dem Gedichte aufzuhelfen gewesen, obgleich wir uns wohl erinnern, daß Göthe schon an dem ekeln Gegenstande des Miselsüchtigen, gleichsam in dem noch verfeinerteren Geschmacke eines noch höfischeren Dichters, Anstoß genommen hat.

Diesen beiden Legenden liegen nun die zwei Romane von Erek[351]) und Iwein[352]) gegenüber, bei denen sich uns ganz ähnliche Bemerkungen aufdrängen. Beide gehören zu jenen britischen Romanen der gewöhnlichen Art und beide liegen wohl an den Grenzen der Hartmannschen Dichtung; im Erek (um 1195—7) ist die formelle Vollendung noch nicht, wie im Iwein (um 1203). Der Herausgeber hat schon hervorgehoben, daß im Versbau noch Härten unterlaufen, daß auch die Sprache nicht die Reinheit zeigt wie im Iwein, wo unhöfische Ausdrücke und französische Worte, die hier noch vorkommen, mehr vermieden sind. An die Beschreibung eines Pferdes werden im Erek gegen 500 Verse gewandt; und so würde auch die Lobpreisung eines Pflasters, das die Fekmurgan hinterlassen hatte, und die Schilderung dieser Zauberin nicht mehr in dieser Weise im Iwein vorkommen. Die Charakteristik des Keie in beiden Gedichten lehrt wohl am besten, wie der Dichter im Zeichnen innerer Zustände und Charaktere und überhaupt an Tiefblick und Einsicht zunimmt. Beides war bei diesen Stoffen so nöthig, die so viele Lücken im innern Zusammenhang ließen und so vieles Unverstandene darstellten und erzählten, so daß man über den Mangel an hinreichenden Motiven den deutschen Dichter schwerlich tadeln darf. Es ist ganz eigen, wie sich Hartmann hier bei den Unwahrscheinlichkeiten der Erzählung wendet und windet. Der Kern des Erek deutet wie der Lanzelot und Parzival auf einen tiefern Plan, der aber so wenig wie im Lanzelot ausgeführt ist. Der Held erwirbt sich ein Weib, Enide, die Tochter eines „Edelarmen"; und in den ersten Freuden der Ehe geht mit ihm eine Aenderung vor. Er verlag sich bei seiner Lieben und verlor Ruhm und Namen. Man gab es ihr Schuld, sie grämt sich darüber und läßt es ihn wissen. Da reitet er auf Abenteuer und Thaten aus, zwingt aber die Tadlerin mitzugehen, und verbietet ihr zu reden. Es bedrohen ihn drei Räuber, die er nicht gewahrt; sie warnt ihn. Weil sie geredet, muß sie die Pferde der Getödteten pflegen. Diese Geschichte wiederholt sich mit fünf anderen Räubern und so fort, und Erek wird stets zorniger

351) Ausg. von Moriz Haupt. 1839. Uebers. v. S. O. Fistes. 1851.

352) Ausg. von Benecke und Lachmann. Uebers. v. Baudissin. 1845.

über den häufigen Bruch ihres Versprechens. Nun fragt sich der Dichter, warum doch die Frau immer besser hörte, als der Mann; weil er bewaffnet war am Haupte, sie nicht, erklärt er es. Aber warum sie ihn nicht mit Zeichen bedeutete, dafür wußte er wohl selbst keinen pragmatischen Grund, und so schwieg er darüber. In einem Kampfe wird Erek auf den Tod verwundet; Enide beklagt ihn, und will sich in der Verzweiflung umbringen, da kommt gerade ein Graf Oringles, der es verhindert. Diese bequeme Maschinerie fällt dem nüchternen Bearbeiter auch auf und er kann eine Bemerkung darüber nicht unterdrücken. Der Hauptfehler des ganzen Romans fiel wohl dem deutschen Dichter gar nicht ein. Offenbar ist am Schlusse das Abenteuer vom Baumgarten in einen beabsichtigten Gegensatz zu dem Hauptinhalte gebracht. Mobonagrin ist der Held dieses Abenteuers. Sein Weib wollte ihn nicht ausziehen lassen, und nahm ihm das Gelübde ab, daß er hier mit ihr wohne und sie seine Liebe genießen lasse, bis er vor ihren Augen besiegt würde. Sie weiß den Liebesgenuß so hoch zu schätzen, daß sie ihrem Manne lieber Abenteuer zu Hause bereitet und ihn grausam werden läßt, wenn nur in ihrer Nähe. Enide, weiblicher und zugleich auf den wahren Ruhm ihres Mannes sorgsam bedacht, will ihn und den Genuß der Liebe eher entbehren, als seinen guten Namen. Durch die Maßregeln jener ging die Freude des Hoflebens verloren, durch Enide's Ehrgeiz der Friede, in dem sie lebte. Beides soll, scheint es, nicht das rechte sein und jede erleidet ihre Strafe; aber Alles liegt ohne Verhältniß da. Ob nun dies in Chretien's französischem Gedichte, das auch in Paris zum Drucke vorbereitet wird, Alles so gelegen ist, muß man abwarten. In dem bretagnischen Lai von Geraint dem Sohne Erbin's, im dritten Bande von Lady Guest's Sammlung, findet sich diese feinere Auffassung der Sage, und folglich auch der gegensätzliche letzte Theil derselben noch nicht. Es ist das Mißfallen Enid's an dem Verliegen ihres Gatten allerdings angedeutet; dieser aber legt ihr ihren Tadel so aus, als ob sie einen Anderen liebe und seine Entfernung wünsche, um andere Gesellschaft zu haben. Die Eifersucht des Gatten ist dann der Hauptgegenstand. Darum zwingt er sie mit ihm zu gehen, und darum gehn die Abenteuer hier dahin, sie von anderen Liebhabern bedrängt und ihrem Gemahle treu zu zeigen; was diese Erzählung einfacher und zusammenhängender macht, als die von Owain und Peredur.

Was den Iwein[353]) angeht, so wollen wir auch seinen Inhalt,

---

353) Die wälsche Quelle in Lady Guest's Mabinogion. 1. Bd. Ebenda auch der

das Werk, wie es überhaupt in alle Welt und bis nach England,
;weden und Dänemark Zugang gefunden, auch bei uns in verschiedenen
ucken und-zahlreichen Handschriften verbreitet ist, auch durchweg
Charakter dieser britischen Dichtung trägt, nicht näher analysiren.
n epischer Anlage oder innerer Bedeutung ist darin nichts zu suchen,
wenn wir, bei wiederholter Anerkennung der schönen Natur des
hters und seines schönen Talentes, den poetischen Werth auch dieses
es jüngsten Werkes gering anschlagen, so glauben wir, daß beides
einfach aus der Art dieser Dichtungen rechtfertigt, die mehr durch das
müthvolle der Dichter als durch deren Kunstsinn wirken. J. Grimm
in kurzen Zwischenräumen ein ungünstiges und ein günstiges Urtheil
r den Iwein gefällt, und nichts scheint natürlicher als dies, bei den
isten Werken jener Dichter, zu denen man durchaus glücklich die rechte
immung mitbringen muß, da sie selbst nicht im Stande sind, in die
immte Stimmung zu versetzen, die sie verlangen. Dies liegt darin,
; neben der durchaus schwachen und matten Form zugleich der Inhalt
s abstößt, der jene bedingte. Alles Große in Thaten, alles Hohe
Kräftige in Worten, alles Erhabene in Gesinnungen muß man in
ser Dichtungsreihe vergessen, wie sollte der beste Dichter hier etwas
tes leisten? Alle gewaltsamen Eingriffe des Schicksals, jede Furcht-
keit des Unglücks, alle Gefahr des Glücks, Alles was große Be-
enheiten und Wendepunkte, was bedeutende Charaktere, was merk-
rdige Collisionen in der Poesie wie im Leben schafft, Alles ist hier
nz verschwunden, und Nichts bietet nicht allein dies Eine, sondern
h die ganze Masse dieser britischen Epen, was ein kräftiges Herz
ken oder begeistern könnte. Eine Liebesintrigue, so matt, so leicht wie
nur eine dürftige Romanphantasie ersinnen kann, ist Alles; die Wun-
n der Liebe sind hier gefährlicher als die durch die Schwerter, und die
ederlage durch sie rühmlicher als der Sieg mit den Waffen. Und selbst
r ist wieder die beleidigende Gemeinheit in den weiblichen Charakteren
ser britischen Dichtungen abschreckend, die auch die Kunst des Chretien
n Troyes und das Wenige, was Hartmann's Eigenthum dabei ist,
ht ganz verdecken konnte. Schon Dichter jener Zeiten haben sich bei
Entschuldigung des Wankelmuths der Laudine, die so schnell den
örder ihres Mannes heirathet, nicht beruhigt, obwohl man zugeben
ß, daß diese Stelle bei Hartmann wie bei Chretien von Troyes durch

evalier au lion von Chretien von Troyes aus der Hs. der k. Bibl. N. 1891. Suppl.
. 210. Ein großer Theil desselben auch in Keller's Romvart p. 513 ff.

die schalkhaft-gutmüthige Behandlung vortheilhaft vorsticht. Im übrigen aber bewegt sich das Gedicht ganz in dem Gleise, in dem wir seine Vorgänger gehen sahen. Es ist, als ob ein Ceremoniengesetz auch hier jeden Schritt der Abenteuer vorgeschrieben hätte. Es darf nur eine Begebenheit anfangen, so weiß man auch schon das Ende; es darf nur ein Unglück hereinbrechen, so weiß man schon, daß es sich in Glück auflösen, es darf eine Gefahr drohen, so weiß man, daß sie überwunden wird. Man nimmt daher weder an Glück noch an Unglück Theil. Weder natürliche Leidenschaften im Menschen, noch natürliche Verwickelungen in den äußeren Verhältnissen sind hier die Triebfedern der Handlungen, sondern die Launen der Frauen, die Grillen der Männer, die Convenienz der Gesellschaft. Man würde diese Eintönigkeit oder den Geschmack der Menschen an dieser Eintönigkeit nicht begreifen, wenn man nicht wüßte, daß es für Vielleser einen ganz eigenen Reiz hat, eine Romanintrigue zu errathen, so wie umgekehrt solche irreleitende Compositionen, wie sie Hermes in neuerer Zeit gemacht hat, wirklich so unleidlich wie unnatürlich sind. Es paßte ganz zu dem Sinne jener friedlichen, mit wenigem vergnügten, stillen Menschen, daß sie an diesen gleichen und ruhigen Erzählungen ein mäßiges Gefallen lieber suchten, als sich von Fremdartigem (von fremder, wilder Mähre) unangenehm berühren und leidenschaftlich aufregen zu lassen. Dieser von gesellschaftlichem Frieden ausgehenden, auf ruhige, gesellige Unterhaltung abzweckenden Dichtungsart ist es daher ganz anpassend, daß ihr z. B. in der Zeichnung von Charakteren nichts gelingt, als der des Friedenstörers und des Feindes der Gesellschaft. Es ist nichts belehrender, als sich von Zeit zu Zeit vergleichend nach den Gestalten umzusehen, die sich in den mittelalterlichen Dichtungen ähnlich sehen: hier gewahrt man am deutlichsten ihr gegenseitiges Verhältniß. Im alten Volksepos sehen wir überall ein böses Prinzip eingreifen; bei Griechen und Deutschen ist es das Schicksal, was den Samen der Zwietracht ausstreut, in den Nibelungen ist es Hagen, der seinen Arm leihen muß; die Verhältnisse, seine Neigung, menschliche Schwäche, Diensttreue, das Verschiedenste greift zusammen, seine Handlungen zu bestimmen, und die ganze Gestalt ist eine der bedeutendsten und trefflichst gehaltenen. Wie gewaltig ist dieser Hagen noch gegen den Ganelon des französischen Epos! Doch tritt auch dieser noch in wahrer Heldennatur auf. Nun halte man aber die jämmerliche Figur des Keie dagegen: er hat weder die Tugend noch die Laster von jenen, aber er ist ganz eigentlich das böse Prinzip der guten Gesellschaft. Nichts bezeichnet die abgeschwächte Natur dieser britischen Dichtungen so genau. In

deutschen Epos ist es offener Verrath und Mord, der Völker gegeneinander aufregt und die eigene Kraft des Verräthers adelt ihn gleichsam noch in seinem Verbrechen. Im Ganelon ist schon heimtückische Verrätherei an der Stelle, aber immer noch große Verhältnisse. Dieser Keie aber ist ein Prahler, ein Neider, der nur mit der Zunge Schaden übt, der von Ginevra vortrefflich bezeichnet wird, als der sich mit seinem Hasse gegen jeden Guten am meisten selbst schadet, der dadurch, daß er den Bösesten zum Besten, den Besten zum Bösesten macht, es dahin gebracht hat, daß sein Lob ein Tadel und sein Tadel ein Lob ward. Dazu ist dann dieser Keie schon ein stehender Charakter, wie auch alle Begebenheiten hier stehend sind. Wie wunderbar ist die Zeichnung des Hagen nach den verschiedenen Stufen seiner moralischen Würde; Ganelon's Verrath wird zwar seiner Natur zugeschrieben, aber wie vortrefflich erklärt das äußerlich Bestimmende, daß diese Anlage zur Verrätherei, zur That wird; allein in Keie gibt es keine große That, für die eine bloße innere Anlage ohne äußere Triebfedern zu schwach wäre, sondern blos der gemeine Fehler der Klatscherei, der freilich keine andere Anregung bedarf, als den Antrieb des giftigen Herzens[354]).

Wir fügen diesem Urtheile, das schon in den ersten Ausgaben dieses Werkes ausgesprochen ist, noch hinzu, was die Vergleichung der seitdem bekannt gewordenen bretagnischen und französischen Vorbilder des Iwein ausweist. Das Mährchen von der „Frau des Brunnens" zeigt uns die Erzählung von dem Löwenritter in der nationalen und ursprünglicheren Gestalt; es ist die nähere oder entferntere Quelle Chretien's von Troyes und von dessen englischer (Ywaine and Gawin, bei Ritson) und deutscher Bearbeitung. Bis auf das letzte Viertel des Iwein, das eine ganz müßige, unnütze Erweiterung, ein eitles Hinziehen der Erzählung, Anhäufung von Abenteuern, Verlängerung ohne Zweck ist, zum Theil aus

354) Iwein Vers 190 ff.
Ez ist umb iuch alsô gewant, dazz iu niemen merken sol,
sprecht ir anders danne wol. Mir ist ein dinc wol kunt:
ezn sprichet niemannes munt wan als in sîn herze lêret.
Swen iuwer zunge unêret, dâ ist daz herze schuldec an.
In der werlde ist manec man valsch und wandelbære,
der gerne biderbe wære, wan daz in sîn herze enlât.
Swer iuch mit lêre bestât, deist ein verlorn arbeit.
Irn sult iwer gewonheit durch nieman zebrechen.
Der humbel der sol stechen: ouch ist reht, daz der mist
stinke, swâ der ist: der hornuz sol diezen u. s. w.

der Freude an den Heldenthaten des Löwen entsprungen, zum Theil aus der Absicht, Gawan (hier Gwalchmai) und Jwein im Kampf gegeneinander zu stellen (was die walisische Erzählung schon bei einer frühern Gelegenheit angebracht hatte), bis auf den Inhalt dieses letzten Viertheils ist die Anlage des wälschen Mabinogi im Wesentlichen dieselbe, wie noch die in unserm deutschen Gedichte. Nur ist der Vortrag kurz, roh, einfach, ursprünglich, in nichts den Bearbeitungen des Franzosen und Deutschen gleich, aber zu Allem den Anlaß bietend, was den germanischen Vortrag in diesen Romanen charakterisirt, der in den ersten Versuchen jener Eilhart und Ulrich noch ganz auf die Stumpfheit, Knappheit, Lückenhaftigkeit und Ungelenkigkeit dieses anspruchvollen zugleich und rohen, altklugen und dürftigen Stiles rathen ließ. Alles Einzelne, Reden, Scenerie und was man Alles Form und Ausführung nennen kann, lautet anders und ist anders gefärbt, aber durchaus so, wie man es sich nach den übrigen Quellen walisischer Dichtung, Sage und Legende denken konnte: wunderlich im Thatsächlichen, wie in der Art des Denkens und Empfindens, etwas feierlich und gespreizt, wie man es von der ursprünglichsten Ritterdichtung erwartet. Es ist selten, aber es kommt doch vor, daß sich Ausdruck und Sinn der Reden noch bis in den deutschen Jwein hin erhalten hat. Die Freude an Beschreibung, Putz und Waffenzier ist von hier aus der Ritterdichtung vererbt. Die epische Erzählform ist hier und da ursprünglicher; wiederkehrende Vorfälle werden gewissenhaft in wiederkehrendem Vortrage ausgeführt. Die bekannte Liebhaberei der Walisen an Triaden und Trilogien spielt auch in diese Erzählung herein; als Jwein die Laudine (die hier keinen Namen trägt) erworben hat, sucht ihn Arthur nach drei Jahren (im französisch-deutschen Jwein nach 14 Tagen) auf; drei Jahre hat Jwein ein Empfangfest zubereitet, es dauert jetzt drei Monate; dann zieht Arthur ab und Jwein auf drei Monate mit ihm, bleibt aber statt dessen drei Jahre bei ihm. Was den Bau der Erzählung angeht, so ist im Wälschen weit mehr Einheit darin. Nachdem der Haupttheil der Geschichte, die Verbindung Owain's (= Jwein's) mit der Dame des Brunnens, erledigt ist, folgt die Erzählung von dem Bruch und der Versöhnung zwischen Beiden rasch und kurz, so daß man den Mittelpunkt der Sache nicht im geringsten verliert, der in den fränkischen Bearbeitungen in's Irre schweift. Man gewahrt die geschichtliche Erweiterung, das Einschieben fremder Abenteuer, das Ausmalen und zwecklose Verfolgen von Nebenscenen schon hier, das im Verlauf der Romanbildungen so ungeheuer überhand nahm. Was den Punkt der Seelenmalerei angeht, so wird auch in dieser Beziehung,

nur immer noch einen Grad tiefer, bestätigt, was wir in der Analyse des Lanzelot beibrachten. Es ist eine Absicht da, psychologische Aufgaben zu lösen, allein die Kenntniß der Seele ist nur in ihren rohesten Anfängen bei diesen Dichtern zu finden. Die ganze Aufgabe: die schnelle Verbindung Owain's mit der Gräfin vom Brunnen, deren Mann er getödtet hat, ist an sich selbst ein psychologisches Räthsel. Hier hat Chretien von Troyes seine Kunst entfaltet. Wie nach dem Falle des Grafen vom Brunnen die Dienerin Lunete, die den Sieger und Mörder begünstigt und verbirgt, ihrer Herrin die Heirat mit einem Ritter Arthur's zum Schutze ihres Gebietes anräth, geberdet und spreizt sie sich bei Chretien und sucht allerhand feine Windungen, die hier allerdings nicht zu finden sind. Doch ist andererseits in rohen Versuchen der Weg zur Gemüthsmalerei gezeigt. Bei dem ersten Wort der Dienerin zum Nachtheil des gefallenen Mannes verbannt sie die Gräfin, ruft sie aber gleich wieder, da sie etwas verlauten läßt, als hätte sie ihr zum Vortheil rathen wollen. In dem französisch-deutschen Iwein schlägt die Dienerin (Luned im Wälschen, wie bei Hartmann Lunete) gleich den Mörder des Mannes vor, und stellt sich dann, als lasse sie ihn von Arthur's Hof in Caerlleon (= Karidol) berufen; im wälschen stellt sie sich, als reise sie dahin, um irgend einen passenden Ritter zu holen, und als sie Iwein bringt, erräth die Gräfin gleich, daß es der Besieger ihres Mannes ist, und macht übrigens weiter keine Schwierigkeit ihn zu nehmen. Die Gewalt der Liebe ist auch hier schon betont, aber ohne den empfindsamen Nachdruck der Minnedichtung. Es ist Alles stumpfer, Gemüth, Geist, Gesichtskreis; und es hat sich ganz richtig bewährt, daß die vielfachen pragmatischen Wendungen der französisch-deutschen Bearbeiter der Arthurromane den Motivenmangel in diesen walisischen Quellen zu ersetzen streben. So ist Keie's Charakter hier nur angedeutet, der im französischen Iwein schon ganz ins Feine ausgemalt ist; übrigens tritt der Grundzug seines Wesens auch in unserm Mabinogi gleich anfangs bei der Erzählung Kalogreant's (hier Kynon, Clydon's Sohn, eine berühmte Heldengestalt schon bei den ältesten Barden) deutlich heraus. Durch den Abdruck des französischen Löwenritters von Chretien von Troyes in der Sammlung der Lady Guest können wir nun auch Hartmann's Bearbeitung vergleichen und dadurch ihren Werth und Verdienst besser bestimmen. Wenn unser Urtheil über diesen Uebersetzerdichter früher hier und da beleidigt hat, so muß man sich nun wohl überzeugen, nicht allein daß ihm kein Unrecht geschehen, sondern daß ihm, wenigstens in Bezug auf den Iwein, sogar noch etwas zu viel eingeräumt war. Ein jeder

wäre bisher gewiß der festen Meinung gewesen, daß jene zarten Erörterungen und Ergüsse über die Macht der Liebe, jene feinen Bemerkungen über das Verliegen aus Liebe (empirer per amor), jene subtilen Spiele der Rede, jene zarte Verdeckung der Härten und Blößen der walisischen Sage Hartmann's Eigenthum seien, da sie mit dem züchtigen und reinen Gemüthe des Dichters, wie man es allerwege erkennt, so innig verwachsen scheinen, wie nur ein Eigenthum sein könnte. Dies erweist sich anders; und aus Scheu vor der Vergleichung, wie einmal Lachmann zu vermuthen geneigt war, hätten die Franzosen ihren Löwenritter allerdings nicht so lange zurückzuhalten brauchen; denn fast Alles, was im Jwein durch Bildung, Geist, Menschenkenntniß oder irgend ein anderes Verdienst anzieht, gehört dem Franzosen. Das Raisonnement über die Minne und ihre Art (von V. 1537) an, die Seelenschilderung in dem sich anspinnenden Verhältnisse Jwein's und Laudinens in ihrem ganzen Umfange, ihre erste Unterredung, die warnende Rede Gawein's an Jwein (mit Ausnahme der Anführung des Erek), der Inhalt des Gesprächs mit der Minne (V. 2971 u. ff.), das sich im Französischen viel natürlicher mit den Worten cors und cuer fortspielt, und ebenso das zweite (V. 7027 u. ff.), Alles findet sich dem Wesen nach bei Chretien und nur die Form des Gesprächs mit Frau Minne ist Hartmann eigen: das hatte er aus dem Minnelied und aus Veldeke gelernt. Die Art der Erzählung ist nachgeahmt; Reim und Vers, ihr Bau und ihre Reinheit haben bei Chretien ihr Vorbild; alle Einzelnheiten der Manier, die kurzen Wechselreden und Stichomythien, die Häufung von refrainartig gebauten Versen, das Ballfangen mit diesem oder jenem Worte, Alles ist dort wie hier. Nur ist in dem Vortrage größere Weichheit, wie in dem durchscheinenden Gemüth des Deutschen; auch das Empfindsame, die Freude am Vogelgesang, die Minnegefühle sind bei aller Uebereinstimmung etwas verschieden gefärbt, und man kann sagen, daß in dem Bilde und Begriffe von Amor und Minne der ganze Unterschied von Handlung und Färbung der erotischen Scenen und Empfindungen bei dem Franzosen und Deutschen gelegen ist. Einzelne Abweichungen in dem Thatsächlichen und der Auffassung fehlen nicht. Sie erklären sich zum Theile aus dem größeren Zartgefühle und der Gutmüthigkeit Hartmann's[355]). Doch konnte dieser auch eine andere Recension des

355) Wie Lunete ihrer Herrin räth, sich einen neuen Vertheidiger zu wählen, sagt Chretien:

französischen Gedichtes vor sich gehabt haben; die vielen Handschriften sollen in Kleinigkeiten von einander abweichen. So stimmt der Name des erschlagenen Gatten (Ascalon bei Hartmann, Elcadoc bei Chretien) nicht; so ist die Episode (V. 4530 ff.) von der Entführung der Gynover (Gwenhwyvar im Wälschen) bei Hartmann weit ausgeführt, bei Chretien nur kurz berührt. Wäre die in anderen Artusromanen viel behandelte Scene von Hartmann zugesetzt, so gäbe auch dies von seinem Talente, eine Erzählung, über Periodenbau und Vortrag hinaus, in höherer Form zu bilden und zu führen, nicht eben das beste Zeugniß.

Der Vorgang Hartmann's in der höfischen Erzählkunst fand bald Nachahmer, die mit mehr oder minderer Freiheit seinen Spuren folgten. Am treuesten an seine Manier angeschlossen ist der ungenannte Dichter der „guten Frau", einer aus dem Französischen übersetzten, an die karolingische Sage gehefteten Erzählung von Entsagung und freiwilliger Hingabe weltlicher Freuden und Ehren[356]). Entfernter und selbständiger folgt ihm Wirnt von Gravenberg (Burg und Städtchen zwischen Nürnberg und Baireuth) in seinem Wigalois[357]). Der fränkische Dichter kennt Hartmann's Erek und Iwein, aus denen er einzelne Stellen entnahm; von Wolfram's Parzival waren ihm nur die fünf ersten Bücher bekannt; sein Werk ist daher um 1208—10 entstanden. In seiner Jugend war Wirnt, scheint es, am Hofe Herzog Berthold's IV. von Meran, bei dessen Tode 1204 er anwesend war; darf man aus Konrad's von Würzburg Erzählung von der Welt Lohn schließen, so machte der Dichter später einen Kreuzzug, wohl den von 1228 mit. In Bezug auf die Quelle, die Verbreitung, die späteren deutschen Behandlungen des Wigalois verweisen wir auf die Einleitungen der Herausgeber. Von einem englischen Gedichte desselben Gegenstandes ist das deutsche durch Umfang und Zusätze verschieden: schon ist hier eine britische Sage mit Eigenheiten fränkischer oder antiker Dichtungen ausgeschmückt, Kreuzwesen und Sarazenenkriege haben in dem Schlusse, dem Kriege gegen

---

La dame si sest bien et pense,
que cele la conseille a foi. Mes une folie a en soi,
que les autres dames i ont, et a bien pres toutes le font,
que de lor folies s'escusent, et ce qu'eles volent refusent.

Der Franzose läßt es bei diesem Tadel: der Deutsche kehrt aber diese Thorheit den guten Frauen zum Guten, und wirft einen Seitenblick auf die, die es übel deuten.

356) Herausg. von E. Sommer in Haupt's Zeitschr. 2, 385 ff.

357) Ausg. von Benecke 1819. von Fr. Pfeiffer. 1847.

König Lion zur Rache des Amire Eingang gefunden. Diese willkürliche Verknüpfung verschiedener Sagen- oder Dichtungselemente, die schon in Wirnt's Quelle Statt gehabt haben wird, trifft dann passend zusammen mit der Freiheit und Willkür in Wirnt's Behandlungsweise, von welcher Seite er im geraden Gegensatze zu Hartmann steht, der seinen Vorlagen gewissenhaft folgte. Wirnt hatte nicht einmal ein geschriebenes Buch vor sich; er ließ sich von einem Knappen die Geschichte mündlich erzählen und erzählte sie in ganz freier Weise nach. So äußert er auch da, wo er von seiner Absicht spricht, den Gawanides zu behandlen, er werde ihn mit seiner Zunge zerlegen und ganz neu herstellen. So ist es in seinem Wigalois ein Zug, der in Epopöen britischen Ursprungs selten vorkommt, daß Wirnt nach dem Beispiele der Fahrenden, die im 12. Jahrh. deutsche Sagen bearbeiteten, einen zeit- und landsgenössischen, in Liedern gefeierten Helden ein Denkmal setzte, indem er dem Grafen von Hoyer eine Rolle darin zu spielen gab. Dazu kommt dann seine Art, die Erzählung mit steten Bemerkungen, wie sie ihm Menschenkenntniß, sittliche Grundsätze, Sagen und Dichterkunde eingaben, zu begleiten. So bringt er gleich im Eingang zwar eine ganz ähnliche Einleitung, wie alle diese Gedichte haben, allein mit vielfachen Beziehungen auf den Dichter selbst. Er wendet sich, wie seine Vorgänger, zu den Guten und Reinen, und weg von den Falschen. Sogleich aber geht er über auf seine Fähigkeiten und Bestrebungen. Es fehle ihm am Sinne; mit nicht großem Erfolge habe er von früh auf nach der Gunst und dem Beifalle der Weisen gesucht; sein großes Unheil und seine geringen Geistesgaben hätten das gemacht. Dankend müsse man sein gutes Bestreben aufnehmen, der Gedanke habe ihn geködert, daß mancher Reiche seinen Schatz verschließe, und daß, wenn er, der Arme, etwas Gutes leiste, man es darum um so mehr anerkennen werde. Auch er will nicht „sein Gold vor die Schweine werfen,“ er spricht zu denen, die gute Rede lieben; die ziehen daraus Gewinn für ihr geistiges Heil; zu den Bösen will er nicht reden, die wohl die Ohren her- aber das Herz wegwenden, lieber will er seine Rede in den Wald schreien und sich am Echo ergötzen.— Da alle diese Männer an Besserung der Bösen verzagen, so ist die einzige Aufgabe ihrer Kunstwerke, den Guten gute Lehre zu geben, und den Trauernden süße Linderung zu schaffen. Nicht einmal die Franzosen haben den Zweck ihrer Poesien so eingeschränkt; im Gerard de Roussillon leiht man den Romanen eben so die Wirkung auf Besserung der Schlimmen; und dies ist auch der Zweck der Alten, wie ihn Aristophanes dem Aeschylos in den Mund legt, der die Poeten als die Lehrer der Erwach-

senen ansieht, der sie strafen und ermahnen und auf Besserung der Menschen ausgehen läßt und jede gute und weise Einrichtung und jede edle und schöne Tugend von ihnen und ihren Lehren herleitet. Man sieht, es ist das duldende weibliche Prinzip in dieser Dichtkunst, was hier im Sittlichen an jeder kräftigeren Wirkung verzweifelt, und, was die poetische Wirkung angeht, hier, wie bei Hartmann, aus dessen armen Heinrich jene letzten Worte bei Wirnt entnommen sind, geradezu die Dichtung wie für eine trauernde, sinnige, beschauliche Stimmung vorzüglich berechnet ansieht.

Wir wollen einen blos bruchstückartigen Auszug des Gedichtes geben, nur um zu zeigen, wie oft und vielseitig der Dichter seinen Stoff verläßt, um sich seinen Betrachtungen zu überlassen. Die Erzählung beginnt mit dem Erscheinen eines Ritters an Artus' Hofe, der die Ritter auffordert, ihm einen kostbaren Gürtel abzufechten. Er wirft alle, auch den Gawein, den er gefangen mit sich führt. Auf seiner Burg findet der Gefangene guten Empfang von der Königin und des Siegers Schwesterkind, Florie, deren Schönheit und reicher Schmuck mit so vielem Aufwande beschrieben wird, daß sich Wirnt veranlaßt findet, ähnlich wie Gottfried zuweilen, über dies Herkömmliche in der poetischen Erzählung zu scherzen; man solle es ihm nicht übel deuten, daß er sie so schön kleide: es schade ja Niemand, wenn er noch so viel Seide und Borden und Zierat auf sie häufe — mit Worten. Zwischen dieser Jungfrau und Gawein kommt, wie häufig schon da war, eine schnelle Heirat zu Stande, schnell aber auch wieder eine Trennung, denn einst reitet er weg ohne jenen Gürtel mitzunehmen, den ihm der Schwiegerohm geschenkt hatte und ohne den das wunderbare Land nicht zu finden ist, wo Florie wohnt. Diese erhält nachher einen Sohn, unsern Wigalois, den sie erzieht und mit dem Gürtel aussendet. Er kommt an Artus' Hof, empfiehlt sich gleich durch Bestehung einer Tugendprüfung und wird dem Gawein zu besonderer Pflege übergeben, ohne daß ihn dieser kennt. Einmal erscheint eine Magd, die zu einem Abenteuer einen Ritter auffordert; Wigalois erbittet sich die Uebertragung, jene aber verschmäht ihn wegen seiner Jugend. Er reitet ihr aber nach, legt ihr erst in Bekämpfung eines Ritters, dann in Befreiung einer Jungfrau von zwei Riesen Beweise von seiner Tapferkeit ab. Schon bei dieser Gelegenheit legt Wirnt seine zarte Bewunderung der Frauen an den Tag, „von denen uns alle Freuden kommen." Ein Hündchen läuft vor ihnen her, und da dergleichen eine Leidenschaft der britischen Heldinnen ist, so fängt es Wigalois und gibt es der Jungfrau, und ersticht sogleich einen Mann,

der es in Anspruch nimmt und ihn ausfordert; wobei Wigalois einige Worte fallen läßt, daß man sich doch nicht um eine solche Kleinigkeit das Leben nehmen solle. Dieser Zug ist ohne Zweifel von Wirnt eingeschoben, der an seiner Sage rückt und stellt und einmal selbst sagt, daß er mit dem Knappen, dessen Erzählung er sie verdanke, gehadert habe, ob sich dies oder jenes wirklich so verhalte. Wirnt preist die Treue jener Zeiten, wo der eine besiegte Riese die Jungfrau unversehrt an Artus' Hof bringt, wo Jungfrauen allein und ungefährdet durch das Land reisen konnten, ohne daß es ihrem Rufe geschadet hätte; und er blickt dabei scheel auf die Gegenwart, in der bei jedem Schritte der unbescholtensten Frau gleich Spötter und Verläumder wach werden. Der Dichter führt den Helden jetzt in das Abenteuer mit dem Grafen Hoyer dem Rothen, bei dem er gleich eine schöne Anmerkung hat über den Volksglauben an ein falsches Herz im Rothhaarigen, die ihn neben anderen Stellen als einen Mann darstellen, der von Aberglauben frei ist. Von Hoyer ist auch die schon oben hervorgehobene schöne Stelle über das Verliegen ausgesagt, wo Wirnt's Menschenkenntniß so schön zu Tage kommt. Sieht man, wie überall da, wo diesen Dichtern Sätze aus eigener Lebenserfahrung aus der Feder fließen, die Darstellung frisch, der Ausdruck bezeichnend, der ganze Vortrag saftig und kräftig ist, so bedauert man stets neu, daß sie an so elende Stoffe gerathen mußten. Da wo die Jungfrau dem Wigalois mittheilt, daß es sich darum handle, ihrer Herrin Gamanie und deren Tochter Larie ihr verlorenes Land von einem Heiden Roaz wieder zu gewinnen, und wo der Held diese Larie zu Gesicht bekommt, sieht man, wie erfolgreich der Dichter die ekle Art verdeckt, mit der auch hier die beiden sich sogleich und ohne Weiteres im Original genähert haben werden, und die feinen Bemerkungen, die er dabei macht, die ganze Ausstattung der Scene, die Sicherheit und Wahrheit der Ausführung nähert ihn mehr dem Gottfried. Nun zieht Wigalois zum Abenteuer auf Burg Korntin gegen den zauberischen Helden, erhält vom Priester den Segen, nimmt Lariens Herz mit sich und läßt das seine bei ihr, eine kürzere und wirksamere Nachahmung einer Stelle in Hartmann's Iwein, wo sie in ein Gespräch zwischen der Minne und dem Dichter eingekleidet ist, eine Form, die hernach Wirnt in einer Erörterung (zwischen ihm und dem Sinne) über den Vorzug des Verstandes und des Reichthums anwendet. Hier berührt sich Wirnt wieder mit Walther, nur daß er nach einer anderen Stelle in Walthers strenge Ansicht nach jener biblischen Stelle (daß eher ein Tau durch ein Nadelöhr gehe u. s. w.) nicht ganz eingehen will. Eine klare und aufrichtige

Seele leuchtet an Wirnt überall hervor und ein erleuchteter, heller Kopf, was beides ihn ungemein liebenswürdig macht. Es mag ihm an einer strengen Richtung, an einer festen Lebensansicht, wie Wolfram's oder Gottfried's, fehlen, wie auch sein Gedicht nichts von der Gleichmäßigkeit und Geschlossenheit des Iwein, von der Herrlichkeit und Tiefe des Parzival noch von der Vollendung des Tristan hat, allein er ist erfüllt von dem herkömmlichen Sittengesetz einer sittenstrengen Nation, die damals schon einen Schatz von Lebensweisheit besaß, aus dem für das reichste Gemüth noch Bereicherung zu schöpfen war. Es ist eine Neigung zu lehrhafter Betrachtung in Wirnt, aber sie kleidet ihn gut: denn das Sittenrichterliche, das auch dem Walther eignet, ist damals das einzige, was in unserer Dichtung neben dem Volksepos eigenthümlich deutsch ist. Wirnt hat daher auch schon Hartmann's Vergnüglichkeit nicht mehr, der noch keine Klage und keine finsteren Grillen kennt; mit dem Lehrhaften tritt hier zugleich Mißmuth über die Gegenwart ein und der sehnende Rückblick in die alte Zeit. Noch paart sich aber mit diesem Mißmuth nicht eine so verzweifelnde Ansicht wie bei den späteren Dichtern, sondern es spricht sich darin nur das unter den Umständen angemessene Mißfallen an der einreißenden Zerrüttung des Zwischenreichs aus. Die Walther, die Wirnt und Thomasin theilen sich noch zwischen Strenge und Milde der Beurtheilung, und der letztere wie der Winsbeke verwirft das Finstersichtige und Herbe namentlich in der Verleumdung des geistlichen Standes und tadelt darum auch den Walther. Diese Männer berühren sich daher in ihren Ansichten beständig, und wo Wirnt klagt, daß das höchste Leben der Erde, das Ritterthum, in Räuberei ausgeartet ist, daß der einfältige alte Minnedienst verschwindet, daß die Gottesliebe aufgegeben, die Gewalt gekrönt, die Treue schartig, die Welt durch Reichthum und Ruhmsucht verändert ist, da erinnert sein Ton weit entschiedener an Walther als an Hartmann. Wo er den Gawein seinem Sohne gute Lehren ertheilen läßt, redet er, wie auch in der schon angeführten Stelle über das Verliegen, in den Ansichten und in einzelnen Ausdrücken, die in den Lehren des Winsbeke, eines Landsmannes von Wirnt[358]), wiederkehren. Dasselbe ideale Ritterthum, das in diesem schönen Reste ritterlicher Moral gelehrt wird, durchdringt auch den Dichter des Wigalois, und er möchte gerne auch sein Gedicht selber mit der ähnlichen praktischen Weisheit, mit der milden und kräftigen Gesinnung durchdringen, die dem

358) Windsbach liegt etwa 6 Meilen von Gräfenberg, zwischen Ansbach und Schwabach.

Winsbeke, auf den wir unten zurückkommen, charakterisirt. Allein wie viel Theil er auch als Person an diesem sittlichen Geiste habe, ihn dem Stoffe seiner Dichtung mitzutheilen, dazu war er nicht Dichter genug, und sein Stoff bot zu wenige sittliche Grundlage dazu dar. Selbst den besten Dichtern jener Zeit gelang es nicht, die durchempfundene Gesinnung aus dem Leben in die Poesie lebendig überzutragen; und so sehen wir auch die unseres Wirnt im Wigalois nur gleichsam außerhalb des Gedichtes hingestellt, um ihren Mangel in dem Gedichte selbst desto schmerzlicher zu empfinden. Wenn ja Wirnt seinem Wigalois grundsätzlich jenen edelsten Frauendienst lieh, wo könnte er in diesen Stoffen Gelegenheit finden, ihn auch so zu charakterisiren, wie er ihn sich denken mochte? Wenn er ihm die fromme Ritterlichkeit lieh, die auch mit dem Gebete außer dem Schwerte Wunder verrichtet, wie sollte das nicht mitten in den Abgeschmacktheiten verloren gehen, in denen er die wunderlichen Abenteuer erzählt, die Wigalois auf Burg Korntin zu bestehen hat, bis er den Heiden Roaz erlegt und dessen Weib aus Herzensliebe oder Herzeleid über ihm gestorben ist? Wer würde je eine so völlige Scheide zwischen der Gesinnung in dieser epischen und jener lehrhaften Kunst für möglich halten, wenn man nicht die Urkunden vor sich sähe? Wer würde selbst dann die Thatsache begreifen, wenn man nicht bedächte, daß die ganze Ritterwelt in ihren Thaten durch die Bücherwelt und das Reich der Einbildung gehemmt ward, daß von Stufe zu Stufe seit den alten Heldenzeiten die äußere Thätigkeit und Waffenmacht absank, daß mit dieser die ächtepische Dichtung ihren Werth stets mehr verlor. Kaum daß man sich in der Zeit der Hohenstaufen ein wenig wieder zusammenraffte, um sogleich die einen in Rohheit zu versinken, die anderen erschreckt sich auf sich selbst zurückzuziehen. Die Besseren flüchteten sich nun hinter Grundsätze und bildeten diese desto reiner aus, je mehr sich Andere der herrschenden Charakterlosigkeit frei überließen. Dem entsprechend suchte die Poesie nun keinerlei Bedeutung mehr in den Handlungen, sondern nur in der Denkungsart und Gesinnung, wie man z. B. im Parzival den Helden im Hintergrunde Thaten verrichten hört, aber nicht sieht —, oder auf der Gegenseite blos in der Darstellung von Handlungen, abgesehen geradezu von aller und jeder Gesinnung, sie sei gut oder schlecht, wie im Tristan der Held ein bloßer der Anrechnung unfähiger Spielball des Glückes wird. Diese Gegensätze scheinen sich damals in aller Welt ausgebildet zu haben, aber doch hat keine Nation im Mittelalter zwei so merkwürdige Dichter aufzustellen, wie Wolfram und Gottfried, die jenen so vollendeten Gegensatz bildeten, wie er in

allen Zeiten einer hohen Bildung sichtbar wird, zwischen der strengeren Lebensansicht, die im Sparen der Bedürfnisse, und der leichteren und gefälligeren, die im Reichthum der Bedürfnisse und deren Befriedigung das Heil und Glück der Menschen sucht.

---

4. Wolfram von Eschenbach.

Der Plan dieser Geschichte mag es entschuldigen, wenn wir an den wenigen Nachrichten, die uns über die Lebensumstände Wolfram's von Eschenbach erhalten sind, mit einer bloßen Verweisung[359]) vorbeigehen; die Lebensgeschichten der Dichter können in der Dichtungsgeschichte nur dann von Interesse sein, wenn sie einen deutlichen Einfluß auf ihre Werke verrathen, was hier nicht der Fall ist. Auch über die Quellen der Sagen, die in Wolfram's und Gottfried's Gedichten erzählt sind, gehen wir um so schneller hinweg, je weniger die alte und ursprüngliche Gestalt der Sagen in der freieren Behandlung dieser größeren Geister zur Frage kommt, bei dem die dichterische Form über den Stoff anfängt ein Recht anzusprechen.

Was zunächst den Parzival angeht, das Hauptwerk unseres Wolfram, so hat über keine Sage des Mittelalters größere Verwirrung geherrscht, als über die Gralsage, die den Mittelpunkt der Erzählungen von Parzival bei Chretien von Troyes wie bei Wolfram bildet; keine der ritterlichen Dichtungen hat der Tiefsinn unserer Sagenforscher mit so abenteuerlichen Erklärungen verdunkelt, wie Görres und seine Nachfolger den Parzival und die Gralmythe. Erst neuerdings ist durch die Aufhellungen der bretagnisch-wälschen Dichtungsgeschichte etwas mehr Licht in das Verhältniß dieser Sagen gekommen. Es hat vor Allem klar gemacht, daß beide Sagen vom Gral und von Parzival ursprünglich getrennt waren; daß sich die Erzählungen, in denen wir beide zusammengeflossen und noch mit anderen Sagen verbunden finden, erst spät, im 12. Jahrh. gebildet haben aus den dürftigsten Anfängen roher wälscher Ueberlieferungen. Durch diese Aufklärungen hat die ganze Richtung unserer deutschen Sagenforscher, nach der sie gerne im Hintergrunde

---

359) Auf einen Aufsatz von v. d. Hagen in der Sammlung seiner Minnesinger 4. Th. Vergl. die Einleitung zu der Uebersetzung des Parzival von San Marte. 1836; und das Leben Wolfram's in dessen 2. Theil, 4. Buch.

unserer alten Epen eine Reinheit der Sagen suchen, in ältern Quellen auf den „ursprünglichen Sinn" einer Sage hindurchzuschauen hoffen, einen argen Stoß erhalten, und die historische Ansicht ist neu gefestigt worden, die den Sagen erst in den abschließenden Behandlungen überlegener Dichter Sinn und reine Gestalt geliehen findet und in den ältern überall nur die rohern Grundstoffe sucht. Wir haben oben die bretagnischen Volkslieder von Morvan erwähnt, die von seiner einsamen Walderziehung erzählen, und wie er seine Mutter, nach Ritterthaten dürstend, verläßt, die dann der Gram um ihn tödtet. Ob diese einfache Sage zuerst an den Namen Morvan oder an welchen anderen gehaftet habe, ist uns gleichgültig; gewiß ist es, daß sie der Kern und Rahmen der Sage ist, deren Held im 12. Jahrh. in wälschen und romanischen Erzählungen die Namen Peredur und Parzival führt. In einer sehr volksthümlichen Gestalt, die an jenem einfachen Kern am treuesten festhält, ist die Sage in einem späten, strophisch abgetheilten, burlesken Gedichte eines englischen Bänkelsängers des 14. Jahrhs. erhalten[360]), das einem älteren betragnischen Lai nacherzählt sein mag. Die Sorge der Mutter und ihr endliches Schicksal sind hier die Anfangs- und Ausgangspunkte, zwischen die die Abenteuer des dörperlichen Ritterlehrlings eingeschoben sind, ganz um die Eine Figur des Helden gruppirt, ohne eine Spur vom Gral und ohne einen geringsten Anlaß, der zur Anknüpfung der Gralsage einladen konnte. Anders schon in dem Mährchen von Peredur[361]), das ganz walisischer, nicht bretagnischer, Färbung ist. Hier verliert man die Mutter des Helden schon mehr aus den Augen, die Abenteuer anderer Helden (Gwalchmai's) sind schon angeschoben, und denen des Peredur ist schon eine sinnvolle Bedeutung zu geben gesucht. Das Mährchen schildert den Helden schon als einen Jüngling, der unbewußt eine Aufgabe zu lösen berufen ist, den Tod seines Vaters zu rächen. Zu diesem Ziele sollen ihn unter Anderen die Abenteuer hinleiten, der schwarze Ritter, das häßliche Weib, das abgeschnittene Haupt, die blutende Lanze, die nachher in der Gralsage eine so große Bedeutung erhielten. Hier entdeckt man deutlich die Fäden, an welche diese letztere Sage an das rohe walisische Mährchen angeknüpft wurde, das auch seinerseits noch nichts vom Gral weiß; die geheimnißvolle Seltsamkeit der Abenteuer, die Ungelenkheit des Mährchens, das ihre Bedeutung nicht in klares Licht zu stellen weiß, forderte

360) Bei San Marte in seiner „Arthursage" 1842, aus dem Thorntonmanuscript der Lincolner Cathedralbibl.

361) Ebenda aus den früher angeführten Mabinogion der Lady Guest.

hier gerade zur Nachhülfe, zur Einschiebung, zur Erweiterung auf. Daß die Gralsage schon in britischen Quellen vorbereitet gewesen wäre, ist uns nicht wahrscheinlich, daß sie gar schon im Peredur angedeutet sei, unglaublich. Wir können in dem Gralgefäß so wenig den berühmten Kessel der Ceridwen finden, wie die persische Sonnenvase Giamschid; und der Deutung des Namens Peredur (per-gedur) auf „Gralsucher", die ohnehin von anderen Auslegern geleugnet wird, trauen wir so wenig, wie den eben so sinnigen als falschen Herleitungen aller Namen im Parzival aus dem Persischen, die Görres durchgeführt hatte. Die ungeheure Ausdehnung der Sage von Parzival ging offenbar erst in Frankreich vor sich. In welcher Stufenfolge dies geschah, ist nicht möglich anzugeben, ehe das ganze französische Material[362]), der prosaische Roman vom Gral[363]) und der Perceval von Chretien von Troyes, ganz zugänglich gemacht sind. Bei Chretien, der von den geistigen Fähigkeiten der Wallisen die schlechtesten Begriffe hatte, läßt sich die bretagnische Grundlage nicht verkennen, aber eben so wenig die große Freiheit, mit der er die Peredursage umgestaltet hat. Eine Masse von Episoden und anderen Stoffen ist hier in die 50000 Verse des Gedichtes eingeschoben, welche dem Kern der Sache, dem Peredurmährchen, dem Wolfram und Kiot gleichmäßig fremd sind, und dies haben die Fortsetzer von Chretien's unvollendetem Gedichte noch weiter getrieben als er selbst. Die Gralsage ist bei Chretien schon einverwebt, aber noch ohne die mystische Deutung des Grals und des Graldienstes der Tempeleisen, und ohne daß sie die Masse des weltlichen Stoffes überragen könnte durch ihre innere Bedeutsamkeit. Dies hatte erst in dem französischen Gedichte Statt, das Wolfram's Quelle war, einer Umarbeitung von Chretien's Perceval, deren Verfasser Wolfram, wahrscheinlich irrthümlich, Kiot von Provence nennt. Man weiß von keinem provenzalischen Dichter dieses Namens; die Anführungen Wolfram's aus ihm sind alle französisch und nicht provenzalisch; so daß es Vielen wahrscheinlich ist, der Dichter möge derselbe Guiot von Provins sein, von dem man lyrische Gedichte und jene „Bibel", einen satirischen Sittenspiegel der Zeit, besitzt, die zwar einen Dichter von wesentlich anderem Sinne und Geiste zu verrathen scheint, als man sich unter dem Verfasser des Parzival denken würde. In das Werk dieses französischen Umarbeiters sind neue äußere Ansätze der Sage

---

362) Ein Fragment ohne viel Belang hat Fr. Michel: le roman du St. Graal, Paris 1841 herausgegeben.

363) Von Borron, Alte Pariser Drucke von 1523.

angewachsen. Alles was sich auf die Verherrlichung des Hauses Anjou bezieht, konnte von Chretien nicht ausgehen, der sein Gedicht im Dienste Philipps von Flandern schrieb. Die Geschichte Gamurets ist als ein Vorspiel vorgeschoben, in welchem nordgermanische Namen und Sagenstoffe hereinspielen. Die Sage von dem Priester Johannes, von der Entführung des Grals, von seinen künftigen Geschichten, die im Titurel weiter geführt sind, ist eben so wenig bei Chretien zu finden. Der sinnige Hintergrund in der Charakteristik Parzival's, die innere Läuterung seines Wesens, und ebenso die geistige Auffassung der Gralsage, die Apotheose des geistlichen Ritterthums der Tempelherrn, die christliche Verklärung des Ritterdienstes, die ritterliche Verklärung des Gottesdienstes, die höhere Vereinigung des beschaulich-ascetischen und thätigkriegerischen Lebens, dies sind Ideen, mit denen erst Kiot und Wolfram ihre Gedichte vom Gral durchdrungen haben. Daß diese Beziehungen der Sage auf die Tempelherren und ihre Geheimnisse erst im 12. Jahrh. entstanden sein können, ist an sich klar. Wie vieles von dem Thatsächlichen der Gralsage aber die Chretien und Kiot aus älteren Quellen, und aus welchen sie es hatten, ist unmöglich zu sagen. Die Quellen, auf die unser deutscher Dichter (Parzival 454, 17) verweist, die heidnische Schrift eines Flegetanis in Toledo und die lateinischen Chroniken von Britannien, Frankreich und Irland, die Kiot in Anjou gefunden haben sollte, wird man so gut für eine bloße Fabel halten, wie die Offenbarungen des Eremiten des 8. Jahrh., von denen in Helinand's Chronik[364]) zu lesen ist. Daß eine Sage von dem englischen Apostel Joseph von Arimathia und von der heiligen Nachtmahlschale, in der er das Blut aus Christi Wunden aufgefangen haben sollte, im Umlauf war, ist möglich genug; daß sie in Südfrankreich und Spanien eine Ausbildung erhalten hatte und mit dem Templerwesen in Verbindung gebracht worden war, ist aus dem provenzalischen Namen des Grals (Grazal = Schale), aus dem spanischen Schauplatz der Sage, und wegen der Bedeutung und Macht der Ritterorden in Spanien nicht unwahrscheinlich. So wuchsen diese verbundenen Sagen verschiedener Zeiten und Völker in ein großes encyclisches Gedicht zusammen, das bei Kiot wahrscheinlich Alles und vielleicht noch mehr umfaßte, als was wir im Parzival und Titurel zusammen lesen. Wie das Ganze bei Chretien von Troyes aussah, so war es bei ihm, und, trotz der geistigen Bedeut-

364) Auf die Stelle, die bei Tissier bibl. Cisterc. 7, 92 und ausgezogen bei P. Paris mss. fr. 1, 172 zu lesen ist, ist neuerdings viel zu viel Werth gelegt worden.

samkeit die ihm Kiot lieh, vielleicht noch in erhöhtem Grade auch bei diesem (obwohl er gegen Chretien[365]) polemisirte), ein Gewirr unverständlicher, schlecht verbundener Fabeln, deren geheimen Sinn selbst Wolfram nicht verstand, der sich wohl darum die ansprechendere Episode von Parzival zu abgetrennter Behandlung herausnahm.

Wir finden im Parzival ein ursprünglich einfaches britisches Mährchen plötzlich zu einer Dichtung von weitem Umfang und von größerem Anspruch angewachsen; wir erklären es uns aus dem Zusammenschuß verschiedener Sagen, wozu die Briten, Niederländer, Franzosen und Spanier, alle Anwohner des Westmeers, gesteuert haben mögen. Die so zusammengesetzte Dichtung war keines Volkes nationales Eigenthum; nur einzelne geringe Theile mochten in langer Ueberlieferung wurzeln; kein fester, unantastbarer Kern einer alten Volkssage, wie in der Ilias oder in den Nibelungen, hielt ehrfurchtgebietend von willkürlichen Aenderungen ab. In Frankreich hat selbst die nationale fränkische Sage im Lauf des 12. Jahrh., in einer Zeit großer Thaten und einer literarischen Blüte, die an üppiger Fülle kaum irgendwo ihres Gleichen hat, die ungeheuersten Ansätze und Zuwüchse durch willkürliche Erfindungen der Jongleurs erhalten; kein Wunder, daß diese fremden Sagenstoffe der freiesten Willkür verfielen, wo keine Handlungen von nationaler Bedeutung, keine festen Gestalten im Gedächtniß des Volkes fortlebender Helden hindernd entgegenstanden, wo die Dichter bloße Nebelfiguren trafen, denen sie jede beliebige Seele einhauchen konnten. Hier sind daher die neuesten Begebenheiten und Zustände, die die Dichter des 12. Jahrh. umgaben, unverholen in einzelne überlieferte Abenteuer eingetragen, und die jüngsten Richtungen und Bestrebungen im Ritterstande haben das Werthvollste zu dem Inhalte des Parzival herleihen müssen. Wir stehen daher in dieser und den ähnlichen Dichtungen im stärksten Gegensatze gegen jene alten Volksepen, in denen die Handlungen sich, gleichsam ohne Zuthat des Dichters und ohne alles sein persönliches Erscheinen im Gedichte, aus sich selbst entwickeln. Von dieser Gegenständlichkeit aller antiken Kunst und aller ächten Volksdichtung machen wir in diesen Kunstepen den Sprung zu der vollendetsten Subjectivität der neueren Dichtung. Im Parzival und Tristan leihen die deutschen Dichter ihre eigenen Weltansichten ganz unverholen ihren Helden; im Tristan zieht durch Gottfried's Kunst das getreueste Abbild des gegenwärtigen Lebens ein, im Parzival das der

365) Parzival 827, 1.
Ob von Troys meister Cristjân disem mære hât unreht getân,
daz mac wol zürnen Kyôt, der uns diu rehten mære enbôt.

größten gegenwärtigen Ideen. Später hat dies im Dante seine höchste Spitze, wo geradezu die Zeit und Umgebung und die Seelengeschichte des Dichters selbst den Stoff seines Gedichtes macht. Raubt diese Subjectivität den Werken dieser Männer, den ächten alten Volksepen gegenüber, von ihrem Werthe als epischen Gedichten, so kann man doch auch umgekehrt sagen, daß gerade die Frucht jener Subjectivität, die Durchdringung ihrer Dichtungen mit Ideen, diesen, den schalen blos äußerlichen Erzählungen der Jongleurs gegenüber, wieder allein den Rang epischer Gedichte zuerkennen kann. Wie von Lambrecht's Alexander, so kann man auch von jenen zwei Dichtern, Wolfram und Gottfried, behaupten, daß sie mit einem bestimmten Gedanken die Theile ihrer Gedichte zu einem Ganzen binden, und nur darum kann man ihren Gedichten den Namen eines Epos beilegen, den in den fremden Behandlungen weder Parzival noch Tristan erhalten können. Dort sind sie Novelle und Roman, und der Uebergang von Epopöe in Roman, wie von Roman in Epopöe ist aus dieser Gegenüberstellung von selbst klar. Vielleicht nur mit Ausnahme der Roncevalschlacht tragen alle französischen und britischen Romane diesen Namen mit vollem Recht; sie sind auch eben darum alle in prosaischer Gestalt beliebter geworden, die dem Romane weit besser ansteht, als die poetische. Die Alexandersage war zum Roman geworden, Lambrecht aber gab ihr den Anspruch auf den Namen eines epischen Gedichtes, wenn auch eines unvollkommenen, wieder; und es ist das größte Zeichen von der genialen Tiefe jener beiden anderen Meister, daß sie der Sage von Tristan und Parzival eine solche Seite abzugewinnen wußten, von wo aus behandelt sie als eine ganz eigenthümliche Gattung der Epopöe betrachtet werden müssen. Wie wenige Anlage dazu in den Quellen unserer Dichter lag, können wir, was den Tristan angeht, an Eilhart's Bearbeitung sehen, und was den Parzival betrifft, so liegt das in unseres Wolframs Werke selbst klar am Tage[366]).

Denn in seinen meisten Theilen finden wir all das Planlose der britischen Gedichte wieder. Vieles was hier geschieht und vorfällt, scheint kein Ziel und kein Ende zu haben; Begebenheit reiht sich an Begebenheit ohne inneren Zusammenhang; wir sehen Menschen bald in diesem Zustande bald in jenem, ohne bestimmte Ziele, ohne bestimmte Motive. Eigentliche Charaktere gibts hier nicht. Die Menschen unterscheiden sich

---

366) Wolfram von Eschenbachs Werke, hsg. von Lachmann. 1833. — Parzival und Titurel, übers. und erläutert von Karl Simrock. 2 Thle. 1842. Der Parzival ist nach Lachmann gegen 1205 begonnen, und gegen 1212 oder 1215 vollendet.

zwar durch Verhältnisse, Naturen und Ansichten; allein es fehlen die tausend Züge in Ausdruck, Meinung, Handlung, im Aeußeren und Inneren, die eine Persönlichkeit erst zeichnen. Alles Handeln ist charakterlos, alles Gefühl ohne Wahrheit, alles Thun fließt aus Launen, wie jede Begebenheit aus Zufall. Die Liebesempfindungen der Besungenen entstehen und vergehen, man weiß nicht wie, jede einzelne ist eine Kirke und Kalypso, ohne als solche einem Zwecke des Dichters zu dienen. Alle Kraftäußerung der Männer, unmotivirt wie sie ist, ist darum weder geeignet, unsere Bewunderung als Tapferkeit, noch unseren Abscheu als Rohheit auf sich zu ziehen, so wenig wie ihre erhörte oder nicht erhörte Liebe eine Theilnahme erregt; es sind Automaten, deren Handlungen wir selten aus einem inneren Triebe vor unseren Augen entstehen sehen. Wie der Dichter mit seiner Erzählung, so prahlt der Held mit seiner Tapferkeit, die uns ganz gleichgültig läßt, weil wir die Quelle nirgends sehen, aus der sie fließt, während im Homer bald die Rache, bald die Ehrsucht, bald die Noth die lebensfrohen Helden zur Todesverachtung treibt. Alle Fehler ferner, die uns an den britischen Romanen und an dem Meisten, was das Mittelalter hervorgebracht hat, mißfallen, stören uns auch hier. Ueberall treffen wir auf die stolze Beschränktheit des Standes, der diese Dichtungen pflegte. Die Staaten des Mittelalters waren überall auf Unterdrückung der Menge gegründet; diese Menge ward grausam verachtet, und so ward sie auch aus den Gedichten verdrängt. Die Griechen lassen selbst den Sklaven und Knecht im Epos eine Rolle spielen und das Volk ist überall der Hintergrund im Gedichte. Wenn bei aller Ueberlegenheit an Poesie und Natur die Fabel der Ilias sich nur unter den Hauptfiguren herumdrehte, wenn wir alle Kämpfe der Heere, alle Helden des zweiten und dritten Ranges, alle kleine Episoden, alle Stimmen der Völker, alle Klagen der Weiber wegdenken müßten, was würde uns übrig bleiben? Es würde mit dem Vortreten Einer ausschließlichen Kaste eine ähnliche kastenartige Dichtung verknüpft sein, die uns mißhagen müßte, denn die Dichtung sehen wir am wenigsten gerne sich in Einem und demselben, und gar in einem so beschränkten Kreise bewegen. Dazu kommt dann, daß auch hier überall der Glanz und die Pracht, der Adel der Sitte, die Convenienz hervorscheint, während im Homer der ganze Anstrich des Lebens, das uns geschildert wird, auf Armut, Naturzustand, kindliche Einfalt, große Unschuld und wenn man will selbst auf Rohheit hindeutet. Wenn wir im Homer durch die gerade und einfache Natur der Helden hier und da die Stimme zarter Empfindung, durch ihre rohe Tapferkeit das Mitleid und die Schonung,

durch ihre einfachen Mahle ein kostbares Gefäß, durch ihre ledernen Waffenstücke ein goldnes Rüstzeug durchblicken sehen, so finden wir uns überrascht, aber auch befriedigt, denn die Natur der Menschen und die Verhältnisse ihres Lebens erklären das Eine wie das Andere. Bei Homer ist Armut des Lebens, aber Reichthum des Geistes; hier aber öffnet sich durch die Prachtmahle, die herrlichen Feste, Waffen, Kleider, Edelsteine, die Aussicht auf geistige Dürftigkeit; die äußere Erscheinung spannt stets die Erwartung, die immer getäuscht wird, während sie bei dem Griechen durch die industriellen, künstlerischen, geistigen Vollkommenheiten, die aus dem einfachen Naturstand hervortauchen, freudig überrascht wird. In diesem ärmlichen Stolze des Ranges und Standes, bei weniger Bildung, liegt ein Hauptgrund unseres Mißfallens an den ritterlichen Erzählungen, und Cervantes konnte nicht meisterhafter den hohlen Dünkel dieser Klasse verspotten, als indem er die nackte Wirklichkeit recht derb daneben stellte. So günstig die Quellen der ritterlichen Dichter ihrer subjectiven Behandlungsart waren, so schroff hielt sie doch eben diese in einem Gegensatze mit ihrem Stoffe. In ihm herrscht die spärlichste Armut, in den Dichtern aber das Streben nach dem größten Glanz. Für sinnliche Erweiterung des Stoffes haben sie kein Geschick; für Einschränkung ihrer Prachtsucht, ihres lebhaften Antheils, ihrer hochtönenden Worte haben sie keinen Sinn; sie bleiben also mit ihren warmen Gefühlen, oft mit reicher Gedankenfülle und mit sprudelnder Redseligkeit dem trockenen und schalen Stoffe gegenüber stehen; sie wollen aufhelfen und können nicht; sie gehen immer mit einer Begeisterung dem Leser voran, die dieser nicht versteht, weil sie nicht in der Sache liegt, sondern blos in dem Dichter. Da diese nicht alte halbvergessne Zustände gegenständlich ausmalen, sondern neue allbekannte oft nur andeuten, so fehlt die sinnliche Belebtheit und Vollständigkeit; wie in neueren Geschichtswerken wird stets etwas vorausgesetzt, und dies ist freilich in Werken der Phantasie noch viel weniger zu dulden, als in Werken des Verstandes. Der Dichter spricht zu Lesern, die halb errathen, was er ihnen nur immer zu sagen unternimmt: er leiht ihnen gleichsam nur Pinsel und Farbe und läßt sie selbst ausmalen. So liegt in Form und Fabel und Charakteren nichts als Zwiespalt und Widerspruch.

Das träumerische Hinleben ohne Prinzip, das dünkelhafte Wesen ohne Grund, die tapferen Thaten ohne Zweck, das Gewirr der Abenteuer ohne Ende, das innere Drängen ohne Ziel und Gegenstand, was Alles wir so stehend finden in diesen Romanen, ist also auch im Parzival zu treffen. Wie also sollte sich damit das Verdienst, das man dem

Wolfram als Dichter einräumt, verbinden lassen? Sollte es nicht? Oder wäre nicht etwa auch, bei zwar größerer Bewegung, bei sinnlicherer Behandlung, dasselbe Gewirr planloser Abenteuer und das Treiben prinziploser Helden im Ariost, der doch für einen großen Dichter unbestritten gilt! Wie, wenn unser Dichter sich in einer ähnlichen Art wie Ariost, dieses ganzen Chaos bedient hätte, recht eigentlich mit der Absicht, dies Chaos beizubehalten, um das ganze wilde und wirre Getriebe dieser ritterlichen Welt eben zum Gegenstande seiner Muse zu machen? Bewundern wir eigentlich im Ariost etwas anderes, als daß er uns jene Ritterwelt eben mit all den tausend sich durchkreuzenden Launen der Geschicke wie der Menschen so meisterhaft schildert? Er, der mit dem Einen Fuße noch in diesen Zuständen weilte, indem der andere schon in die neue Zeit der erfundenen Buchdruckerkunst, der Feuergewehre, der klassischen Gelehrsamkeit, der veränderten Kriegs- und Staatskunst, der entdeckten neuen Welt überschritt, er konnte es unternehmen, von seinem höheren Standpunkte in Italien aus, das diesen Zuständen des Ritterthums am frühesten entwuchs, den neuen Geschlechtern diese Welt der Widersprüche mit den kühnsten Strichen und hellsten Farben zu schildern, mit ihren schönen und dunklen Seiten. Indem er auf die Materie gewandt ist, greift er mit erstaunlicher Sicherheit aus dem ungeheuren Meere der Sagen den charakteristischsten Stoff und trifft mit gleicher Gewandtheit den rechten Ton für das Geschlecht, dem er sein Gedicht bietet und hinterläßt, dessen geheimste Empfindungen er mit meisterlicher Geschicklichkeit zugleich mit seiner Materie regiert und in Einem Zuge dahinreißt. Betäubt er uns mit der Pracht seiner Feenreiche, mit der üppigsten Sinnenlust, mit der tollsten Welt der Wunder, so leitet er uns winkend an, dies allegorisch zu deuten, falls wir nicht im Stande sind, uns in diesen fremden Räumen einzubürgern, und diesen Gestalten Leben und Wirklichkeit zuzuschreiben. Breitet er recht das grellste Gemälde von Uebertreibungen und Riesenkämpfen vor uns aus, daß auch der glühendste Leser aus der Mancha den Kopf schütteln müßte: plötzlich kreuzt er die Erzählung mit einem scharf überraschenden Zug des Witzes und der komischen Wirkung, wir brechen in Lachen aus und verzeihen ihm jede Tollheit. Leiht er am kühnsten den Menschen und der Natur übernatürliche Gestalten und Kräfte, so läßt er ihnen innerliche Wahrheit und versöhnt eins mit dem andern. Schlingt er seine Abenteuer am beschwerlichsten in einander, dann eben muß man sich nur in die Ferne stellen und achten, wie er damit Licht und Schatten in seine Gemälde bringt. Regt er Empfindungen und Gedanken mit seiner Materie in uns an, so schenkt er

uns selten die Befriedigung, daß wir sie deutlich werden lassen und aussprechen können: ehe wir so weit gelangen, erschreckt er uns durch die magische Geschicklichkeit, mit der er uns die Gedanken und Gefühle aus dem Gemüthe und die Worte von der Zunge nimmt. Wenn eben es scheint, als ob er mit gewaltsamen Wirkungen die Phantasie aufrege, dann bricht er gewandt ab und leitet uns auf eine andere Empfindung, ohne uns wehe zu thun. So überlegen und so sicher lenkt er die Einbildungskraft des Lesers nach seinem Willen und hinterläßt ihr dafür am Ziel den schönsten und wahrsten Ueberblick über eine Welt, die scheinbar und wirklich nur nicht ganz voll planlosen Gewirrs ist, mitten im dunklen Drang die höchsten Ideen nährt, mitten im Taumel der Sinne die schönsten und innigsten Empfindungen pflegt.

So hoch über diese Welt konnte sich freilich ein deutscher Dichter des 12. und 13. Jahrh. nicht stellen, der noch mitten darin befangen war. So sinnlich belebt und so mannichfaltig gestaltet konnte er diese Welt nicht malen und bilden, die er wie den alltäglichen Lauf betrachtete und nicht aus so großen Zügen und langen leicht übersehbaren Erfahrungen, nicht aus so endlosen und schon zum Theil vortrefflichen Dichterwerken kannte, wie Ariost. Allein er konnte sie, wenn er anders das Geschick dazu hatte, den Verhältnissen nach besser in seinem Gemüthe abgespiegelt zeigen, als Ariost, und damit freilich nicht einen so großen dichterischen, aber doch geschichtlichen und psychologischen Werth erhalten; und es kam nun nur darauf an, ob das Gemüth des Dichters reich genug und menschlich genug gestimmt war, um die ganze Fülle der Bestrebungen seiner Zeiten ihrem tiefsten Gehalte nach aufzunehmen. Es kam auch darauf an, ob er die wirkliche Welt treu aufzunehmen, sie mit seiner Kunst in das Reich der Ideale zu rücken verstand, und da sein Gemüth dabei einmal betheiligt sein sollte, ob er dazu eine Neigung in sich trug; oder ob er sich Ideale in sich gebildet hatte und diese in die wirkliche Welt tragen wollte, die ihm, wie sie war, mißfiel; ob er sich also mit der Wirklichkeit in Einklang oder in Gegensatz stellen, ob er sie aus einem heiteren oder ernsteren Gesichtspunkte, mehr für die Phantasie oder für den Geist und das Herz auffassen und darstellen wollte. Man wird errathen, daß der Erstere der liebenswürdigere Dichter, der Andere der achtungswerthere Mensch sein wird, daß Jener eine lockendere, Dieser eine strengere Weltansicht darlegen werde. Wir haben in Deutschland an Gottfried von Straßburg und Wolfram von Eschenbach die schönsten poetischen Vertreter dieser beiden Lebensansichten, wie in neuerer Zeit, unter bedeutenden Abweichungen natürlich, an neueren Dichtern.

Gottfried's Tristan schwimmt mit der Welt, aber Wolfram's Parzival steuert ihr entgegen. Dies Eine erlaubte jenem Dichter, die höchsten Reize zu versammeln, die heiterste Umgebung aufs lachendste zu gestalten; dies Eine nöthigte diesen, mit allen Kräften des Geistes zugleich zu spähen, Kopf und Herz fast mehr zu beschäftigen, als die Phantasie, und angestrengter auf ein bestimmtes Ziel loszugehen, da ihm bei seiner Fahrt nicht ein natürliches von selbst verstandenes gegeben ist. In dem Parzival liegt denn auch viel deutlicher ein bestimmter Gedanke zu Grunde, als im Tristan. Dadurch, daß die Handlungen des Parzival aus einer einzigen Quelle fließen, in einem einzigen Zusammenhange stehen, mit dem Schicksale im Kampf liegen, wird dieser ein vollkommen epischer Charakter; im Tristan auf der anderen Seite ist der Charakter des Helden und der ganze Inhalt überhaupt dem Begriffe eines Epos geradaus entgegen, es ist eine ausgedehnte Novelle, der aber durch die ungemein kühne Behandlung ächt epischer Werth verliehen ward. Die künstlerische Behandlung und Bedeutung zeichnet auch den Tristan vor Allem aus, den Parzival aber die Tiefe des Plans und die Größe der Ideen. Wir wollen versuchen, diesen Plan darzulegen.

Wir haben gelegentlich angedeutet, daß in den Lebensaltern der Menschheit die Zeit der Minnesänger und ihr geistiges Treiben den Regungen entspricht, welche sich in dem Einzelmenschen bei der ersten Entfaltung des Jünglingsalters einstellen. In das wilde Spiel der Frühjugend mischt sich plötzlich eine Sehnsucht nach einem unbestimmten Etwas, neue fremde Empfindungen drängen sich in die ungestüme Lust, in die rohe Uebung der physischen Kraft spielt geistiges Bedürfniß über, und sinnige Versenkung lähmt und spannt abwechselnd die frühere Thatkraft. Wer auf der Einen Seite das äußere thatenreiche Leben der ritterlichen Welt in jener Zeit und auf der anderen ihr Gemüthsleben zusammenhält, wer sich in ihren Sagen und in der wirklichen Geschichte umsieht, und dieses Geschlecht bald selbstsüchtig rauben, plündern und unterdrücken, bald in Selbstverleugnung für das allgemeinste Wohl der Christenheit Gut und Blut opfern sieht, wer sich dann vertieft in jenes geistige Leben und Weben, in dem sie bei erwachender Sinnlichkeit in aller Unschuld reiner Liebe bald freudig bald trauernd dahinträumen, der wird nicht verkennen, daß hier alle Kennzeichen einer solchen Periode erscheinen. Gesetzt nun, der Parzival strebe in der Form und dem Plane, wie er uns von Wolfram gegeben ist, die allgemeinste Seite der zwiespältigen Natur einer solchen Periode zu schildern, jenen Kampf der individuellen Richtung mit der universellen, der in den Jugendjahren, wenn sich die weltumfassenden

Träume strebender Jünglinge mit der Selbstsucht der Knabenjahre und die Prosa des männlichen Alters mit den Idealen des Jünglings streiten, so gewöhnlich ist; gesetzt dem Dichter gelänge es, einen Charakter zu zeichnen oder doch anzudeuten, der diesen Kampf darstelle, ihn vom Verhängniß so führen zu lassen, daß dieser Kampf zugleich groß und fesselnd würde; gesetzt, wir erhielten auf diesem Wege, wenn auch mehr durch die Einkleidung und den Entwurf, als durch die Ausführung und Darstellung, mehr durch das Verdienst des behandelnden Dichters als der behandelten Sage, und wieder mehr durch die bloße Anlage der Dichtung als durch poetische Veranschaulichung, ein treues Abbild der allgemeinen Natur jener Menschen und jener Zeiten, dies würde doch gewiß ein großer Preis sein, den wir einem dichtenden Manne zollen könnten, und wir würden uns vor dem Genius in einem solchen Werke ehrfürchtig neigen müssen. Der Parzival aber scheint diese Aufgabe zu lösen, und Jedermann wird Lachmann gerne beistimmen, wenn er den epischen Plan dem deutschen Bearbeiter zuspricht. Der rohen Kraft der Ritterlichkeit nun, ihrer ziellosen Thätigkeit, Selbstsucht und Gewalt wird im Parzival ein Gegengewicht gegeben, indem jene Kraft einer größeren untergeordnet, jene unbestimmte Thätigkeit mit Bewußtsein auf einen Zweck gerichtet, jene Selbstsucht einem allgemeinen Interesse zum Opfer gebracht, die Rauhheit des kriegerischen Lebens von dem Sinnigen des Seelenlebens, von der Hinwendung zum Uebersinnlichen gemildert, indem das Irdische nicht mehr genügend gefunden, sondern ein höherer Bezug auf ein Unendliches gesucht wird, welches letztere in einer solchen Ungewißheit und Unklarheit bleibt, wie sie eben der Sache einzig gemäß ist; das Ahnungs- und Geheimnißvolle, das diesen inneren Bewegungen eigen ist, liegt über dem Gedichte eben so vortrefflich, wie der grelle Widerstreit und Zwiespalt, der sie charakterisirt. Den Helden des Gedichtes zeugt ein tapferer Vater, einer jener Unbezwinglichen, vor dessen Sturm kein Herz und keine Rüstung besteht, und den die Unruhe der Thatenlust von Ort zu Ort und zuletzt in den Tod treibt. Den ritterlichen Keim, den er mag auf den Sohn vererbt haben, hemmt die Mutter im Wachsthum, indem sie das Kind in der Einsamkeit erzieht und ihm die Welt und das Ritterleben verdeckt, wo seine sinnigere Natur in der Sehnsucht durchblickt, mit der er dem Gesange der Vögel lauscht, eine heilige Freude, die er sich aber durch Ungestüm und Einfalt, eben wie sein späteres Lebensglück, hier und da verscherzt, indem er die Sänger erschießt. Das Größte, was ihm in seiner Wüste den Geist beschäftigen konnte, war eine bildliche Belehrung, die ihm seine Mutter über Gott gibt, den sie ihm als den

Inbegriff alles Lichtes und Glanzes nennt, und als den Allhelfer. So glänzend fuhr nun einst die ihm lange verhaltene und verborgene Wirklichkeit des Lebens streifend an ihm vorüber, als er die ersten Rittersleute an seinem Aufenthalte vorbeiziehen sah, die ihm strahlend schienen wie der Gott, von dem ihm seine Mutter gesagt. Nun hält ihn nichts mehr, sich in dies reizende Leben zu werfen, und seine bekümmerte Mutter denkt ihn wieder zu sich zurückzuführen, wenn sie ihn recht lächerlich in die Welt schickt, die ihm so feierlich lockend schien; sie legt ihm darum ein Narrenkleid an, empfiehlt ihm aber Achtung vor Greisen und Bewerbung um Frauenkuß und Ring. In täppischer Unbeholfenheit wirft er sich nun in Abenteuer, voll des Thatentriebs frischer Jugend, voll großer Hoffnungen auf das neue Leben, und was mit der Narrenjacke angedeutet war, wird in der Zeichnung des Charakters des Helden und in den Lagen, in die ihn der Dichter bringt, trefflich ausgeführt: wie nämlich der erste Eintritt in die Welt wegen des Gegensatzes der Einbildung in dem Jüngling mit der Wirklichkeit immer etwas Komisches und zugleich Rührendes an sich hat. Wie nun die Wirklichkeit des Lebens, in welches er eintritt, nirgends den glänzenden Bildern seiner jugendlichen Vorstellung entspricht, zieht er sich bei der ersten Täuschung, als ihn an dem ersehnten Hofe des Artus das Betragen des Keye abstößt, in sich zurück und seine erste Unbefangenheit schwindet, da die Rathschläge des alten Gurnamanz auf vorbereiteten Boden fielen; zugleich regt dessen Tochter neue Gefühle in ihm auf, die nachher in Kondwiramurs einen edleren Gegenstand finden, dessen sie sich, aber noch mit der ganzen Unschuld der unverdorbenen Jugend, bemächtigten. So mit sich beschäftigt und in sich zurückgescheucht verträumt er das Glück, das ihm auf der Gralburg bereitet war, und recht schnell wird ihm dies verlorene Heil von Sigunen verkündet. Je greller die Täuschung, je näher der junge Abenteurer dem gewünschtesten Ziele war, desto mehr warf er sich jetzt in Trotz und Unzufriedenheit, in Laune und stille Selbstversenkung. Wie ihn vorher das fromme Anhängen an die mütterlichen Vorschriften, das Streben nach weltlicher Ritterschaft, der rêroup, das Erwerben einer Gattin und seine keusche Liebe den Gesetzen nach des Grales bald würdig bald unwürdig machten, so wirft er jetzt die Liebe zu Gott, und das Vertrauen auf den Helfer ab, der sich ihm so wenig günstig zeigen wollte, bewahrt aber seine treue und reine Liebe, verschmäht andere Schönheit, und als Cundrie am Hofe des Artus die Tafelrunder zum Zuge nach Castel Marveil auffordert und zugleich in Parzival das Andenken an den Gral erneut, treibt ihn seine sinnigere, gottesdienstliche Natur auf diesen ungebahnten Pfad, während

Gawan nach Marveil auszieht. Der Dichter begleitet nun diesen, der mit irdischem Sinn, mit Kraft und Willkühr ausgerüstet, dem Parzival entgegengesetzt wird, so daß die lange anscheinende Episode in der That ein unverkürzbarer Hauptgegenstand des Gedichts ist. Ihn wirft der Zufall und die Verhältnisse auf die Fahrt nach dem Gral, den Parzival aber sein innerer Drang; vor jenem gehen die Thaten her und der Ruhm ist sein Geleitsmann und das Glück, dem Parzival folgen wir bald in die Einsamkeit zu Trevrizent und hören die Geschichte seiner geistigen Reinigung und Zerknirschung; vor jenem thut sich die Welt voll Wunder auf und voll lockender Abenteuer, den Parzival umgibt sie mit mehr Alltäglichkeit. Trevrizent wird Parzival's Lehrer und Erlöser; er klärt ihn über den Gral auf und über sein eigenes Innere; er lehrt ihn das Vertrauen zu Gott wieder finden und den Zweifel überwinden; er heißt ihn den weltlichen Rittersinn ablegen, indem er ihn sein Wegziehen von seiner darum gestorbenen Mutter und den an Ither begangenen „Reroup" bereuen heißt, er nimmt (502, 25) seine Sünden über sich, wirksamer, als er es einst vermocht hatte, da er für seinen Bruder Amfortas der Welt entsagte. So wird er denn zum König des Grals bestimmt, und zum deutlicheren Zeichen, daß ihn nur der Trieb seiner edleren Natur und die Wahl von Gott des geheimnißvollen Glückes theilhaftig machte, wird er zuletzt in den Kampf mit den Weltkindern Gawan, Gramoflanz und seinem Bruder Feirefiz gebracht, die sich ihm sämmtlich an ritterlicher Kraft und Kunst gleich, ja überlegen beweisen, ohne darum jenen höheren Preis und Rang ihm ablaufen zu können.

Hier also sehen wir den Helden des Gedichts nicht, wie sonst im Volksepos, umgeben von einer Masse gleichstrebender Menschen und gleich ihnen im Kampfe mit dem Schicksale, sondern wir sehen ihn einzeln allen übrigen gegenüber und entgegen; nicht die Menschheit ist hier in ihrer allgemeinen Beziehung zur Welt gezeigt, sondern dieser einzelne Mensch zu dieser Welt, in der er gerade lebt. Dies macht ihn trotz der Subjectivität der Schilderung, die dies bedingt, so ganz episch, um dies zu wiederholen, falls auch das Ganze nicht streng episch scheinen sollte. Er steht zwischen den steifen, bewegungslosen Figuren des Gedichtes mit einem seelenvollen Ausdruck, der so oft auch in altdeutschen Gemälden für die hölzernen Gruppen entschädigen muß; und wie man diese über jenem vergißt, so fesseln uns auch die Episoden im Parzival im Vergleich zu seiner Seelengeschichte fast gar nicht, und es ist nur Schade, daß diese zwar wahr, aber nicht scharf und klar genug geschildert ist. Es ist hier zum erstenmal eine innere Charakterform geschildert, und sahen wir dazu

zwar in allen jenen Helden britischer Romane eine Anlage, so fanden wir doch zugleich, daß weder die geringste Kunst in der Ausführung da war, noch auch daß die Charaktere irgend großartig so gefaßt waren, daß sie als Vertreter großer Bestrebungen in der Zeit gelten konnten. Von jetzt an sehen wir in den Epen und Romanen Gegensätze in den Charakteren häufiger werden, und wie die britischen immer nur Einen zum Mittelpunkte nehmen, so werden seit Garin le Loherain bis zu den Amadis und Don Quixote nun häufig zwei Helden, oft Brüder, und meist in scharfen Gegensätzen nebeneinander gestellt; und man kann es in der französisch-italienischen Romanenliteratur sehr deutlich lernen, wie erst mit der Zeit die romantische Kunst des Ariost zu solch einer Mannichfaltigkeit der Gestalten gelangen konnte. Wenn man neben alle andere Charakterschilderungen in den britischen, französischen und italienischen Gedichten unsern Parzival hält, so wird man erstaunen, wie überlegen er ist. Dieser Jüngling der Tölpeljahre ist eine Hauptfigur zahlloser Romane jener Zeit. Noch in Wolfram's Willehalm ist jener Rennewart eine, aus einem anderen, aber nicht minder vortrefflichen Gesichtspunkte angelegte Gestalt dieser Art, und von den ersten Anfängen etwa im Havelok, der ein Vorbild des Rennewart abgeben kann, bis zu Ariost's Roland, der diese Reihe schließt, können wir in einer großen Masse für eine physiologische Schilderung der Menschheit diese kritische Periode ihres Jünglingsalters studiren. Wir behaupten geradezu, daß für diesen Zweck der Parzival bei weitem die bedeutendste und am tiefsten erfaßte Figur ist; nur kostet es Studium und Anstrengung, die Erzeugnisse einer so eigenen uns fremdartigen Zeit von solchen Seiten her betrachten zu lernen. Man erräth, daß wir dem, der auf poetischen Genuß ausgeht, den Parzival nicht so sehr empfehlen wollen, als dem, dem es um Erkenntniß überhaupt zu thun ist. Für einen solchen ist die tiefsinnige Behandlung berechnet; nur ein solcher wird die Geduld haben, sich durch die vielen Tausende von Versen und durch die schwierige, aber jede neue Anstrengung neu belohnende Sprache hindurchzuarbeiten. Gerade dies mühevoll errungene Verständniß aber macht uns dann, weil es zugleich unsere Erkenntniß bereichert, Dichter wie diesen oder Dante so außerodentlich werth, und dies erklärt die ungemeine Wärme und Begeisterung der wenigen Kenner, neben der das grundlose Verschmähen der oberflächlichen Näscher nur ihre eigne Beschränktheit und Flachheit blosstellt, ohne daß wir damit den kunstsinnigeren Beurtheiler treffen wollten, der im Gedichte zuerst das Gedicht und erst dann Belehrung und Nahrung für den Geist sucht. Im Parzival geht auch dieser nicht leer aus, doch liegt hier das kleinere Verdienst

des Gedichtes. Es ist z. B. ganz überraschend, wie schön und wie entsprechend dem neueren Charakter der Dichtkunst das Fatum im Parzival eingeführt ist. Der Held des Gedichtes trägt es in sich selbst mit sich; es liegt nicht außerhalb der Welt, in der er sich umtreibt. Dies ist der ganzen (damals so grellen) Ansicht der neueren Zeit höchst angemessen. Ganz vortrefflich ist dabei das scheinbar Zufällige in den äußeren Begebenheiten mit dem Nothwendigen in seiner inneren Entwickelung in Beziehung und Verknüpfung gesetzt, in der räthselhaften und geheimnißvollen Art, wie es dem Menschen so oft in der Wirklichkeit widerfährt.

Der Charakter, der dem Parzival geliehen ist, weist ihn von der wirklichen Welt mit einer eignen unbegreiflichen Sehnsucht, wie wir sehen, auf etwas außer dieser oder über dieser Gelegenes hin. Der Sitte und Gewohnheit nach gehört er noch ganz der Ritterwelt an, und bei den ersten Eröffnungen des Trevrizent freut er sich (472, 1), daß die Gralpflege den Kampf nicht ausschließt; dem Drang seines Inneren nach aber gehört er einer edleren höheren Richtung an: man möchte vergleichen, wie unser fränkischer Rittersmann und Dichter selbst (115, 11) sein Schildesamt vor seinem Sängeramte preist, ohne gewiß das größere Glück seines Lebens jenem zu danken, geschweige seinen Ruhm. Nicht allein liegt in dem Alter des Parzival die Erklärung zu diesem Wegwenden vom äußerlichen auf ein innerliches Bestreben, sondern auch in dem Zeitalter der Menschheit die Erklärung der Entstehung eines Gedichtes, wie dieses, das gleichsam das erste Beispiel des vollständigen Wegwendens von aller sinnlichen, äußerlichen Dichtkunst der Alten zur geistigen, psychologischen der Neueren ist. Sobald die Dichter den inneren Menschen zu ihrem Gegenstande nahmen, mußten sie natürlich die äußeren Formen und die alte Plasticität verlassen. „Die Absonderung unseres Wesens von der Natur ist eine natürliche Folge der erhöhten Thätigkeit unseres Geistes, welche, die sinnlichen Formen verlassend, sich allein an den reinen Gedanken hält. Aber sie wird zugleich manchmal durch zufällige, nicht immer günstige Umstände veranlaßt. Eine minder helle, freundliche, glückliche Stimmung kann uns gleichsam gezwungen in uns selbst verschließen und diese beiden Gründe wirken nothwendig zusammen, sobald die Menschheit ihr erstes Jünglingsalter verläßt. Aus diesem Zustande nun entspringt die Empfindung und die Stimmung, die man im Gegensatze der naiven die sentimentale nennt, und hier ist es, wo der Charakter der Alten und Neueren von einander abweicht. Diese Trennung konnte nicht anders als auf die Kunst einen entschiedenen Einfluß ausüben; sie mußte einen modernen Charakter annehmen, wenn sie von

modern gebildeten Individuen bearbeitet wurde[367])." Wie sehr aber dies letztere gerade in jener Zeit und wie ausschließlich es der Fall war, haben wir seit dem Absinken der antiken Stoffe in ritterlich-moderne Behandlung deutlich gesehen. Hier nehmen wir also wieder das Verhältniß des Parzival zu Lambrecht's Alexander auf. Hat dieser dem antiken Sinne und der antiken Form gleichsam noch in der Behandlung jenes antiken Stoffes das letzte Denkmal gestiftet, so stiftet Wolfram das erste dem neuen Geschmack. Wir hatten dort noch in dem Helden und in dem Dichter die ächt alte Gesinnung. Allein so wie Dante den strebenden Odysseus in der Hölle schmachten läßt, weil nicht die Liebe zum Sohne, zum Vater, zur Gattin, Alles was innere heilige Bande knüpft, ihn abhalten konnte, die äußersten Grenzen der Welt zu durchforschen und der Menschen Tugenden und Laster zu ergründen, so nannte auch Lambrecht den Alexander in seinem unersättlichen äußerlichen Bestreben dem Schlunde der Hölle gleich. Dieser erlesene Held aber ward, wie wir sahen, auf der Höhe seines sündhaften Begehrens einer besonderen Offenbarung werth gehalten, die ihn erlöste. Von nun an gibt er seinen weltlichen Sinn auf, er widmet sich dem inneren Wohl seines Volkes und dem Heil seiner Seele. Man sieht, wie dies nach einer Fortsetzung ringt. Wir fühlen, daß uns der Dichter einen tieferen Blick in die Natur dieser Veränderung, in ihre Quelle in dem Veränderten selbst hätte thun lassen sollen: er hätte uns zeigen müssen, wie sie vorgegangen sei, wie sie innerlichst in dem Menschen vorbereitet und nur durch jene Offenbarung vollendet war; denn in diesem so gezeichneten Helden wird uns der Uebergang vom Weltlichen zum Inneren allzuplötzlich und unerklärbar. Seit Lambrecht aber, sahen wir, hatte sich die Welt gewaltig geändert; jenes innere Gähren nahm in dem folgenden Geschlechte so plötzlich überhand, daß wir nun so schnell einen großen Schritt weiter thun können. Der Parzival stellt also einen Jüngling auf, voll von dem äußerlichen Thatentrieb, voll von der Weltstürmerei der Heldenzeit, aber von seiner der Außenwelt entfremdeten Erziehung an lag in ihm der Keim zu einer ganz neuen Welt und zu ganz neuer Sinnesart. Es bricht sich daher in ihm dies Wesen; er gibt das Weltliche auf und opfert es einem höheren Streben; allein Schade, daß uns in ihm selbst dies streitende Wesen nicht genug versinnlicht ist. Der Dichter läßt uns seinen Helden in seinem ritterlichen Thun und Treiben nicht genug sehen, er rückt einen großen Theil seiner Thaten ganz außer unsern Gesichts-

---

367) Aesthetische Versuche von W. v. Humboldt. p. 159.

kreis. Gab Lambrecht die geheiligte Zeit des Alexander nur an, so deutet auch Wolfram auf die sündige des Parzival mehr mangelhaft hin, aber er läßt uns seine innere Reinigung und läuternde Entsündigung sehen, indem ihm an der Menschwerdung Gottes und der Entsühnung des Menschengeschlechts die Hülfe Gottes, an der er verzweifelte, erläutert und der innere Sinn geöffnet wird. Dies macht ihn dann des Lohnes der Gralherrschaft werth. Aber hier stehen wir wieder, wie am Ende des Alexander. Wir wollen nun wissen, welches war das Heil, das hier verheißen, das Glück, das hier erlangt war? Wohin endlich führte dies mühselige Ringen den sinnigen Dulder? was gab ihm sein neues Leben zur Entschädigung für die Opfer, die er brachte? Allein auf diese Frage, auf die Frage nach der Seligkeit des inneren Lebens konnte doch auch jene Zeit nicht antworten, die nur kaum anfing, den Geist und das Herz mehr zu beschäftigen. Allein Dante schloß diesen Kreis und erledigte diese letzte Frage. Erst ihm gelingt's, einen reinen Gedanken poetisch zu gestalten, diese schwierigste aller Aufgaben, die der neueren Poesie gegeben ward; er gibt dabei alles Objective ganz auf und macht sich und seine eigne Seelengeschichte zum Gegenstand. Man ahnt, daß die Theile seiner Komödie dieser Trilogie entsprechen. Lambrecht wies seinen Alexander von den Pforten seines irdischen Paradieses ab; Wolfram führt seinen Parzival bis zu der Pforte seiner wunderbaren von himmlischen Heerschaaren bewachten Burg; Dante schließt seinen höchsten Freudenhimmel auf. Das Irdische und Weltliche ist der Gegenstand der Hölle, wie im Alexander; die Reinigung der Seele ist der Mittelpunkt des Parzival; das Paradies ist der Mittelpunkt des Dantischen Gedichts, nach dem alles Andere hinstrebt. Man ziehe auch den Eindruck auf die Leser zu Rathe: Man wird den Lambrecht'schen Alexander wie Dante's Hölle mit dem meisten Vergnügen lesen, weil beide noch, treuer den Forderungen der Kunst, mit sinnlichen Gegenständen, mit einer Darstellung, und weniger mit abgezogenen Ideen zu thun haben; man wird über dem Parzival wie über dem Purgatorium leicht ermüden, und in dem Himmel werden die Meisten die Spur des begeisterten Dichters verlieren, und nur die werden ihn begleiten, „die früh den Nacken nach dem Engelsbrode wandten, an dem man wohl auch hier sich laben, aber nicht sich sättigen kann.“ Diese Gedichte also bezeichnen den Uebergang von der alten plastischen Kunst zu der neuen geistigen, und von jetzt an war so ganz modernen Epopöen, wie dem Messias und dem verlorenen Paradies, der Weg gebahnt, welche Gedichte wieder in einer ganz ähnlichen Beziehung unter sich liegen.

Aber sollte diese Zusammenstellung und Vergleichung vielleicht nur ein willkürlicher Gedanke sein? sollte nicht bloßer Zufall diese Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten hervorgebracht haben? Wohl schwerlich. Denn der Gedanke, daß äußerlicher und irdischer Wandel zu Sünde und Unthat führt, aber Reue und innere Weihe wieder versöhnt, ist ein Gedanke, den jede bedeutende Dichtung jedes Volkes irgend einmal erfaßt und sich an seiner Behandlung versucht hat. In der Orestiade des Aeschylos liegt dieselbe Idee ihrem ganzen Umfange nach, nur poetischer, sinnlicher, plastischer gestaltet, während im Dante alles geistiger, verflüchtigter ist, weshalb in der Orestiade Alles nach dem der Kunst viel günstigeren Anfange, im Dante Alles nach dem Ende drängt. Im Agamemnon ist die nämliche Herrschsucht, das Ueberheben der menschlichen Natur, die alle ihre Grenzen und ihre zartesten Bande überspringt und zerreißt; den kindermördrischen Habgierigen trifft dafür die Rache. Auch der Sohn verletzt die Bande der Natur im Muttermord, allein der Beweggrund gerechter Vergeltung und der Wiederbefreiung des Vaterlands, der ihn leitet, befähigt ihn zur Reinigung und er erhält Sühne und Lossprechung. Die alte Welt, in ihrem ganzen Thun und Treiben und auch in ihrer Poesie von ruhiger Beobachtung ausgehend, kannte nichts von der Sehnsucht nach etwas Künftigem, sondern nur nach Erkenntniß des Jetzigen mittelst Erkenntniß des Vergangenen. Die Dichtung holte sich aus der Vergangenheit ihre großen Ideen, fand sie dort begonnen und vollendet, und stellte sie vollendet dar. Allein gerade wie wir es im Volksepos fanden, wo sogar die Geschichte, die Fabel nach steter Erweiterung rang, so ist es auch hier noch viel erkennbarer mit der Idee in diesen Dichtungen. Wir verfolgen diese in ihrem Werden, von den Griechen besitzen wir nur das Fertige; dies stellt uns das Alterthum in ein so schönes Licht. Die genauere Kenntniß der neueren Zeit, die uns Böses und Gutes aufdeckt, raubt dieser dagegen einen solchen Glanz; daher dort Alles, was mit der sinnlichen Erscheinung zusammenhängt, so unendlich herrlich ist, und für den ästhetischen Genuß nur dort der ächteste und würdigste Stoff gefunden wird, während umgekehrt für alles Erkennen und Forschen die neuere Zeit viel wichtiger bleibt, wenn auch zum letzten Zusammenfassen des Erforschten und Erkannten die Alten gewiß wieder viel bessere Anleitung geben. Wir wiederholen es hier auf einem anderen Gebiete: die Menschen nährten allerhand große Gedanken auch in den neueren Zeiten, allein sie sind ihnen häufig nicht gewachsen, bis der Glückliche zur rechten Zeit kommt, der sie bemeistert. Wer die neue Geschichte mit leichtem Blicke zu messen versteht, wird ihren Gehalt nur darum minder bedeutend

finden, weil er nicht so zusammengefaßt ist, wie in der alten Geschichte. Wer heute von Tag zu Tag lebt und sich in den öffentlichen Angelegenheiten der Staaten und Völker ungestümen Wünschen preis gibt, die die Zeit nur langsam befriedigen kann, nicht weil sie träger schleicht als sonst, sondern weil sie größere Räume durchlaufen muß, der kann leicht an der Menschheit verzweifeln, und dies mag eine Hauptquelle der neueren Unlust am Leben sein. Aber wenn wir den größeren Gang der Begebenheiten überblicken, trösten wir uns an dem riesenmäßigen Umschwung, dessen Bewegung wir uns selbst überlassen nicht empfinden: und dies macht uns uneigennütziger und läßt uns mehr im Ganzen der Menschheit leben. Bis etwas der Zeit nach bei uns erreicht wird, kann einen glühenden Menschen die Ungeduld hinraffen, aber wenn er besonnen überblicken könnte, wie viel dabei auch im Raume bewirkt wird, würde er sich gerne beruhigen. So ist's mit der Dichtung jener Zeiten. Betrachten wir diese drei verglichenen Gedichte einzeln, so werden wir sie kaum begreifen; im Zusammenhange bilden sie den schönsten Körper. Dazu stehen sie in keinerlei unmittelbarer Anlehnung zu einander: wir sehen also erstaunt, wie durch Jahrhunderte diese großen Gedanken in Europa verbreitet waren und sich fortbildeten. Ja sollten wir in unseren Tagen nicht das ganz Aehnliche erlebt haben? Oder wäre in Göthe's Faust nicht derselbe Gedanke, nur von einer anderen Seite, aufgefaßt, und hätte der Dichter in seiner besten Zeit nicht, nachdem er den Helden seine höllische Laufbahn hatte durchgehen lassen, empfunden, daß die spätere reflectirende, in der er ihn aus dem Dunkel ans Licht führen wollte, keine Aufgabe für seine bildende Kunst sei, und hat er nicht in seiner Fortsetzung bewiesen, daß diejenigen gar nicht so unverständig waren, die behaupteten, die Sache sei nicht fortzusetzen, nur daß sie freilich nicht oft wissen mochten, was sie eigentlich sagten.

Ueber die beiden anderen Bruchstücke, die wir noch von Wolfram besitzen, wollen wir kurz sein. Was den Titurel angeht, so werden wir nicht wiederholen, was Lachmann in der Einleitung über das Verhältniß dieser kleinen Fragmente zu dem jüngeren Titurel gesagt hat, und wie er Docen und Schlegel zurechtgewiesen. Es gehörte die Sprach- und Sachkenntniß und der Scharfblick dieses Mannes dazu, um das Einfache und Wahre hier zu treffen, wie denn das Einfache und Wahre, je näher es liegt, immer am schwersten zu treffen ist, wo alte Vorurtheile es umstellt haben. Nachdem es ausgesprochen ist, ist es nun wohl keinem mehr schwer sich zu überzeugen, daß nur Wolfram der Verfasser von diesen Bruchstücken sein kann, und wahrscheinlich nur sie und nichts

weiter in diesem Stoffe arbeitete. Wie man, wenn man mit dem Parzival vertraut war, unserem Dichter an dem jüngeren Titurel, diesem lichtlosen Ungethüm, auch nur irgend einen weitern Theil zuschreiben konnte, ist allerdings schwerer zu begreifen, als daß man anfänglich über Alter und Verhältniß jener Bruchstücke irrte. Wunderbar, was Autoritäten nicht thun! Man sollte meinen, weil dieser Albrechtische Titurel am Ende ausruft, daß nichts so Würdevolles und Bedeutendes in deutscher Sprache jemals gedichtet sei, müsse nun jeder Kritiker, noch dazu in heiliger Scheu vor dem Mysteriösen des Inhalts, sich gefürchtet haben, anders als im Tone der tiefsten Ehrfurcht davon zu reden. Erklärlich ist übrigens, daß ein Bruchstück wie Wolfram's Titurel jenes spätere Gedicht hervorrufen konnte, wie denn überhaupt seine dunklere Sprache, seine tiefsinnigen Gedanken, seine ernstere Haltung die spätere Zeit häufiger anzog, wo die Dichtung mehr auf Gelehrsamkeit ausging, die schon seine Zeitgenossen an Wolfram, wie kunstlos und ungelehrt er sich zwar selbst bekennt, rühmten und bewunderten[368]. So erhielten eine Menge späterer Dichtwerke Wolfram's Namen und der jüngere Titurel brüstet sich recht auffallend damit. Das Wolfram'sche Bruchstück ist unstreitig einer der herrlichsten, vielleicht der ausgezeichnetste Rest altdeutscher Dichtung. Ob man dasselbe behaupten würde, wenn Wolfram den ganzen Titurel behandelt hätte, zweifeln wir sehr; selbst diese wenigen Strophen verrathen, daß dies im Ganzen ein unfruchtbarer Stoff bleiben mußte. Es scheint höchst merkwürdig und für Eschenbach's Genius ein großes Zeugniß, daß der Mann in diesen Resten die Auswüchse seiner früheren Manier beseitigte. Er lernte hier, seine Person aus dem Gedichte zu entfernen, mit seiner Person zugleich seine ironische Behandlung und seine satirische Bitterkeit; selbst seine Bilder sind zwar noch so keck, aber nicht mehr so sonderbar, und wo noch sonderbar, möchte man meinen, dennoch schüchterner als sonst. Das Bruchstück entwickelt überall eine viel größere Gegenständlichkeit, ja fast eine völlige Verleugnung des Dichters; seine Kunst zu charakterisiren ist unendlich vorgeschritten. Mit wenigen Worten, die die Anfangsstrophen dem alten Titurel in den Mund legen, welch ein Bild gibt er uns nicht von dem greisen Helden! Seine Sigune ist auch schon im Parzival so schön in

368) — Her Wolfram, ein wise man von Eschenbach;
sin herze ist ganzes sinnes tach,
leien munt nie baz gesprach.
Wigalois, Vers 6343 und dazu Benecke's Anmerkung.

ihrem Schmerze und ihrer Liebe geschildert, aber wie unaussprechlich zart ihre kindliche Jugendliebe hier. Man vergleiche nur diese Scenen mit ähnlichem in Flore und Blanchesflure, um zu sehen, mit wie feinem Sinne der Dichter vom Läppischen und Kindischen entfernt bleibt, in das hier so leicht zu verfallen war. An Wahrheit, an Innigkeit, an Empfindung, an wahrhaft dichterischem Ausdruck der Empfindung kann sich mit jenem Geständniß der sehnsüchtigen Sigune an Herzelaude von ihrer Liebe zu Schionatulander nichts in unserer alten Literatur, auch nichts im Tristan vergleichen und nichts unter allen Minnesingern. Es ist hier ein Gegenstand behandelt, den die Minnelieder manchmal berühren: man halte Alles dagegen, was wir Aehnliches sonst besitzen, wie Alles zerstäuben wird vor dieser Kunst, die ahnende Angst, die liebevolle Theilnahme und aufopfernde Sorgfalt in der fragenden Herzelaude zu schildern, und in dem geständigen Kinde die wundervolle Unschuld, und den bitteren Schmerz, der ihr in die Augen tritt und das Antlitz entstellt, das entgegenkommende Vertrauen gegen die mütterliche Pflegerin, das verwirrte Bekenntniß und die quälende Unruhe; bei so voller überströmender Empfindung das Hervorblicken der Verständigkeit und des Anstands, was so wahrhaft weiblich ist, diesen schwermüthigen Blick auf den Verlust ihrer kindischen Freude und Harmlosigkeit gegen die peinvolle Angst, die sie nun fieberhaft durchglüht. Es war nur wenigen Dichtern gegeben, so zarte Seelenzustände so lebendig zu malen, so geschickt zu belauschen, und für so feine Empfindungen den rechten Ton, das rechte Wort, und das rechte Zeitmaas der Periode zu treffen, was Alles wir in den alten, den menschlichen, den naturvollen Griechen so hoch bewundern. Wie Schade, daß uns gerade dieses Bruchstück nur zeigt, wie nothwendig es war, das hergebrachte Maß der kurzen Verse zu sprengen, um dem genialen Schwung eines großen Dichters Raum zu schaffen, und daß man unter unsern Sängern gerade dann, wenn wir Gottfried hinzuziehen, größere und entscheidende Schritte, scheint es, in Vervollkommnung der poetischen Sprache und Rückkehr zu gegenständlicher Behandlung machte, als die äußere Ermuthigung und Anregung bereits verschwand und vielleicht die beiden großen Sänger schon in hohen Jahren standen.

Im Willehalm (um 1215—20) wählte Wolfram einen volksthümlich französischen Sagenstoff. Der heilige Wilhelm von Narbonne, eine geschichtliche Person des 9. Jahrh., ist nach der alten Legende (bei Mabillon und bei den Bollandisten) früh ein Gegenstand von Volksliedern gewesen. Im Laufe der Zeit verschmolzen sich in den Gesängen

der Jongleurs seine Thaten mit denen des Wilhelm Fierabras, des Sohnes Tankreds von Hauterive, und des Wilhelm Langschwert von Normandie. Wir können die Veränderungen nicht verfolgen, unter denen diese Lieder allmählig zu einem der umfassendsten Dichtwerke, einer großen Gruppe von verschiedenen Branchen anwuchsen; zusammen mit der vorgeschobenen Geste von Aimeri, Wilhelm's Vater (einer der charakteristischen Erweiterungen, mit denen man um die alten und geschichtlichen Helden des national-französischen Epos in ab- und aufsteigender Linie Vorfahren und Nachkommen zu versammeln liebte), enthält der ganze Cyclus an 90000 zehn- oder zwölfsilbige Verse. In jüngere französische Bearbeitungen sind schon Züge der Artussage eingedrungen[369]), von denen die älteren, zwischen Reim und Assonanz schwankenden um die Mitte des 12. Jahrh. entstandenen noch rein sind. Eine solche ältere Bearbeitung hatte Wolfram vor sich; seine unmittelbare Quelle, die ihm Landgraf Hermann verschaffte[370]), ist übrigens verloren. Wahrscheinlich kannte Wolfram die verschiedenen Branchen alle; er that aber wie mit dem Gralgedichte Kiot's: er behandelte, seinem gesunden Sinne folgend, von der massenhaften Sage nur einen Theil, in dem er den Anfang mit Absicht ausschied und das Ende liegen ließ. Obgleich Wolfram im Willehalm in seiner Manier derselbe ist wie im Parzival, so ist doch die Ausführung, wie Lachmann bemerkte, feiner und gebildeter, und der Ton im Allgemeinen ein anderer; er erinnert unmittelbar an den Pfaffen Konrad und den Ton der französischen Volksromane überhaupt. Es war wohl natürlich, daß den frommen, christlichen Sänger diese fränkischen Sagen mehr anziehen mußten, als die hohlen britischen Romane; und daß auch die deutschen Zeitgenossen diesen weitberühmten Stoff mit Liebe aufgriffen, beweisen die Bruchstücke anderer Bearbeitungen dieser Sage, die sich gefunden haben[371]), so wie zwei Fortsetzungen und eine lateinische Uebersetzung, die Wolfram's Werk im 13. Jahrh. erfahren

---

369) Dr. C. Hofmann, über ein Fragment des Guillaume d'Orange. München 1851. — Nach einer Notiz in diesem Schriftchen ist P. Paris mit einer umfassenden Arbeit über den ganzen Sagencyclus von Guillaume au court nez beschäftigt.

370) Willehalm 3, 8.

Lantgrâf von Dürngen Herman tet mir diz mær von im bekant.
er ist en franzoys genant kuns Gwillâms de Orangis.

371) Bruchstücke eines niederrheinischen, auch aus dem Französischen stammenden Wilhelm sind in Kitzingen gefunden (s. Reuß, Fragmente eines alten Gedichtes von den Heldenthaten der Kreuzfahrer im h. Lande. Kitzingen 1839.) und in Gent (vgl. Willems im belgischen Museum 1842. 2. Lief.).

hat. Wir gehen übrigens auch auf den Willehalm nicht näher ein, weil er unvollendet ist und Plan und Anlage, die bei Wolfram die Hauptsache ist, hier nicht überschaut werden kann. Aus den deutschen Fortsetzungen läßt sich natürlich nicht auf des Dichters Auffassung der Sage zurückschließen. Ein Ulrich von Türlein hat dem Willehalm den Dienst erzeigt, ihn von vorn zu ergänzen[372]), ein elendes, kaltes und mit Schweiß und Mühe ausgekochtes Ding; und Ulrich von Türheim hatte schon um 1242 das Ende weder in Wolfram's Geiste noch Manier hinzugedichtet, zwei Arbeiten, die wir gelegentlich noch kurz erwähnen. Auch wenn wir sie ausscheiden, so bleibt doch der Willehalm in jener ungeheueren Breite uns beschwerlich, die den französischen Romanen eigen ist. Wolfram hat die wichtigste Branche des ganzen Sagenstammes, die Schlacht von Arleschans, (in den sogen. elyseischen Feldern bei Arles) ausgehoben; dadurch ist denn jenes lästige Namen- und Völkergewirr, die ungeheueren Erweiterungen der Schlachtbeschreibung im Rolandgedicht zum Hauptinhalte geworden, wie in den Titurelschlachten, wie im Ruother und Wolfdieterich der deutschen Sage. Außer Schlacht und Belagerung finden wir daher im Willehalm nichts, als das nicht sehr rühmliche, noch auch sehr fein gehaltene Verhältniß des Wilhelm zu Arabele, die Vater und Gatten und Kinder und Götter verlassen hatte, um dem Christenthum und dem christlichen Gatten anzugehören, ein Verhältniß, das unter Veränderungen ein stehender Artikel in den französischen Romanen dieser Klasse ist, so wie wir überall in den späteren Gedichten aller Stämme, an denen die Erdichtung Theil hatte, Wiederholungen dieser Art fanden. Das hier erwähnte hat etwas beleidigendes, da die Entschuldigung solcher Schritte mit dem Christenthume nothwendig zu so sittenlosen und frechen Dichtungen, wie z. B. die Heidin ist[373]), führen mußte, obgleich sonst in dem Willehalm eine mildere Ansicht von dem Heidenthume herrscht als in der Roncevalschlacht. In einem Fürstenrathe vor der Schlacht spricht Arabele zu den Rittern und ermahnt sie der Heiden zu schonen. Ein Heide sei der erste Mensch gewesen, und Elias und Enoch, Noah und Hiob, die Gott darum nicht verstoßen; von den drei Königen aus dem Morgenlande habe Gott an Mutterbrust seine ersten Gaben empfangen. Der allerbarmende Vater könne nicht seine Kinder zum ewigen Verderben bestimmt haben; die Menschen seien

---

372) In Casparson's Ausgabe. Bd. 1. Wolfram hatte mehreren Aeußerungen zufolge diese Anfänge absichtlich weggelassen.

373) Gesammabenteuer 1, 383—439.

durch Gott erlöst worden, weil ihr Sündenfall durch bösen Rath veranlaßt ward, nicht wie der der Engel durch eignen Anschlag. Sie sollen den Heiden gedenken, daß auch Gott seinen Mördern vergab, der für die Sündigen sein heiliges Leben dem Tode dargeboten, der Allmächtige, um dessen willen sie ihre Götter verlassen habe, deren Anbetern, ihren Angehörigen selbst, sie Haß trage: den Christen aber darum, weil sie wähnten, sie habe diesen Schritt um menschlicher Liebe willen gethan, sie hätte auch dort Liebe gelassen und holde Kinder bei einem Gatten, an dem sie keine Unthat gefunden; um Gottes Huld trüge sie jede Schuld, und einen Theil auch um den Marquis. Dies mag dem deutschen Dichter vielleicht mehr als dem französischen angehören; sonst finden wir alle Züge des alten Gedichtes von Roland wieder. Gepriesen wird, wer „um Gott sich in Noth läßt finden, denn ihm sind die himmlischen Sänger hold, deren Ton so hell erklingt.“ Dem Vivians erscheint ein Engel in seiner Todesstunde; Wilhelm trägt geweihtes Brod bei sich, von dem er dem Sterbenden mittheilt. Die Priester sind hier ganz verschwunden; wie im Parzival die Tempeleisen gottberufene Ritter sind, so macht dort der Laie Trevrizent den Priester, hier streben die Ritter nach dem Himmel und verheißen ihn, sie und die Frauen legen die Bibel aus, und Gyburg disputirt mit ihrem Vater Terramer über den rechten Glauben. Was das Königthum angeht, so sind die Verhältnisse, verglichen mit dem Rolandliede, verändert. In dieser Sage, wo wie in der Geschichte der König in voller Ueberlegenheit über seinen Vasallen steht, ist dies Verhältniß gewiß ursprünglich gelegen, und hat sich trotz der Veränderungen der im Volke fortgepflanzten Gesänge in den uns erhaltenen Dichtungen noch erhalten, in die es nicht etwa erst in den Zeiten der Kreuzzüge hineingetragen ist; dagegen trat in den Vasallensagen von Ogier, Wilhelm u. A. das umgekehrte Verhältniß ein, die rohe Gewaltthat der Pairs und die Schwäche des Königs, wie es der ersten Entstehungszeit dieser Sagen, dem Charakter der Geschichte seit Ludwig dem Frommen gemäß ist. Dies geänderte Verhältniß herrscht im Willehalm. Der Marquis erscheint ganz als ein solcher übermüthiger Vasall, greift der Königin in die Haare im Zorn und zerbricht ihre Krone. Die feste Charakterzeichnung ist noch die alte. Dieser schwache König Ludwig, die liebliche Alyze, der stille, räthselhafte Rennewart sind mit Wenigem vortrefflich geschildert; auch die Wirkung, welche Arabele, diese christliche gerechtfertigte Helena, auf die belagerten Helden mit ihrer bezaubernden Nähe ausübt, ist sehr fein beobachtet.

5. Gottfried von Straßburg.

Berühmt ist jene Stelle im Tristan[374]) (der um 1210 gedichtet ist), in der Gottfried von Straßburg mit einer Hindeutung auf die dunkle Einleitung in den Parzival dem Wolfram von Eschenbach gegenübertritt, ihm gegen Hartmann den dichterischen Ehrenkranz weigert, und sich scharf gegen den barocken Vortrag und das Trockene und Dunkle der Wolframischen Manier erklärt[375]). Wie in den Fröschen des Aristophanes Euripides dem tiefsinnigen Aeschylos die Gewalt seiner Sprache und die ihm unverständlichen Bilder und Anspielungen vorwirft, so auch Gottfried dem Wolfram, dessen glühende Phantasie immer gewaltige Bilder entwarf, fernliegende Dinge in Gleichnisse band und für neue und fremde Gedanken eine neue und schwierige Sprache erschuf, während Gottfried an den ächten Dichter verlangt, daß er in schlichter und einfacher Rede spreche, an der ein Mann mit schlichten geraden Sinnen nicht strauchle. Keine Forderung ist gerechter als diese; kein Fehler aber natürlicher und verzeihlicher, als der gerügte in einem Manne wie Eschenbach. Wenn wir uns den Dichter des Parzival ins Gedächtniß zurückrufen, dem der Widerspruch nicht entging, der zwischen der inneren träumerischen Welt des Gemüths und dem äußeren Leben ist, so werden wir sogleich begreifen, daß diese Einsicht sich irgendwie in seiner Darstellung nicht minder abspiegeln werde als in seinem Entwurfe. Je mehr sich die Zeiten über sich selbst aufklärten, je mehr man sich aus den alten

---

374) Ausgaben von v. der Hagen 1823; von Maßmann 1843; übertragen von Hermann Kurtz 1844.

375) Tristan, v. d. Hagen 4663. Maßmann 118, 25 ff.

Vindære wilder mære, der mære wildenære,
die mit den ketenen liegent und stumpfe sinne triegent,
die golt von swachen sachen den kinden kunnen machen,
und ûz der bühsen giezen stoubîne mergriezen:
die bernt uns mit dem stocke schate, niht mit dem grüenen lindenblate,
mit zwîgen noch mit esten; ir schate der tuot den gesten
vil selten in den ougen wol. ob man der wârheit jehen sol,
dane gât niht guotes muotes van, dane lît niht herzelustes an:
ir rede ist niht alsô gevar, daz edel herze iht lache dar.
die selben wildenære, si müezen tintære
mit ir mæren lâzen gân: wir mugen ir dâ nâch niht verstân,
als man si hœret unde siht: so enhân wir ouch der muoze niht,
daz wir die glôse suochen in den swarzen buochen.

Zuständen des reinen Ritterthums entfernte, desto klarer ward dieser Widerspruch und desto häufiger werden wir künftig auch von viel unbedeutenderen Dichtern Züge des Scherzes und der Gegensätze angewandt finden. Je heller die späteren diese Welt überschauten, desto entschiedener wählten sie die ironische und launige Darstellung mit Absicht. So in verhältnißmäßiger Steigerung Ariost und Wieland. Bei Wieland ist die Absicht, lachen zu machen; Ariost will nur heiter halten; Wolfram, indem er, ohne irgend einen dieser Zwecke zu haben, klar und einfach die Natur seines Vorwurfs auffaßt, macht durch eben diese treue Schilderung dieselbe Wirkung, die eine ruhige Beobachtung des jungen Menschen in den Tölpeljahren auf uns macht, er hält zwischen Lächeln und Rührung; und das ist auch die Wirkung vieler Romane Jean Pauls, der eben darum eine so seltsame Erscheinung ist, weil er frühzeitig reif mit einem wunderbaren Bewußtsein dieses streitende Wesen der ersten Jünglingsjahre ins Auge faßte, ja zergliederte, und durch alle seine Werke fast hindurchspielen ließ. In Wolfram's Schreibart herrscht bald eine rührende Einfalt und Unschuld, bald die Heiterkeit Gottfried's; dann aber sind bei ihm, in seinen Gleichnissen und Bildern, durch das Zusammenhalten des Sinnlichen und Uebersinnlichen, die Elemente zum Witz gegeben, wie in ähnlichen in sich widerspruchsvollen Handlungen und Begebenheiten die zum Humor. Bilder und Vergleichungen sinnlicher und unsinnlicher Gegenstände sind in Wolfram's Dichtungen, und in anderer Art in Jean Paul, eben so gewöhnlich, wie sie bei den Griechen unerhört sind. Bei Wolfram aber ist viel Komisches eigenthümlich, wie er z. B. das Jean Paulische „Ungleich“ launig anwendet: „Ist etwas lichter als der Tag, dem glich nicht Belacane (die Mohrin).“ Anwendung eines Besonderen statt eines Allgemeinen, eines Namens für eine Gattung steigert die komische Wirkung; dergleichen findet sich mehrfach, wie wenn er von einem seiner Helden sagt: „Wo der Gefecht zu finden dachte, da mußte man ihn binden, oder er war dabei; nirgends ist der Rhein so breit, säh er am andern Gestade kämpfen, er würde das Bad nicht scheuen.“ Seine Uebertreibungen zielen bei ihm auf komische Wirkung; Gynover bringt es bei Artus dahin, daß Segramors mit Parzival kämpfen darf, „es fehlte nichts, als daß er vor Liebe zu ihr gestorben wäre.“ Wenn beim Homer Ajas mit einem Esel verglichen wird, denkt gewiß Niemand an Muthwillen des Dichters; aber ganz anders, wenn Wolfram Gesicht und Wuchs seiner Heldin mit Hasen und Ameisen vergleicht; oder die Arabel an Sanftheit mit einem jungen Gänselein, das „an dem Angriff linde“ ist. Wenn er den lächerlichen Gegensatz

empfindet, der in der Aventiure liegt, wo Parzival's Kraft in demselben Augenblick zu einer ungewöhnlichen Höhe steigt, als er über den Anblick von drei Tropfen Gänseblut im Schnee seiner Kondwiramurs gedenkt und über minniglichen Gedanken brütet, so hält er die Frau Minne an und fragt sie ernstlich, warum sie männlichen Sinn und herzhaften hohen Muth so „enschumpfire." Und endlich bekennt sich Wolfram selbst zu der Sünde des launigen Spottes, wo er von der ärmlichen Nahrung spricht, mit denen sich Trevrizent und Parzival im Walde begnügen mußten; und seine eigne Unkunde des Französischen, sein krummes Deutsch, seine eigenthümliche Manier entgeht, wie bei so vielen witzigen Schriftstellern aller Zeiten, nicht seinen eigenen Bemerkungen.

Wenn nun so weit diese humoristische Manier, die von seinem sonstigen Ernste oft hart absticht und einen unversöhnten Gegensatz bildet, was allerdings jede ruhige Wirkung zerstört, etwa entschuldigt werden möchte, so läßt sich das gewiß nicht auf andere Stellen ausdehnen, wo auf das unangenehmste und grellste oft das Zarte mit dem Ekeln, das Innigste und Ergreifendste mit dem stärksten Bombast und schlechtesten Geschmacke, das Entfernteste mit dem Entferntesten verknüpft wird. Wo er im Willehalm die Alyze so liebenswürdig einführt, unterbricht die zarte Stelle ein wunderliches Bild[376]). In die Klage des Wilhelm über Vivians Leiche, die aufs vortrefflichste ausgedrückt ist, mischt sich unter die ächtesten Empfindungen ein Bild wie dieses: solche Süße lag an deinem Leibe, des breiten Meeres Salzgeschmack müßte ganz zuckermäßig sein, wenn einer deiner zehn darein würfe! Anderswo soll der Glanz des Heeres von Poydjus beschrieben werden, das unter seiner Pracht erliegen würde, wenn jeder all seinen Reichthum angelegt hätte, das möchte der Dichter vergleichen mit dem Antvogel der an den Bodensee zu trinken komme „trünkern gar, daz tæt im wê."

Wer nur wenige Seiten im Tristan zur Vergleichung mit dieser Wolfram'schen Manier gelesen hat, schon der wird begreifen, woher die feindselige Stimmung dieses klaren geschmackvollen Mannes rührt, der dem ritterlichen Stande nicht angehört zu haben scheint. Man darf nur sehen, wie weit er von der Unbeholfenheit in der Darstellung fast aller Dichter dieser Zeit entfernt steht, mit welcher beneidenswerthen Leichtig-

376) Man möht ûf eine wunden ir kiusche hân gebunden,
dâ daz ungenande wære bì: belibe diu niht vor schaden vrì,
si müese enkelten wunders . . .

keit er seine Verse und Reime in einander schlingt und mit seinen künstlich und kühn zugleich gebauten Perioden das Eintönige dieser Versart fast vertilgt, welcher ungehemmte Fluß der Gedanken ihm mit welcher Fülle und doch Regelmäßigkeit entströmt, und wie wenig er von dem Zwang, der Aengstlichkeit, dem erkünstelten Schwung der übrigen hat, wie im Gegentheil die größte und leichteste Redseligkeit und Weichheit, die an und für sich gerade auch nicht zu loben ist, gleichsam durch seinen Plan und Gegenstand ebenso gerechtfertigt wird, wie die planlosen Abenteuer im Parzival. Allein sein Vortrag wäre offenbar das Geringste, wenn nicht hinzukäme, daß Gottfried der ganzen herkömmlichen Dichtungsweise geradezu entgegenträte und oft den beißendsten Spott gerade über die herrschendsten Eigenheiten jedes ritterlichen Romanes ausgösse, die auch im Parzival noch so vielfältig begegnen. Bekanntlich ist die Art der beschreibenden Dichtkunst, die prächtige Gegenstände oder glänzende Anzüge und Waffen oder die schöne Körperbildung eines Menschen mit Aufzählen der einzelnen Theile derselben zu schildern sucht, eine Manier, die durchaus jede Wirkung verfehlt, und der ein Homer, wie Lessing im Laokoon gezeigt hat, mit merkwürdigem Feinsinn überall aus dem Wege geht. Diese Manier herrscht in allen ritterlichen Dichtern in der übertriebensten Weise. Gottfried ist der erste und letzte, der dies fühlte, ja einsah, obwohl die Uebertreibungen dieser Art auch schon Wolfram aufgefallen waren. Wo er seinen Tristan und Rual zur Schwertleite kleiden und festlich schmücken will, war die bequemste Gelegenheit, dergleichen anzubringen, allein er umgeht das Herkommen und setzt eine Allegorie an die Stelle, indem er den geistigen Schmuck und den Zierat der Seele seines Helden zeichnet. Dabei läßt er mit der ihm eigenen Milde den Dichtern die Gerechtigkeit widerfahren, daß man überall von weltlicher Zierde so schön gesungen habe, daß er mit zwölffachem Talente nicht erreichen werde, was man Herrliches gesagt. Dies schwankt zwischen Spott und Anerkennung und kann beides zugleich sein sollen, weil in der That an solche Stellen oft der schönste Fleiß der besten Dichter verschwendet ist. Gottfried bahnt sich daher einen ganz neuen Weg zur Verherrlichung seines Festes, indem er gleichsam die berühmtesten Dichter seiner Zeit in die Gesellschaft ladet, in jener berühmten auch von Anderen nachgeahmten Stelle, der wir so manche schöne Kunde verdanken, die wir der außerordentlichen Feinheit und Bestimmtheit der Charakteristiken wegen so sehr bewundern, so daß wir z. B. aus seiner Schilderung von dem duftigen und harmonischen Gedichte des Blikker von

Steinach[377]) (dem Umhang) mit Gewißheit schließen dürfen, unsere Literatur würde eine ganz neue Bereicherung erhalten, sollte dies je noch aufgefunden werden[378]). Wenn er alsdann den geladenen Kreis durchlaufen und uns mit den großen Sängern seiner Zeit bekannt gemacht hat, so nimmt er die Wendung, daß ihm in der Nähe so redereicher Männer das Wort im Munde gar erlösche und er nicht wisse, wie er seinen Tristan zur Schwertleite bereiten solle. Er müsse denn sein Gebet zu dem Helikon senden, dem neunfältigen Thron, von dem der Quell rauscht, aus dem die Gabe der Worte und der Sinne fließe. Apoll und die Kamönen würden, da sie ihre Gaben so reichlich jetzt vertheilten, ihm doch einen Tropfen nicht versagen. Gesetzt aber, diese seine Bitte sei ihm gewährt und reichlich besäße er die Gabe, Aller Ohren zu entzücken, jedes Gemüth sanft zu stimmen, seine Rede von keinem Stäubchen hemmen und nur auf Klee und lichten Blumen einhergehen zu lassen, dennoch würde er sich nicht bestimmen lassen, sich an dem zu versuchen, woran sich so Mancher versucht und verpriesen hat: denn gäbe er sich alle Mühe, wie so Mancher gethan, und erzähle wie Vulcan dem Tristan die Waffen und Kassandra den Kleiderschmuck bereitet, so hätte dies Alles doch keine andere Kraft, als die Gesellschaft der Tugenden, die er bereitet habe. Man wird finden, welch ein selbständiger Kunstsinn und welche feine

---

377) Ueber die Person s. v. d. Hagen M. S. 4, 255 ff. Man vermuthet, daß das Gedicht die Schildereien eines gewirkten Vorhangs besang, in einer Sammlung von einzelnen Frauen- und Liebesgeschichten des Alterthums. Rudolf von Ems erwähnt das Gedicht in seinem Alexander V. 3111 ff. und Wilhelm V. 2189 ff.

378) V. d. Hagen 4696. Maßmann 119, 18 ff.

Er hât den wunsch von worten;
sîuen sin den reinen, ich wæne daz in feinen
ze wunder haben gespunnen, und haben in in ir brunnen
geliutert und gereinet. er ist benamen gefeinet.
sîn zunge diu die harpfe treit diu hât zwô volle sælekeit:
daz sint diu wort, daz ist der sin; diu zwei diu harpfent under in
ir mære in fremdem prîse. der selbe wortwîse,
nemt war, wie der hier under an dem umbehange wunder
mit spæher rede entwirfet, wie er diu mezzer wirfet
mit behendeclîchen rîmen. wie kan er rîme lîmen,
als ob sî dâ gewahsen sîn! ez ist noch der geloube mîn,
daz er buoch unt buochstabe für vederen an gebunden habe:
wan welt ir sîn nemen war,
sîn wort diu sweiment als ein ar.

Begriffe von den Wirkungen der Poesie hier durchblicken, die es erklären, wenn Gottfried blos auf die Forderungen der Kunst gerichtet absieht von allem Hergebrachten, was man damals in den Werken der Dichtung zu finden und zu suchen gewohnt war. Ganz so wie an dieser Stelle die Festbeschreibung, so schiebt er sogleich auch die Beschreibung des Turniers bei Seite; wie viel Speere sie zerbrochen hätten, das sollen die Knappen sagen, die sie zusammentrugen. So will er sich auch nicht mit dem Preis von Morolt's Stärke befassen, indem er, ohne es zu sagen, auf die gewöhnlichen Uebertreibungen der Körperkraft der Romanhelden, und im besonderen auf die des Morolt, dem die alte Sage mehrfache Manneskraft beilegt, stichelt und ausdrücklich beifügt, daß er seine Kunst nicht an dergleichen vergeuden will. Daß der Dichter, wo die Gelegenheit es will, nicht vor der Schilderung großen Schmerzes und inniger Klage scheut, hat er in der ganz vortrefflichen Zeichnung von Blancheflurs versteinerndem Schmerz über Riwalins Tod gezeigt, die ihres Gleichen nicht in der mittelaltrigen Poesie hat, allein darum verschmäht er doch, die hergebrachte Todtenklage in ewigen Wiederholungen wiederzubringen, und als Morolt fällt, lehnt er es ab, viele Worte über den Gram seiner Leute zu machen — was hülfe es? wer möchte Aller Leid beklagen? — Wenn er hernach von der Heilung Tristan's redet, so wäre für einen Wolfram'schen Sinn die schönste Gelegenheit gewesen, mit Gelehrsamkeit und wunderlichen Worten über die Meisterschaft der Isold und die Zauberkraft ihrer Arzeneien zu prunken, allein er will nie ein Wort reden, das den Ohren mißfalle, dem Herzen widerstehe, und will lieber kurz von solchen Dingen sprechen, ehe er die Erzählung widerlich mit unhöfischer Rede mache. Aus allen diesen Stellen leuchtet die bewußteste Richtung auf Seelenschilderung vor, die auf alles Aeußerliche, was damit nicht in enger Beziehung steht, einzugehen verschmäht. Dagegen ist Gottfried's Kunst, innere Charakterformen zu zeichnen, höchst ausgezeichnet; er streift an die Kunst der Griechen, an der äußeren Gestalt die innere erkennen zu lassen, und es ist meisterhaft, wie er in allen Gebärden und in jedem Zuge den jungen Tristan, als er in Marke's Jagdgesellschaft und dann an dessen Hof kommt, vortrefflich charakterisirt. Man darf ihn aber auch nur von den Musen und von Helena und Aehnlichem reden hören, um zu sehen, wie bekannt er wenigstens mit dem ächten Virgil war, wie viel Sinn er für die plastischen Gestalten der Alten hat, wie lebendig diese vor seinen Augen stehen, wie richtig er ihre Grazie auffaßt, für was Alles keiner seiner Mitsänger vor und nach ihm einen Sinn zeigte.

Die Zierlichkeit und Lieblichkeit dieses Dichters, sein weicher aber reiner Geschmack, die reizvolle Form seines Werkes, die der Härte und Strenge Wolfram's schroff entgegensteht, ruht auf der Lebensansicht des Dichters, die von der des Eschenbach eben so sehr absticht, und deren Verschiedenheit die Wahl des Stoffes ihrer beiden Hauptgedichte und ihre abweichende Darstellungsart bedingt. Je schärfer sich die Weltansichten beider Dichter scheiden, je tiefer beide in der menschlichen Natur begründet sind, je völliger jede einzelne in Jedem der beiden Dichter hervortritt und Alles durchdringt, je mehr uns alles Ganze und von Halbheit Entfernte anzuziehen pflegt, desto erklärlicher wird das verschiedene Urtheil, das man über Beide fällen hört, denn der Zwiespalt über den Werth solcher Werke und solcher Dichter wird ewig dauern. So lange es Menschen geben wird, die das Leben mehr von der ernsten Seite, und andere, die es mehr von der heiteren zu betrachten lieben, so lange das Ebenmaß zwischen sittlicher und ästhetischer Bildung der Seele nur in so Wenigen gefunden wird, so lange werden sich die Urtheile über diese und ähnliche Dichter trennen, je nachdem der Beurtheiler Geist sucht oder Geschmack, Erhabenheit liebt oder Gefälligkeit, Tiefe vorzieht oder Reiz. Es gibt eine gewisse Trilogie künstlerischer Form, die darum sich in den Literaturgeschichten der Völker mehrfach wiederholt, weil sie eine natürliche ist und den Menschen gemeinsam. Die Dichtkunst erscheint anfänglich unter den ersten geistigen Bestrebungen der Völker in schwerem und tiefsinnigem Ausdruck, und sucht mehr die Sache als die Darstellung; dieser erhabnere Charakter sinkt mit der Zeit zu seinem Gegentheil herab, die Form wird leicht und behaglich, der Sinn leidet; der bequeme dichterische Genuß steigt, die sittliche Befriedigung und Erhebung fällt weg. Zwischen diesen beiden Enden, dem Erhabenen und Gefälligen, dem Strengen und Weichen steht das eigentlich Schöne inne, erscheint aber wohl nie ohne eine Neigung nach einer der genannten Seiten. Doch scheint in Aeschylos, Sophokles und Euripides jene Dreiheit am vollkommensten ausgedrückt. Aehnlich kann man Wolfram, Hartmann und Gottfried nebeneinander stellen, obgleich hier der Mittlere, was der häufigere Fall ist, mehr negativ die Extreme ausschließt als positiv in sich harmonisch verbindet. Es ist daher natürlich, wenn diese Mitte zwar von keiner Partei je ganz verworfen, aber auch selten sehr leidenschaftlich bewundert wird; und wenn Aristophanes in seinen Fröschen zwischen den lauten Vertretern der alten und neuen Dichtkunst den nicht erscheinenden Sophokles in stiller Entfernung emporhebt, so trifft dies unser inneres Gefühl mit eben der überraschenden Wahrheit, wie

wenn Göthe erzählt, er habe sich häufig um den Vorzug Buonarotti's und Raphael's gestritten, man habe sich nie verständigen können, aber am Ende habe man sich zum Lobe Leonardo da Vinci's vereinigt. So ist auch bei Aristophanes unter jenen Griechen Aeschylos zum Anerkennen des Sophokles eben so bereit, wie Gottfried den Hartmann von Aue rühmt, während Euripides unversöhnlich dem Aeschylos gegenüberbleibt, wie Gottfried dem Wolfram. Wollen wir ein Werk von seiner dichterischen Seite beurtheilen, so sehen wir von seiner mystischen und religiösen, sittlichen oder wissenschaftlichen Weisheit und Werth ab und halten uns an Darstellung und Form. Wir begreifen dann, daß sich feinere Beurtheiler von Dante's furchtbarer Erhabenheit hier und da wegkehren, wir müssen einstimmen, wenn Gottfried sich gegen jene ausläßt, die „mit dem Stocke Schatten bringen, nicht mit dem grünen Lindenblatte," und wenn er ein mühseliges Glossenstudium der Schriften der „vindære wilder mære" von sich weist. Suchen wir aber im Dichter den ganzen Menschen, im Gedichte die ganze Bedeutung des Lebens, dann schlagen wir uns entschieden auf die Seite der erstern, und verfechten mit Aeschylos, daß der Dichter, der Lehrer der Erwachsenen, das Gute nur lehren und das Unedle verbergen, daß er nur würdigen und großen Stoff behandeln solle. Dann spricht uns die Zucht und Sittenstrenge dieser Männer mehr zu, dann gerade erscheint ihr ernster Kampf mit dem ernsten Leben als der Ausspruch der ganzen Größe ihrer inneren Natur, und der ringende Ausdruck erhält eine tiefere Bedeutung; dann ersetzen wir uns die mangelnde Glut und Bewegung in den einzelnen Theilen mit dem stillen Feuer, welches das Ganze erwärmt, den mangelnden melodischen Fluß der Rede mit der Harmonie der Erfindung, den fehlenden Reiz der Darstellung mit der Tiefe der Gedanken.

Um aber auf einen Blick die ungeheure Kluft zu überschauen, die unsere beiden Dichter von einander trennt, wollen wir so kurz als thunlich dem Tristan und seinem inneren Aufbau folgen, und der Leser mag die Analyse dann mit der des Parzival vergleichen. Wir sehen hierbei noch mehr als irgendwo sonst von den Quellen[379]) ab, weil in einem Gedichte wie dieses auf die Entlehnung des Stoffes gar nichts ankommt. Die Geschichte der Sage[380]) kann in der Dichtungsgeschichte nur als

---

379) Die wälschen Triaden kennen die glühende Liebe Tristan's zu Ysault, das Weib seines Oheims March. Schon im 12. Jahrh. sind alle französischen Troubadours voll davon.

380) Neues und correcter edirtes Material für die Tristansage gibt: Tristan;

Stoff von Bedeutung sein und daher nur ein untergeordnetes Interesse haben; sie wird um so wichtiger, je unbedeutender die eigentliche Kunst noch ist; sie wird stets unbrauchbarer, je bedeutender die selbständige Thätigkeit der Dichter wird. Wir suchen in dem einen wie im anderen dasjenige aushebend zu verfolgen, was sich aus dem Ganzen der Nationalgeschichte erläutern und herleiten läßt; die zufälligen Schicksale der Stoffe, wie die gleichgültigen Eigenthümlichkeiten der Dichter lassen wir bei Seite. Es ist ein mäßiges Interesse, das wir an dem geschichtlichen Stoffe von Göthe's Werther nehmen; die Stimmung im Volke, die ihn hervorbrachte und ihm seine Wirkung schaffte, ist dem Geschichtschreiber die Hauptsache; so ist's auch mit den Werken eines Wolfram oder Gottfried. Wir begnügen uns mit der Bemerkung, daß der Dichter die höchste Bewunderung verdient, wenn man sieht, welch ein bedeutungsvolles Gedicht er aus einem Stoffe bereitete, der noch in dem Tristan des Eilhart von Oberg so wüst und ekel daliegt und in sich von aller Größe und Würde vollkommen entblößt ist. Es ist der Stoff einer bloßen Novelle, ein britisches Fabliau, wie denn unter den armoricanischen Lais im Ywonec die Elemente des Tristan, ein Ehebruch, ein treuer Tod der Ehebrecherin über dem Geliebten, und in einem anderen auch ein einzelnes Abenteuer im Tristan vorkommt, deren Gottfried mehrere hat, die noch im Eilhart fehlen. Aus einer so niederen Sphäre, in der die Fabel des Tristan zu einem unterhaltenden leichtsinnigen Geschichtchen gemacht ist, rückte sie Gottfried in eine wunderbare Höhe, mit einer wahrhaft genialen Kunst.

Wenn wir uns im Parzival in das Ideenleben jener Zeit versetzt sahen, so versetzt uns Gottfried in die Mitte des Gemüthslebens der Ritter- und Hofwelt. Wenn sich Parzival mit dem äußerlichen, planlosen und wirren Wesen der handelnden Welt in Widerspruch setzte und uns gleichsam die vorher fast unverständlichen, weil eben so planlosen, Romane eröffnete und erklärte, so setzt sich Tristan mit dem inneren Gefühlsleben jener Zeit in Einklang und erklärt uns den Minnegesang und was Alles dabei uns fremd blieb, so lange wir mittelmäßige Gedichte mittelmäßiger Sänger unvollkommen davon singen und sagen hörten. Wir werden hier in die Erziehung und das Leben eines solchen höfischen Ritters eingeführt, der im Gegensatze zu dem einsam emporgewachsenen Parzival mit liberalem Unterricht, mit feinen, weltmännischen Sitten

---

recueil de ce qui reste des poëmes relatifs à ses aventures etc. par Fr. Michel. 1835. 2 Thle. Chretiens von Troyes Tristan scheint verloren.

aufgezogen wird. Der Dichter will ihn uns von jener Einen Empfindung der Liebe beherrscht zeigen, von jenem räthselhaften Gefühle, das so manches Widerstreitende versöhnt und verknüpft, das hier Treue und treulosen Verrath, Dienstpflicht und Verwandtenbetrug, Leichtsinn und Innigkeit in einem und demselben Herzen vereinigt. Glücklich, daß dieser Dichter mit fast unbegreiflicher Ueberlegenheit einen so schwierigen Vorwurf zu bemeistern das Geschick hat, uns würde die ganze Zeit ohne sein Gedicht viel unbegreiflicher sein. Er zeigt uns einen Jüngling in der Gewalt jener allmächtigen, zauberisch wirkenden Regungen der ersten Liebe; er zeigt diese, mittelst des Zaubertranks, in ihrer unwiderstehlichen Stärke; er zeigt, wie sie den Todhaß zweier Seelen versöhnt und an seine Stelle Treue bis zum Tode setzt; wie sie auf der anderen Seite den schönen Bund zweier Verwandten trennt und zu schmählichem Verrathe verleitet; wie sie den reinsten Charakter verdirbt, den thatenlustigen Tristan, den Retter seines Oheims, den Eroberer seines eigenen Landes, den Schlangentödter, plötzlich der Welt entzieht; wie nun alle Thaten aufhören, alle Handlungen stille stehen, nur die kleinen Entwürfe nicht, die ihm sein neues Bündniß mit Isold eingibt. Die geheime Kraft der Heiligkeit der Empfindungen dieser Jahre pflegt mit der Nichtachtung aller geselligen Bande gepaart zu sein und versöhnt oft das Schmählichste mit dem Erhabensten und Edelsten. Dies ist ein Zug vollkommener Naturwahrheit, den die Geschichte jedes innerlichen Menschen bestätigt. Der Dichter führt das liebende Paar zuletzt aus aller Welt ganz zurück in die Einsamkeit, wo er in Ariostischer Laune sogar meint, sie hätten in ihrem Glücke nicht einmal mehr der Nahrung bedurft. Wie aber auch auf dieser Spitze des Glücks das an Täuschungen und Betrug gewöhnte Paar noch die Außenwelt zu täuschen sucht, bewirkt eben dies ihre Rückberufung in die Welt, zieht ihre Trennung nach sich und bewirkt die ärgere Entartung der Sitten: die Sophistik der Liebe treibt den Helden sogar zur Untreue und jetzt trifft ihn die Sophistik des Schicksals mit rächender Vergeltung. Das Ende des Gedichtes, wenn es erhalten wäre, hätte uns sagen können, ob der Dichter wirklich die Absicht gehabt hatte, seinen Helden als das Spielzeug von Glück und Leidenschaft, als die Frucht und als das Opfer des Leichtsinns und der Eigenheit jener Zeit zu zeichnen, die, wie es im Tristan selbst heißt, Liebe für ein so seliges Ding hielt, daß Niemand ohne ihre Lehre weder Tugend noch Ehre habe, die also eine Leidenschaft an die Stelle eines Lebensgrundsatzes emporhob und darüber jede Würde, jede Kraft des Handelns vergaß. Sollte das Alles auch nicht in der Absicht des Dichters gelegen haben, worauf gar nichts ankommt, so liegt

es in seinem genialen Gedichte um so deutlicher, nur daß selbst die warnende sittliche Wendung vermieden ist, die wir gern dabei unterschieben möchten.

Doch den Dichter macht nicht sowohl der Plan, als die Ausführung; wir wollen daher noch einen Schritt näher treten, um auch hier seine unvergleichliche Dichtergabe kennen zu lernen. Die heitere Weltbetrachtung des Dichters spricht sich gleich im Eingang in der Ganzheit aus, mit der sie das ganze Werk bis in die kleinsten Theile aufs innigste durchdringt. Er spricht sein Lied zu den Liebenden, auch er singt von Freud und Leid, aber er singt davon nicht in dem Tone Wolframs, „daß Jammer unser Beginnen sei und daß wir mit Jammer ins Grab kommen", sondern er kennt nur das Leid der Liebe als eine Süßigkeit und als eine Würze der Freude. Sein Held wird geboren von einem Verführer und von einer Verführten, sein Vater fällt vor seiner Geburt, seine Mutter stirbt aus treuer Liebe zu dem Gatten bei seiner Geburt. Dies ist das Vorspiel zu Tristan's eigenem Schicksal und der Keim seiner Natur. Die erste Schule aber vollendet sogleich den Charakter. Ein treuer Diener des getödteten Rivalin erzieht Tristan als seinen eigenen Sohn, und wendet alle Sorge für eine liberale Erziehung an ihn, die von aller verhätschelnden Zärtlichkeit eines treuen Dienstmannes begleitet ist. Er reist in fremde Lande, lernt fremde Sprachen und was Alles zu der Bildung eines höfischen Edlen gehörte. Das war, sagt der Dichter, das erste Opfer seiner Freiheit, und er trat in den Jugendjahren, wo alle seine Freude und Wonne erstehen sollte, in peinliche Sorgen und sein bestes Leben war mit des Lebens Beginne hin; „da er mit Freuden zu blühen begann, fiel ihn der Reif der Sorge an, der so mancher Jugend schadet und er verdorrte ihm die Blüte seiner Freuden." Dies war die Folge der Bücherbeschäftigung, an die er gleichwohl Fleiß und Mühe kehrte. Welche richtige, tiefe Bemerkungen, die in unserer Welt der Prosa nicht scharf genug und oft genug gemacht und wiederholt werden können, die aber in dem Munde eines Mannes jener Zeit eigen lauten und mehr der leichtsinnigen Klage unserer schwachen Väter und Mütter über die Strenge der Schule ähnlich sehen, auch wo keine Ursache zur Klage ist. So erscheint nun Tristan in jener geselligen Gewandtheit, mit jener glänzenden Außenseite, mit all den liebenswürdigen Schwächen, die in der Gesellschaft einnehmen und gewinnen, die Jeden, der sie besitzt, zum Liebling Aller, wenn auch nicht gerade zum Gegenstand der Achtung machen. Die Zeichnung dieses Charakters sucht in aller Welt ihres Gleichen; die Art, wie der Dichter das redselige, gewandte, flinke, in jeder Lage gleich gerechte

Bürschchen an Marke's Hof einführt, ist ganz vortrefflich. Der Zug des guten Benehmens, der geselligen Duldsamkeit und Bescheidenheit ist überall ins Licht gestellt. Es ist ein allgemeiner Satz, den auch die Strengsten der damaligen Dichter loben, daß den Mantel nach dem Winde hängen, aus dem Walde wiederrufen wie man hineinruft, recht ist, daß man mit dem Frohen froh, mit dem Traurigen traurig, dem Treuen treu, dem Falschen rund sein solle, eine Lehre, die nur ein Ascet und Einsiedler geradezu verdammen kann, die aber doch ihre sehr festen innerlichen Grundsätze verlangt, wo sie nicht zum Laster werden soll. Allein Gottfried sieht das für ein Glück an, das Gott gegeben, daß sein Tristan mit allen zu leben wußte, mit allen zu tollen, zu singen, zu lachen, und mit den Wölfen zu heulen, und alles mitzumachen was einer anhub, wie es die Jugend solle. Jugend hat nicht Tugend, ist seine Predigt; auch das ist recht; es ist ein Satz, dem ein schwächliches, für seine Kinder ängstlich besorgtes Geschlecht so gern seine Wahrheit nähme; allein auch dies ist eine Einsicht, die in einem Zeitalter der Unbildung und roherer Kraft, wie jenes, auf einer gefährlichen Höhe steht, obgleich sie bei Gottfried durchaus rein ist, da er nicht so weit geht, daß er auch der Bösen Lied singen lehre, vielmehr den Haß der Bösen als nothwendige Bürde des Guten, den Neid als das Kind der Würde darstellt. Die Heldenthaten des Tristan, die Wiedereroberung seines Landes, sein Sieg über Morolt und über den Drachen in Irland zeigen ihn noch als einen Jüngling, in dem noch keine innere Regung laut geworden. Er sieht jene Isold zum erstenmal kalt, er selbst räth dem Marke um sie zu werben, er selbst übernimmt die gefährliche Werbung bei dem ihm tödtlich befeindeten Weibe, er richtet sie treulich aus. Der Zaubertrank, der in der Sage mitspielte, überhob den Dichter freilich der Mühe, uns die allmählig erwachende Leidenschaft in dem feindlichen Paare auf der Meerfahrt zu schildern, allein er holt nach dem Tranke nach, was nicht vorherzugehen brauchte, und versinnlicht das Plötzliche eines solchen Uebergangs von nothwendig äußerer Versöhnung zu freiwilliger Hingebung und Liebe durch eben jenes Symbol vortrefflich. Seine Kunst der Seelenmalerei beginnt hier. Der Ausbruch der Gefühle in Isold ist ganz vortrefflich; die Kenntniß der Natur der Geschlechter, die dabei entwickelt wird, ist zum Erstaunen. Das Weib wallt zuerst über von ihrer Empfindung, sie hat volle Augen, sie läßt das Haupt auf Tristan sinken und sagt ihm ein Räthsel als halbes Bekenntniß; und der Mann, den gleiche Gefühle bestürmen, hat jetzt, seines Sieges sicher, noch die Kälte, die Umarmung zurückzuhalten, sie mit absichtlicher falscher

Auslegung ihrer Worte zu quälen, sie zum vollen Geständniß zu zwingen. Was von nun an folgt, ist nicht geeignet, etwas anderes als unseren Abscheu zu wecken, obgleich es in der menschlichen Natur nur zu begründet sein mag, daß, wenn einmal im Weibe nach einem solchen Kampfe Scham und Zucht überwunden ist, dann keinerlei Hoffnung zur Heilung und Rückkehr übrig bleibt. Eine Reihe von Betrugen und Täuschungen des armen Ehemanns und Oheims Marke werden uns in ermüdender Menge und Ausführlichkeit vorgeführt, obwohl nicht zu leugnen ist, daß auch hier das ganze Talent des Dichters sich entfaltet. So ist die reine liebe gute kindliche Isold denn gleich, nachdem sie den Trank der Schuld gekostet, dazu gereift, dem neuen Eheherrn zum trauten Empfang den schmählichsten Betrug zu bereiten, und leichthin wird der schauderhafte Satz ausgesprochen, daß sie begann Tadel und Spott mehr als Gott zu fürchten, was denn als Einleitung zu dem grausigen Anschlag dient, den sie gegen ihre treue Dienerin, die Helferin bei jenem Betruge, faßt. Sie fängt nun an, in den Künsten der Schlangenlist und des Betrugs die rascheſten Fortschritte zu machen; bald macht sie eine Thorheit, die sie noch in alter Unbefangenheit beging, mit zehn abgefeimten Streichen gut. Sie läßt die Kunst der Weiber spielen, wie der Dichter sagt, daß sie weinen können ohne Anlaß und Ernst, so oft sie es gut dünkt. Bald bedarf sie der Belehrung nicht mehr, den gelegten Fallen zu entgehen; schnell weiß sie mit eigner Kunst die Lauscher zu täuschen (in Scenen, die des Pinsels der Cervantes oder Boccaccio, oder wer sonst hierin Meister ist, vollkommen würdig sind) und bereits überbietet die gelehrige Schülerin in Meisterschaft den Mann und die Freundin. Sie weiß mit Winken und Lächeln, mit Achselzucken und Seufzen den ängstlich schwankenden armen Ehemann in Zweifel und Pein zu erhalten, auf ihren Kummer anzuspielen und doch jeder Frage auszuweichen. Sie könnte den Marke, als sie ihm bei ihrer Zusammenkunft mit Tristan im Garten das Lauschen auf dem Baume ablauschte, mit der Wahrheit kirren, ihm die Scene eröffnen, die sie da mit Tristan zu seiner Täuschung spielte: nein, sie nicht; sie sagt ihm *nur die leichte Lüge*, daß Tristan das, was er ihr vor Marke's Ohren selbst gesagt, zu Brangäne gesagt hätte, und behält sich also das Recht der Heimlichkeit gegen den Gatten vor. Es geht so weit, daß selbst das Gottesgericht und der Eid auf eine frevelhafte Art verhöhnt wird, mit einer listigen Erfindung der Isold, die ihr in Noth und Gebet und Fasten der gnädige Christ eingegeben hat! sie richtet die List zu, sie betet dann in „göttlicher Andacht“, sie schwört dann den Eid, sie hält das glühende Eisen: da ward es

offenbar, „daß der heilige Christ windschaffen wie ein Aermel ist!“ Man sieht wohl, daß ein aufgeklärter Mann mit Heilthümern und Gottesgericht hier seinen Spott treibt, ähnlich wie in der Novelle von Aucassin und Nicolette unter dem Schleier derselben gefallsüchtigen Naivetät und verbildeten Einfalt mit Ritterthum, kindlicher Pietät und Heiligenwundern ein freies Spiel getrieben wird. Vielleicht möchte man dies heute so gut hingehen lassen, wie Friedrich's II. freigeistige Scherze über das gelobte Land; aber wie ist doch auch die Ansicht von dem ganzen Verhältniß die sonst durchgeht! Wenn Gottfried von den untreuen Hausgenossen redet, die Honig im Munde und Haß im Herzen tragen, so sollte man Wunder meinen, welche treffliche Anwendung werde gemacht werden: am Ende sind die Hofleute gemeint, die es mit Marke gut und ehrlich meinen. Wenn man ihn von der Liebe reden hört, von ihrer Kraft und hohen Wirkung, von dem Verfall der ächten Liebe, und wie nur noch das zertriebne Wort, aber nicht die Sache übrig sei, so denkt man, die herrlichste Schilderung reiner und heiliger Gefühle solle das Alles bewähren, wo gleich hernach die schandbarsten Anschläge folgen, wo kurz vorher der Verrath an Marke begonnen war, und wo nun dies ganze Verhältniß als ein Ideal liebender Treue aufgestellt wird, weil auch freilich Isold an dem Gegenstande ihrer sündigen Liebe mit all der Hingebung treu hängt, die sich sogar jede andere Freude versagt, ja zerstört. Als der betrogene Gatte mit Meineid und Allem getäuscht war, täuscht ihn doch sein eigenes gesundes Auge nicht länger, der gute Mann kann es nicht weiter mit ansehn, läßt die beiden Liebenden von seinem Hofe gehen und überläßt sie sich selbst. In der Schilderung ihres Zusammenlebens im Walde wandelt den Dichter Ariostische Laune und Uebermuth an und er überläßt sich dem höchsten Schwung seines Genius. Die sinnige allegorische Deutung von der Höhle der Liebenden, das launige Mitspielen des Dichters, die außerordentliche Leichtigkeit des Vortrags, der hier mit dem reizendsten Schmucke bekleidet ist, Alles befähigt diese Stelle mit dem Höchsten der romantischen Poesie zu wetteifern. Man reiße dies einsame Leben der Liebenden heraus, betrachte es für sich und nur von Seite der poetischen Kunst, ob dies an Naturleben, an Innigkeit, an bezauberndem Colorit hinter Medor und Angelica zurücksteht. Oder man nenne uns irgend eine idyllische Episode der Spanier und Italiener, in der ein so zarter Duft ungekünstelter Unschuld weht, über die so frische, gesunde Freude an dem Leben in der Natur und ein so reiner Hauch der Naivetät gebreitet ist. In diesem Leben der Wonne stört sie Marke wieder. Dieser arme Mann ist von dem Dichter vor-

trefflich gezeichnet; ein Gemälde menschlicher Schwachheit und Leidenschaft, das trostlos schön entworfen ist. Jetzt bereut er seine Großmuth; er fährt im Walde herum, und als das die Liebenden merken, wollen sie auch jetzt den Schein der Treue gegen ihn retten und legen zwischen sich ein nacktes Schwert als Symbol ihrer Unschuld. So ein kleiner Strahl von Hoffnung richtet den von Trauer und Einsamkeit gequälten Marke wieder auf und er nimmt sie wieder an den Hof; geblendet von Liebe wußte er zwar, wie es um sie stand, aber wollte es nicht wissen. Das braucht nun der Dichter zur Entschuldigung. Wem soll man, fragt er, die Schuld an dem ehrlosen Leben der Beiden geben, da Begierde und Lust den Marke so blendeten, daß er Alles vergessen wollte, was sie ihm thaten? Er wirft ihm den Fehler vor, daß er ihnen nun wieder ihr Spiel verderben will und sie damit nur um so mehr reizt. Er wirft ihm das Hüten des Weibes vor, was in jedem Falle verloren sei, da man die Böse nicht hüten könne, die Gute nicht dürfe; sie hüte sich selber; jeder andere Hüter sei ihr verhaßt; und wenn gute Gesinnung auf diese Weise zum Uebeln gebracht werde, so trage sie noch üblere Früchte, als die stets übel gewesen ist. Die Liebe erzwingen sei ja nicht möglich, man lösche die Liebe mit dem Versuche; man müsse nichts verbieten, denn Manches geschähe durch Verbot, was außerdem nicht geschehen wäre: dies sei den Weibern angeboren, deren Urahnfrau gebrochen was ihr Gott verbot, und es gewiß nicht gethan hätte, wäre es ihr nicht verboten gewesen. Mit bloßem Verbieten könne man noch heute die Even zu Hunderten machen, die sich selbst und Gott verlören. Das Weib, das aus dieser Art schlägt, und die gerne Lob und Ehre bewahrt, sei ein Mann an Gesinnung und nur mit Namen ein Weib; an ein Weib dieser Art verschwendet er nun sein größtes Lob. Nun sollte man meinen, dem Gedankengange zufolge müsse zwischen diesem Ideale der Weiblichkeit und der Isold geschieden werden, allein im Gegentheil, diese Isold wird als ein solches Muster geradezu aufgestellt. Vor einer solchen Logik des Frauendienstes muß die unsere natürlich die Segel streichen. Und man darf sich nur in dem wälschen Gaste umsehen, um zu finden, daß diese Denkart damals die würdigsten Männer durchdrang. — Im Verfolge der Geschichte wird dann Tristan aufs neue überführt und macht sich nun vom Hofe fort. Er kommt zu der zweiten Isold. Leichter in seiner Leidenschaft als das Weib, wird der Mann von ihrer Schönheit sogleich angeregt und beginnt, mit seinem Herzen zu spielen, sich sophistisch hinter den Namen zu verkriechen, um seine Treue ein wenig zu betäuben. Als er sieht, daß es in ihr Ernst wird, kommt er wieder zur Besinnung

nd nun hält er, ein eben so vortrefflicher dem Schwächling abgelauschter Zug, zurück; er sieht aber ihren Schmerz und ihre Liebe, und nun treibt hn das Mitleid, sie mit Anderem, mit Gesang und allem Möglichen zu ntschädigen. Dennoch bringt ihn ihre entschiedner werdende Liebe zum Banken; dreimal zieht ihn seine Treue ab; aber dreimal zieht die Lust, ie ihm alle Stunden lachend unter den Augen lag und Aug und Sinn lendete, sein Herz wieder an. Ferner Liebe thut sich der Mann eher ab, igt der Dichter, als er sich der nahen enthält. Mitleid und halbe Liebe reuzt sich mit der Stimme der Treue in ihm bis zur völligen Unklarheit ber das, was er thut. Er singt zweideutig seine Lieder e i n e r Isold. Durch das ewige Nahen und Entfernen von der neuen Isold ward die lte starke Minne allmählig abgeleitet. Indem Tristan diese Entdeckung r sich macht, so macht er nun gleich seine Qual und die Trauer um die rühere Isold als Entschuldigung geltend, die, meint er, sich jetzt wohl ur mäßig nach ihm sehne, obgleich er noch im vorigen Augenblicke von hrer unwandelbaren Treue fest überzeugt war; er ruft sogar die Eifersucht gegen Marke in sich hervor; er klagt sie sogar an, daß sie ihm keine Botschaft von sich gesandt habe — aber da ertappt er sich wieder: denn r besinnt sich doch noch, daß sie ja nicht weiß wo er ist — und doch, er iuscht seiner neuen Leidenschaft nur noch ein wenig und wird sogleich iit dem Unsinn vertraut, ihr zuzumuthen, sie hätte in Gottes Namen ie ganze Welt nach ihm sollen durchsuchen lassen.

Hier endet Gottfried, wo er uns gerade in d e m Theil der Sage, velcher der allerschwierigste ist, mit neuer unerwarteter Feinheit der Beobachtung, mit einer Kunst des Menschen Inneres zu durchforschen, berrascht, die man nicht in jenen Zeiten suchen würde. Seine beiden fortsetzer verstanden nicht im entferntesten ihm zu folgen und wir wollen icht erst den Leser mit Belegen für diese Behauptung aufhalten, die einen Widerspruch finden kann. Sollen wir zum Schlusse ein Urtheil ber Gottfried's Tristan beifügen, so wüßten wir kein anderes über ieses Gedicht, als Dante über solche Gefühle: man muß verdammen, ber bewundern und bedauern. Ob dies Gedicht bei den damaligen Ansichten von Sitte und Gesellschaft wohl verwerflicher erschien, als Werther in unsern Zeiten? ob nicht die Stimme eines so strengen Sittenichters wie Thomasin's, der den Tristan als ein Muster gerade von Seite seiner weltmännischen Gewandtheit aufstellt, für die damalige Ansicht von außerordentlichem Gewicht ist? ob nicht die Aufnahme den Dichter rechtfertigte, die sprichwörtlich Tristan und Isolde als Beispiele iner zarten Liebe nannte, wie der Orient Wamik und Asra oder Jussuf

und Suleika, und wie die neuere Zeit den Werther, der so viele Anfechtung zu leiden hatte? und ob nicht der Dichter mit gleichem Rechte wie Göthe verlangt hätte, an ein Kunstwerk keine Forderungen der Sittlichkeit zu stellen? Dies sind Fragen, die wohl immer von verschiedenen Menschen verschieden werden beantwortet werden.

Wir haben im Parzival und Tristan unsere damalige Kunst auf ihrer höchsten Höhe gesehen. Die Nation und ihre Dichtung ist aus dem Zustande des Gemeingefühls und der Unbewußtheit herausgetreten, dies setzte an die Stelle des Charakters des alten Volksepos einen geradezu entgegenstehenden. Statt daß früher die Menschen ihre sittlichen Gesinnungen wie ihre dichterischen Erzeugnisse ohne Befragung des Verstandes nach dem bloßen Triebe der Natur hegten und pflegten, so lernen sie sich jetzt erkennen und vergleichen und schaffen sich Grundsätze und Regeln. Allein bei dem ersten Verlassen der Natur und dem Uebergange zur Bildung, bei der Kluft der früheren Stärke des Instincts und dem Aufsuchen von Grundsätzen, geräth der Mensch immer auf Abwege, traut auf die Eingebungen des einseitigen, erst thätig werdenden Verstandes, und verläßt die Einfachheit der natürlichen Empfindung, bis er allmählich und spät sich die neu aufgehende Erkenntniß so ausbildet und erweitert, daß sie sich mit der ursprünglichen Natur und Einfalt wieder ausgleicht oder zu ihr zurückkehrt. Jene Uebergangszeit liegt in unseren beiden Gedichten aufs treueste und wahrste ausgeprägt. Allein so wie wir diese Lebensperiode und den ihr eigenen Kampf auch im einzelnen Menschen nie ohne die Sorge betrachten, ob er sich auch zum Guten lösen werde, so hat auch diese ganze Zeit und ihre Literatur etwas Spannendes und Beängstigendes, weil diese Uebergangszeit in einer Art von Beharrungszustand hier vorliegt. Erst wir, die wir auf diese Zeiten zurückblicken, nachdem sich dieser Kampf in der Menschheit nach furchtbaren Umwälzungen wirklich löste, können diese Dichtungen in ihrem rechten Werthe erkennen. Unser Gefallen daran und unsere Bewunderung dafür ist aber nur zum Theil die Frucht des dichterischen Genusses und mehr die der geschichtlichen Betrachtung.

---

6. Didaktische Dichtungen.

Vier Männer haben wir oben genannt als die, welche der Dichtung dieser Zeiten Werth und Charakter gaben; sie thaten noch mehr, sie bestimmten die Richtungen der Folgezeit genau und scharf, und haben

mittel- und unmittelbar auf Jahrhunderte fortgewirkt. Der eine ist Walther von der Vogelweide, der sich mit seinem Spruchgedichte gleichsam dem Leben und Handeln, dem Singen und Sagen dieser ritterlichen Welt gegenüberstellte, den Standescharakter ablegte, allgemein das Menschliche ins Auge faßte, und so eine gewisse Gattung von dichterischer Lebenskritik eröffnete, die zunächst von zwei Hauptwerken fortgesetzt wurde, welche mit Walther gleichzeitig sind und in offener Beziehung zu ihm stehen. Diese Werke ihrerseits gruben sich in die Nation ein und bilden mit den ähnlichen Schriften, die sie anregten, eine Brücke bis zur Reformation hinüber, der ersten Zeit, die nach dieser ritterlichen Epoche wieder von neuer Bedeutung für unsere Bildungsgeschichte wird. Diese ganze Gattung lagerte sich der erzählenden Dichtung gegenüber und zerstörte sie allgemach. Was diese selbst angeht, so bewegte sich das Volksepos in sich selbst und in dem herkömmlichen Stile fort bis es sich alternd überlebte, und neben ihm gingen die französischen Volkssagen hin, die in Uebersetzungen unterhalten wurden. Diese beiden Zweige lassen sich nicht auf persönliche Vorbilder zurückführen, alles Uebrige aber theilt sich in die zwei grellen Richtungen, die Gottfried und Wolfram angegeben hatten. Fast Alles, was der Blütezeit der ritterlichen Kunst näher lag und der höfischen Sitte und Art treu blieb, schloß sich an den künstlerisch bedeutenderen Gottfried an und um ihn gruppirt sich die ganze Nachblüte dieser Zeit. Alles was in Leben und Kunst tiefere Beziehungen nach Wissenschaft und Religion und mehr Verwandtschaft mit der lehrhaften Dichtung suchte, lehnte sich an Wolfram und schob in der Zeit vorwärts, so daß Wolfram und Walther im Andenken der Meistersänger noch lebten, als Gottfried und Hartmann lange vergessen waren mit aller Poesie, die sie gepflegt hatten. Die Wolframsche Richtung nach einer gewissen Mystik, nach Religiosität, nach einer Weihe des innern Lebens überwog gleich in den traurigen Zeiten der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts so, daß ganz deutlich in den Dichtern Gottfriedischer Schule selbst noch eine Aenderung wenn nicht der Manier, so doch der Sinnesart, des Geschmackes und der Wahl der Stoffe sichtbar wird. Alles nimmt den Zug von dem Weltlichen weg nach dem Geistlichen, von der kräftigen Denkart eines Walther zu einer weichern und frommen, von der muthwilligen nnd freien des Gottfried zu einer verzagten und ängstlichen. Ehe wir diese Veränderungen in den erzählenden Dichtungen betrachten wollen, wo wir nur mehr das Thatsächliche beobachten können, machen wir uns mit der Lehrdichtung, die sich ohnehin der Zeit nach unmittelbar anschließt, zuerst bekannt, wo

wir zugleich näher auf die Gründe dieser Wandelung hin geleitet werden.

Wir haben schon oben vorübergehend den Winsbeke[381]) berührt, ein Gedicht, das mitten in der besten und ehrenhaftesten Zeit der Ritterschaft und der Ritterdichtung entstanden, mitten neben die Musterthaten der alten Helden das Pflichten- und Sittengesetz des Ritterthums anspflanzt, in der Form von väterlichen Ermahnungen an einen Sohn. Es ist dies einer der theuersten Reste unserer ritterlichen Poesie, weil die Lebensregeln, die darin aufgestellt sind, nicht nur dem Schönsten zur Seite gesetzt werden dürfen, was über Sittlichkeit und würdiges Leben gesagt ist, sondern auch dem Allgemeingültigsten, da sie das Gleichgültige der äußern und standesmäßigen Sitte verschmähend den Blick auf das Ewige zu lenken trachten. Es liegt etwas ungemein Rührendes und Erhebendes zugleich in dem sanftfeierlichen Tone der Ermahnungen, die der greise Vater dem Sohne mit in das Leben gibt. Es redet der ehrwürdige Alte, der die Rechnung seines Lebens abgeschlossen hat, dessen ganze Freude und Hoffnung hinfort auf den Sohn gerichtet ist, dem er, nachdem er selbst mit Ehren seines Hauses gewaltet, die Pflege desselben vertraut, mit herzlicher Innigkeit, mit edler Bescheidenheit ihm die Erfahrungen und das Beispiel seines eignen Lebens vorhaltend, und ohne fürder eine andere Sorge zu haben, als daß es seinem Erben auf Erden und im Himmel nicht missegehe, ohne einen anderen Wunsch, als daß sein Name und seines Namens Ehre auch im Sohne erhalten werde. Jene höchste Religiosität spricht aus ihm, die der Welt Wandel gering achtet, ohne darum aber die irdische Laufbahn grollend zu verachten. Es ist jene schöne und seltene Frömmigkeit, die herzliche Liebe und Vertrauen auf Gott festhält, auch nachdem sie den Lauf der Welt hat kennen gelernt; jene schöne Verbindung von tiefer Menschenkenntniß mit der Richtung auf das Ewige und Innere, die stets zu Geringschätzung des alltäglichen Treibens der gewöhnlichen Menschen, aber nie zu Verachtung der Menschheit und des Lebens führt, die das Besondere und die falsche Richtung des Theiles erkennen, aber nie das Ganze und seine Bedeutung verkennen kann, die nie erlaubt, das Leben mit Leichtsinn zu vertändeln, noch ihm mit bitterer Verhöhnung den Rücken zu kehren, die stets jene wechselnden Eindrücke von Vergänglichkeit der weltlichen Dinge und von dem Dasein ewiger Zwecke nährt. Am Gottesdienste, empfiehlt der weise Vater seinem Sohne,

381) In Benecke's Beiträgen 2. Bd. und Ausg. v. Haupt. Leipzig 1845.

len ihn nicht die Werke der Priester irren; ihre Worte seien gut, auf
: soll er achten, und um ihre Thaten sich nicht kümmern. Im Frauen-
:nste sollen ihn die Sitten der Vielen nicht stören, um des Geschlechtes
llen soll er sie ehren, seinen Dienst ihnen weihen und nur Gutes von
nen sprechen. Nirgends ist die Frauenliebe und die Verehrung dieses
:schlechtes schöner gefaßt, als hier: sie sind der Welt Zierde und
ürde, die Gott mit seiner Gnade, als er sich dort Engel erschuf, uns
er zu Engeln gab, an denen alle unsere Seligkeit liegt; die mit der
one geschmückt sind, in die viel edle Steine mit Tugenden gesenkt
d; deren Liebe unsere Herzen heilt und reinigt und heiligt, vor der
ser Gram und Kummer wie Thau vergeht. Dabei ist (Str. 11) klar
sgesprochen, daß die sinnige deutsche Frauenliebe jener Zeit auf dem
tamme der Mutterliebe gewachsen ist, daß sie ihren Bezug auf das
usliche Glück nimmt, und nicht auf sinnliche oder gesellige Freude,
e bei allen Südländern. Hier ist dann auch Ritterlichkeit und Waf-
ıkampf und Verschmähen des guten Gemachs und des weichlichen
:rliegens gepredigt, mit dem nicht Ruhm und Ehre zu gewinnen sei.
ı sind nicht grillenhafte Tugenden, die der Vater dem Sohn empfiehlt,
ıdern was das Leben fördert und Ehre des Hauses mit sich führt.
it den Armen soll er sein Brot brechen, am Fremden und Reisenden
stliche Freigebigkeit üben, an Jedermann höfliche Sitte, Dienstfer-
keit an den Freunden und am Feinde Großmuth. Den Hochgebore-
n ohne Tugend soll er geringer achten als den Niederen, der nach
ıre strebt, denn die Tugend mache den Adel, und Hochgeburt ohne
sei wie das Korn in den Fluß gesäet. Hoffahrt und Habsucht soll
schwinden lassen, das Gut möge er lieben, aber sich nicht von ihm
herrschen lassen. Den Zorn soll er zäumen, das Innere vom Gift der
ıtreue reinigen, in Maße leben, sein Wort in Ehren halten, der Welt
genüber sich der Vorsicht gebrauchen. Aber frühe soll er lernen die
äfte zu regen, denn früh brenne was eine Nessel werden will und
:ißig Jahre ein Thor bleibe für immer ein Narr. Er soll gutem Rathe
gen, auf Verleumder nicht horchen, „zu rechte schweigen, zu statten
ıen", den Riegel vor die Zunge schießen und der Rede Ausgang
wachen, damit er nichts anderes spreche als was den Weisen behage
d sein Geheimniß treulich bewahre.

Die Einkleidung des Winsbeke in die väterliche Lehre an einen
ohn ist in mittelalterlichen Sammlungen von Lehrsprüchen sehr ge-
äuchlich gewesen. Die Franzosen haben ihre eigenen und entlehnten
ıastiments, die Nordländer das Sonnenlied, die Italiener kennen

das ähnliche in prosaischer Form, die Deutschen haben, außer dem schwächeren Seitenstück der Winsbekin, den Segen des Tobias, die Lehren des Königs Tyrol[382]) und mehrere Nachahmungen dieser Art z. B. in Ulrichs Alexander am Ende, in einem Gedichte „der Tugendspiegel.“

Diese Form ist wohl gewiß den Distichen entlehnt, die unter dem Namen des Cato gehen, einem mittellateinischen Spruchgedichte,[383]) für das sich sichere Zeugnisse im 8. Jahrh. finden und das, wie früher erwähnt wurde, schon von Notker übersetzt worden ist, wahrscheinlich in Prosa. Die ritterliche Zeit übersetzte es in Verse und gab damit einen Anstoß zu der fruchtbarsten Ausbreitung dieses Werkchens in den nächsten Jahrhunderten. Die älteste Uebersetzung[384]) ist dem Inhalte nach nicht vollständig und nach Sinn und Anordnung sehr frei; die Besonderheit, die Färbung und Einkleidung des Originals verwischt sie, wie alle Uebertragungen älterer Poesien in diesen Zeiten thun. Sie ward die Unterlage einer Menge späterer Bearbeitungen, die bald diesen ersten deutschen Cato durch Verkürzungen, Umstellungen, Einschiebungen noch mehr vom Original entfernen, bald ihn mit Heranziehung des lateinischen Textes zu einer treuern Uebersetzung umgestalten, welche Bearbeitung dann wieder ihre eigenen Veränderungen durchmachte. Diese Sprüche empfahlen sich der Folgezeit mehr als der Winsbeke, weil sie von keinem bestimmten und besondern Stande ausgehen; auf der anderen Seite sind sie weit mehr als der Winsbeke von einem besondern Inhalte, weil sie neben der inneren Sitte auch die äußere Anstandsregel berücksichten, so daß in die späteren Bearbeitungen ein ganzes Gedicht von der Tischzucht[385]) eingeschoben werden konnte. Auch Stücke aus

---

382) Der König Tyrol von Schotten und sein Sohn Fridebrant sind Figuren, die auch einem erzählenden Gedichte zum Gegenstande dienten, auf welches mehrfache Beziehungen existiren, und wovon J. Grimm geringe Fragmente bekannt gemacht hat, in der Strophe des Lehrgedichtes, das aus der guten Zeit des 13. Jahrh. und älter ist als das epische Fragment. S. Haupt's Zeitschr. 1, 13. Wolfram in Parzival bringt diese Namen in Verbindung mit den Geschichten Garmurets, während sie sich auch mit der Kudrunsage berühren.

383) Druck aus der ältesten Hs. des 9—10. Jahrh. in Zarncke, der deutsche Cato. p. 174 ff.

384) Aus der Melker Hs. von Hoffmann in den Altd. Blättern; und bei Zarncke p. 27 ff.

385) Das Vorbild desselben ist die Tischzucht in Haupt's Z. 6, 488, die auf Tanhäuser's Hofzucht (s. oben) beruht.

Thomasin's wälschem Gaste und dem Freidank sind in diese späteren Cato-
prüche eingegangen, wie denn schon die älteste Bearbeitung den Frei-
ank benutzte und der Zeit nach diesem nachgesetzt werden muß. Tho-
nasin und Freidank sind denn die Verfasser jener beiden Hauptwerke, die
vir vorhin ankündigten als den Kern unserer ritterlichen Didaktik, von
enen wir sagten, sie schlugen der Cultur eine Brücke zwischen dieser und
er Reformationszeit, was ihnen eine vorragende Bedeutung für immer
chern wird.

Schon Lessing hatte zu der Lehrdichtung unserer Vorfahren eine so
roße Vorliebe, daß er dagegen ihre übrigen Dichtungen in Schatten
ellte. Dies kam nun wohl aus keinem anderen Grunde, als weil er
on diesen übrigen wenig oder nichts kannte. Erinnert man sich indessen
n die Walther und Wolfram, an die Wirnt und Winsbeke zurück, so
ann man nicht leugnen, daß auch damals schon gerade diese nationalsten
nd tüchtigsten unter den lyrischen und erzählenden Dichtern dieser Zeit
ne Vorneigung für das Lehrhafte in der Dichtung erkennen lassen, die
ch auch aus der ganzen Lage der Bildung und aus der Natur der
Dichtungen, die die Welt damals erfüllten, begreift. Jeder Tiefere
nochte das Ungenügende in den schalen britischen Romanen empfinden
nd jeder älter werdende Mann mußte zu Ansichten, zu Bedürfnissen, zu
Einsichten kommen, denen die Romanlectüre keine hinreichende Nahrung
nd Befriedigung gab. Sobald sich die Poesie den inneren Menschen
ur Aufgabe nahm, lag der Uebergang zum Nachdenken über menschliche
Natur, über Beruf und Pflichten des Menschen nahe genug. Sobald
rner neben allen Zweigen geistiger Thätigkeit auch die Philosophie
tzt die lateinischen Schulen und den Klerus, denen sie bisher aus-
hließlich gehörte, verließ und in die Hände der Laien kam, so war es
anz natürlich, daß sich Mancher unter diesen, der sich vielleicht zum
ateinlesen aber nicht zum Lateinschreiben fähig fühlte, oder der es auf
ie Förderung der Bildung der Laien und Ungelehrten absah, entschloß
ie Muttersprache zur Hülfe zu nehmen, um seine Weisheit durch sie zu
erbreiten, und da er hier keine Prosa, wohl aber die vollendetste Vers-
nd Reimkunst vorfand, so war es nicht minder natürlich, daß er dieser
Weisheit ein poetisches Gewand gab. Von diesem Gesichtspunkte aus
etrachtet ist der wälsche Gast[386]) eines der bedeutendsten Werke,
e uns aus jenen Zeiten übrig sind. Dieses Gedicht überhebt uns
er Mühe, zu Manchem, was uns in dem Geiste unserer ritterlichen

386) Ausg. von H. Rückert. Quedl. 1852.

Dichtungen bisher noch dunkel und räthselhaft war, die Erklärung weither in anderen Fächern zu suchen. Indem es uns in den verschiedensten Punkten ein überraschend helles Licht anzündet, gibt es uns zugleich einen Aufschluß über die Beurtheilungsart der Ritterromane in jener Zeit ihrer schönsten Blüte selbst, die, wenn sie nicht allgemein gültig ist, doch immer die Ansicht einer unverächtlichen Klasse von Lesern ausspricht. Der Dichter ist Thomasin von Zircläre aus Friaul.[387]) Er schrieb in wälscher Sprache ein (verlorenes) Werk über höfische Sitte, woraus Einiges in das deutsche Gedicht aufgenommen ward[388]), das er, noch nicht dreißig Jahre alt, im Laufe des Jahres 1216 (10 Bücher in 10 Monaten) schrieb und seiner Geburt wegen den wälschen Gast benannte. Wenn Walther von Metz, der Dichter des encyclopädischen Werkes image du monde (1245), derselbe sein sollte mit unserem tirolischen Minnedichter des gleichen Namens, was freilich nicht sehr wahrscheinlich ist, so wäre dies ein weiteres Beispiel von einem Schreiber zweier Sprachen in diesen Grenzlanden. Daß Thomasin ein Italiener und in der Lombardei wie zu Hause war, ist aus seinen geschichtlichen und örtlichen Kenntnissen klar; er bittet um Nachsicht mit seiner deutschen Rede, in der ihm wohl einmal die Worte für entlegenere Gegenstände fehlen. Uebrigens schreibt er Deutsch nicht allein ohne sprachliche Fehler, sondern auch aus der Fülle des Herzens: nur daß ihm der zierlichere Stil der höfischen Dichter abgeht, daß ihm ungenaue Reime entschlüpfen, daß er mundartliche Eigenthümlichkeiten der österreichischen Grenzlande verräth.

Gleich im Eingang des wälschen Gastes gibt Thomasin das Verhältniß seines Werkes zu den Dichtungen seiner Zeit an: nachdem er lange den poetischen Preis edler und schöner Thaten gehört, so wolle er nun verkünden, was Tugend, Frommheit und Zucht sei. Die Mährchen und Abenteuer der ritterlichen Dichter sind ihm wie Bilder und Beispiele, an denen man die junge Einbildungskraft schulen mag, die aber dem gereifteren Alter unzulänglich sind. Von diesem Gesichtspunkte aus warnt er vor den Geschichten von Helena und jedem anderen bösen Vorbild, und empfiehlt stets das Beste zu lesen; die Jungfrauen möchten von Andromache hören und Enite, von Penelopen und Oenoe,

---

387) Den Geschlechtsnamen Circlaria hat Karajan in Urkunden des 12. Jahrh. nachgewiesen in Haupt's Zeitschr. 5, 242.

388) V. 1173. Alsô ih han hie vor geseit an minem buoch von der hüfscheit, daz ich welihischen hân gemaht —.

von Galien und Blanchefiur, die Jungherren aber sollen an Erek und Jwein, an Gawan und Karl, an Alexander und Tristan Beispiel nehmen. Wenn man hier vernimmt, daß diese Dichtungen durchaus blos vom sittlichen Standpunkte aus aufgefaßt werden, so erinnert man sich sogleich, wie fast jeder einzelne Dichter, der sich über dergleichen ausließ, auch von keinem anderen gefaßt zu werden verlangte. Sobald man sich ferner erinnert, wie oft nur junge Männer auf gutes Glück hin sich im Dichten versuchten, wie leicht es mit diesem Berufe genommen ward, so wird man auch die weiteren Ansichten Thomasin's ganz folgerecht finden und schwerlich als die Einzelmeinung eines trockenen Sittenrichters ansehen, die wenig verfangen könne. Alles was von jenen Helden gesungen und gesagt ist, scheint ihm blos für die Jugend gedichtet. Wer zu Verstand gekommen ist, sagt Thomasin, der wird billig in anderer Weise belehrt als die Kinder; er muß die unwahren Mährchen, mit denen man diese erzog, verlassen. Er tadle darum keinen Dichter von Abenteuern, denn sie seien zur Lenkung der jungen Seele wohlthätig; doch nicht auch für ein reiferes Geschlecht. Der Bauer, das Kind freue sich an den Bildern im Buche, wenn es nicht lesen könne; der Pfaffe aber sieht die Schrift an. So möge auch ein Mann thun, der tiefen Sinn nicht fassen könne; der solle die Abenteuer lesen und sich daran vergnügen, denn er fände auch hierin was ihn geistig bessere. Wer aber Schwieriges zu verstehen vermöge, der solle nicht seine Tage mit Mähren verlieren; er soll sich der Bildung von Herz und Kopf widmen. Die Abenteuer seien mit Lügen geschmückt, darum schelte er sie nicht eben, denn sie hätten „Bezeichnung der Zucht und Wahrheit"; ein hölzernes Bild sei kein Mann, Jeder aber wisse, daß es einen Mann bedeuten solle: so bezeichnen auch die Abenteuer was Jeder thun solle. Dankbar also nimmt er die Uebersetzungen aus dem Wälschen an, wollte aber doch noch dankbarer sein, wenn man gedichtet hätte, was ohne Lüge wäre, davon hätte man größere Ehre gehabt. Man sieht wohl, daß Thomasin den Bearbeitern der fremden Sage aus einem ganz anderen Gesichtspunkte gerade das vorwirft, was die lateinischen Geschichtschreiber dem deutschen Nationalepos; wir werden aber bald noch das viel Auffallendere finden, daß sogar in Dichtern, die sich in ihrer Jugend leidenschaftlich mit Dichtung von Mähren abgaben, später dieselbe Ansicht erwacht von der Unwahrheit und Lügenhaftigkeit dieser Romane, daß sie wie eine mahnende Stimme des Gewissens zu ihnen spricht und sie auf ihr früheres Treiben wie auf ein Sünderleben zurückblicken läßt. Schärfer könnte man wohl nirgends den nothwendigen Fortgang der

Geistesbildung damaliger Zeit angegeben finden: der verständig gereifte Thomasin begnügt sich nicht mehr mit den Phantasiebildern, die seinem Jugendalter und seinen kindischen Vorstellungen genügt hatten, er sucht das Wesen der Dinge und den Menschen zu ergründen; er trifft dabei auf die Hauptgebrechen der ganzen Zeit und greift sie in ihrem Kern an. Er sah, daß die ganze Zeit leidenschaftlich fortgestürmt wurde von einem zum andern und daß nirgends ein sittlicher Halt war. Hätten wir Nachrichten von den Lebensschicksalen unserer Dichter, wir würden wahrscheinlich auch aus ihnen lernen, was sich in der neueren Periode unserer Literatur so deutlich darstellt: religiöse, sittliche, künstlerische, politische Richtungen durchkreuzten sich so sehr, daß es die größten und tiefsten Charaktere am meisten irrte und erschütterte, und daß nur das leichtere Talent über alle und durch alle die Veränderungen sorglos hinschwebte. Dazu kam, daß damals in Empfindungen und Leidenschaften das Mittel zur Sittigung gesucht ward, und dies war eben, was das Uebel vermehrte. Denn die Liebe, sagt Thomasin, ist von Natur so beschaffen, daß sie den Weisen wohl weiser, aber den Thoren auch thörichter noch macht, und wie die Sporen das zaumlose Roß durch die Bäume treiben, so führt auch die Liebe den Mann über den Baum, der mit ihr zu spielen meint ohne sie mit dem Zaum der Vernunft zu zügeln. Dem also tritt dieser Mann entgegen, und indem er mit Wolfram zusammentrifft, an dessen Gedicht er große Freude zu haben scheint, sieht er in Zweifel und Schwanken die Klippe, an der die Sitte zu scheitern droht. Den Mittelpunkt seines Werkes bildet daher die Lehre von der „Stäte", um die sich alles Andere herumlegt. Im Anfange, wo er Vieles aus seinem Werke über höfische Sitte entlehnt, sieht man, daß er noch dunkel befangen in der Vorstellung jeder aristokratischen Welt ist: es gehe im höfischen Manne der Vorzug des Standes mit dem Adel der Seele Hand in Hand, es habe die Regel des Anstandes eine ähnliche Geltung wie das ewige Sittengesetz, das in des Menschen Brust gepflanzt ist. Hier also sucht er noch mit einigen Sätzen über äußere Sitte zu wirken und dieser Art war ohne Zweifel der ganze Inhalt seines wälschen Buches; in diesem deutschen aber legt er das Vorurtheil allgemach ab. Hier erklärt er geradehin, daß der thöricht wäre, der sich durch seinen Adel groß dünke; edel sei nur der, der sein Herz und Gemüth an das Gute wende. Ist ein Mann edel geboren und gibt seiner Seele Adel Preis, der schändet seine Geburt. Vaters halben ist jeder edel, wenn man's recht versteht: denn Gott ist unser Vater, und wer ihn verläßt, verwirkt seinen Adel, denn edel heißt nur wer recht thut; höfisch ist nur, wer in

dieser Weise wahrhaft edel ist; Rechtthun ist Höfischkeit. Wie in einer ähnlichen Zeit Ulrich von Hutten die Vorurtheile des Adels ablegt, wie das vorige Jahrhundert dagegen ankämpfte, so auch jeder Tüchtige jener Zeit; und wenn Thomasin dem Herrn vorschreibt, im Diener den Menschen zu ehren, weil er nicht wissen könne, ob der, den er hier mit dem Fuße tritt, nicht einst höher in unseres Herren Hause sitzen werde, als er, so stimmt er da mit Walther zusammen, den der strenggesetzliche, und strengreligiöse Mann sonst wegen seiner Angriffe auf den päbstlichen Hof tadelt; denn auch Walther sagte schon: „wir wahsen ûz gelîchem dinge; wer kan den hêrren von dem knehte scheiden, swa er ir gebeine blôzez fünde?“ Wenn Sokrates heute erschiene, sagt Thomasin, so würde er manchen Freien als Sklaven der Laster finden. Mit dem Alterthume, mit den großen Mustern der alten Geschichte, wenn nicht mit den Schriften, doch mit dem Leben der griechischen Philosophen bekannt, ist er wie Hans Sachs bei seinem ersten Bekanntwerden mit diesen reizenden Anekdoten, die auch für die sittliche Bildung jedes Knaben ein viel untrüglicheres Mittel sind als die Sprüche des Katechismus, ist er wie der kräftige Satiriker Guiot erregt von dem Geiste, der sich hier kund thut, erstaunt über die Energie, die er hier findet, betroffen von der grundsätzlichen Tugend, die hier so einheimisch zu sein scheint, als er sie in seiner ritterlichen Umgebung mangelnd findet. Diese grundsätzliche Tugend zu lehren, ist darum Thomasins eigentliche Aufgabe, mit ihr sucht er dem Wechsel der Welt gegenüber dem Menschen ein Ewiges und Dauerndes zu geben, mit dem er sich nicht mehr von Freud zu Leid, von Leid zu Freud wie ein Spielball soll werfen lassen, sondern im Unglück Fassung und Mäßigung im Glücke bewahren. Seine Lehre von der Stäte und Unstäte ist nichts anders als eine Lehre von sittlichem Grundsatz. Wir wollen ihr einen Augenblick folgen, sie führt auf dem geradesten Weg in den Kern seines Buches.

An Stätigkeit, lehrt er, soll sich der Mensch vor Allem kehren, ohne sie sind alle Tugenden nichts. Zuerst will er von der Unstäte sprechen, denn wer eine Brücke bauen will, der bricht erst die schlechte alte hinweg und dann erst baut er die neue. Was ist Unstäte? Stätigkeit an bösen Dingen. An seine Definitionen wollen wir uns aber wenig kehren, obgleich später bei seiner Erklärung von der Stäte (V. 4349.) klar wird, daß er damit nichts anders meint, als Tugend aus Grundsatz, indem er Stäte die Erfüllung alles Guten in stets gleicher Gesinnung nennt, und die Tugend nicht in einzelnen guten Handlungen, sondern in dauernder Uebung findet. Die Unstätigkeit,

fährt er fort, ist nicht frei, sondern der Untugend Sklav; jede Untugend pflegt sich auf einen eigenthümlichen Gegenstand zu richten, die Unstätigkeit allein ist stets mit Allem zugleich beschäftigt; was sie heute thut, dünkt sie morgen schlecht; sie baut jetzt was sie dann zerbricht; sie verkehrt schnell das Viereck in einen Kreis; sie ist wie der Wolf, dem man eine Schelle anbindet und der herumrennt und nicht weiß, was ihn verfolgt. Der Gelehrte, der im Besitze von Büchern ist, halte sich an eines, alle zugleich kann er nicht lesen. Wer aus Büchern Weisheitsgewinn ziehen will, der halte sich fest, wo er des Sinnes Ast ergreift. Wer ein gutes Wort hört, der bleibe nicht auswendig an der Thüre stehen, sondern er trete ein, bis er den Grund der Rede finde. Mit dieser Unstäte bezeichnet Thomasin ferner, was wir das stäte Thema des Gesangs fanden: sie ist mindestens in Vier getheilt; ein Theil Freude, ein anderes Leid, das dritte Ja, das vierte Nein; sie ist zerbrochen, und zerbricht; wer ihr folget, schilt den, den er dann loben muß, und wer ihm heute lästig fällt, den ehrt er wieder morgen. Ueberall streift der weite Begriff von Unstätigkeit in Untreue und Falschheit, Unzuverlässigkeit und Doppelzüngigkeit über, und indem nun auf der Gegenseite jede Tugend gesucht wird, so liegt hier zugleich eine Erklärung, warum in den verlorenen Nibelungen der Treue trotz Mord und Frevel und im Tristan der Treue trotz Ehebruch und Schande der Himmel verheißen wird. Aller Laster Mutter ist die Unstäte: vor allen der Lüge, die zweigetheilt in der einen Hand Sorge, in der anderen Leid führt, mit der einen hilft, mit der anderen schlägt, zugleich streichelt und rauft, herzt und schlägt, gut verspricht und übel lohnt. Die Unstäte geht durch alles Thun und Treiben des Menschen, sie ist der Fluch, der seit Adams Fall auf uns ruht, während selbst die Elemente, die Natur, die Thiere ihren angewiesenen Lauf in stäter Ausdauer vollenden, rein antike Sätze, die schon eben so bei Plutarch u. A. vorkommen. Vom Menschen auf bis zum Himmel sind die Planeten stets ihrer Natur treu geblieben, vom Menschen herab auf die Erde die Elemente eben so; nur der Mensch, weil er Willen und Vernunft, Einsicht und Wahl des Guten und Bösen hat, ändert und wechselt mit jedem Tage. Er zeigt es an der Unzufriedenheit der Stände (dergleichen Stellen hat Hans Sachs gerne aus dem wälschen Gaste entlehnt); er leitet das Sehnen der Menschen aus einem Stande in den andern aus Ungenügsamkeit her und er predigt Zufriedenheit und bescheidene Bedürfnisse. Armut und Reichthum sei gleich zu ertragen. Das Gut sei ein Ding, das mit Unrecht so heiße; weiß mache doch weiß, und schwarz schwarz, aber das Gut

mache nicht eben gut, und nur Tugend sei das rechte Gute. Vortrefflich schildert Thomasin hier den Armen, der schnell reich wird, wie wenig er in Glück übergegangen sei, wie er sich nun verschanze, sein Gut bewahre, wie er kämpfe des Nachts, ohne Feinde, mit seinen Geizgedanken, und unzufriedener lebe als vorher. Armer und Reicher könne daher in seiner Sphäre glücklich sein, Unterthan und Gebieter. So sei auch Herrschaft kein Gut von Natur: sonst würde sie, wie das Feuer überall heiß macht, überall zum Herren machen, was sie doch nicht thue. Hohe Thürme fallen leicht, wenn sie nicht fest stehen; die Steine auf den Bergen rollen herab, die auf der Erde liegen sanft und ungestört; die alten Bäume bricht der Wind, nicht die jungen und schlanken. Der Dichter zeigt die Vergänglichkeit der Freuden eines Mächtigen, das Leere eines äußeren Vergnügens, dagegen das stille Vergnügen eines Bedürfnißlosen, den keine schwere Sorge mühet. Er zeigt an Alexander, Cäsar, Hektor, Troja und Hannibal, wie schnell die Herrlichkeit und Macht sich verkehrt, nirgends im Stil des Gemeinplatzes, sondern in dem eindringenden und überzeugenden Ton der Erfahrung, der tiefen und gesunden Beobachtung des eigenen Lebens wie der Zeitläufe und der Geschichte. Je öfter man den Scharfblick in diesen Betrachtungen, die einfältige Natur und den schlichten Verstand in diesen Erfahrungen überdenkt, um so mehr muß man erstaunen, daß von allen diesen Gaben in den Gedichten jener Zeiten so Weniges sichtbar wird und man kann nur sagen, daß der einreißende Geschmack am Fremden den Verlust dieser volksthümlichen Richtung herbeiführte, da über dem britischen Roman aller Verstand stille stand, alle Natur unterging, alle Menschenkenntniß zum Spott ward. Man begreift daher leicht, wie recht man hat, das lehrhafte Element in unserer altdeutschen Dichtung hervorzuheben, so wie sich auch auf dem Grunde dieser Beobachtung des inneren Menschen die ersten Gedichte von welthistorischer Wichtigkeit, eine göttliche Komödie, aufbauten, auf die unser Thomasin mit seinem Bestreben nach sittlicher Reinigung des Menschen, mit seiner Beurtheilung der Zeitereignisse, mit seinen Sinnbildnereien und Allegorien noch näher fast als Wolfram mit der Idee seines Parzival hindeutet, wie er mit seiner Heimat und Kenntniß des Italienischen und Deutschen, des Alten und Neuen selbst äußerlich gleichsam eine Brücke für diese Art Weisheit nach Italien baut.

Nachdem unser philosophischer Dichter oder dichtender Philosoph auch alle andere Laster, die aus der Unstätigkeit entspringen, die, wenn sie ihr nicht verwandt, doch verschwägert sind, durchgegangen, Habgier, Uebermuth, Wollust, Spiel u. s. w., so wendet er sich zu ihrem Gegen-

theile, der Stäte, der grundsätzlichen Tugend und er schildert sie mit sokratischer Würde und Dialetik, ja sogar mit vollkommen sokratischen Ideen in ihren Wirkungen. Dem bösen Manne, lehrt er, muß mißlingen was ihm geschieht, es geschehe ihm gleich wohl oder nicht; der Gute lebt selig, ihm geschehe lieb oder leid. Der Fromme hat im Glück und Unglück gleichen Muth, es ist eine Lüge, wenn man sagt, es gehe dem Bösen besser als dem Guten. Dem Bösen, dem es gut geht, ist nichts geschenkt; ehedem pflegte Gott die Sünder auf der frischen That zu strafen, so hat er oft gelesen, allein jetzt züchtigt er uns häufig hier nicht, allein um so schlimmer wird es uns dort ergehen. Auch ist Uebel dem bösen Manne gut, Glück aber nicht gut; wüßte der Böse jedesmal, wie wohl ihm eine Züchtigung kommt die ihn jetzt trifft, so wäre es ihm eine fröhliche Stunde. So oft der Böse nur in seinem Herzen an seine Thaten gedenkt, so ist er ein unseliger Mann; ja, bleibt er dann mit dem Bewußtsein seiner Unglückseligkeit ohne Furcht, so folgt ihm so und so Unheil. Wie also soll man sagen, daß ein Böser glücklicher sei als ein Guter? Der Gute hat Lohn von seinem Glück, und sein Unglück verheißt ihm eine andere Krone. Wer Unrecht thut ist unseliger als wer Unrecht leidet; setze, du sollest Beider Richter sein, wem würdest du Buße zu tragen geben? dem Thuenden oder dem Leidenden? der Thuende ladet große Schuld auf sich und dies ist großes Unglück. Wenn auch der Gute vom Bösen leidet, es hilft diesem und schadet jenem nichts, denn Gott weiß zu vergelten. Was Gott verhängt ist Recht; was da geschieht, geschieht nach Recht und nach seinen Zeiten wohl. Nun sagt wohl einer, der mich nicht versteht: ist in der Welt Alles Recht, so ist auch mein Diebstahl, meine Gewaltthat u. s. w. recht? Dies ist unverständig! Gott sieht auf die Absicht und nicht auf die That. Eines Mannes That sei gut, so kann sie doch nach seiner Absicht schlecht sein. Es wird etwa ein Mann erschlagen, der, wenn er nach Recht erschlagen wäre, kein Mitleid gefunden hätte, so aber hat ihn ein Räuber um sein Gut erschlagen: hier mag man sehen, wie die Absicht Recht zu Unrecht machen kann. Dem Getödteten ist Recht geschehen, aber der Tödter hat nicht Recht gethan. So heißt Alles Recht was geschieht, und doch ergeht das Gericht über den, der nicht um des Guten willen thut, was er thut. Der Wille gibt dem Werke den Namen. Auch David geschah es Recht, daß Absolon gegen ihn aufstand, allein darum traf doch auch diesen gerechte Strafe. Des Teufels Gewalt ist gut, sagt der heilige Gregor, aber nicht sein Wille. So mögen die Bösen auf der Welt Gewalt haben, sie mehren dem Guten das Gute, und es gibt manche

;elige, die es nicht wären, wenn es keine Bösen gegeben hätte. Ein
'hörichter sagt vielleicht, es sollte dem Bösen übel, dem Guten gut
:gehen. Allein beide sollen gleich stehen und gleiche Hoffnung und
urcht vor Gott haben. Den Guten aber würde stetes Glück der Liebe
Gottes sicher machen, so ließe er es leicht, an Gott zu halten; so aber
t Keiner so weise, daß er wisse, wie ihm dort geschehen solle. Dem
Guten, dem es hier übel geht, wird so seine kleine Sünde, die doch
eder hat, abgebüßt, so hat er am Ende ungetrübtere Freude. So kann
mgekehrt dem Bösen hier nicht so viel Glück geschehen, das ihm nicht
egen sein künftiges Weh wie nichts däuchte. Kein Böser ist auch so
öse, daß er nicht einmal etwas Gutes thue, sein hiesiges Glück ist dafür
:ine kurze Belohnung. Also ist Glück und Unglück gleich gut dem
Guten, denn was hilft ist gut. Unglück aber bessert den guten Mann,
) ist's ihm gut; besserts ihn nicht, so geschieht es ihm recht, das Recht
ber ist gut. Wir klagen nicht, wenn der Arzt schneidet, aber wir klagen
ber den, der die Seele heilen will. Er gibt Gut und Reichthum, wenn
s heilsam ist; er heilt mit Leid und Freud, mit Glück und Unglück. Noch
iöchte einer einwerfen, daß Unglück den Guten vom Guten abbringen
önne, aber dann wohnt seiner Tugend keine Stäte bei;
:äte Tugend wich nie vor Lieb und Leid. Man nehme einem
olchen sein Gut, so nimmt man ihm doch nicht seine tugendhafte Gesin-
:ung; seinen Gewinn kann man ihm rauben aber nicht seinen Sinn,
Tugend und Mannheit kann ihm Niemand als er selbst sich nehmen.
Denn was innerlich ist, weicht niemals dem Aeußeren.
So mag den Guten nichts erschüttern, nichts kann ihn irren, Krankheit
ehrt ihn Duldung, die Verbannung muß ihm lassen was ihm das
Theuerste ist, und in seiner Tugend ist er stets zu Hause; kein enger
Kerker bringt ihn um das schöne Haus, das er in sich trägt, kein Dunkel
)es Gefängnisses löscht das Licht seiner Tugend. Er scheut auch den
Tod nicht, welcherlei Art er auch sei, denn je schneller er kommt, je
'chneller erlöst er ihn aus der Noth. Du sprichst vielleicht: aber wenn
nan ihm die Ehre des Grabes nicht gönnt? Was ists? den ein Stein
)ecken soll, den deckt der Himmel eben so wohl. Wer da stirbt, fährt
ur Heimat. Wie lange er lebe, achtet der Gute nicht, sondern wie er
ebe; Jeder weiß, daß er einst dahin muß, in allen Landen ist der Weg
u Himmel und Hölle: drum bereite sich Jeder wohl.

Im fünften Buche versinnlicht Thomasin mit einem Bilde den Weg
um Himmel. Es gibt zweierlei Gut, ein oberstes, Gott, und ein
weites, Tugend, durch die man zu jenem kommt. So gibt es zweierlei

Uebel, Teufel und Untugend. Dann gibt es ein gewisses Fünftes, das weder gut noch übel ist, nämlich Adel, Macht, Lust, Namen, Reichthum und Herrschaft. Diese sechs Dinge, die dem Guten Mittel zum Bessern, dem Bösen Werkzeug zum Schlechten sind, nennt er die Bereitschaft und das Gezeug des Teufels, denn damit ziehe er die Bösen zu sich herab. Der Mensch hat nämlich die Wahl, auf der Leiter der Tugend zum Himmel oder auf der des Lasters zur Hölle zu steigen. Den Menschen beschweren seine Sünden und daher hat der Aufsteigende stets die beschwerlichere Aufgabe, denn das Schwere zieht nieder. Den Absteigenden reißt die schlüpfrige Sprosse der Höllenleiter und die Schwere seiner Sünden unaufhaltsam hinab. Jene sechs gleichgültigen Dinge nun braucht der Teufel als Haken, um die Aufsteigenden herabzureißen. Nur Tugenden bahnten dem Abraham, Moses und Jacob den Weg zum Himmel, Laster dem Nimrod und Kain zur Hölle. Niemand trotze auf seinen Reichthum und denke mit Almosen Sünden gut zu machen; Gott bedarf seiner Gabe nicht, er ist kein Richter der um Gold Unrecht zu Recht macht. Von da folgt ein Blick auf die Zeit, was mehrfach der Fall ist. Warum sind heute nicht so viele Tugendhafte als sonst? Die Schuld liegt an den Herren; sie geben böses Beispiel und wohin das Steuer lenkt, dahin folgt das Schiff. Es solle nur ein Arthur wieder erscheinen, so werde er seinen Iwein und Erek wieder finden; die Frommen müssen sich jetzt bergen und werden an den Höfen mißachtet und von den Bösen verfolgt. So steht's mit den Rittern, nicht besser mit den Pfaffen, sie folgen dem Beispiele ihres Herrn, der nur nach Untugend strebt, so lassen sie die Wissenschaft und werfen sie hinter sich. Wo ist nun Aristoteles und Zeno und Parmenides? Wo Plato und Pythagoras und Anaxagoras? Ja wisset, mich dünkt, wenn heute Aristoteles lebte, er fände keinen Alexander, der ihn ehrte. Denn heute sind die Weisen und Biederen ohne Preis, die Bösen sind im Werthe, die Tannen sind in den Sumpf herabgestürzt, das Moorgras ist auf die Berge gestiegen, die unedlen Steine sind in die Ringe gesprungen und haben die edlen daraus verdrängt, die Schemel sind auf die Bänke, die Bänke auf die Tische gestellt, der Unweise hat die Zunge des Weisen, der Junge drängt vor den Alten. Einst, da das Alles anders war, stand es um die Welt weit besser. Wie mochte es jenem Alexander mißlingen, der sich von Aristoteles zu allen großen Dingen anweisen ließ? Aber heute verschmähen die Herren weiser Leute Rath, und die Bischöfe, die von Gott ihre Ehre haben, daß sie seine Gebote und Gesetze vollziehen, wie erfüllen sie ihre Pflicht? Sie können selbst nicht predigen, und wo sie einen Mann

wissen, der es gerne lernte, dem helfen sie nicht! Wißt ihr, warum dies geschieht? sie wollen, daß ihre Pfaffen gar ohne Wissen sind, wie sie selbst! das thut doch sonst kein Blinder, der sich doch wenigstens einen Sehenden zum Geleitsmann sucht! Die mit Gier nach Gewinn streben erhalten vom Bischof, was die, die sich auf der Schule in dürftigem Leben quälen, erhalten sollten. Kommt dann einer dieser Armen, die sich redlich um Kenntnisse mühten, an den Hof, so zieht man ihm das erste beste Rind vor; und darum, daß wir die Tugend unbelohnt sehen, wollen wir böse sein: doch wäre mein Rath, die Tugend nicht zu verlassen, wie wenig wir davon Nutzen haben, und nicht daran zu verzagen, zu dulden und zu kämpfen. Dies führt er dann im sechsten Theile weiter aus, wo er den ächten Rittersmann mit den Tugenden zum Kampfe gegen die Laster waffnet, ähnlich wie in dem Gedichte vom geistlichen Streite[389]) und sonst oft geschieht; allein wir fürchten zu breit zu werden, wenn wir dies Alles weiter ausführen wollten.

So viel wird aus dem Ausgezogenen deutlich sein, daß Thomasin in der Geschichte der alten Philosophie eine wichtigere Rolle spielen müßte, als in der der Dichtkunst; denn er geht nicht wie Dante darauf aus, seiner Philosophie einen poetischen Körper zu verleihen, sondern umhüllt sie blos mit dem Gewande der dichterischen Sprache und nur hier und da mit dem Schmucke der bildlichen Darstellung. Auch sind wir mehr darum so ausführlich über ihn, um aus dieser näher liegenden Quelle mehr als aus entfernteren gleichsam noch einmal zu wiederholen, was den ganzen Geist jener Blütezeit der Dichtung charakterisirt. Thomasin tritt mit seiner Philosophie aus der Schule heraus und mitten in das Leben hinein. Ueberall geht er auf Belehrung der Laien aus, obgleich es ihm einmal nicht Recht scheint, daß der Pfaffe das Schwert des Laien und der Laie die Bücher des Pfaffen suche. Sonst aber ist er stets für allgemeine Verbreitung der Kenntnisse, aber nicht für schulmäßige, sondern lebendige Verbreitung. Dies spricht er nirgends naiver aus, als wenn er im siebenten Theile von den sieben freien Künsten spricht. Wer sich in diesen Gebieten nie umgesehen habe, sei, meint er, wie ein Bauer oder Gefangener, die nichts wissen von der Welt Länge und Breite; ihnen gleich ist der, der keine Kunst versteht, als Landrenten einnehmen: der weiß nicht der Weisheit Breite und Tiefe und Höhe, und wähnt doch wohl, daß er vollkommen sei. Wer recht lebt wie er soll, der erkennt Grammatica wohl, ob er auch nicht gut reden kann;

389) Diutisca 1, 2.

wer an guten Dingen schlicht ist und nicht lügt und trügt, der kann Dialectica recht; und wohl versteht die Rhetorik, wer mit einfältiger Farbe seine Rede färbt. Wer nicht mehr und nicht minder thut als er soll, der ist der Geometrie wohl kundig; wer Arithmetik kennen will, soll an Zahl des Guten viel thun nach seiner Macht; wer seine Worte mit den Werken einhellig schön macht, der versteht Musik, und Astronomie, wer sich ziert mit dem Sterne der Tugend. Ist der Grammatiker ein Mann, der recht redet, so ist der ein besserer, der recht thut; der Dialektiker erkennt das Falsche und Aechte, ein besserer ist, der stets wahr redet; ist der ein Rhetoriker, der seine Rede schön färbt, so ist der ein geschickterer, der sie einfarbig läßt; der weisere Geometer ist der, der ermißt, was seinem Leben frommt; der bessere Arithmetiker, an dem man der Tugenden Schaar zählt; ein tieferer Musiker als der klangreiche Töne singt, der, der seine Gesinnung mit seiner That einhellig macht, ein größerer Astronom der, der Gott, als der die Sterne kennt. Zunächst wollte der Dichter dann auch noch von der Divinitas und Physica reden, allein er fürchtet den Ungelehrten dunkel zu werden, und er hat sich fest das Ziel gesetzt, das der Laie erreichen kann. Wohl seien es nun Stunden für die Tage, daß die Laien gelehrt waren. Die Gelehrsamkeit ist nun unwerth geworden. Bei den Alten war es, daß jeglicher Sohn der Edlen las, da stand es anders um die Welt. Noch heute redet man von Alexander und Ptolemäus und Nectanebus, von Salomo, den drei Königen aus Morgenland und Julius. Dann hält er die Gegenwart dagegen; er zeigt, wie Künste und Wissenschaften zur Tugend führen. Viele werfen das Beispiel der Pfaffen ein: allein nicht jeder, der lesen kann, ist gelehrt; vielen Pfaffen geht es mit den Büchern, wie dem Bauer in der Kirche, der die Bilder betrachtet und nicht weiß was sie bedeuten. Gesetzt aber, der Pfaffe sei gelehrt, wie oft aber verbietet ein weiser Arzt ungesunde Speise, zu der wir uns doch durch Leckerheit verführen lassen! Niemand soll sich entschuldigen, Gottes Gesetz nicht zu wissen, Niemand sich mit seiner Laienschaft entschuldigen! durch die Thore der fünf Sinne geht in den Menschen ein Alles, was er weiß. Wer mit den Augen nicht sehen kann, der mag mit den Ohren hören; wer die Künste nicht selber fassen kann, der soll einfältig glauben.

Gerne würden wir auch noch aus den letzten Büchern einige Züge mittheilen, wo Thomasin über Maß und Unmaß spricht, über Milde und Argheit (Freigebigkeit und Kargheit), wo er bis ans Ende immer die Hauptgebrechen im Auge behält, welche die Sittlichkeit jener Zeit verwüsteten, wo durchgehend die gleiche Wärme, die gleiche Gesundheit

der Ansicht herrscht; allein wir glauben zur Würdigung des ganzen Werkes genug gesagt zu haben. Auch in diesem Manne sehen wir das freudige Annähern ächt deutscher Gesinnung (denn als recht deutsch gesinnt zeigt sich der Dichter überall, vorzugsweise in seinem Preise des deutschen Adels) an das Alterthum, das sich damals, wenn nicht im Kunstprinzip (wiewohl Gottfried etwas davon verräth), doch im Sittenprinzip vielfach ausdrückte.

Thomasin's Weisheit ist nicht aus eigner Quelle geflossen; er hat sie mittelbar und unmittelbar hauptsächlich aus alten Schriftstellern entnommen. Auch mit der Bibel ist er zwar innig vertraut; stellenweise lehnt er sich an einzelne christliche Autoritäten, wie Prudentius, Tertullian, Augustin und St. Bernard; näheren Gebrauch hat er von Gregorius, von Petrus Alphonsus, von Isidors Sentenzen, einem Sammelplatz von Aussprüchen der Kirchenväter, gemacht. Aber der Kern seiner Sittenlehre ist doch aus den Alten gezogen und aus späteren Schriftstellern, die, wie Hildebert von Tours in seiner Sittenlehre und Johannes von Salisbury (Polycraticus) die sittliche und politische Weisheit Cicero's, Plato's und Aristoteles' vermittelten; den Boethius, den Seneca, den Horaz, und Einzelnes von Cicero benutzte Thomasin, wie der Herausgeber nachweist, aus unmittelbarer Kenntniß. Seine Verarbeitung und Durchdringung dieses entlehnten Stoffes aber zeigt ihn als einen ganz selbständigen Denker, und die Reinheit seiner Auffassung alterthümlichen Geistes ist nur mit dem Aehnlichen bei Lambrecht zu vergleichen. Dabei liegt in seiner Gesinnung so viel ächt Deutsches und seiner Zeit angehöriges, in seiner Richtung so viel Volkssinniges, in seiner Darstellung so viel Bildliches aus der volksmäßigen Sittenlehre, daß man deutlich sieht, wie eine gleichmäßige Kenntniß des Alten und Neuen sich in ihm vereint, was wir noch genauer beurtheilen würden, wenn sein Buch von der Höfischkeit erhalten wäre. Dort würden wir eine ritterliche, aristokratische Moral der rein menschlichen in dem wälschen Gaste gegenübersehen. Dies ist nicht die einzige befremdende Doppelseitigkeit, nicht der einzige Widerspruch, dem wir in diesem Dichter, wie in den Charakterzügen so vieler Anderer in dieser Zeit, begegnen. Derselbe Mann, der so vielfache Milde und Duldsamkeit predigt und in seiner eigenen Gesinnung bekundet, ist doch von Glaubenswuth nicht frei und kann sich an dem Eifer freuen, mit dem Leopold von Oesterreich die Ketzer sieden und braten ließ. Der die Begriffe des Alterthums von einem vernünftigen Sittengesetze so aufgeklärt verstand, der ist doch zugleich in christlichem Aberglauben tief befangen. So haben wir in jenen trefflichen

Sprüchen des Winsbeke neben einer Vorneigung zur ascetischen Verachtung dieser Welt doch zugleich eine sehr kräftige Lebensansicht und eine Achtung der menschlichen Selbständigkeit ausgesprochen gefunden. Dieser letztere Zug sticht auch in Walther und Thomasin vielfach vor; es ist ein Zug, der sich mit der Denkart des Alterthums innig berührt, im Mittelalter aber durch das Christenthum bis ins unkenntliche verwischt, oder, wie wir sehen, mit ganz widersprechenden Zügen vermischt ward. Wir konnten dieses Verschmelzen, dies An- und Abstoßen verschiedener, gegensätzlicher Lebensansichten in vielerlei Dichtern und Dichtungen bereits beobachten; wir gewahren sie jetzt in der didaktischen Poesie, und dies ist um so wichtiger, je bedeutender weiterhin die verschiedenen Einwirkungen dieser antiken und christlichen Weltansichten auf Dichtung und Lebenssitte wurden. Eine ähnliche Zusammenstellung wesentlich verschiedener Lebensbetrachtung und Moral, einer ganz weltlichen Klugheits- und einer ganz christlichen Glaubenslehre, finden wir nun auch in dem Spruchgedichte von Freidank, der Bescheidenheit[390]).

Dieses Werk ist uns in seiner ursprünglichen Gestalt nicht erhalten. Es findet sich darin ein Abschnitt über Ackers, der erst 1229 geschrieben und wahrscheinlich aus einem andern Werke der Spruchsammlung nur angeschoben ist, da ihn nur wenige Handschriften enthalten und spätere Bearbeitungen des Freidank, wie die niederländische, die Willems nachgewiesen hat[391]), nicht kennen. Die ächte Spruchsammlung Freidank's mag daher etwas früher fallen, als man bisher angenommen hat; W. Grimm rückt sie bis in den Anfang des 13. Jahrh. hinauf. Der Dichter, den die Colmarer Annalen des 13. Jahrh. als einen Fahrenden kennen, war wahrscheinlich am Oberrhein, in Alemannien, zu Hause, und einer Grabschrift zu Folge, an der wir wie J. Grimm nicht zweifeln mögen[392]), in Treviso begraben. Ob Helbling's Angabe, daß Freidank

---

390) Ausg. von W. Grimm. 1834. Vergl.: Ueber Freidank. Von W. Grimm. Berlin 1850.

391) Belgisches Museum 1842. 2. p. 184.

392) Gedichte des Mittelalters auf Friedrich I. 1844. Es scheint J. Grimm unwahrscheinlich, daß Freidank seinen Ruhm blos seinem Spruchgedichte zu danken habe, und er vermuthet daher aus einer bekannten Anführung in Rudolfs Wilhelm, wo ihn dieser unter lauter erzählenden Dichtern anführt, daß er auch epische Zeitgedichte auf Absalon, den Freund des Königs Waldemar, und auf Friedrich I. verfaßt habe, welche Rudolf dort in einer etwas verderbten Stelle erwähne. Zu dieser Stelle ist von W. Grimm am letztgenannten Orte eine andere Verbesserung versucht worden, worauf wir verweisen müssen.

mit seinem Vornamen Bernhard geheißen habe, ächt und auf unseren Freidank zu beziehen sei, oder ob Freidank nur ein angenommener Dichtername ist (wie nun bald in Frankreich und Deutschland bei den Grain d'or, den Höllefeuer, den Suchenwirth und Suchensinn, bis auf Rosen- und Muscatblüt sehr üblich wird), oder ob beides nebeneinander bestehen könne, lassen wir dahingestellt.

Wenn man aus dem Spruchgedichte Freidank's das, was nicht sein persönliches Eigenthum ist, das reine Sprichwörtliche, ins Auge faßt, so entdeckt man bald darin die zweifachen, weltlichen und christlichen Elemente, auf die wir eben hindeuteten. Was davon national, was fremd ist, ist sehr schwer zu unterscheiden. Vergleicht man übrigens aufmerksam die Sprichwörter älterer Nationen, so scheint es wohl, daß man bald auf einen eigenthümlichen und durchgreifenden Unterscheidungspunct gelangt, der das Sprichwort der germanischen Nationen kennzeichnet. Wir glauben dann zu finden, daß das Ursprüngliche und Eigenthümliche unserer deutschen Spruchlehre, dem Wesen nach, in der verständigen Klugheitsregel liegt, die vor allem auf Menschenkenntniß hinarbeitet, während der Mittelpunkt der griechischen Gnomologie Selbsterkenntniß ist und Maß und Besonnenheit im Wandel, den Menschen und Göttern gegenüber. Vergleichen wir die unter Salomons Namen gesammelten Sprichwörter der Hebräer, so haben wir einen anderen Gegensatz. Hier geht Alles auf eine positive Moral mit einer dogmatischen Vergeltungslehre hinaus, wo in dem sprichwörtlichen Theile des Freidank oder in den deutschen Sprichwörtern überhaupt nur Beobachtungen des Weltlaufs und darauf gestützte Aussprüche sich finden; es sind dort mehr Sprüche als Sprichwörter, mehr Vorschriften als Erfahrungen. Der Lehrer spricht dort zum Unerzogenen, hier der Erfahrene zum Unerfahrenen; jener in bestimmten Lehrsätzen, dieser in Winken; jener mit Verweisung auf den Beifall Gottes, dieser mit warnender oder rathender Andeutung des bequemsten Wegs durch die Welt wie sie ist. Der Jude sieht auf die Menschen und auf eine bessere Menschheit gleichsam herab, sicher sie mit seinen Regeln zu bewältigen; die Aussicht ist genommen, mit Gott und sich in Frieden zu leben, das deutsche Sprichwort versetzt mitten unter die Menschen und lehrt blos sich durchschlagen. Die Tugend wird dort mehr allgemein gepredigt, als einzelne Tugenden, mehr die Weisheit als einzelne Klugheiten. Der Mensch lehrt mehr als die Sache, und wäre auch in der Lehre selbst Uebereinstimmung, so ist der Vortrag ungefähr im deutschen und hebräischen Sprichwort eben so verschieden, wie in der orientalischen Thierfabel und im deutschen Thier-

mährchen. So schwierig es aber war, diese eben genannten volksmäßigen Stoffe, ihrer heimatlichen oder fremden Entstehung nach, zu scheiden, eben so schwierig und noch schwieriger bleibt es immer, die Sprichwörter, das Volksmäßigste, was es überhaupt nächst der Sprache selbst geben kann, im Einzelnen nach ihrer Herkunft zu trennen. Denn in Deutschland wurden schon so außerordentlich früh alt- und neutestamentliche Sprüche und Gleichnisse, griechische und lateinische Sentenzen aufgenommen; sie fanden im Volke Aufnahme, wenn auch nur durch die Predigten, deren älteste bei uns gerade in nichts bestehen, als in einer Zusammenreihung solcher einzelnen leichtfaßlichen Sätze, die so leicht ins Sprichwörtliche überstreifen konnten. Daher mischte sich denn wohl so früh zwischen jene feinsten und schlausten Beobachtungen und Lebensregeln, die man (wie jene vielen eigenthümlichen Anwendungen der Eigenschaften von Pflanzen oder Thieren auf die Menschen) für national halten möchte, eine Gattung von religiösen und sittlichen Aussprüchen ein, die der Ausfluß einer ganz anderen Lebensbetrachtung sind, und deren strengere, düstere Farbe sich nun überall, wenn auch noch so innig, doch als ein Fremdes mit dem Alten und Einheimischen mischt, wie wir im Winsbeke und im Freidank sehr wohl bemerken können. Was die Form unserer deutschen Sprichwörter angeht, so zeigt sich auch hier ein entsprechender Unterschied mit dem Fremden. Das Individualisiren der neuen Welt spricht sich hier in den endlosen Veränderungen eines und desselben Gedankens aus, in dem ewig erneuten Versuche, sich dem Begriffe mit den mannnichfaltigsten Bildern zu nähern. Die Griechen suchten lieber diesen Gedanken in der einfachsten Form so scharf als möglich auszudrücken, hielten dann daran fest und wollten sie ihn ja versinnlichen, so griffen sie nach den ihnen ganz eigenthümlichen und ungemein charakteristischen historischen Sprichwörtern, die wir in Deutschland so gut wie gar nicht kennen. So wie der Süden von Europa sich noch heute an der einmal üblichen Redensart festklammert, so freut er sich auch der formell feststehenden Sprichwörter, und Italien und Spanien ist daher so ungemein reich daran und fruchtbar in deren Anwendung. In Deutschland aber gilt bis jetzt noch die stehende Phrase in der Unterhaltung wenig; wir lieben den Ausdruck zu ändern, wir kennen daher auch das Zurechtweisen eines in unserer Sprache stammelnden Fremden weniger, weil es uns nur um die Sache und nicht um die Form gilt; wir verbessern den Fehlenden nicht um des unüblichen Worts, sondern nur um des zweideutig ausgedrückten Begriffes willen. Ganz genau so ist auch das Sprichwort im Ganzen nicht bei uns zu einer festen Form gediehen,

oder es begnügt sich nicht bei Einer Form, was schon Fischarten aufgefallen ist. Wir bevorzugen für den Ausdruck dieses oder jenes Gedankens nicht dies Eine Sprichwort, sondern wir freuen uns der Veränderung und des Neuen; wir begnügen uns an der sprichwörtlichen Redensart und am figürlichen Ausdruck und schaffen deren noch jeden Tag neue. Man darf nur die bekannte Sammlung von Agricola[393]) aufschlagen, um zu übersehen, wie außerordentlich der Reichthum an solchen Varianten, wie reich die Phantasie unseres Volkes in Erschaffung solcher Varianten war.

Wir begegnen also, um auf den Inhalt von Freidank's Spruchsammlung zurückzukommen, jener doppelseitigen Weltansicht, der mehr antiken und der mehr christlichen, von denen die Eine auf die Beherrschung der Welt mittelst Welt- und Menschenkenntniß, die Andere auf die Verachtung der Welt und den Hinblick auf ein künftiges Leben, abzielt, hier mitten in der Spruchweisheit, die ein Eigenthum des Volkes war. Aber nicht allein der sprichwörtliche Theil des Freidank zeigt diese Eigenthümlichkeit, sondern auch der Theil, den der Dichter selbst mehr von seinem Eigenen hinzuthat, zeigt ganz dasselbe nur auf einer anderen Stufe, eben wie auch Thomasin. Er mischt biblische Sprüche unter die Regeln der ritterlichen Sitte; religiöse Mystik unter die Klugheitslehre des gewöhnlichen Lebens; unter heitere Bilder aus dem wirren Verkehr der Menschen die schwärzeste Ansicht der Welt und die Erwartung der Zeit des Fluches und der jüngsten Vergeltung, die auch Thomasin und Walther hereindrohen sehen; unter volksmäßige, allgemein gültige Weisheit die Vorstellungen aus der damaligen Glaubenslehre. Er beginnt also mit der Lehre, daß Gott dienen aller Weisheit Anfang sei, daß wer um dieses kurze Leben die ewige Freude gibt, sich selbst betrügt und auf den Regenbogen baut, daß wer die Seele bewahren wolle, sich selbst müsse fahren lassen. Vertrauen in Gottes Allweisheit und Allwissenheit, Glauben an seine Vorsehung, Entfernung aller Grübelei über unlösbare Fragen schreibt er dem Menschen vor, der, wie der Topf gegen den Meister, nicht gegen Gott und seine Gebote sprechen soll, der nicht verwegen an Gottes Wundern oder an der Unsterblichkeit der Seele zweifeln soll; denn jeder Ketzer, der dies leugne, sähe doch täglich größere Wunder, sähe aus Asche Glas werden und begriffe es eben so wenig; und mehr Wunder sei, daß Gott Menschen schüfe, als daß er sie auferstehen mache. Dem Geheimniß der Dreieinigkeit sucht er mit

393) Auslegung deutscher Sprüchwörter.

Bildern und Gleichnissen beizukommen und beruhigt sich auch hier mit dem Glauben. Ueber den Sündenfall der Menschen trägt er die verbreiteten Vorstellungen vor: daß alle Geschöpfe der Natur sich selbst treu geblieben, daß nur der Mensch seine Natur vermöge seiner freien Wahl verlassen habe, daß er, wie das Feuer, das seinen Zug aufwärts zum Himmel hat, wenn es sich im Gewitter als Blitz abwärts wendet, seine ursprüngliche Bahn verloren habe. Nur drei reine Menschen seien gewesen, Adam, Eva und Christus. Der eine wie der andere seien unbefleckt geboren, Adam aus der jungfräulichen Erde, Christus aus der jungfräulichen Maria, und dieser sei für die ganze Menschheit wieder rein geworden. Der Glaube an diese Erlösung des Menschen ist zur Besserung des Menschen nothwendig. Auf diesen Gegenstand übergehend empfiehlt Freidank Reue in Zeiten, und verheißt dafür Gnade in Ewigkeit, denn Gott verlasse den theuer erkauften Menschen ungern. Der Dichter empfiehlt die Kreuzfahrt und hat sie selbst gemacht, wie so viele andere Minnesinger, die jetzt erst die mehr fromme Begeisterung für diese Züge erhalten, als schon die mehr kriegerische der Troubadours erlosch und als eben der Kreuzzug, der so Viele unserer Sänger in seinen Heeren sah, an den Tag brachte, wie wenig mehr in der Wirklichkeit diesem frommen Eifer entsprach. Uebrigens verläßt der schlichte Verstand bei dieser Lehre den Freidank so wenig wie den Walther. Reue ohne Werke ist nicht Buße, wie Gebet des Mundes ohne des Herzens Vorgedanken nichtig ist. Der Dichter eifert gegen Ablaß; nur Gott kann Sünde vergeben; kann der Pabst von Sünden lösen, ohne Reue und Buße, so sollte man ihn steinigen, wenn er nur einen einzigen Menschen zur Hölle fahren ließ. Dies Alles, und den Grimm gegen Rom, bei Achtung vor dem Haupt der Christenheit, den Grimm gegen die schlechte Geistlichkeit, bei Anerkennung des Standes und der Würde, den Zorn gegen die Hoffahrt des Adels, die Ansicht, daß nur der Tugendhafte edelgeboren ist, theilt Freidank mit Thomasin. Er eifert wie dieser gegen die Fürsten und ihre schlechten Rathgeber. Er nennt sie Menschen wie sich, die sich des Ungeziefers so wenig erwehren können, wie er; er geht wie Thomasin auf die Verhältnisse des Lebens über und in den Ton der Satire; das deutsche Land ist voll Raub, Gerichten, Vögten, Münzen und Zöllen, die ehedem zum Guten erdacht, jetzt zum Raube gebraucht werden. Wer die Wahrheit laut sagte, würde getödtet werden. Nicht drei Fürsten wisse er, die nach Gottes Willen lebten; sollte Jeder nach seiner Tugend Gut besitzen, so wäre mancher Herr Knecht. Keiner befleißige sich des Guten, da man doch von Jugend auf von einer Tugend zur andern

steigen solle, so wie der Nagel das Eisen hält, das Eisen das Roß, das Roß den Mann, der Mann die Burg, die Burg das Land. Aus diesen Zügen sieht man, daß in der Gesinnung des Dichters wie in seinem Stoffe ein bürgerliches Element laut wird, so wie das Hervortreten eigentlicher Volksdichtungen allemal in dem genauesten Verhältniß mit dem Hervortreten der mittleren Klassen steht. Daher sahen wir im Allgemeinen bis hierhin das Volksepos in stetem Absinken. Die ersten Spuren der epischen Zusammenfassung und Aufschreibung jener Thiersage, die das Volk mit besonderer Vorliebe mag gepflegt und gehegt haben, die wir in so engem Bezuge mit dem freien Bürgersinne sahen, fanden wir in den Niederlanden, ganz entsprechend der politischen Geschichte dieser Gegenden, wo unter der Sorgfalt der Grafen von Flandern und Artois die Städte früher als anderswo emporkamen und die Entstehung der Gemeinderechte schon im 10. Jahrh. zu suchen ist. Zugleich war dies die Zeit, wo die fränkischen Kaiser in Deutschland zum erstenmale eine entferntere Verbindung mit den Städten zu suchen anfingen, die hernach die Hohenstaufen ihrer eigenthümlichen Stellung zu Italien zufolge wieder aufgaben. Dennoch bildeten sich in Deutschland im Laufe des 12. und 13. Jahrh., besonders unter der Fürsorge der Herzoge von Zähringen und unter den Welfischen Kämpfen, immer mehr Gemeindeverfassungen, trotz der feindseligen Maßregeln der Hohenstaufischen Kaiser und des Edicts Friedrichs II., das alle Gemeinderäthe, Bürgermeister und Zünfte aufhob. Jetzt aber zur nämlichen Zeit, wo das Beispiel der italischen Städte im Großen in den Städtebünden, noch bei Lebzeiten des letzten Hohenstaufen, anfing nachgeahmt zu werden, wo der bürgerliche Geist reißend anfing überhand zu nehmen, wo im 13. Jahrh. noch fast in jeder größeren Stadt in Deutschland die ersten revolutionären Bewegungen der Handwerker beginnen, obwohl zur Zeit noch ohne dauernden Erfolg, jetzt sehen wir auch diese lehrhafte Poesie hervortreten, die immer ein Eigenthum und ein Lieblingsgegenstand der größeren Masse war, die in der Dichtung keine andere als sittliche Belehrung kennt und sucht. Wie sich das Thierepos mit dem republicanischen Element fortentwickelte und daher auch jetzt in dieser Zeit in Deutschland eine neue Bearbeitung, in Frankreich die größte Verbreitung, in den Niederlanden die größte Vollendung erhielt, so entwickelt sich auch diese lehrhafte Poesie fortgehend, und bekanntlich hat der Freidank mit dem steigenderen Bürgerthum stets steigendere Geltung und Ansehn erhalten, ward übersetzt und bearbeitet, und hat selbst den Sebastian Brant beschäftigt, und die ersten sichtbaren Anstöße und Anlässe zu den satirischen Gedichten

des 14. und 15. Jahrh. und den Sittengedichten des Hans Sachs liegen hier und im Thomasin.

Um aber auf unsern Gegenstand zurückzukommen, so bemerken wir hier schon spurweise, was in der Zeit der Reformation deutlich werden sollte, daß es nicht das geplagte Volk, sondern die habgieriegen Priester und die Gewalthaber sind, die jene Abläße und jene Lehren von der göttlichen Gnade und der Macht der Reue und des Gebets in Schwung brachten. Es sind bürgerlich gesinnte Männer, die sich hier zuerst entgegensetzen mit Grundsätzen, die sie zum Theile dem Volke und dessen gesundem Verstande entlehnt haben; allein zur Zeit setzen sie sich noch ohne Erfolg entgegen. Die Ideen von der Gewalt der Reue, von den Verdiensten der Heiligen und Märtyrer, von der Fürsprache der Jungfrau Gottesmutter wurzelten in diesem Jahrhundert fester als je, stiegen mit der Sittenverderbniß und Sündenangst und schufen eine Klasse von Dichtungen oder riefen sie vielmehr wieder lebhafter hervor, die nicht mehr als Erzeugnisse eines lebendigen Dichtertriebs, sondern vielmehr als solche fromme Handlungen bußfertiger Sänger zu betrachten sind, mit denen sie keinen weltlichen Ruhm, sondern ewiges Heil zu erwerben hofften. Ehe wir aber auf diese Legenden und Heiligengeschichten eingehen, wollen wir hier noch von einem mehr didaktischen Dichter reden, dem Stricker, der um 1230—40 schrieb, und der einen vortrefflichen Uebergang zu jenen geistlichen Dichtungen macht, wo wir dann die Konrad von Würzburg und Rudolf von Ems mit jenem als die drei Dichter ausheben, an denen wir die völlige Umwandlung oder Entartung des dichterischen Geschmacks, der sittlichen Gesinnung und der Kunsterzeugnisse werden anschaulich machen können.

Wir reden von Stricker's Umarbeitung des Rolandliedes vom Pfaffen Konrad[394]), die durchaus werthlos neben dem Originale ist, nicht weiter, als daß wir darauf aufmerksam machen, wie der Zeitgeschmack, der die Legenden und Martyrologien des 12. Jahrh. wieder aufnahm, nicht anders konnte, als diese epische Hauptlegende und ritterliche Märtyrergeschichte erneut wünschen, da ihre alte strengere Form und Sprache eben wie auch Lambrecht's Alexander dem verweichlichten Geschlechte zu mißhagen anfing. Die Zeit beginnt jetzt Alles zu wiederholen, was die vorhergehende Periode hervorgebracht hatte; sie nimmt erfolglos, wie auch in der politischen Geschichte zu sehen ist, die großen Plane der Vergangenheit auf und ahmt nach ohne eigenes Vermögen.

394) In Schilters Thesaurus.

Wo jene Reproduction wie im Rolandslied, im trojanischen Kriege, im Alexander oder gar in der Ueberarbeitung der Nibelungen nichts ist, als bloße Erneuerung alter Stoffe, halten wir uns dabei nicht weiter auf; wo sie wie im Daniel von Blumenthal von Stricker Aufnahme ähnlicher Poesien ist, müßten wir allerdings eher darauf eingehen und würden dies auch an dieser Stelle thun, wenn von dem Daniel mehr bekannt wäre, als was Nyerup davon drucken ließ[395]), und wenn er nur in irgend etwas von dem Charakter aller britischen Romane abwiche. Ohnedies bedeutet auch das Ungedruckte von Stricker's erzählender Dichtung so wenig wie das Gedruckte. „Man sieht" sagt Wilhelm Grimm „bei Stricker's Rolandslied, wohin eine bloß äußerliche Ueberarbeitung führt. An Gewandtheit der Sprache fehlt es ihm nicht, wohl aber an Kraft, ein solches Gedicht mit dem Geiste zu erfassen. Er war für den ernsten epischen Stil nicht gemacht. Wie sehr er in seinen Beispielen und dem humoristischen Amis gerühmt zu werden verdient, sein Daniel von Blumenthal ist ein schwaches Gedicht, das eine an sich dürftige Fabel mit weitschweifiger Rede auseinanderzieht, und in den Stellen, in welchen mit unerhörter Tapferkeit Aufwand getrieben wird, völlig gleichgültig läßt. Im Rolandslied, wo er sich auf einen Vorgänger stützt, und der Gehalt der Sage bleibt, kommt seine Schwachheit nur weniger zu Tage." Wir dürfen uns also blos an die Arbeiten von Stricker halten, welche uns die Bemerkungen über die Lehrdichtung dieser Zeit fortsetzen lassen. Es ist nun sehr bezeichnend, wie dieser Dichter, der sich der ritterlichen Poesie noch fest anschließt und den Ritterorden hoch preist, sich auf eine eigene Weise eine milde Ansicht vom Leben bei aller Unbefriedigtheit zu erhalten sucht. Es wird jetzt Stil unter diesen Dichtern, vom Verfall der Kunst und der Sitte heftig zu klagen. Dies ist nicht allein in Deutschland, auch in Frankreich um diese Zeit allgemein, wo Rutebeuf ebenso über die Armut klagt, in der ihn sein Talent läßt, und über den Ausgang aller höfischen und tapferen Ritter, die der Wolf gefressen haben müsse. Die alten Schützer der Kunst gingen aus; ehedem, sagt unser Dichter, hätten seine Herren, die Fürsten von Oesterreich, so um Ehre geworben, daß man alle Kunst nach Oesterreich zu tragen begann, daß dort alle kunstreichen Männer zusammenströmten[396]). Er

---

395) Symbol. ad. lit. teut. antiq. Eine Ausgabe ist zu erwarten.

396) Cod. Pal. 341, der mehr als ähnliche Sammlungen im Kloster Melk und sonst vom Stricker enthält: Fol. 333.

— Die herren ze Osterrîche,
die wurben hie vor umb êre, der geluste si sô sêre,

entwirft ein ähnliches Bild von ihnen, wie Andre von Hermann's Hof in Eisenach; jetzt aber sei Alles dahin; unreine, ungezogene Unterhaltung sei geschätzter als die gute; Ritter und Frauen möchten es klagen, daß Singen, Sagen und Saitenspiel zerging; man sehe an den Höfen Niemand mehr, als die da sein müssen, und wer sich die alte Tugend der Milde und Freigebigkeit bewahrte, der hat mehr Lob als zwölfe in den Jahren, da Milde eine Landsitte war. Wenn er Ritterschaft und Ritterleben nach der alten Weise erhebt, so sieht man doch in einem ungedruckten Gespräche von ihm zwischen zwei Knechten, wie etwas gepriesen wird, was sich durch Ausartung jedes Preises unwerth gemacht hat, wie gleichsam die alte Herrlichkeit ausgeläutet wird. Dasselbe ist der Fall in seinem Gedichte Frauenehre[397]). Der Dichter fühlt, daß er dem Gegenstande nicht gewachsen ist, er verräth überhaupt denselben Mißmuth über alles Dichten überhaupt, den jede solche absinkende Zeit den halben Talenten mittheilt, die sie nur noch hervorbringt. Er streitet im Eingange mit seinem Herzen: er wolle das Dichten ganz lassen; die Würdigen seien hin, die je nach großer Freude gerungen, und hätten alle Freude mit sich genommen; nun hätte er nicht ein so begabtes Talent, daß er denen Freude geben könne, die freudenlos leben wollten. Er klagt, daß Keiner mehr eine Mähre zwei- oder dreimal hören wolle. Sein Herz antwortet ihm, er solle das tragen; keinem anderen Dichter sei es anders gegangen; daß man das Neue und stets das Neue begehre, solle ihn vielmehr beruhigen, so entgehe er der Vergleichung mit den trefflichen Alten. Er solle denn wie die Anderen neue Mähren für den Tag hin dichten. Er läßt sich zureden: dennoch will er versuchen, etwas zu entwerfen, was für die Dauer sein möchte. Dabei aber fühlt er, daß der Gegenstand der Frauenehre nicht für ihn tauge; wäre er weise, so würde er die Frauen gar nicht nennen; sein Leben und Frauenpreis hätten nie mit einander zu schaffen gehabt; ein Pferd, ein altes Gewand stünde besser in seinem Lobe. Mehrmals kommt er im Gedichte selbst darauf zurück, daß er der Aufgabe nicht beikomme; auch erhebt er sich nirgends über die Gewöhnlichkeiten, die man über diesen Gegenstand sagte, und

daz si des dûhte durch ir guft, ob mer, erde unde luft
ir lop niht möhte getragen, si wolten ir dennoch mê bejagen:
des gewunnen si sô grôze gunst, daz man in alle die kunst
dar ze Osterrîche brâhte, der ie dehein man gedâhte;
die gulten si âne mâze. u. s. w.

397) In Haupt's Zeitschrift 7, 478.

selbst zu diesen zwingt er sich ordentlich. Desto mehr geht ihm sein Gedicht die Klage[398]) von Herzen; es ist ein Blick auf die geänderten Sitten der Zeit voll eindringender Schärfe. Alles, was einst die schöne Zeit des Gesangs, des Frauen- und Hofdienstes auszeichnete, sieht er zu Grabe getragen. Die Freude nennt er den belebenden Mittelpunkt jener Zeit, die nun verloren ist, an deren Statt die Unfreude gekrönt ward, da nun die Großen alle in Waffen stehen und hinfort für das alte Hofleben keinen Sinn behalten. Das will der Dichter ewig beklagen. Er will klagen, daß Gott und seine Gebete vergessen werden, daß Pfaffen und Laien einander Haß tragen, daß man den Frauen nie so üblen Dienst bot, daß die Herren nach Gewalt streben, den Kaiser machtlos machen, um vor ihm sicher zu sein, daß vom Hofe die Stühle der Weisen, der Alten und Armen verdrängt sind und nur die Reichen noch Zugang behalten, daß Richter und Rathgeber ihre Pflichten versäumen, daß die Herren siech liegen, und an Jagd und Beize, an Saitenspiel und Gesang, an Frauenliebe, Turnier und Tanz, an Adel, Name und Gewalt ihre Freude verloren haben, daß sie der Wald und das Feld, und Blumen und Gras nicht ferner ergötzt, die ehedem der Welt Lust waren mit langen lichten Tagen, mit Sommer und Vogelgesang. Wie er alsdann auf den zeitigen Frauendienst zu reden kommt und das Laster eingerissen schildert, um das einst Sodom und Gomorrha zerstört wurden, sieht man freilich, wohin es mit der höfischen Gesellschaft gekommen war, und findet bestätigt, was man auch ohne Zeugnisse von dem üppigen Zusammenleben der höheren Kreise bald erwarten mußte. Bei dieser Einsicht nun in die Verdorbenheit der Welt predigt der Stricker gleichwohl noch im Sinne der alten Ritterschaft, die Welt nicht mit schwarzen Augen anzusehen; bedauert aber, daß, wenn man einmal die irdische Freude aufgeben wollte, man nicht wenigstens die himmlische dafür einzutauschen suche. Er tröstet sich aber mit dem Christenthume; Buße, Reue, Beichte sind der Gegenstand einer Menge seiner kleinen lehrenden Gedichte, am deutlichsten in dem von drei rathgebenden Freunden. Er hat die festeste Zuversicht und Aussicht auf Rettung und Heil; da jener Schächer am Kreuze für die kürzeste Reue der ewigen Gnade theilhaftig ward, wie sollte Gott nicht diese Gnade auch an Anderen üben! Wenn auch die menschliche Besserung fehlt, die christliche Barmherzigkeit wird schon durchhelfen; „wem das Herz auch

398) K. A. Hahn, kleinere Gedichte von dem Stricker. 1839. p. 52.

trocken ist und wer eignes Wasser der Reue nicht kennt, dem kann diesen Mangel das Gedächtniß an jenes Wasser ersetzen, das Christus in seinem Schweiße und Blute oder in seinen Thränen vergoß!" Diese Denkart bildet den schönsten Uebergang zu der unmäßigen Heiligenverehrung, die im 13. Jahrh. zu einem neuen Schwung kam, und neben jener berühmten goldenen Legende auch die zahllosen deutschen Heiligenleben und Märtyrergeschichten in der Dichtung aufbrachte, die wir weiterhin betrachten müssen. Der Stricker übrigens kennt von den Heiligen und von der Gottesmutter und deren Fürsprache für uns noch wenig, sein Vertrauen steht noch auf Gott selbst. Die Gedichte, in denen er diese und ähnliche Weisheit niedergelegt, bilden einen großen Kreis von Beispielen (denn es gibt keinen bezeichnenderen Namen, als diesen in der alten Sprache selbst gerechtfertigten), unter denen aber das Unähnlichste begriffen wird. „Eine kurze Erzählung, ein einfaches Bild oder Beispiel gibt den Stoff oder die Veranlassung zu einer umständlichen Ausführung über irgend einen Gegenstand der allgemeinen, durch die Lehren des Christenthums modificirten Ansicht der sittlichen Natur; eine höchst einfache Form, man möchte sagen, ein kurzer Sermon in Versen[399])." Dies trifft aber nur einen kleinen Theil dieser Gedichte; viele erinnern an die Gleichnisse des neuen Testaments, und diese stehen solchen Sermonen am nächsten. Viele sind bloße Allegorien, und diese tragen dann ganz das Gepräge, daß sie die Fabel nachahmen sollen. Oft ist's eine bloße Anekdote, eine Erzählung, der eine Lehre abgewonnen wird. Mehrmals sind es Stücke, welche Stände und Klassen charakterisiren, und diese leiten dann die späteren Satiren im Renner und Narrenschiffe ein. Die Ehe, das Haus, die kleineren niederen Verhältnisse sind der Mittelpunkt mancher schwankartigen Erzählung, die aber immer eine sittliche Lehre trägt; denn eigentliche Schwänke, wie den Pfaffen Amis[400]), scheint er sonst nur sehr wenige kleinere[401]) gemacht zu haben. Endlich sind es Mährchen zu Fabeln oder Fabeln zu Mährchen geworden. Alle diese Gattungen bindet nur die moralische Nutzanwendung zusammen, die nirgends fehlt; einmal sagt er selbst, man ließe die Erzählung der Mähren besser ganz, wenn man nicht das Gleichniß dazu sagte. Die

---

399) Docen Misc. 2. 209.

400) In Benecke's Beiträgen 2, 493 ff.

401) Wie bei Hahn den vom kundigen Knecht. Er unterscheidet übrigens selbst, daß er Einiges zur Kurzweil dichte, Anderes nicht.

Stücke sind von dem ungleichsten Werthe[402]). Alles was feierlicher, christlicher, ernster sein soll, wird matt und eintönig, und nicht leicht hat das Mittelalter in dieser Zeit dann etwas so farb- und glanzloses, wie diese Lehrgedichte. Aber wo er sich seinem Humor freier überläßt, wie im Pfaffen Amis (auf den wir später noch einmal zurückkommen), mehr aber noch in seinen Fabeln, wie auch Lachmann urtheilte, zeigt sich sein Talent am schönsten. Nicht in allen, muß man bemerken; Grimm hat in den mitgetheilten eine sehr gute Wahl getroffen[403]). Wie sich hier das einheimische Mährchen mit der fremden Fabel kreuzt, ist höchst merkwürdig und trägt nicht wenig zur richtigen Ansicht von dem Unterschiede zwischen beiden bei, ja es ist vielleicht das Merkwürdigste, um dessen Willen die Geschichte der Dichtung den Stricker nennen muß. Entweder er entlehnt Fabel und Lehre, dann ist er, je nach seiner Laune, bald ganz kurz äsopisch, bald dehnt er seinen Stoff in einen weiten Vortrag aus; er entlehnt die Fabel und macht eine neue Nutzanwendung, dann paßt sie nicht, ist bald zu eng oder zu weit, oder wenigstens steckt sie voll Naivetäten, wie denn bei ihm die Anwendungen auf die Minne so charakteristisch sind, wie bei Lessing die auf die Kritik; er nimmt auch oft irgendwo eine Moral her und will dazu eine Fabel erfinden, dann verschwimmt ihm die Erzählung in eine Allegorie oder sie paßt nur halb auf die Moral. Am eigenthümlichsten sind hier, wie auch Grimm bemerkte, die Mährchen oder mährchenhaften Fabeln, wie das vom Tursen oder von dem Könige mit dem Katzenauge, die es zeigen, wie schwer hier mit Moral beizukommen war, wo die Erzählung ihren Werth ganz in sich selbst sucht.

---

7. Gottfrieds Schule.

a) Weltliches.

Die Lehrdichter, die wir hier kennen gelernt haben, bereiten uns schon auf eine Erscheinung vor, die wir weiterhin immer deutlicher werden hervortreten sehen: sie sammeln und schließen ab, ein äußeres

402) Das scheint auch Rudolf von Ems sagen zu wollen in der Alexandreis:

Swenn er wil der Strickære,
sô machet er guotiu mære.

403) In den altdeutschen Wäldern. 3, 167 ff. Eine ähnliche Sammlung von Fabeln des 13. Jahrh., alle des gleichen Schlages, und zum kleinsten Theil vom Stricker, theilt Pfeiffer mit in Haupt's Zeitschrift 7, 318.

Merkmal einer sich vollendenden Periode. Freidank's Bescheidenheit ist ein Sammelwerk, Thomasin's Gast ist ein systematisches Buch; gegen Walther's Gelegenheitsgedichte, die mit dem Tag entstanden, sind sie die Werke denkender Dichter, die mit ihren Arbeiten weiterliegende Zwecke verbinden. Die Denk- und Redeweise dieser älteren Didaktiker ist noch die klare, einfache, wie sie in den höfischen Kreisen beliebt war; sehr bald schließt aber unsere Spruchdichtung eine Art Bündniß mit der Wolfram-schen Manier, und dies wollen wir in der zweiten Periode unserer ritterlichen Lyrik später betrachten, die durchaus als eine gnomologische und ganz verschiedene von dem eigentlichen Minnegesang abgetrennt werden muß, und deren Anfänge wir mit Reimar von Zweter machen, der seinen Dichtungsgegenständen nach ganz von Walther angeregt ist, dessen Manier aber schon zu dem Mystisch-Allegorischen neigt, das bei Wolfram's Nachahmern vorherrscht. Dasselbe allgemeine Merkmal der klaren Verständlichkeit, der ebenen Rede, um die Gottfried den Hartmann und eine große Reihe von Nachfolgern den Gottfried preist, eben das Merkmal, das diesen vom Wolfram, und die angeführten Lehrdichter von den späteren, gelehrten, scholastischen Spruchdichtern trennt, scheidet auch die nächstliegenden erzählenden Dichtungen von den späteren, als deren Mittelpunkt der Titurel erscheint. Alles was sich noch in dem Geiste der ächthöfischen und ritterlichen Dichtung fortbewegen wollte, schloß sich an die zwei Vorbilder reiner Erzählkunst an, an Gottfried, „der nie einen falschen Tritt in seiner Rede that," an Hartmann, „an dem nichts wurmäßiges ist." Der Dichter, von dem diese beiden Aussprüche sind, Rudolf von Ems, steht neben Konrad Fleck und Konrad von Würzburg als einer der besten Vertreter dieser Nachblüte und Nachahmungskunst, und er hat in zwei dem Gottfried nachgebildeten Stellen seiner Alexandreis und seines Wilhelm von Orlens eine Reihe von Zeitgenossen versammelt und genannt, die in den Kreis seiner Freundschaft und dieser Schule gezählt werden dürfen. Mit diesem Ausdrucke wollen wir nichts Engeres, nichts Aeußerliches bezeichnen, sondern nur das Schülermäßige jener großen Gruppe von Nachgängern andeuten, die wie Rudolf überall nach Meistern suchen, ohne sie erreichen zu können, die sich an das Mechanischste halten, an die bloße Erzählgabe, an das herkömmliche des höfischen Vortrags und selbst dieses nicht mehr erreichen[404]); wenigstens dann nicht, sobald es gilt etwas

404) Rudolf von Ems, in der Einleitung zum 2. Buche seines Alexander:
Wir tichten unde rîmen, wir wænen daz wir lîmen
nâch wâne der rîme der hôhen sinne lîme:

Größeres zu leisten, wo der Inhalt der gegebenen Form sich nicht unterwerfen will, oder auch nur der Masse nach zu groß ist, um das Einförmige der herkömmlichen Manier, ungewürzt durch geistige Gaben, zu ertragen. Diese höfische Kunst war gleich Anfangs conventionelle Nachahmung, weil sie meist nur Uebersetzungskunst war; nur wenige bedeutende Männer konnten ihr einen selbständigen Werth geben; sie mußte nothwendig bald in hohles Formelwerk ausarten. Daher hat es denn Rudolf von Ems, der ein talentloser aber bescheidner Mann war und dem seine heutigen Verehrer vielleicht mehr Gutes nachsagen als seine damaligen kritischen Freunde (Meister Hesse von Straßburg und Vasolt), Rudolf von Ems hat es zwar auch nach dem Beispiel der guten alten Meister „gar unschämlich gefunden, wenn Jemand in guter Meinung seine Sache so gut macht wie er kann,“ aber er hat es doch auch selbst sehr wohl gefühlt, daß mit der Verbreitung der Reimfertigkeit und Dichterei der Geist der Kunst selbst zu Grunde ging, und daß je gemeinsamer sie erschiene, desto vereinsamter sie sei[405]), ein Ausspruch über eine Erfahrung, die wir im reichsten Umfang in unserer neuesten Zeit nach der Abblüte unserer großen Dichter wieder gemacht haben.

Wie abhängig, unselbständig, angelehnt die erzählenden Dichter um die Mitte des 13. Jahrh. sind, spricht sich am deutlichsten in den Fortsetzern aus, die Gottfried's und Wolfram's unvollendet hinterlassene Werke ergänzten. Für Ulrich von dem Türlein, der Wolfram's Willehalm von vorn vervollständigte, eine Arbeit, die der kärnthnische Dichter für den König Ottokar (1252 — 78) machte, ist schon das ein Zeugniß, daß er wie der Titurel-Dichter einen Gegenstand aufnahm,

---

dar àn sîn wir ein teil betrogen, uns hât der wân dar an gelogen;
wir gern, daz wir steinen den edeln unt den reinen
gelîche unser gunterfeit, alliu unser arbeit
ist nû an wildiu wort gedigen, diu vor uns wæren ie verswigen
unt selten ie mê vernomen, an diu wellen wir nû komen.

405) Ebenda:

Sinnen, singen, tihten, mit rîme sinne slihten,
des ist nû vil, es wart nie mê vor uns in alten zîten ê.
Nû stât diu kunst aleine, swie sî sî gemeine,
aleine, als ich iu sagen wil. kunstrîcher liute ist vil,
die doch niht kument an daz spor, daz uns ist getreten vor,
an meisterlîcher sprüche kraft und an hôhe meisterschaft;
uns ist diu kunst aleine swie sî sî gemeine:
ir hort ist gar vereinet, uns allen doch gemeinet,
kunst ist allen wol erkant, doch sint ir wege vil ungebant u. s. w.

den Wolfram mit Absicht fallen ließ. Früher schon (um 1242) hatte der Thurgauer Ulrich von Türheim da, wo Eschenbach's Willehalm abbricht, die Geschichte von des Helden Schlacht- und Mönchsleben, von Rennewart und Alisa hinzugedichtet, nach der wälschen Quelle, die ihm Otto der Bogener in Augsburg mitgetheilt. Diese noch ungedruckte Arbeit mochte in Wolfram's Entwurf durchgeführt sein, keineswegs ist sie es in seiner Manier; der unentschiedene, um Sagenkritik wie um Schreibstil gleich unbekümmerte Mann, hing sich eben so bereitwillig dem Gottfried von Straßburg ins Schlepptau und setzte dessen Tristan fort. Hier ist das Verhältniß umgekehrt; die Erzählart sucht sich hier dem Vorbilde zu nähern, aber der Dichter geht aus dem Entwurf, und wie der andere Fortsetzer des Tristan, Heinrich von Freiberg, folgt er einer anderen dem Eilhart'schen Tristan verwandteren Quelle. Beide diese Nachzügler haben auch eigne, selbständige Arbeiten gemacht: Freiberg um 1300 ein Gedicht von des böhmischen Ritters Johann von Michelsberg Ritterfahrt in Frankreich[406]), und eines vom heiligen Kreuze[407]). Türheim hat nach einer Stelle im Wilhelm des Rudolf von Ems „neulich einen Mann von Griechenland an Artus' Hof geschickt," und er rühmt diesen nicht erhaltenen Roman von Elies, wahrscheinlich eine Nachbildung des Eliges von Chretien von Troyes; es ist aber Freundeslob, denn Beide stehen auf gleichem Fuß mit Konrad von Wintersteten, dem Bruder des Liederdichters, der Beider Talent zu beschäftigen sorgte. Da übrigens Rudolf in seinem Alexander (V. 3151) auch dem Konrad von Fleck einen Elies zuschreibt, so haben Lachmann und Sommer vermuthet, Türheim habe nur das angefangene Gedicht von Fleck vollendet, so daß er in seinem Elies sogar noch einem Dritten den Dienst der Ergänzung erzeigt hätte.

Nächst diesen Angehängten zeigt sich Gottfried's und Hartmann's Anhang am meisten in den Dichtungen aus dem Sagenkreise von Artus, und dies werden wir erst besser übersehen, wenn Alles aus dieser Reihe gedruckt ist, was aufgefunden ward, und aufgefunden, von dessen früherem Dasein wir wissen. Den Daniel von Blumenthal des Stricker haben wir schon erwähnt; von ihm spricht auch Rudolf von Ems in den angeführten Stellen, die uns hier gleichsam den Weg weisen können, und die geradeso den erweiterten Kreis dieser Nachzügler mittelmäßigen Schlags versammeln, wie Gottfried nur die ersten Meister um sich her stellte. Eine

406) In den N. Jahrb. der Berliner Gesellschaft. 2, 92.
407) Wiener Hs. N. 119.

Anzahl von solchen britischen Romanen besitzen wir, die Rudolf nicht nennt. Wigamur[408]) gehört noch in die bessere Zeit; er ist dem Tanhäuser schon bekannt, und es ist eine dichterische Gewandtheit und eine Geläufigkeit der Sprache darin sichtbar, die an der Scheide des 13. und 14. Jahrh. schon selten wird; ein Gedicht des ganz gewöhnlichen Schlags dieser Gattung, und was den Inhalt angeht wie der Roman von Elies eine platte Erfindung. Konrad von Stoffels Gauriel von Montabel[409]), oder der Ritter mit dem Bock, hat sich gefunden. Der Dichter lebte in Straßburg, in dem Vaterlande Gottfried's, nach welcher Gegend uns auch die Rudolf und Konrad, die Vertreter dieser Gottfried'schen Richtung führen. Er bezieht sich im Anfange des Gedichtes auf Gottfried, Hartmann und Wolfram, und es macht ihm Ungemach, daß ihrer Keiner seines Ritters gedacht; in seiner Erzählung dagegen treffen wir auf die guten Bekannten Iwein, Erek u. A., wie auf die bekannten Abenteuer aller britischen Romane. Von dem Pleier, von dem früher nur Tandarios und Flordibel[410]) bekannt war, hat Karajan in seiner Frühlingsgabe einen Garel vom blühenden Thale nachgewiesen. Die Reihe der Werke dieses, nach dem Namen zu schließen, österreichischen Dichters vermehrt sich nun noch durch einen von Franz Pfeiffer aufgefundenen Meleranz von Frankreich[411]), den er, mit Bescheidenheit auf die Meister Wolfram und Hartmann zurückblickend, aus dem Französischen übertrug. Vielleicht übergibt nun Jemand die drei Werke zusammen dem Drucke. Ein eben so fruchtbarer niederdeutscher (Lüneburger) Dichter ist gleichfalls erst in neuerer Zeit bekannt geworden, Berthold von Holle. Die Bruchstücke, die von seinem Crane erhalten sind, dessen Stoff ihm von Herzog Johann von Braunschweig (regierte 1252—77) erzählt ward, weisen auf den früher erwähnten Grafen Rudolf

---

408) In den Gedd. d. Mittelalters von Büsching u. v. d. Hagen. Bd. I.

409) Die Handschrift der fürstl. Fürstenbergisch. Bibl. in Donaueschingen ist mir durch Fr. Pfeiffer's gütige Mittheilung bekannt geworden. Des Dichters Name ist Konrad, nicht Kunhart. Laßberg wies die Brüder Pilgrin und Konrad von Hohenstoffel urkundlich nach; der Name Konrads kommt zuletzt 1284 vor. Gegen Ende des Gedichtes nennt er sich:

Von Stoffel meister Cuonrât	der was ein werder frîer man
hât daz buoch getihtet,	zuo Hispanjâ er daz buoch gewan.
mit rîmen berihtet,	

410) Cod. pal. 370.

411) Hs. in Donaueschingen vom J. 1480. Der Dichter nennt sich am Anfang und am Ende des Gedichtes.

zurück; Wilh. Müller, der diese zuerst veröffentlichte, wies nachher noch kleine Bruchstücke zweier anderer Gedichte nach, von Demantin und Darifant, die er gleichfalls Berthold von Holle zuschreibt[412]). Nach Karajan's Mittheilung in der Frühlingsgabe hat sich ferner ein Werin von Lothringen gefunden, und von einem Walwein des 13. Jahrh. hat Mone (Anz. 4, 321) ein kleines Bruchstück bekannt gemacht, das wohl mit dem niederländischen Walwein einerlei Quelle hat, den Jonckbloet herausgab. So scheint sich der Kreis der Werke aus dieser fruchtbaren Zeit der Nachblüte unseres Ritterepos noch fortwährend erweitern zu wollen. Alle die bisher genannten Gedichte und Dichter nennt Rudolf von Ems nicht, wohl aber den Albrecht von Kemenaten, den wir später noch erwähnen, und andere Dichtungen, die uns unbekannt geblieben sind, wie Heinrich von Leinaue's Waller, unter dem Laßberg irrig Ecken Lied suchte. Das Nachholen der versäumten Helden, das Erweitern des Artus'schen Ritterkreises verräth nun wieder etwas von dem Sammelgeiste, den wir gegen das Ende des 13. Jahrh. immer mehr vorspringen sehen werden, wo nach dem Zeugnisse des Hadlaub die Minnelieder in Zürich angehäuft wurden[413]), wo auch wohl schon die Viltinasage zusammengesetzt wurde. Abgesehen aber von obigen einzelnen nachträglichen Behandlungen von Artussagen, gewahren wir das Sammelwesen auch sonst in diesem Gebiete.

Daß man bald im Lohengrin und sonst die Tafelrunde zum Hüter des Grals macht, zeigt ein Zusammenschieben von Zweigen, die eigentlich getrennt lagen, wie denn im Parzival König Arthur mit seinen Rittern einen weltlichen Gegensatz gegen die Tempeleisen bildet. Wäre uns des G o t t f r i e d v o n H o h e n l o h e Gedicht von allen Rittern des Arthur erhalten[414]), so würden wir aus dem britischen Sagenkreise, wie dieser überhaupt am frühesten vollendet war, auch schon aus früher Zeit ein solches Sammelwerk besitzen, und zwar eines, das wahrscheinlich um

412) Haupt's Zeitschrift 1, 1. und 2, p. 176 ff. Eine vollständ. Hs. zu Pommersfelde nachgewiesen ebd. 5, 368.

413) Man. Samml. 2, 187.
Wâ vund man sament sô manig liet, man vunde ir niet
im künigrîche, als in Zürich an buochen stât.
des prüefet man dik dâ meistersang. Der Manez rang
dar nâch endlîche, des er diu liederbuoch nu hât u. s. w.

414) Rudolf von Ems erwähnt ihn im Wilhelm von Orleans:
Die werden ritter über al, die bî Artûses jâren
in sînem hove wâren für die werdesten erkant,
die hât uns wîsliche genant ein Gotfrit von Hôhenlôch u. s. w.

Arthur, wie die Viltinasage um Dietrich, die verschiedenen berühmten Helden des Sagenkreises zu gruppiren suchte. Da aber dieses Werk verloren ist, so müssen wir uns mit der kurzen Erwähnung von Heinrich's von dem Türlein[415]) Gedichte von der [Abenteuer] Krone begnügen, das mehr darauf ausgeht, bekannte Scenen und Abenteuer, als Helden und Abenteurer zusammenzustellen. In diesem Werke, das über 30000 Verse stark ist und sich in sofern an den fortgesetzten Willehalm und Konrad's trojanischen Krieg anreiht, begegnet uns nichts, als was wir aus den frühern Romanen dieser Gattung schon längst wissen. Der Zeit nach gehört es noch in die erste Hälfte des 13. Jahrh. (um 1220). Heinrich kennt noch Keinen der spätern Spruchdichter, er beklagt als Gestorbene lauter Namen, die noch theilweise in die gute Zeit Friedrichs I. gehören[416]); auch ist seine Manier mehr die des Rudolf von Ems, der ihn in der Alexandreis rühmend erwähnt. Von Gelehrsamkeit ist noch geringe Spur, am wenigsten von einer Absicht damit zu prunken; er lehnt sich dicht an die sämmtlichen ältern Bearbeiter der Arthursage, ist von der ganzen Art der Wolframisten frei, preist den Wirnt und gebraucht dessen Absätze, die mit drei gleichen Reimen schließen; er hat den Hartmann und Reimar (den Alten) zu Vorbildern, mit deren Hingang er auch den alten Frauenpreis als ausgegangen beklagt. Alles erinnert an die Nachahmer des Gottfried. Wie Konrad freut er sich der französischen Worte und der griechischen Mythologie, freuet sich der Prachthäufung und übertriebenen Beschreibung, wie Er zwingt er sich zu einer Lebendigkeit, einer Fülle, einem Glanze und zu allem Möglichen, was sich nicht erzwingen läßt. Nicht ganz hat er den pathetischeren Ernst des Konrad; es scheint, er strebt nach Gottfried's Heiterkeit, er will in seine leichte Art eingehen, allein er weiß dabei Gottfried's Würde nicht zu halten, so wie umgekehrt die Wolframisten die Feierlichkeit und den Ernst ihres Meisters festhalten, aber darüber den ironischen Hauch fallen lassen,

---

415) Ausg. von Scholl in den Schriften des lit. Vereins. 1852. Der Dichter ist nicht zu verwechseln mit seinem Namensvetter Ulrich. Den Namen Heinricus apud portulam hat Dr. Roth in einer Urkunde des Reichsstiftes Niedermünster zu Regensburg vom J. 1240 nachgewiesen. Kleine Beiträge zur deutschen Sprach-, Geschichts- und Ortsforschung. 1850. 1, 7.

416) V. 2438.

Ouch muoz ich klagen den von Eist, den guoten Dietmâren,
und die andern die dâ wâren ir sûl unde ir brucke:
Heinrîch von Rucke, und von Hûsen Friderîch,
von Guotenburc Uolrîch, und der reine Hûc von Salzâ.

oder auch wieder andererseits seine komischen Situationen nachahmen und darüber seinen Ernst vergessen und gemein werden. Wo Heinrich von seiner Erzählung in Betrachtungen übergeht, ist es nicht um die dunkele Weisheit des Titurel zur Schau zu tragen, sondern, dem Charakter der Arthursage angemessen, bleibt er bei der Umgangsregel oder bei der Klage über den Verfall des Frauenverkehrs, die nur hie und da, wo sie ins grobe Schimpfen ausartet, verräth, daß wir schon so schnell einer derberen Zeit zurücken: überhaupt aber bleibt er trocken bei seiner Erzählung und läßt sich nicht viel in anderweitige Bemerkungen ein. Als Quelle dieser Krone wird Chretien von Troyes (unter und in dessen Werken dieses nirgends genannt wird) wohl mit Unrecht angegeben[417]. Das Ganze ist ein kaum durchdringlicher Schwall von Abenteuern, als deren Mittelpunkt Gawan zu betrachten ist; ein zusammengestoppelter Haufen jener gewöhnlichen Begebenheiten der Irrenden, wie wir sie aus Wigalois, aus Lanzelot, aus den Abenteuern des Gawan im Parzival so überreichlich kennen. Manche einzelne sind sogar in diesem Werke selbst mit leichten Veränderungen zwei, dreimal wiederholt. Alle Plan-, und Zwecklosigkeit dieser Romane, alle ihre Albernheiten, Gemeinheiten und Uebertreibungen kehren hier wieder, alles noch einmal übertrieben und breit getreten, obgleich dabei jeden Augenblick behauptet wird, der Dichter vermeide alle Unmaße und Breite. So wie denn kein naiveres Geständniß von herzloser Zusammenreimerei gemacht werden kann, als unser Heinrich an einer Stelle thut, wo er es ablehnt, die Klage der Weiber um einen Gestorbenen auszuführen, — weil schon andere Weiber andere Todte in seinem Werke mehrfach beklagt haben! Ist etwas in diesem im Allgemeinen ganz dem hergebrachten Geschmack noch angehörigen Gedichte, was leise in einen neuen Geschmack überführt, so ist es die unverholenere Art, mit der hier schlüpfrige Stellen, über welche andere Dichter mit Schalkheit und Kürze wegzugehen pflegten, ausgemalt werden, um die stumpfer werdenden Sinne der Romanleser zu reizen. Solche Stellen gehen von jetzt an fast in jede epische Erzählung ein. Solch eine Stelle ist hier die Kußscene zwischen dem Schwanritter und der Jungfrau in der Barke, besonders aber die freche Schilderung von Gasozeins Angriff auf die entführte Ginevra. Im Enenkel werden wir hernach der verfänglichen Scene zwischen Achill und Deidamia begegnen. Ganz besonders auf-

417) V. 23044.

— **anders solt ich sîn niht verswîgen, wan in franzois**
ir meister Cristiân von Trois sie hart mit lobe prîset —

Vergl. V. 23982.

fallend ist, wie im Titurel dergleichen eingeht. Der Dichter, der dort so heftig gegen Ovid loszieht, der einen so andächtigen Ton annimmt, so zart und fromm thut, seine ganz poetische Welt so heilig stellt, daß er aussagt, die Zucht jener Zeiten und Menschen sei so gewesen, daß solche Dinge selbst den bloßen Worten nach verborgener gewesen wären, als nun in Werken am Abend und Morgen, so daß denn die liebe Unschuld der Longus'schen Idyllen noch unter den Geschlechtern geherrscht habe, dieser Dichter bringt doch mehrfach eine sehr lüsterne Scene, in der sein reiner Held Schionatulander sich zum Abschiede eine sehr raffinirtunschuldig ausgedachte Gunst von der Geliebten ausbittet, und von der reinen Sigune auch erhält. Aehnlicher Art ist das Gedicht von der Heidin[418]) dessen eigentlicher Mittelpunkt solch eine lüsterne Obscönität ist. Im Wolfdietrich ist das Abenteuer des Helden mit der Heidin Marpalia ein würdiges Seitenstück zu dem erwähnten in der Krone; diese Dinge sind nur mit dem ärgsten in Boccaccio oder Ariost zu vergleichen. Je später hin, desto mehr vergröbert sich der Geschmack der Liebesgeschichten. Im Malagis werden im Gegensatz von den kindischen Neigungen in Flore und Blanscheflur, und Schionatulander und Sigune die Helden mit Frauen verbunden, die sehr füglich ihre Mütter sein könnten. Im Gedichte von Dietrich's Flucht wird geradezu von den alten Zeiten gepriesen, daß man damals vor dem dreißigsten Jahre nicht liebte, und daß darin die Kraft jener Zeit ihre Quelle hatte. Und so sinkt dies in den französischen und deutschen Sagen bis zum völligen Verschwinden der Liebe in den Epopöen herab.

Noch frei von dergleichen Auswüchsen sind die drei Dichter, die wir oben als Hauptvertreter der Gottfried'schen Schule, des Spätherbstes der höfischen Kunst nannten, und die die meiste persönliche Bedeutung haben. Auch sie aber zeigen uns, wie fein und versteckt es sei, daß die erzählende Dichtung schon mit Gottfried auf der gefährlichsten Spitze stand, und daß sie nothwendig bei dem vorsichtigsten Weitergehen, bei dem entschlossensten Stehenbleiben in der alten Manier sogar, sinken mußte. Wenn man dies beobachten will, so darf man nur das Gedicht

---

418) Nach Püterich ist es von Rüdiger von Hindihofen, wohl derselbe mit Rüdiger dem „Hunthover“, von dem die Erzählung vom Schlegel in v. d. Hagens Gesammtabenteuer ist, wo sich auch der ältere Text der zwiefach vorhandenen „Heidin“ gedruckt findet. In ihm heißt der Held Alpharius, eine Figur der deutschen Sage, während er in einer jüngeren Recension Wittich vom Jordan heißt. Ein Auszug von dieser in Jacobs und Uckerts Beiträgen zur älteren Literatur.

von Flore und Blanscheflur[419]) neben Tristan halten. Wie geschickt Gottfried seiner einfachen Erzählung ein großes Interesse zu geben wußte, haben wir so eben gesehen; dem Konrad Fleck, dem gemüthlichen (schwäbischen oder schweizerischen) Dichter oder Uebersetzer des genannten Romans (um 1230) gelang das nicht. Und doch ist sein Gedicht eine so liebliche Erscheinung, wie wir deren wenige haben, so freundlich erzählt, so mild gehalten, wie man nur immer einen solchen halb mährchenhaften Gegenstand behandelt sehen möchte. Es macht den Deutschen alle Ehre und zeigt auf Einen Blick, von welcher Ueberlegenheit Sinn und Geschmack bei uns war, wenn man Reinhart Fuchs, Alexander, Parzival, Tristan, und Alles, wo es nur möglich ist, mit den fremden Bearbeitungen vergleicht, und findet, daß wir stets mit richtigem Takte das Beste ergriffen und das Einfachste feststellten oder herstellten, was meistens bei den Nationen selbst, aus denen wir schöpften, verloren ging. Den französischen Quellen unserer besten Gedichte konnte man nicht auf die Spur kommen. So hat dieser vielbehandelte Roman von Flore und Blanscheflur, der den Boccaccio beschäftigte, der in alle Sprachen, sogar ins Neugriechische übersetzt ist, und in Deutschland in mehreren Mundarten und in neueren und neuesten Prosen und Versen existirt, nirgends eine schönere, einfachere, reinere Gestalt als bei unserem Konrad. Selbst das französische Original[420]), die mittelbare oder unmittelbare Quelle aller späteren Nachbildungen, der auch Fleck in freier Nachdichtung folgt, so vortrefflich es der Herausgeber unseres deutschen Gedichtes in seiner ächten Gestalt preist, so unerreicht er es von jedem anderen Bearbeiter findet, nennt er doch von Fleck übertroffen, den er mit Recht unter den Dichtern zweiten Ranges aus dieser Zeit an Zartheit und Frische der Empfindung, an Lebendigkeit und Wahrheit der Darstellung über jeden anderen hinaussetzt. So wohlbehandelt aber diese Mähre von diesen beiden Dichtern, so gefällig sie noch 50 Jahre nach Fleck auch in der niederländischen Erzählung des Dirk von Assenede ist, so ist doch ihr Werth überhaupt und der des deutschen Gedichtes im Besonderen ein weit eingeschränkterer, als der des Tristan, dessen Helden

---

419) Ausg. v. E. Sommer. 1846.

420) Den französischen Roman hat J. Bekker herausgegeben (Berlin 1844) aus der Pariser Hs. 6987, die aber einen überarbeiteten Text enthält, dem unser späterer niederdeutsche Flos und Blankflos folgt. Die Erzählung des Dirk v. Assenede in Hoffmann's horae belg. 3. — Ueber die Bearbeitungen in fremden Sprachen s. die Einleitung Sommer's.

Gottfried von Straßburg zu einem Vertreter der Zeit, zu einem epischen Charakter zu bilden wußte. Flore und Blanscheflur ist eine jener Dichtungen, die zwar seit der Zeit der Troubadours in unzähligen Umarbeitungen die Lesewelt unterhalten, aber auch nichts weiter als unterhalten haben; sie trägt daher auch eine Einkleidung, die diesem ganz angemessen ist. Stoffe wie diese, wie die Erzählungen von Genoveva und Melusine, werden in jeder blühenden Dichtungsperiode einmal wieder aufgegriffen und zubereitet werden; sie und ähnliche sind es, die auch bei uns in Tieck's Bearbeitungen den meisten Beifall fanden unter Allem, was wir aus dem Mittelalter erneuerten; mit Recht: denn nichts hat das Mittelalter reizender gekleidet, als eben solche Novellen, die eine Art Gemeingut, die dem wirklichen Leben nicht so entfremdet waren, und eben darum auch den größesten und nur nicht eben den tiefsten Leserkreis fanden. Sobald die damalige Gesellschaft durch die vielfältigen poetischen Erzeugnisse mehr Geschmack am Lesen, mehr Bedürfniß nach dichterischen Genüssen erhielt, so war dies mehr eine Aufforderung zur Hervorbringung von Vielem und Anmuthigem, als von Tiefsinnigem und Erhabenem. Wir glauben nicht, daß eine Geschichte der Literatur auf solche Leistungen große Rücksicht nehmen kann; sie sind für den Augenblick geschrieben und erneuern sich immer wieder, um unter der jedesmaligen Gestalt der Unterhaltung der jedesmaligen Gegenwart zu dienen; einem höheren Zwecke dienen sie nicht. Die Geschichte der Dichtung kann bei solchen Werken die Veränderungen im Geschmack und in der Bildung angeben, unter denen sie entstanden; ein bleibenderes Denkmal kann sie ihnen schwerlich setzen. Was wir bei den größern Dichtern dieser Zeit von Werth fanden, ihre ästhetische Höhe, ihre sinnliche Schärfe oder geistige Tiefe, vermissen wir hier, und behalten nur die Kunst der leichten und gewandten Darstellung übrig, die den Ruin der Dichtung nicht aufhalten, kaum sich selber überall aufrecht halten konnte. Wir gehen daher auf den Inhalt von Blume und Weißblume nicht weiter ein: es ist die einfache Geschichte vom Jugendleben und der Jugendliebe zweier Kinder, die dann getrennt und nach einem gefahrvollen Abenteuer wieder verbunden werden, mit vielem Schmuckwerk griechischer Romane, mit vielen tautologischen Begebenheiten, mit vielen Schildereien und Beschreibungen, mit manchen Eigenthümlichkeiten spanischen Geschmacks, mit manchen Beziehungen auf den Verkehr von Christen und Heiden, so daß man gerne die Provence für die erste Pflegerin des Gedichtes ansehen mag. Der Dichter steht ganz unter jenen sinnigen, wohlwollenden, harmlosen und edelgesinnten Männern, die achtlos auf der Welt Beifall

und den Ruhm der Erde aufs Gute, auf Tugend und Herzenseinfalt gerichtet sind, allein der Geist seiner Dichtung trägt auch ganz das Gepräge jener Schwächlichkeit, die schon im Tristan mißfällt. Man vergleiche nur, wohin es schon mit aller kräftigeren Ansicht des Lebens gekommen war. In der Jugendgeschichte der beiden Kinder, die theilweise gerade das Eigenthum des Deutschen ist, die man immer als das Gelungenste im Buche ausgezeichnet und die der Weichlichste und Verwöhnteste stets am vortrefflichsten gefunden hat, ist die verhätschelnde Erziehungsart, die die Kinder zu Puppen statt zu Menschen macht, aufs weiteste getrieben. Die artigen Kinder gehen Hand in Hand miteinander in die Schule, verstehen sich schon im fünften Jahre sehr wohl untereinander, herzen sich und küssen sich, lesen der Minne Bücher zusammen, und lernen altklug der Liebe Art kennen, wie sie dem Menschen wechselnd nach Kummer Wonne gibt, nach Mißmuth Fröhlichkeit, Freude nach Trauer, wie der Liebende jetzt friert und dann flammt wie brennendes Stroh. Aus der Schule gekommen unterhalten sie sich im Baumgarten von der Liebe wie die Alten, dichteten und lasen zusammen, schrieben auf Täflein von Elfenbein mit Griffeln von Golde von den Blumen, wie sie aufgingen, von den Vögeln, wie sie sangen, von Minne viel und von Anderem nichts. Als sie nachher getrennt werden sollen, geräth der Knabe in Verzweiflung, fällt in Ohnmacht, und weiß nicht ob es Tag oder Nacht ist; das Mädchen gar will sich mit ihrem Griffel erstechen. Sind dies Scenen, die im Leben nur einiges Vorbild hatten, wohin führte da so schnell dieser Frauendienst, der im Anfange so schöne Früchte getragen haben mochte. Man vergleiche nur damit die Liebe des Schionatulander und der Sigune, um zu sehen, wie schnell jene Einfalt und Unschuld in Kinderei und Weichlichkeit übergleiten konnte, und bald steht Rudolf von Ems schon dem Walther von der Vogelweide gerade entgegen, der noch sang, daß Kindheit und Minne sich einander fremd wären. Und soll man daran zweifeln, daß jene Scenen den wirklichen Zuständen einigermaßen entsprechen, da auch im Parthenopeus der Held schon mit 14 Jahren in den Dienst der Minne tritt, da in dem Gedichte von Mai und Beaflor[421]) geradezu gestanden wird, daß die Kinder damals durch Unterricht, Erziehung, Sprachlernen u. s. w. frühzeitig verzärtelt wurden? Auch dies Gedicht (aus der 2. Hälfte des 13. Jahrh.) ist von einem jener gutartigen Männer, der mit Behagen auf Tristan und Willehalm hinblickt, in Hartmanns ebner Weise, in jener redseligen

---

421) Ausg. von Pfeiffer. Leipzig 1848.

nd beschreibungsreichen Manier erzählt, aus dem Munde eines Ritters, er dem Verfasser aus einer ungereimten Chronik den Inhalt mittheilte. ls Schilderung einer reinen und treuen Eheliebe, die von Gefahren nd Abenteuern gestört und geprüft wird, reiht sich auch dieser Inhalt an en von Flore und Blanscheflur an; und wie dieses Gedicht bildet auch Lai und Belaflor eine jener beliebten Novellen, die Schönboch und der Büheler bei uns später wieder bearbeiteten und die in unsere Volksbücher von der geduldigen Helene) übergegangen sind.

Dicht hierneben stellen wir den Wilhelm von Orlens[422]) (vor 241) des Rudolf von Hohenems, Dienstmannes zu Montfort † 1254), weniger besorgt um die chronologische Reihe der Werke dieses Dichters, als um die Zusammenstellung des Gleichartigen. Des Dichers Vorliebe für Tristan und Gottfried ist in seiner Alexandreis so nachrucksvoll ausgesprochen, daß man sich den Seitenblick dabei auf Wolfam[423]) eben so gut erklärt, wie die Beschaffenheit des Gedichtes, von em wir reden. Der Wilhelm von Orlens ist wie so Vieles unserer alten iteratur früher ganz unverständig überschätzt worden, indem man ihn wohl über Wolfram's Willehalm gesetzt oder gefunden hat, daß er sich unter allen übrigen Aventiuren am nächsten dem Tristan anschließe," aß man ihn eines der schönsten Denkmäler der altdeutschen Poesie geannt hat. Edelstein und Glas gleichen einander oft, heißt es im Eraius, und diese Aehnlichkeit der Werke der Meister und der Nachahmer at vielfach unsere altdeutschen Forscher getäuscht. Wir dürfen wieder, bwohl hier nur stellenweise, den zierlichen, Gottfried von Straßburg achgeahmten, Vortrag rühmen, dessen Ton oft selbst in Nachbildung einer kühnen verschlungenen Perioden wohl getroffen ist. Was aber die

422) Cod. Pal. Nr. 323. Eine Ausgabe wird Fr. Pfeiffer besorgen.

423) Einleitung zum 2. Buche des Alexander:

Daz ander rîs ist drûf gezogen, starc und manige wîs gebogen,
wilde guot doch spæhe, mit fremden sprüchen wæhe,
daz hât gebelzet ûf den stam von Eschenbach her Wolfram,
mit wilden âventiuren kunde er die kunst wol stiuren —

agegen heißt es von Gottfried V. 3060:

— der nie valschen trit
mit valsche in sîner rede getrat; wie ist eben sleht gesat
sîn funt, sîn sin sô rîche; wiest sô gar meisterlîche
sîn Tristan; swer den ie gelas, der mac wol hœren, daz er was
ein schrôter süezer worte und wîser sinne ein porte,
wie kunde er sô wol tihten, getihten krümbe slihten,
brîsen beiderhande lîp, beide man unt werdiu wip u. s. f.

Mähre selbst angeht, die zwar nach einem durch die Vermittelung des Grafen Johann von Ravensburg erhaltenen französischen Gedichte übersetzt ward, das unstreitig völlige Erfindung eines matten Poeten ist, so hat der Deutsche doch darin so viel plump und ungeschickt von Gottfried Entlehntes, daß man aus diesen seinen Zuthaten die Hülflosigkeit seines dichterischen Genius wohl kann erkennen lernen. Zuerst ist (um von jener Einladung der alten Dichter und Aehnlichem zu schweigen) der Tod der Blanscheflur (im Tristan) in dem der Ylie copirt. Sie hört von dem Tode ihres Mannes mit großer Gefaßtheit, sie geht ohne Weinen und Schmerz zu verrathen, im Gegentheil fröhlich, zu seiner Leiche, erhebt eine Klage und stirbt. Das versteinerte Herz der Blanscheflur bleibt hier unglücklicherweise bis zum Tode beredt und geschwätzig; oder der Tod der Getreuen fließt unbegreiflicherweise aus Hoffnung und Standhaftigkeit. Wir wollen ein anderes Beispiel nehmen. Der junge Wilhelm von Orlens kommt an den englischen Hof und wird mit der jungen Amelye erzogen. Sie erzählen sich gegenseitig von Puppen- und Jagdspiel, und die Weichlichkeit im Tristan und Flore begegnet uns wieder. Als das Mädchen noch kindlich und harmlos blieb, wollte ihr der Knabe seine Liebe entdecken. Sie fragt ihn einst um die Ursache seiner Trauer und begreift, als er ihr nun seine Eröffnungen macht, seine Sehnsucht und die Art seiner Liebe nicht; eine jener beliebten naiven Scenen wird eingeleitet: er spricht von Wunden, die sie ihm schlage, aber, sagte sie, sie habe ja keine Waffen; sie liege ihm an seinem Herzen, beschwört er; aber sie säße ja da und er dort, wirft sie ihm ein. Allein der naive Ton des Veldeke ist weg; und diese Scene verhält sich zu dem Gespräche der Lavinia und ihrer Mutter, wie der Tod der Ylie zu Blanscheflur's. Der Dichter zehrt, wie alle Dichter dieser Zeit, vom Dagewesenen, ohne im Stande zu sein, es zu erreichen; es schreibt ein Poet, der einigen offenen Sinn, große Vorbilder, wenig schaffendes Talent hat. Jene Scene des Veldeke erregt ein innerliches Wohlgefühl und man zweifelt, soll man den Dichter oder seine Geschöpfe liebenswürdiger finden, aber hier fehlt dem Dichter die Empfindung, und mit der Empfindung der Ausdruck, und man sieht ihm das Nachdenken auf der Stirne, wo man im Veldeke das lachende Herz erkennt. Bei diesem quält sich die alte wohlerfahrene Mutter vergebens ab, der unbefangenen Tochter einen Begriff von der Minne beizubringen, und bis zum Unmuth empfindet sie die Schwierigkeit, solch ein luftiges Wesen in ein Bild zu bringen; allein hier ist die Zeit schon merklich fortgerückt: dem vierzehnjährigen Knaben gelingt das schon besser, und wie Amelye gar nicht verstehen will, wie

sie ihn lieben soll, so erklärt ers ihr aufs praktischste: sie solle ihn zum Manne nehmen! Man sieht wohl, wie leise hier die Poesie in Prosa hinabgleitet und dies ist dann wie im Ulrich von Lichtenstein weiter in den Sonderbarkeiten der Fall, in den Turnierfahrten, die der Liebende zu Ehren der Geliebten macht, in dem Gelübde sich mit Hunger ums Leben zu bringen, als Amelye ihn nicht erhören will, und dergleichen mehr. Zeigt sich das prosaische Gemüth des Dichters schon in solchen Zügen, so zeigt es sich in der Wahl des ganzen Gegenstandes noch mehr. Dieser Roman fängt eine neue Klasse an: er dreht sich um Personen wie aus der Gegenwart, um ganz neu ritterliche Sitte, um die persönlichen, häuslichen Verhältnisse, um das Mein und Dein, um Lehnsitte, Erbfolge, Vermögensverwaltung und Verzinsung. Wenn der Held reist, so zieht er nicht mehr als Irrender, sondern mit einer Hofdienerschaft; er nimmt Geld mit und gute Lehren, mit diesem Gelde hübsch sparsam zu sein; Alles geht natürlich und einfach und ziemlich gewöhnlich zu. Dies hängt mit der Quelle dieses Gedichtes zusammen, die offenbar in Flandern oder Brabant zu suchen ist, wo der ritterlichen Poesie so leicht das Spießbürgerliche anhaften blieb, wie den mythologischen Gemälden der Rubens das Caricaturartige der niederländischen Kunst. Genau so verhält es sich mit Konrad's Schwanritter [424]). Auch da herrscht neben der Abenteuerlichkeit des Stoffes, über dessen Quelle wir auf Reiffenberg's Einleitung zum chevalier au cygne (Brüssel 1846) verweisen, der Ton des gemeinen Lebens und die alltäglichen Verhältnisse der Gegenwart; auch im Lohengrin ist der gleiche Fall. Statt daß sonst die wirkliche Welt in das Reich der Wunder hinübergerückt war, so treten hier nur noch einzelne Wunderlichkeiten in die wirkliche Welt herein. Gleich im Wilhelm von Orlens fällt übrigens eine Stelle auf, die uns zeigt, daß es unserm Rudolf nur noch halber Ernst ums Dichten war, wie dem Stricker, dessen Zweifel wir früher kennen gelernt; auch ihm sind häufig die Gedanken gekommen, ob er nicht lieber das Dichten aufgäbe [425]).

---

424) In den altdeutschen Wäldern. 3. Band.

425) Wilhelm von Orlens V. 9863 ff.: Er dachte oft:
lâ varn dîn getihte, man hât ez nû ze nihte!
als ich mir diz gedenke, zehant ich widerwenke
und denke in den sinnen mîn: nû, wer sol dir lieber sîn,
denne dû dir selben bist? Waz ob z' etelîcher frist
dir ein danc noch widervert, dâ von dir lihte wirt beschert
êre, sælde, werdekeit? sô liebet mir diu arbeit
und tihte aber fürbaz. ûf den gedingen tuon ich daz,

Nichts erklärt das Mechanische der Arbeiten dieser Männer besser, als diese Beobachtung, die wir gleich weiter werden verfolgen können; nichts erklärt besser, als dies Mißtrauen in ihre eigne Kraft, wie diese Dichter, wie unser Rudolf im Laufe der Zeit statt Fortschritten Rückschritte in ihrer Kunst machen. Zufolge einer Stelle im Wilhelm von Orlens hat Rudolf schon vor diesem Gedichte (nach Haupt nach 1229, nach Pfeiffer aber wahrscheinlich früher) den guten Gerhard [426]) gedichtet; ihn und den Barlaam besitzen wir; seine Bekehrung des heiligen Eustachius hat sich noch nicht gefunden. Wir geben gern zu, daß der gute Gerhard das gelungenste von Rudolf's Werken sei; daß er unsere wohlerwogenen Urtheile über den Dichter zurückzuweisen fähig sei, geben wir nicht zu. Man hat mit Recht schon darauf aufmerksam gemacht, welch zweideutiges Talent das sein müsse, das mit der Zeit statt vorwärts immer rückwärts ging! Ebene, klare Erzählung macht keinen Dichter; ist sie vollends nicht einmal original, so ist auch dies blos äußerliche Verdienst noch geschmälert. Nach einem Boccaccio kann ein zweiter, von ganz gleichem Werthe, früh oder spät, nie hoffen das gleiche Lob zu ernten, und was ist am Ende selbst das Lob des Boccaccio? Was war selbst unser Lob des Hartmann, an dessen armen Heinrich die einheimische Legende vom guten Gerhard am ehesten erinnert. Wir wollen unseren gutmüthigen Rudolf so rügen, wie er es selbst wünscht: daß unser Rath freundlich sei; wir wollen seiner Mähren nicht spotten, und ihm zu gute annehmen, was er in guter Meinung schrieb; wir können aber doch nicht die Wahrheit verschweigen, die sich so stark aufdrängt, denn auch sie ist, in guter Meinung gesagt, gut. Kann man aus einem höheren Gesichtspunkt selbst diese Erzählungskunst nur billigen, oder gar diese Charakteristik, da hier der bescheidene Mann, der dem ruhm- und prahlsüchtigen Kaiser Otto dem Rothen entgegengesetzt und dessen Selbstbescheidung und Entfernung von Selbstanrechnung seiner Gutthaten in so starken Zügen hervorgehoben ist, zuletzt sein eigen Lob ganz in dem freigebigsten Ton eines Dritten, die Geschichte seiner Bescheidenheit ganz in dem wortreichsten Flusse eines Dichters erzählt? Sieht man von diesen eigentlichen poetischen Anforderungen ab, so ist der schlichte Vortrag

---

daz ich in deste werder sî, den solhiu fuoge wonet bî,
daz ich in durch mînen sin lîhte deste werder bin u. s. w.

426) Ausgabe von M. Haupt. 1840.

im Gerhard gefällig, und hiermit vergleichen sich am nächsten die kleinen Erzählungen des Konrad von Würzburg.

Konrad ist wie Gottfried bürgerlichen Standes; er fällt später als Rudolf, der ihn in der Alexandreis noch nicht unter den berühmteren Dichtern nennt; er hat seine poetische Laufbahn erst nach Rudolfs Tode begonnen. Er lebte und starb in Basel, war aber kaum, wie Wackernagel meint, auch dort geboren; eine Reihe von Gönnern sind aus dieser Stadt, auf deren Aufforderung, denen zu gefallen er dieses oder jenes Werk gedichtet oder übersetzt hat. Mit seinen lyrischen Gedichten steht er ganz in der Reihe der Marner und ähnlicher späterer Lyriker, Frauenlob setzte ihm in seiner überschwenglichen Weise ein Denkmal, und Leuten wie ihm und Trimberg empfahl er sich mit seiner Gelehrsamkeit. In den formalen Dingen der Dichtung ist er durch ungemeine Leichtigkeit und Beweglichkeit, so wie durch die tadellose Reinheit seiner Reime ausgezeichnet, und durch den Bau seiner Verse gewissermaßen epochemachend: er hat zuerst aus der lyrischen Dichtung den regelmäßigen Wechsel der Accente, d. h. den rein jambischen Vers in die erzählende Poesie herübergenommen. Ueberschlägt man seine gesammte Dichtung, so erscheint er überall an der Grenze der früheren und späteren Zeit; seine lyrischen Gedichte führen zu den geschraubten, gekünstelten und lehrhaften Poeten am Ende des Jahrhunderts über; seine erzählenden deuten rückwärts und suchen sich an die reine höfische Kunst Gottfrieds von Straßburg anzulehnen. Unter ihnen sind die kleineren, die v. d. Hagen in seine „Gesammtabenteuer" aufgenommen hat, die aber nun auch einzeln größtentheils in reineren Ausgaben zu lesen sind [427]), das empfehlendste. So urtheilt der Herausgeber des Otto mit dem Barte, daß unserm Konrad „zumeist die Erzählung gerecht war, und zwar diejenige, die ihn nicht zwang, sich zu schrauben, und mit seinen Kenntnissen das zu ersetzen, was ihm an ächt poetischem Geiste abging; bei der er nicht Gefahr lief, sich zu erschöpfen, in breite Reflexionen einzulassen und platt oder gar gemein zu werden; die kurze Erzählung also, die ihm einen schlichten Stoff bot, den er kurz und lebhaft in gewandter Sprache und leichten Versen darstellte." Eben um dieses formalen Verdienstes willen, auf das es ja selbst den größeren Dichtern der

427) Engelhard, hrsg. v. Haupt. 1844. Otto mit dem Barte, hrsg. v. Hahn. 1838. Der werlte lôn, hrsg. v. Fr. Roth. 1843, der auch das Herzmähre 1846 herausgegeben hat, und den Schwanritter und das Turnier von Nantes herausgeben wird.

Zeit in ihren größeren Werken fast allein ankam, und das in diesen kleineren Mähren offenbar die Hauptsache sein mußte, preist ihn auch der Herausgeber des Engelhard; „sein Blick beherrsche keinen weiten Gesichtskreis und dringe nicht in den innersten Kern menschlicher Dinge; aber was der Ueberlieferung leicht abzugewinnen war, das male er in jener Erzählung mit besonderem Geschicke und mit gleichmäßiger Zierlichkeit aus.“ Und wie wir Neueren sein Talent zu der kleinen Erzählung hervorheben, so scheint auch schon die damalige Zeit geurtheilt zu haben, die, wie es in größeren Werken mit Wolfram's Namen geschah, so Konrads Namen benutzte, um die kurzen Erzählungen Anderer[428]) mit demselben fälschlich zu schmücken und zu empfehlen. Neben dem Schwanritter, den wir vorhin schon erwähnt haben, würde das Gedicht von Partinopier und Meliur, von dem nur Bruchstücke übrig sind[429]), seines eigenthümlichen Inhalts wegen (es ist die griechische Fabel von Amor und Psyche, die in Südfrankreich oder Spanien in einen Ritterroman umgewandelt wurde) am meisten zur Besprechung anlocken, wenn es vollständig erhalten wäre; in dessen Abgang ist die umfangreichere Erzählung von Engelhard und Engeltrut[430]) das willkommenste unter diesen Werken, sowohl das Talent des Dichters in das beste Licht zu stellen, als auch neben Wilhelm von Orlens, Mai und Belaflor und den ähnlichen letztgenannten Erzählungen den leise sich wandelnden Zeitgeschmack anzudeuten. Diese Mähre von ächter Freundestreue erzählt, wie die zwei an Seele und Körper gleichen Freunde Engelhard und Dietrich am Hofe des Königs Frute von Dänemark Dienste nehmen, wie Beide dessen Tochter Engeltrut lieben und von ihr geliebt werden; wie sie sich für den Erstern blos der Aehnlichkeit ihrer Namen wegen entscheidet; wie sie den Geständigen nach Weiberart, die Willige unwillig, abweist, dann ihm, als er todtsiech niederliegt, geständig wird und ihm zuletzt den Preis der Minne gewährt. Ein Neider verräth sein Glück; Engelhard leugnet seine Sünde; ein Zweikampf soll entscheiden; schuld-

---

428) So die „Birne“ in den Gesammtabenteuern 1, 211, und der Heinz von Rothenstein ebd. 189.

429) Gedruckt in Partonopeus und Melior, hrsg. v. Maßmann. Berlin 1847; zugleich mit mittelniederländischen Bruchstücken und einem Auszug aus dem französischen Parthenopeus von Blois (von Denys Piramus), der von Crapelet und Robert 1834 herausgegeben ist.

430) Es ist dies die Sage von Amicus und Amelius, die nach C. Hofmann in seiner Ausgabe des Amis et Amiles (1852) in einer Münchner Hs. auch deutsch behandelt existirt.

bewußt fordert er sein Ebenbild, seinen Freund Dietrich auf, für ihn zu kämpfen; dieser siegt, erhält die Engeltrut zur Gattin und liegt bei ihr, durch das scheidende Schwert getrennt; wie Engelhard mittlerweile bei Dietrich's Weibe dessen Rolle vertritt. Bald stirbt König Frute, Engelhard erbt das Reich, die Rollen werden wieder getauscht. Ueber lange aber bekommt Dietrich die Miselsucht; nur das Blut von Engelhard's Kindern soll ihn heilen, und Engelhard bedenkt sich nicht, diesen die Köpfe abzuschlagen; ein Wunder aber stellt sie wieder her. Man sieht leicht, wie fein sich hier unverträgliche Dinge anfangen zu mischen, Form und Inhalt sich zu widersprechen. Im Anfang bildet die Erzählung ein Seitenstück zu den weichen Minnegeschichten, die wir zuletzt erwähnten, doch ist der sonstige Schmelz dieser Scenen nicht mehr erreicht; dann bietet der Rollentausch der Männer eine jener kitzlichen Situationen dar, die aber der ehrbare Konrad nicht in dem Stile der Zeit ausbeutet. Der Zweikampf scheint eine Bestätigung der Gottfried'schen Ansicht von den Gottesurtheilen werden zu sollen, wie windschaffen der heilige Christ sei, aber der ernste Ausgang ist schon ganz in dem Sinne der Zeit der zweiten Hälfte des 13. Jahrh., wo man in der Literatur die religiöse Aengstlichkeit und Zerknirschung hervorstechen sieht, und in dem Sinne des Dichters, der in dem kleinen Gedichte von der Welt Lohn, in einer an die Person des Wirnt von Gravenberg geknüpften Allegorie, den allgemeinen Rath gibt, die Welt fahren zu lassen um die Seele zu bewahren. Der letzte Zug endlich, die Ermordung der Kinder, bereitet (wie die Ermordung der Mutter durch den Sohn in Graf Mai, wie im Otto mit dem Barte die Züge der Vasallenrohheit) schon auf den Charakter der größeren Dichtungen dieser und der folgenden Periode vor, wo die anarchische Zeit dergleichen Härten zu herrschenden Bestandtheilen macht, die sich hier in den glatten, geleckten Formen der sanften guten Tage Hartmann's und Gottfried's eigenthümlich fremdartig ausnehmen.

Die kleinen Erzählungen, die Novellen, Schwänke, „Abendmährchen", die ohne tiefere Zwecke, zur Kurzweil, als „Wendunmut" geschrieben sind, haben in dieser Zeit der absinkenden epischen Dichtung ihren Höhepunkt, wie es bei einer Gattung natürlich ist, die so oft durch ihre Darstellungen aus der wirklichen Welt, absichtlich und unabsichtlich, einen parodischen Gegensatz gegen die ritterliche Epik bildet. Auch unter den Franzosen trat erst in dieser Zeit Rutebeuf (hrsg. von Jubinal 1837) als der Meister in dieser Dichtungsart auf, deren satirische Schärfe gegen die Standesübertreibungen des ritterlichen und geistlichen Lebens in dieser Nation besonders treffenden Ausdruck und begierige Aufnahme

fand. In Deutschland mag uns Konrad als der Vertreter der kleinen Erzählung gelten, obgleich er dem humoristischen Zweige derselben nicht oblag; wir begnügen uns in der Note[431]) die Namen einer Anzahl von Dichtern zu nennen, die auf diesem Gebiete gearbeitet haben, und auf unsere gedruckten Sammlungen deutscher Schwänke zu verweisen, die wir schon früher bei Gelegenheit des Reinhart Fuchs vom Glicheser erwähnt haben. Wenn die erzählenden Dichter dieser Zeiten in den Stücken kleinen Umfangs noch ihr größtes Geschick bewähren, so können wir umgekehrt ihr Ungeschick am besten dort beobachten, wo sie sich an jene umfassenderen Werke wagen, die zum Theil den Weg von dem Roman zur Reimchronik, von der Dichtung zur Geschichte bahnen. Konrad's trojanischer Krieg[432]), den er für den „werthen Sänger Dietrich von Basel" dichtete, gegen 1280 begann, aber unvollendet hinterließ, ist ein Riesenwerk, das ganz den Sammelcharakter einer Zeit ausspricht, die nichts mehr von der selbstschaffenden Kraft besitzt, welche kein anderes Vorbild braucht als das Leben selbst. Der Dichter selbst vergleicht dies Werk mit einem Flusse, in dem wohl ein Berg versänke, oder mit einem bodenlosen Meere von Sagen, in das sich viele Mähren ergießen, wie die Ströme in den Ocean. Wie so viele ähnliche Erzeugnisse, die wir schon trafen und fortan treffen werden, hat auch dieses das Charakteristische, daß es nachahmt, der Schilderung wie dem Stoffe nach, und in beiden zu überbieten sucht. Man darf nur aufschlagen, um an der Beschreibung des Kampfes zwischen Hektor und Peleus, oder der Liebesintriguen zwischen Jason und Medea, zwischen Achill und Deidamia zu sehen, daß alles Aehnliche, was der Art früher gedichtet ward, übertroffen werden soll und eben dadurch weit dahinter zurückbleibt. Ganz steht der Dichter mit dem Einen Fuße schon in all der prosaischen Plattheit, die jetzt neben dem hochpoetischsten Schwulst allgemein wird, wie ja auch immer die ärgste Prosa im Geschmacke einer Zeit nur das Ueberladenste für Poesie hält. Die Einleitung in den trojanischen Krieg ist in einer ähnlichen Art als das Werk eines ächt dichterischen Geistes bewundert worden, wie man z. B. die des Diodor als eine Musteransicht von

---

431) V. d. Hagen führt als namentlich bezeichnete Verfasser solcher kleiner Stücke auf: Jakob Appet, den Freudeleeren, Heinz den Kellner, Heinrich von Freiberg, Dietrich von Glatz, Hermann Fressant, den Hufferer, Niemand, Rafold, Rüdiger den Hunthover, Rüdiger von Munre, Ruprecht von Würzburg, Sibot, Volrat, den Vriolsheimer, den Zwickauer, Herrand von Wildonie und andere sonst bekannte.

432) Ein Theil gedruckt in der Sammlung von Müller. 3. Bd.

Geschichte gepriesen hat. Beides konnte nur die Oberflächlichkeit aussprechen und sie konnte nur die Oberflächlichkeit irre leiten. Der Dichter beginnt mit der Klage über die schwindende Kunst [433]), über die wenige Pflege, die sie noch findet, über die Seltenheit ächter Meister. Er klagt über die Theilnahmlosigkeit, mit der sich nun Alles von Rede und Gesang abwende; doch wolle er darum (V. 140 ff.) nicht sein Singen lassen und seiner Zunge ihr Amt verbieten, sondern nur in sich selbst die Befriedigung suchen, die die Welt der Kunst jetzt versage. Eine solche Bescheidenheit und Genügsamkeit möchte vielleicht den Philosophen und überhaupt jeden Mann zieren, der sich über sich und die Welt aufklären will; wer aber irgend wie mit den Kräften seines Geistes wuchern, wer dichtend auftreten will, der drängt sich doch besser, wie jener, „dem die Muse das machtvollste Geschoß gewaltig pflegte" in den Kreis der siegreichen Könige und sucht seine Weisheit in der Welt leuchten zu lassen. Unser Konrad aber reimte so vor sich hin und bedachte nicht, daß sich mit solchen Ansichten der blühende Ton des Anfangs und die erste Begeisterung nicht bis auf die zehnte Seite werde fortführen lassen. Und wenn auch jene weitere Ansicht unseres Dichters (V. 74), daß die Dichtkunst unter allen Künsten die einzige ist, die nicht gelehrt und gelernt werden kann, von einem höheren Begriffe der Kunst in ihm zeugt, so wie er auch sonst (V. 6453) den angebornen Genius von dem gemeinen Talente sehr schön zu unterscheiden weiß, den von Natur Weisen vom Gelehrten, so ist dies nur ein Beweis von einem offenen Kopfe, von einem passiven Vermögen des Geistes, das man mit Recht auch an unserer neueren romantischen Schule als bezeichnend gefunden hat. Von einem dichterischen Sinne aber zu einem Dichter ist ein sehr weiter Schritt. Und wenn man von irgend einer Dichtkunst sagen kann, sie ist gelehrt und gelernt, so ist es ganz gewiß die des Konrad. Von der unlernbaren Kunst der Menschenkenntniß, der Seelenbeobachtung, der lebendigen und wahren Darstellung hat er seinem Gottfried von Straßburg nichts abgesehen, aber wo es aufs Ausschmücken, aufs Verschwenden großer Kräfte an kleine Dinge ankommt, da hat er den Meister zu erreichen gesucht, und hat diese Künste sogar in allerhand Beschreibungen und Malereien angewandt, die Gottfried verschmähte, er hat also nicht einmal überall mit Geist und dichterischem Sinne abgelernt. Daß auch trotz aller Anstrengung, sich auf der idealen Höhe der alten Sänger zu halten,

433) Im altdeutschen Museum 1, 62 ff. ist eine „Klage der Kunst" abgedruckt, die die Hs. als ein Gedicht von Konrad gibt, dem es aber Wackernagel abspricht.

Konrad in das Platte und Prosaische überstreifte, in dem sich Rudolf noch breiter niedergelassen, sahen wir oben schon an seinem Schwanritter, und man sehe nur im trojanischen Kriege die Stelle an, die sich mit den alten Göttern beschäftigt, welch eine trockne Ansicht das Ganze darstellt und mit welchem Ungeschmack er im Rathe der Unsterblichen den Apoll mit seiner Apotheke und Latwergbüchse auftreten läßt.

Auch Rudolf von Ems hat nach einer Stelle seiner Weltchronik einen trojanischen Krieg gedichtet, der verloren ist; sein Alexander[434]), den Pfeiffer der Zeitfolge nach hinter den Wilhelm von Orlens reiht[435]), ist wahrscheinlich unvollendet geblieben; von zehn Büchern sind fünf und ein Theil des sechsten erhalten. Das Ganze wäre ein Werk von vielleicht 50000 Versen geworden und reiht sich daher in die Massenwerke der Zeit charakteristisch ein. Von Seiten des gewählten Stoffes und der Behandlung bildet das Gedicht eine erwünschte Mitte zwischen dem Wilhelm und der Weltchronik von Rudolf, um in steigenden Verhältnissen zu versinnlichen, wie in diesen Geistern und Gemüthern die Poesie der Prosa wich. Die Grundlagen seiner Arbeit gibt der Dichter selbst in der Einleitung des vierten Buches an: zuerst den Leo (liber de prœliis), die Hauptquelle Lambrechts; dann den „weisen Pfaffen" Curtius Rufus, der die von Leo unbeschriebenen Schlachten geschildert hätte; außerdem hat er den Josephus, den Methodius und anderes Geringfügigere zu gelegentlichen Einschaltungen benutzt. Die erhaltenen Theile gehen, mit Ausnahme des erstern Viertheils des Gedichtes, selten aus den historischen Ueberlieferungen über Alexander hinaus und reichen bis auf Curtius VII, 7. Nichts würde aber interessanter sein, als wenn die romantischen Theile der Sage von Rudolf wären vollendet worden und zur Vergleichung mit Lambrecht vorlägen, mit dem er hier aus Einer Quelle gearbeitet hätte. Die Behandlung würde in ganzer Fülle ausweisen, daß Rudolf der höheren Empfänglichkeit für das Schöne baar war, die dort Lambrecht so trefflich bewährte. Es geht dies schon aus dem Anfang seiner Alexandreis hervor, wo er die häßliche Geschichte von Nectanebus, die Lambrecht in wenigen Zeilen verurtheilte, in etwa 1000 Versen nach jener albernsten Ueberlieferung erzählt, die den Alexander gleich im Beginne seiner Laufbahn zum Vatermörder macht; noch mehr aber folgt es aus dem ausgesprochenen Sinne von Rudolfs ganzer Arbeit selbst. Er hat wie ein Gelehrter den Stoff zu seinem Werke, nach seinem eigenen Ausdrucke,

434) Hs. in München. cod. germ. 203.
435) Münchner Gel. Anz. 1842. N. 70.

„compilirt;" er will ihn vollständig liefern, und verzichtet daher von vorn herein auf den Ruhm, „langen Sinn mit kurzen Worten zu begreifen", dem Lambrecht doch in derselben Materie sehr nahe kam; er rühmt sich der geschichtlichen Berichte, die er voranstellt, und die von Lambrecht und Herboldsheim leicht übergangen waren; er bildet sich etwas auf seine Quellenforschung ein; er war nach seiner ausdrücklichen Anführung vor Allem auf „ungelogene Wahrheit" aus, nicht auf jene innere, ideale, künstlerische Wahrheit, die Lambrecht, das Charakteristische aushebend das Unschöne ausscheidend, erstrebte, sondern nach der Wahrheit der Autoritäten. Unter diesen benutzte er den Curtius obenan, den er noch in einem vollständigeren Texte als wir, aber mit nicht allzugründlicher Sprach- und Sachkenntniß las[436]). Man begreift, daß diese chronicalische Dichtung von Schlachten und Heerzügen, von Städteeinnahme und Landpflege, von Verschwörungen und Prozessen ein eintöniges, reizloses Ganze von gereimter Prosa bilden muß. Noch mehr nähert sich das Gedicht der Reimchronik an jenen Stellen im fünften Buche, wo erst kurz die Reihe der persischen Könige vor Alexander, weiterhin ein Ueberblick der jüdischen Königsgeschichte nach der Bibel, nach Josephus und Hieronymus, und dann aus Methodius' Prophezeihungen die Episode von dem Geschlechte Ismaels, von Gog und Magog, in den Curtius eingeschaltet wird. Diese christlichen Autoritäten gehen dann unserem Rudolf, den wir auch als einen eifrigen Legendendichter werden kennen lernen, über den Curtius. Wo er in ihnen eine Erwähnung Alexander's fand, es mochten auch die abgeschmacktesten Geschichten von Wundern und Wunderzeichen sein, versäumte er nicht, sie am rechten Orte, mit dem Geschick eines umsichtigen Compilators, einzutragen. Selbst seine Grundansicht von dem Helden und seiner Sage hat er sich nach diesen unheidnischen Gewährsmännern gebildet. Rudolf ist für die Bedeutung seines Gegenstandes nicht stumpf; die Lehre von der Welt Eitelkeit, die Er wie das ganze Mittelalter daraus zog, konnte ihm doch die Größe des Helden nicht verleiden; er versteht den Zweifel, den er aufgeworfen las, ob es wunderbarer wäre, daß dieser Mann je den Wahn faßte die Welt zu erobern, oder daß er sie wirklich gewann, ob Entwurf oder That, Unternehmung oder Erfolg das Bestaunenswerthere sei. Und wenn er dann dem

---

436) Zacher, dem ich die freundliche Mittheilung seiner Abschrift des Rudolfischen Alexander zu danken habe, zeigt mir an, daß der Dichter in Curtius 7, 4 für fluviatili pisce muß fluvio Tili gelesen haben, weil er V. 20884 vische ûz dem Tile übersetzt. So hat er anderswo (3, 1), die Interpunction übersehend, aus der Insel Lesbos (V. 4987) einen „Herren und Degen" gemacht.

Unterschied der Beweggründe in Alexander's Thaten von denen seiner Ritterwelt nachdenkt, wenn er sich (V. 7636 ff.) gestehen muß, daß Alexander's Ritterschaft selten „um Weibes Lohn", sondern aus Hochsinn um Gut und ewigen Ruhm warb, so ist er der Lambrechtischen Ansicht, der ächten Auffassung ganz auf der Spur. Aber diese Ansicht vernichtet er selbst wieder, wenn er dann seinen Helden wiederholt als das bloße Kind eines seltenen Glückes darstellt, und dieses Glück nach Josephus' Anleitung auf die Gunst Gottes schiebt, der ihn zu seiner Geißel erkoren, um an der Heidenschaft seinen Zorn zu büßen. Diesem innersten Geiste der Auffassung entspricht auch die äußere Form. Trotz seiner geschichtlicheren Quelle gelingt Rudolf das alterthümlich ächtere Verständniß der Sage und die gegenständlichere Darstellung nicht, die Lambrecht selbst über den fantastischsten Stoffen festhielt. Alles in der Darstellung ist ritterlich modernisirt, wie bei Veldeke und Herbort. Die griechischen und persischen Helden schlagen ihre geschichtlichen Schlachten nach den französischen Kunstausdrücken der Ritterschaft; die Rede fließt dem Dichter erst da recht, wo er gewohnte Gegenstände der Romane zu behandeln hat, wo er ein Zelt und einen Hof schildert, einen Prunkeinzug beschreibt, wo von Alexander's Milde die Rede ist, wo die Weiber auftreten, vollends wo Er der Dichter selber erscheint. Da gleitet er in die herkömmlichen Spiele mit rührenden und grammatischen Reimen redselig über, die in eine so ernste Materie und gerade in eine so historische Behandlung wenig einpassen wollen.

Rudolf's Alexander bahnt uns von selbst den Weg zu dem letzten seiner Werke, der Weltchronik (zwischen 1250—54). Wir kehren mit diesem Werke und mit dem was ihm anhängt zu allen den Eigenthümlichkeiten jener Zeit zurück, in der die Kaiserchronik entstand; und eine Reihe von Zügen werden uns weiterhin in jene Periode gleichsam zurückversetzen. Die Zweifel der halben historischen Gelehrsamkeit an der Wahrheit der Sagen und Dichtungen, die wir so eben schon in dem Alexandergedichte Rudolf's auftauchen sahen, kommen wieder, die in der Blütezeit der Ritterpoesie von dem Geist der Zeit überwunden worden waren; und wir wollen sogleich weiter anführen, wie sich religiöse Bedenken in diese Zweifel einmischen, und auch die Legende wieder in Schwung bringen, die im 12. Jahrh. ein Hauptgegenstand der dichterischen Erzählung war. Diese Wendung im Geschmacke der Zeit lag in der Natur der Sache. Auch im Einzelwesen kommt das Alter, wo man Mährchen und Erdichtung mit Unwillen von sich wirft und geschichtliche Wahrheit fordert; die zweite Hälfte des 13. Jahrh. zeigt dies ganz

allgemein. In dieser Zeit trat in der niederländischen Literatur jener Maerlant auf, der so lange als der Anfangspunkt der ganzen Dichtung in der Volkssprache galt, eben weil er die Losung gab zum Abwerfen der Romane, worauf dann jene Reihe historischer Reimchroniken folgte, in französischer und niederländischer Zunge, die den Kern der alten Literatur jener Lande bilden. Entsprechend mit diesen Erscheinungen werden wir demnächst auch bei uns, und zwar durch alle Theile unseres deutschen Vaterlandes hin, die nicht durch den eigentlichen Minnegesang zu erschöpft waren, die Reimchronik hervortreten sehen, in der das Geschichtliche Zweck und Hauptsache ist, und die die poetische Form nur trägt, weil noch keine Prosa gebildet war. Wie nun die Alexander- und Trojanergeschichten schon in der Mitte zwischen Dichtung und Geschichte lagen, und als Uebergänge vom Roman zur Reimchronik betrachtet werden können, so noch mehr die Reimchroniken von Rudolf und Enenkel, die wenigstens noch nicht neue Geschichte in trockenen Berichten enthalten. Von diesen hat die Rudolf'sche Chronik eine außerordentliche Bedeutung erhalten. Sie setzt ihn auf eine viel würdigere Art mit der Folgezeit in Verbindung, als Konrad's lyrische Gedichte diesen. Die vielfachen Fortsetzungen und Bearbeitungen dieses Werkes, die Masse der Handschriften, die man nur in irgend einem Handbuche der Literatur überblicken darf[437]), zeigen uns, welch ein verbreiteter und beliebter Gegenstand diese Chronik war, und wie wohl Rudolf die Zeit verstand und deren Geschmack mit richtigem Takte traf. Nach neueren Untersuchungen[438]), denen wir ihr Verdienst lassen, ohne es im geringsten zu beneiden, muß man zwei Recensionen dieser Chronik, deren eine für König Konrad, die andere für Heinrich von Thüringen (1247—88) gedichtet, jede mit einer besonderen Einleitung versehen ist, als ganz verschiedene Werke auseinander halten, von denen das erstere dem Rudolf, das andere einem ungenannten thüringischen Nachahmer zuzuschreiben wäre, der unmittelbar nach Rudolf's in Italien 1254 erfolgtem Tode dessen Werk fortgesetzt und in seinem Namen gedichtet hätte, wie der Tichterdichter in Wolfram's. Jenes umfaßt die alttestamentliche Geschichte bis zu Salomo's Tod, dieses jüngere nur Moses, Josua und einen Theil der Richter. Rudolf's Quelle ist die Bibel, in wenigen Stellen die scholastica historia des Petrus Comestor, Gottfried von Viterbo und der Polyhistor des

437) Grundriß von Büsching p. 225 ff. Maßmann Kaiser-Chr. 3, 167 ff.

438) Ueber Rudolf von Ems. Von Vilmar. Marb. 1839. Wozu man Maßmann im 3. Bande seiner Kaiserchronik vergleichen muß.

Solinus; die eingeflochtene Erdkunde hat er, nach Maßmann, aus einerlei Quelle mit dem Geschichtspiegel des Vincenz von Beauvais, der als Rudolf starb noch nicht vollendet war. Die andere Recension, die Rudolf's Werk nachahmte und benutzte, und stellenweise, wie Maßmann (K. Chr. 3, 87) gezeigt hat, auch überarbeitete, schließt sich eng an die historia scholastica, überträgt die Einleitung und Schöpfungsgeschichte des Gottfried von Viterbo, und nennt diesen als ihre Quelle, obgleich er auch hier nur für die Einleitung benutzt ist. Wie sich beide Werke berühren und kreuzen, wie vier oder fünf verschiedene Handschriftsgruppen auseinanderzuhalten sind, muß der, den diese Arbeit der Mühe werth dünkt, anderswo aufsuchen. Die pseudo-rudolfische Arbeit gefiel besser, man erweiterte sie mit fremden Zusätzen, man setzte die falsche Einleitung dem ächten Werke vor. Dies war der Fall in der Handschrift [439]), die wir mit richtigem Takte bei der ersten Auflage dieser Geschichte zum Grund unserer Bemerkungen machten, indem sie den ächteren Text und die charakteristischere Einleitung verbindet; was dabei auffallend blieb, daß der Text nicht mit der angegebenen Quelle stimmen wollte, haben wir uns so erklärt, wie es in der zweiten Recension noch immer erklärt werden muß. Wie diese Chronik sich im Laufe der Zeiten gestaltete, wie sie in der Bearbeitung des Heinrich von München im 14. Jahrh. und in den weiteren Anschwellungen dieser Arbeit aussieht, ist sie eine Haupturkunde für das Sammelwesen dieser Zeit. Sie wird wie eine neue noch überbotene Kaiserchronik; ein ungeheurer Wust von griechisch-römischer, orientalischer Sage, Chronik, Geschichte, heimischer Volksdichtung, in wunderbarer Verwirrung. Theile anderer Werke ähnlicher Art, der Repkauischen, der Enenkel'schen, der jüngeren Kaiserchronik, Theile des trojanischen Kriegs von Konrad, geistliche Dichtungsstücke, ganze Massen der französischen Sagen von Karl und Wilhelm von Oranse, wie sie von Stricker, von Wolfram und seinen Fortsetzern bearbeitet waren [440]), drängten hinein. Wie sie dagegen in der ächten und einfachsten Gestalt aussieht, in der sie aus Rudolf's Händen kam, ist und bleibt sie das langweilige Werk eines langweiligen Dichters. Die fromme Entäußerung haben wir bei diesem Geschäfte anerkannt, obgleich auch dies in einem Manne, der über die Sündlichkeit seiner weltlichen Dichtungen schwach-

---

439) Cod. Pal. Nr. 146. Die ächte Rudolfische Chronik enthält Cod. 327; die falsche Cod. 321.

440) S. im Grundriß von Büsching über die Handſ. von Gleinick, Kremsmünster und Wolfenbüttel.

müthig in Angst ist, nicht jenen wohlthuenden Eindruck macht, wie die selbstvergnügliche Weihe, die einem Otfried seine Arbeit gab. Bedeutung haben diese biblischen Geschichten wohl dadurch, daß sie dem Volke im 14. und 15. Jahrh. den Inhalt der heiligen Schriften nahe legten, obwohl die Erweiterungen derselben mit lauter weltlichen Sagen wohl ausweisen, daß man dies Werk nicht so sehr gerade um dieses Inhalts willen suchte. Sonst hätte man wohl auch am wenigsten den Enenkel und Aehnliche zur Erweiterung benutzt. In die Ueberarbeitungen der Rudolf'schen Chronik gingen nämlich auch Bestandtheile der Schriften Jans des Enenkels (nach 1250) ein, eines Wiener Bürgers, der gleichfalls, außer einem Fürstenbuch von Oesterreich eine Weltchronik reimte[441]. Beide gehören noch dem dichterischen Gebiete mehr an, als dem geschichtlichen; das Fürstenbuch ist für die östliche Sagengeschichte von Oesterreich so interessant, wie die Kaiserchronik für die des gesammten römischen Reichs; es ist voll von angenehmen Geschichtchen, Anekdoten und Späßen, trägt in Stoff und Erzählung das Novellenartige bei vielem Volksthümlichen, die Behandlung ist noch ganz frei von historischer Beschränkung und zielt auf nichts weniger als auf geschichtliche Treue ab; es führt vielmehr das Gegebene mit so viel poetischer Freiheit aus, wie nur in irgend einem Romane geschehen konnte. Dasselbe ist auch der Fall mit seiner Weltchronik. Sie begnügt sich nicht mit dem biblischen Stoffe, mit der Ausbeutung der Rudolf'schen und Kaiserchronik allein, sondern sie verflicht damit aus der poetischen Sage den trojanischen Krieg, die Thaten des Alexander und die Sagen, die sich zum Theile in der Kaiserchronik finden. Und in welchem Tone diese Chronik hier und da behandelt ist, das darf man nur in den Scenen zwischen Achill und Deidamia und der damit verbundenen Geschichte von der Schwangerschaft ihres Vaters nachsehen. Hier findet man die plumpen und zotigen Schnurren des Bauernschwankes, die Oertlichkeit wo Nithart dichtete, und die Stoffe, mit denen sich schon Herbort von Fritzlar das Aehnliche erlaubt hatte.

Vom Sinne Rudolf's freilich und dessen nächsten Zeitgenossen war eine muthwillige Stimmung dieser Art weit entfernt. Seine Beschäftigung mit der Bibeldichtung floß aus einem Ekel an der weltlichen epischen Poesie, und dies faßte der Dichter, der jene jüngere Chronik in seinem Namen bearbeitete, vortrefflich nach den Zügen auf, die ihm Rudolf im Barlaam an die Hand gegeben hatte. Dort blickt der fromme

441) Jenes ist gedruckt in Rauchs scriptt. I.; diese benutze ich in der Heidelberger Handschrift Nr. 336.

Mann reuig auf seine weltlichen Dichtungen zurück, und ganz in diesem Sinne stellt die pseudorudolfische Einleitung den geistlichen Stoff der Chronik (Cod. Pal. 146. Fol. 1—3.) als die beste Rede hin, die je ein deutscher Mann gedichtet habe, und setzt ihn den lügenhaften Mähren entgegen, die er früher im lieben Wahn auf Ehre und Ruhm mit sündhaftem Munde gedichtet, so daß er nun mit diesem Gedichte die alte Schuld zu tilgen hofft. Auch dieser Zug ist allgemein in dieser Zeit. Viele berühmte Troubadours sind nach einem weltlichen Leben eines ascetischen Endes im Kloster gestorben. Wilhelm von der Normandie, der Dichter eines Artusromans (Fregus), schrieb später einen besant de Dieu, in dem er Rechenschaft von dem ihm verliehenen Pfund gibt, und sein sündiges Leben bereut. Der Dichter eines Ave Maria [442]), das man fälschlich dem Konrad von Würzburg zuschrieb, bedauert, daß er je von Natur und Liebe gesungen habe. Wie dieses Gefühl der Aengstlichkeit aufkam und sich äußerte, und wie es in der Dichtung die Umwälzung hervorbrachte, daß man außer auf Geschichte und geschichtliche Wahrheit, auch auf die Legende und geistliche Dichtung übersprang, mit welchem Zweige wir auch Konrad und Rudolf beschäftigt finden, wollen wir etwas näher betrachten.

b) Legenden.

Der Glaube an die göttliche Gnade, das Bedürfniß der moralischen Unselbständigkeit nach diesem Glauben, die Heiligenverehrung, die damit zusammenhängt, war schon seit Jahrhunderten im Gange und hatte innerhalb der Geistlichkeit selbst allerhand Schicksale gehabt; während der Blüte des Rittergesangs unter Waffen und freierer Lebensansicht war er eigentlich nur auf geraume Zeit und nur in diesem Stande in den Hintergrund getreten. Sobald das eigenthümliche Sittengesetz dieser Klasse seine Gültigkeit und sein Ansehen verlor, der Waffendienst vom Gotteskampf zu Raub und Mord, der Frauendienst von sinniger Veredlung der Sitten nach dem Beispiele des sittigeren Geschlechtes zu Ehebruch und jeder Gemeinheit, der Hofdienst von geistigem Verkehr und Kunsteifer zu unschicklicher Unterhaltung ausgeartet war, so war es natürlich, daß auch der Gottesdienst mit dieser allgemeinen Verderbniß verderbt ward. Und daß alsdann die Dichtungen, die sich auf diesen bezogen, die Lieder, die dem Frauendienste gewidmet waren, die Epen, welche das ritterliche Treiben abspiegelten, in ähnlichem Verhältnisse sanken, ist nicht anders zu

442) V. d. Hagen M. S. 3, 343:

erwarten. Was nun diesen Gottesdienst zunächst angeht, so schien es, als ob die Zeit, die jetzt anfing, die mächtigen, gewaltigen Fürsten auf den weltlichen Thronen nicht mehr dulden zu wollen, und die sich nach unmächtigen Häuptern umsah, mit denen eher auszukommen war, auch im Himmel die furchtbare Majestät Gottes zu brechen gesucht hätte. Jenes zwölfte Jahrhundert, das sich noch an dem Selbstherrscher Karl freute, das seine Gewalt im Friedrich Barbarossa mit seiner Herrlichkeit wiederkehren sah, und beider Reich mit dem der altjüdischen Könige verglich, jenes Jahrhundert sah auch noch seinen Gott in der Erhabenheit des strengen Jehova und überall spielen die alttestamentlichen Vorstellungen in die Gedichte jener Zeit herüber. Allmählig tritt in der dreieinigen Gottheit alsdann der Sohn in den Vordergrund, und dies war seiner zwischen Gott und Menschheit vermittelnden Eigenschaft gemäß. Geistreich hat man ferner bemerkt[443]), daß, sobald die Vorstellung von der Identität Gottes, des Sohnes und des Vaters allgemeiner ward, eine neue Vermittlung zwischen der gerechten Gottheit und dem sündhaften Menschengeschlechte, oder zwischen dem unbegreiflichen Wesen des Lenkers der Dinge und dem schwachen Verstande der Sterblichen nöthig ward. Dieser unserer Sündhaftigkeit und Begriffsschwäche griffen dann die Heiligen unter die Arme und die Märtyrer mit ihren unergründlichen Verdiensten. Wir sehen also in dieser Zeit, indem wir, wie schon gesagt, ganz in dieselbe Periode gleichsam zurückversetzt werden, in der wir die Kaiserchronik entstehen sahen, die dichterischen Bearbeitungen der Legenden nicht allein häufiger, wenigstens kunstmäßiger und feierlicher betrieben werden, als je, sondern auch der ganze Anstrich des äußeren Lebens erhielt eine heilige Färbung. Wir stehen in den Zeiten, wo die Heiligsprechungen anfangen viel häufiger zu werden, wo Castilien, Frankreich, England heilige oder fromme Könige auf ihren Thronen sahen. Wollen wir in Deutschland an einem Beispiele sehen, wie sich das Leben mit der Poesie, die Poesie mit dem Leben ändert, so kann man kein auffallenderes anführen, als den Hof von Thüringen. Wir wollen dazu die Züge aus dem Leben der Elisabeth wählen[444]), einem Gedichte, das zwar etwas später fällt, das aber als Kunstwerk keiner weiteren Beachtung werth, als historische Urkunde dagegen hier ganz brauchbar ist. Wir werden dort an den alten Hofhalt des Landgrafen Hermann erinnert, an das

443) In einem Aufsatze „Zur Geschichte der Verehrung der heil. Jungfrau" im deutschen Merkur 1796, 2. und 1797, 1.

444) Manuscript in Darmstadt; auszüglich in der Diutisca 1, 343 ff.

große Ingesinde, das sich an seinem Hofe drängte, wo die Herren und Ritter, die aus aller Welt, aus Ungarn, Rußland, Preußen, Polen, Dänemark sich zur Kurzweile hier zusammenfanden, und Ritterspiel oder Saitenspiel, Turnier oder Gesang suchten. Und von diesem Bilde und der Erinnerung an die Zeit, wo die sechs ruhmvollen Sänger auf Wartburg in Kriegsweise wetteiferten mit Gesang, wo diese mit altgermanischer Wagniß und Geringschätzung des Lebens den Kopf an den Preis ihrer Fürsten setzten, von diesem Gemälde einer tollen Wirthschaft an einem zu freigebigen Hofe, von einem schlagfertigen ritterlichen Fürsten werden wir dann herübergeführt zu seinem Nachfolger, dem frommen Ludwig dem Heiligen und bald zu seinem Bruder, dem Pfaffenkönig Heinrich Raspe, von der Beschützerin des Ofterdingen zu ihrer Schwiegertochter, der frommen Elisabeth der Heiligen, von den lüderlichen Gästen an Hermanns Hofe zu dem Ketzerverfolger Konrad von Marburg, und der Dichter führt selbst an, wie das selbstquälende und beschauliche Leben des jungen heiligen Paares und ihres Beichtigers von dem alten Hofe verlacht ward. Und bis zu welchem Ekel geht nicht dies Heiligenleben, dies Armenspeisen, Tränken und Waschen, dies Krankenpflegen, Kasteien und Fasten, diese sophistische Frömmigkeit oder fromme Schlauheit, diese Küchenwunder und was Alles diese Legende oder das Leben der armen Frau ausfüllt, die denn auch bald nach ihrem Tode in die Zahl der Heiligen eintritt. Eine solche Zeit, die aufs neue solche Heilige schuf, die die letzte Begeisterung für die Kreuzzüge krampfhaft empfand, mußte nothwendig die alten Geschichten der alten Märtyrer und Heiligen hervorsuchen. Wo also ein Fürst noch einen Reinbot zum Dichten auffordert, gibt er ihm eine Legende in die Hand; wo ein Legendendichter, wie Hugo von Langenstein, sein Talent bezweifelt, gibt ihm die Heiligkeit des Gegenstandes den fehlenden Muth, denn schon das Lesen solcher christlicher Gedichte gab Seelenheil und Frieden, wie verdienstlich mußte nicht erst das Dichten sein.

Obgleich nun aber damals durch so außerordentliche Verdienste solcher neuer Heiligen der Schatz der Versöhnungsmittel zwischen Gott und dem sündigen Menschen angehäuft war, so schien das leider immer nicht genug, um die noch mehr angehäuften Sünden aufzuwiegen. Denn die damalige Zeit hat dicht neben ihren Heiligen zugleich viele neue Greuel, Gewaltthaten, Landfriedensbruch und Selbsthülfe eigen, wie wir schon aus den Andeutungen des Stricker vernahmen und aus der Geschichte sonst wissen. Ein weiterer Vermittler ward nöthig und diesen suchte man jetzt mehr als je in der Jungfrau Maria, von der im 13. Jahrhundert

eine Erzählung ging, daß sie gut und mächtig genug war, im Jahre 1216, als Christus die Absicht hatte die Weltkugel ihrer sündigen Bewohner halben in Stücke zu zerschmettern, dem gewaltigen Arm des Rächers Einhalt zu thun. Man brauchte einen milderen, mitleidigeren Fürsprecher in dem himmlischen Hofe, und auf wen sollte die Zeit eher verfallen! Wenn doch damals die innere Reinigung im Menschen durch irdische Frauen geleitet ward, wie sollte nicht die himmlische für die Läuterung zum Himmel behülflich sein? Die galante Zeit fühlte sich der Göttin näher, als Gott, bevorzugte sie in ihren Liedern und Gebeten und setzte sie in Bildern zur Rechten Gottes und selbst ein wenig erhaben über ihn. Sah man die reine Jungfrau in ihrem Verhältniß zum Vater und Bräutigam zugleich, so sah man Beide in einem minniglichen Verhältniß[445]), und was war dann billiger, als daß der Liebende ihr die Verehrung zollte, die jeder Liebende der Geliebten! Sah man sie in ihrem Verhältniß zum Sohne, was war dann billiger, als daß der Erzeugte die Wünsche der Mutter erfüllte? Man hatte sehr lustige Geschichten davon, wie sie ihn mit mütterlichen Vorwürfen auf seine Lehren in der Bibel verwies, daß man Vater und Mutter ehren solle, als er einmal Miene machte, ihren häufigen Fürbitten Einhalt thun zu wollen, mit denen sie die Hölle entvölkerte und dem Teufel (ein deutscher Dichter fügt sehr naiv hinzu: leider) vielen Schaden that. Das matteste und weichlichste Geschlecht macht sich nun gerne — wem muß man selbst heute noch diese Erfahrung erst zeigen, als etwa denen, an welchen sie gemacht wird? — macht sich am liebsten so vortheilhafte Vorstellungen zu Nutz und fällt so leicht in eine Andächtelei, mit der man die Gottheit bestechen will. Man steckte sich daher hinter die gutmüthige Himmelsdame, die sich noch mit einer krankhaften Andächtelei, mit Lippengebet und Augendrehen kirren ließ, die Mutter Gottes, die den Sohn so gut ihres Sinnes zu machen wußte; muß ja doch selbst der mürrischste Hausherr und Vater vor solchen vereinigten Waffen weichen. Bald geschah durch sie, „was auf Erden und im Himmel möglich und unmöglich ist.“ Was durften sich fromme Gemüther nicht Alles mit ihr erlauben! Eine Mutter bittet sie um

---

445) Reimar von Zweter, in einem Briefe bei v. d. Hagen, Minnes. 2, 175 b.
Durch minne wart der alte junc, der ie was alt ân ende,
von himele tet er einen sprunc her ab an diz ellende.
ein got und drî genende enpfienc von einer meide jugent:
daz geschach durch minne.
Eine Einsicht in den Charakter der Erzählungen von Maria ist nun bequem gewährt in Pfeiffers Marienlegenden (aus dem großen Passional) Stuttg. 1846.

Befreiung ihres gefangenen Sohnes, die Erfüllung der Bitte läßt auf sich warten, so nimmt die Mutter auch der Maria den Sohn von ihrem Bilde weg zum Geißel; was will sie thun? sie muß beide Gefangene erlösen. — In zerrütteten Ehen stellte sie Verträglichkeit her[446]). — Ihr Erbarmen hatte durchaus keine Grenze. Räuber und Mörder durften sich ihr nur empfehlen, um der Vergebung des Himmels sicher zu sein. Das Gedicht von Theophilus, das in diesen und späteren Zeiten in deutsche Reime gebracht ist[447]), beweist es, daß man ohne Gefahr für die Seele Gott entsagen und dem Teufel sich verschreiben kann, wenn man nur die Jungfrau nicht verleugnet hatte. Sie rettet Diebe vom Galgen, sie tilgt für ein Ave alle Jugendsünden aus, sie gestattet jedem Hauptverbrecher gerne eine Galgenfrist, ja den in Sünden Gestorbenen eine Auferweckung ins Leben, zur Besserung. Berghohe Sünden in der Einen Schale drückt ein Bißchen Marienliebe in der Andern nieder! Sie unterstützt eine Wette lüderlicher Buben, wer das beste Kleinod von seiner Geliebten vorweisen könne, indem sie einem ihrer Anbeter, der sich in der Gesellschaft findet und mitreißen läßt, ein solches gewährt; und ein Staar, der Ave Maria sprechen gelernt hat, reißt sich damit aus den Klauen eines Habichts, wie sich die sündige Menschenseele damit aus den Krallen des Teufels erlöst. Dies Alles geht doch über den Scherz wie über den Ernst! Das Meiste aber sind Züge, die aus deutschen Dichtungen entlehnt sind. Hier sieht man deutlich wie Legende, Novelle, Schwank auf einer Linie liegt; und man muß nur das anerkennen, daß diese Berührung der Extreme doch in Deutschland noch weit weniger Statt hatte, als in Frankreich, wo sich eine Masse von solchen legendenartigen Anekdoten und schwankartigen Heiligengeschichtchen (contes devots) vorfinden, in welchen die frechsten Späße und die unflätigsten Zoten herrschen. Zu diesen Erzählungen nun bilden die ernsten, größeren, in frommer Begeisterung, in andächtiger Beklemmung, geschriebenen oder — wenn es den Heiligen gefällt — gedichteten Legenden einen solchen Gegensatz, wie die neckischen und leichten weltlichen Schwänke zu den feierlichen und pomphaften Ritterepen.

Es kann unmöglich die Absicht sein, bei diesen Dingen uns lange aufzuhalten oder irgend vollständig zu sein; wir heben an dieser Stelle

446) Frauentrost, von Siegfried dem Dorfer. In Haupts Zeitschr. 7, 109.

447) Marienlegenden Nr. 23. hochdeutsch; in Bruns altplattdeutschen Gedichten niederdeutsch. Ueber die Sage und ihre Quellen s. Sommer, de Theophili cum diabolo foedere. Berol. 1844.

das Bedeutendste aus dieser Gattung hervor, weil von der Mitte des 13. Jahrh. bis zu dessen Ende die meisten und vorzüglichsten Legenden gedichtet wurden, die dann im Laufe des 14. Jahrh. wiederholt, ins Niederdeutsche umgesetzt, mit neuen vermehrt wurden, worauf wir dann kaum mehr zurückzukommen denken, da diese Gattung nur in dieser Zeit eine geschichtliche Bedeutung und wenigstens vergleichweise einen poetischen Werth hat. Eben dies Letztere konnte man von der Zeit des 12. Jahrh. aussagen, wo wir die Legende in ungezwungener Frömmigkeit behandelt und als Haupt- und Lieblingsgegenstände der Dichtung verbreitet und in die weltlichen Erzählungsstoffe eingedrungen fanden. Dieser Geschmack ward zur Zeit der Blüte des Rittergedichtes unterbrochen; weltlicher Sinn verdrängte die ausschließliche Richtung auf das Geistliche. Man sollte sagen, daß man diesen Zeitpunkt wenn nicht innerhalb der Legende selbst, so doch an einem Gedichte nachweisen könnte, wo die Legende eine ganz eigenthümliche und neue Verbindung mit einem weltlichen Stoffe eingeht, die von den Beispielen ähnlicher Vereinigungen, die wir früher im 12. Jahrh. gehabt haben, sehr absticht. Wir meinen das Gedicht vom Kaiser Eraclius, das überhaupt schwer unterzuordnen ist, das uns aber aus dem angegebenen Gesichtspunkte am merkwürdigsten scheint. Es ist von einem „gelehrten Manne" Otte aus einem französischen Gedichte von Gautier d'Arras übersetzt; beide hat Maßmann herausgegeben[448]), und wenn sich die geschichtlichen Anspielungen behaupten ließen, die er in beiden nachweist, so hätte das Gedicht für Andere vielleicht noch anderen Werth; für uns ist das das allein Wichtige, daß hier eine schon in der Kaiserchronik vorkommende Legende von der Wiederfindung des heiligen Kreuzes durch den Kaiser Eraclius an eine sehr weltliche Erzählung geknüpft ist, die einen Commentar zu jenem Lieblingssatze der muthwilligsten Liebesdichter abgibt, daß Frauenhut nichts tauge. Beginnt die Legende spruchreich, moralisch, trocken, so fährt dagegen der Schwank von der Untreue und der Seitenliebe der Kaiserin Athanais in so weltlich muthwilligem Tone fort, daß schon dieser die Zeit verräth, in der die deutsche Bearbeitung erst entstanden sein kann (Anfang des 13. Jahrh.). Daß nach dem Durchgang durch eine so ganz den Dingen der Welt zugekehrten Zeit die Legende bei ihrer Wiedergeburt im 13. Jahrh. nicht mehr den alten Ton festhalten, noch aus dem alten Geiste behandelt werden konnte, begreift sich von selbst. Die meisten Dichter, die diese Stoffe zuerst wieder aufgriffen, hatten sich früher mit ritterlicher Dichtung abgegeben, hatten

---

448) Eraclius, von Otte und Gautier von Arras. hsg. v. Maßmann. 1842.

dies nach den angegebenen Veränderungen in der Zeitstimmung angefangen zu bereuen, und sie griffen nun diese heiligen Gegenstände auf als Bußmittel für die frühere dichterische Versündigung, so jedoch daß sie alle die weltliche Kunstfertigkeit, die sie an jenen Rittermähren erlernt hatten, mit zur Bearbeitung der geistlichen Stoffe herübernahmen. Daß hierbei die Einfalt und die reine Frommheit der alten Legendendichter ebenso wie deren Trockenheit und Nüchternheit nicht mehr zu finden ist, beweist der Blick in jede beliebige Legende dieser Zeiten. Wir treffen hier sogleich auf die zwei namhaften Dichter wieder, mit denen wir uns zuletzt beschäftigten, Konrad und Rudolf. Von Konrad von Würzburg besitzen wir eine seiner früheren Dichtungen in dem heiligen Sylvester[449]), der dem Stoffe nach schon in der Kaiserchronik vorkommt, und wie die heilige Crescentia[450]) jetzt eine neue Bearbeitung findet. Er enthält indessen nichts was ihm hier eine ausführlichere Erwähnung verdienen könnte. So ist es auch mit der Legende von Pantaleon[451]), dem wunderthätigen Arzte und freiwilligen Märtyrer, den Kaiser Maximian mit Feuer und Wasser, mit Schwert und Rad vergebens zu tödten sucht, bis der Heilige es selbst erlaubt. Der Pantaleon ist auf Betrieb des Baselers Johann von Arguel aus dem Lateinischen übersetzt, wie der Sylvester für den Domherrn Leutold von Rotenleim und der Alexius für die beiden Bürger Johann von Barmesweil und Heinrich Iselin gedichtet wurde. Den Alexius hat Haupt in seiner Zeitschrift[452]), und Maßmann in Gesellschaft von sieben anderen mittelhochdeutschen Bearbeitungen herausgegeben. Die Sage von dem Heiligen, der mitten aus Jugend und Reichthum und von der Stufe des Ehebettes weg sich der Armuth und keuschen Selbstpeinigung ergibt und sich pilgernd, und dann als Bettler in dem reichen Hause seiner Eltern und seiner Braut durch das Leben hindurch darin erhält, der wie Konrad sagt von der wahren Gottesminne entzündet wird, in dem Augenblick wo die weltliche Minne ihr Fest feiern sollte; diese Sage ist recht gemacht zum Symbol des merkwürdigen Uebergangs dieser Zeit von weltlicher zu geistlicher Ueppigkeit und Uebertreibung. Ueber den inneren Werth dieser Legende ist wie über so viele andere immer nur das Nämliche zu sagen, daß der Natur und

449) Ausg. v. W. Grimm. 1841.

450) Im Coloczaer Coder altd. Gedichte.

451) In Haupts Zeitschr. 6, 193.

452) Bd. 3, 534. — St. Alexius' Leben in acht gereimten mittelhochd. Behandlungen. Hsg. v. Maßmann. 1843.

ihren ersten und heiligsten Gesetzen darin Hohn gesprochen wird zu Gunsten eines anderen Gesetzes, das nirgends, auch in keiner Offenbarung, geschrieben steht; und daß der gesunde Geist dadurch so beleidigt wird, daß man für alles Andere keinen Sinn übrig behält. — Von den Legenden, die Rudolf von Ems dichtete, ist der heilige Eustachius, den er im Alexander V. 3195 erwähnt, nicht bekannt. Dagegen besitzen wir von ihm (aus den Jahren 1220—23) den Barlaam und Josaphat[453]), eine Sage, die aus einer ursprünglich griechischen Erzählung angeblich des Johannes Damascenus (um 740) frühzeitig in lateinische Uebersetzung, und von da aus in alle europäische Sprachen überging, und auch im 12. und 13. Jahrh. außer von Rudolf noch zweimal deutsch behandelt ward. Rudolf's Gedicht hat früher gleichfalls seine Bewunderer gefunden, die davon behaupteten, ein Jeder müsse sich hingerissen fühlen durch die Schönheit und lebendige Darstellung des Ganzen. Wir fühlen uns nicht berufen, in diese Urtheile einzustimmen, vielmehr vermissen wir im Barlaam selbst das, was den heiligen Georg oder die Martina auszeichnet, eine gewisse religiöse Begeisterung. Rudolf schrieb zwar seine Legende schon in der Zeit, als er sehr verächtlich (115,24) auf die Welt und ihren Wechsel herabsah, als er seine weltlichen Dichtungen schon als Lug und Betrug ansah, den zu büßen er denn diese heilige Geschichte schreibt, bei der der Leser (5,10) sich des armen dichtenden Sünders erinnern solle, der hier nichts aufgenommen habe, als was Apostel und Propheten verbürgen, so daß sein Gedicht als im Gegensatz zu der weltlichen Kunst angesehen werden muß. Wenn hieran sichtbar wird, wie aller poetische Trieb nun selbst in den Männern ausstirbt, welche sich früher mit Freude in der Dichtung von Aventiuren gefielen, so kann man auf der anderen Seite von Rudolf nicht einmal sagen, daß ein frischer frommer Trieb in ihm den poetischen hier ersetze. Ja selbst was ihn im Gerhard auszeichnet, Gewandtheit des Vortrages und eine gewisse poetische Uebung, selbst dies findet sich hier nur in mäßigem Grade; hier verräth sich am meisten seine prosaische Natur, die Docen dem in alle Höhen sich zwingenden Konrad von Würzburg hätte gegenüberstellen können, um zu zeigen, wie verschiedene Wirkungen das Aussterben der dichterischen Stimmung in der Nation auf die verschiedenen Spätlinge dieser Dichterzeit ausübte, statt daß er diesen Dichter dicht neben Gottfried von Straßburg zu rücken nicht üble Lust zeigte[454]). Den Barlaam

453) Ausg. v. Fr. Pfeiffer. Leipzig 1843.

454) Altdeutsches Museum. 1. Band. Gallerie altdeutscher Dichter.

zeichnet vor dem Gewöhnlichsten dieser Art nichts aus, als die größere Breite und jenes gezwungene Bestreben alles Dagewesene zu überbieten, womit gerade alle Wirkung verloren geht. Wer sollte an solchen Stoffen Gefallen finden, wenn Barlaam hier den jungen Josaphat im Christenthum unterrichtet, ihm dabei einen Auszug aus dem alten und neuen Testamente erzählt, ein Misch von trockener Geschichte, von erzwungener Begeisterung, von knapper Erzählung und dürren Namen, von Allegorien, Weissagungen, Erfüllungen und Wundern, durch die es dem schwankenden Jüngling vollkommen hätte schwindeln müssen! Oder an einem andern Hauptheile des Gedichts, der Disputation zwischen den heidnischen Lehrern und dem Pseudobarlaam Machor, die nichts von der Einfalt des Aehnlichen in der Kaiserchronik, noch von dem Schwunge im St. Georg hat. Oder an der Bekehrungsgeschichte des Josaphat, die wohl ein Drittel des Ganzen einnimmt; wo uns erzählt wird, wie die wunderlichsten Geschichten, die ihm vorgetragen werden, die Sonderbarkeit seiner Lehrer, ihre halbklaren Gleichnisse und Beispiele, eine Menge von unbegreiflichen Versicherungen und Glaubensartikeln eine Veränderung in seinem Herzen hervorbringen, von der wir am Ende weder ihr Entstehen begreifen, noch ihre Art einsehen. Was haben wir gelesen und gelernt? Ist der Christ besser geworden als der Heide? er war schon vorher gut; ist er weiser geworden? er hat nichts gehört als Subtilitäten und elende Materie fürs Gedächtniß. Die Veränderung besteht in einer neuen Hülle, die seinem suchenden Geiste übergeworfen wird; sie beruht auf willkührlichem Vorgeben und Einbildungen; ein Interesse an der Sache könnte blos der Dünkel der bekehrenden Partei eingeben.

Mehr Berücksichtigung scheint der heilige Georg von Reinbot von Durne[455]) zu verdienen, der auf Aufforderung Otto's des Erlauchten von Baiern (regierte von 1231—53) von dem Dichter vielleicht nach einem französischen Originale bearbeitet ward. Wenn Konrad und Rudolf in ihren Ansichten Bewunderung für Gottfried aussprechen und seinem Vorgange folgen selbst in ihren heiligen Gedichten, so schließt sich dagegen Reinbot eng an seinen Landsmann Wolfram von Eschenbach an, und nicht in blos äußerlichem Nachahmen von einzelnen

---

455) In der Sammlung von Büsching und von der Hagen. Band 1. Franz Pfeiffer gibt davon nächstens eine kritische Ausgabe. Reinbot verfaßte den heil. Georg in Wörth (zwischen Regensburg und Straubing); sein Name kommt in Urkunden, die in letzterer Stadt gefertigt sind, 1240 vor, und er war wie es scheint Geheimschreiber Herzog Otto's des Erlauchten. Dies Alles wird Pfeiffer in seiner Ausgabe näher belegen.

Stellen[456]), sondern in wirklicher Fortbildung der ganzen Manier, so daß er eine Mitte bildet zwischen Parzival und Titurel, auf dessen Ton man im St. Georg vortrefflich vorbereitet wird. Wir lassen ihm hier seine Stelle unter all diesen Anhängern Gottfried's, um die hauptsächlichsten Legenden zusammenzuhalten, und weil er uns zugleich auf den Uebergang zu Wolfram's Nachfolgern vorbereitet. Hinsichtlich der Quellen der Legende verweisen wir auf die Einleitung der Herausgeber, und halten es dagegen für der Mühe werth, dem Gedichte etwas genauer zu folgen, um doch wenigstens an einem Beispiele den Charakter dieser Dichtungsart etwas näher darzulegen. Der Dichter versichert die ächte Legende mittheilen zu wollen, ohne das Buch mit Lügen zu schmücken; er wolle der Wahrheit folgen, damit sein Werk über alles deutsche Land von Tyrol bis Bremen, von Preßburg bis Metz bekannt werden möge. Er ruft den Heiligen selbst um seinen Beistand an, wie die Ritter, deren Schutzpatron er ist, im Kampfe thun, denn kein Christenmann band je den Helm und Eisenhut auf, ohne mit Herz und Mund an ihn den ersten Ruf ergehen zu lassen. Ein Markgraf Georius von Palästina läßt drei Söhne zurück, Theodor, Demetrius und Georg, die sich früh in den Kämpfen mit den Sarazenen auszeichnen, besonders aber der jüngste, Georg, dessen Preis so strahlend ist, daß sich seine beiden Brüder neidlos vereinigen, ihr Land ihm zu überlassen, an dem sich die Welt und alle ihre Geschöpfe, die Engel und Gott und seine Mutter freut. Sie gehen nach Spanien in den Kampf gegen die Heiden, Georg aber streitet ruhmvoll in Kappadocien. Die Kaiser Diocletian und Maximian rüsten gegen ihn und verfolgen alle Christen; auf das Gerücht davon eilen beide Brüder aus Spanien zurück. Das Wiedersehen, die Mittheilung Georgs an seine Brüder, daß er entschlossen sei an den kaiserlichen Hof zu gehen (in der Absicht, die Märtyrerkrone zu verdienen), wird mit einem gewaltigen Schwulst beschrieben. Demetrius empfindet darüber einen Jammer, der nicht zergehen werde, „ehe einer einen Blitz oder den Phönix fange, oder einen Thurm bis zum Himmel aufbaue, oder die Sterne und den Sand zählend durch die Hand laufen lasse." Die besorgten Brüder liebäugeln mit dem jüngern, hätscheln ihn wie eine Puppe, nennen ihn stets Buhlen, versichern ihn, daß sie sich umbringen würden,

456) Zur Vergleichung eine Stelle (1916 ff.), zu einer ähnlichen im Parzival. Er spottet ärmlich lebender Leute; dann:

> Wê, wes spotte ich tumber man, als der oven tuot des slâtes!
> ich hân doch solhes râtes dâ heime niht in mîme wesen,
> man möht joch vor mîm spotte genesen u. s. w.

wenn ihm ein Leid geschähe, daß sie sich wundern, wie nur ihr Herz noch diesen Kummer aushielte: denn wäre es so groß wie mons Olivet und dazu von Stahl, es müste davon zerbrechen; lüde man diesen Jammer auf tausend Schiffe, er werde sie alle in den Grund drücken; ihr Herz solle ein Leid tragen, dem keinerlei Ding gewachsen sei, nicht Fels, Wasser, Berg und Thal, vor dem sich das Grüne in Haide verwandle und die Vögel ihren Sang verlören; das Kind im Mutterleibe beweine seinen Entschluß zu dieser Fahrt. Man bemerkt wohl die Nachklänge von Wolfram's Art, und sieht wohin der Mißbrauch der poetischen Freiheit bald führen mußte. Nun malt ihnen tröstend ihr Bruder die Seligkeit, die Freude und Wonne des Himmels, des Sitzes der hehren Frau und Magd, der Tochter, Mutter und Braut zugleich, die mit Christus, dem Degen, wahrer Minne pflegt, von deren Liebe die Engel in hohem Brautliede singen, das zu hören, wie jene zu sehen der Heilige sich sehnt; hier erkennen wir uns ganz in der Zeit und in den Vorstellungen, von denen wir zunächst reden. Des heiligen Geistes Kraft, der aus ihm spricht, verwandelt die Brüder; sie sehen ein, daß hier auf Erden nichts zu holen ist, als heute Freud und morgen Klagen, und daß Kampf und Gesang, Tanz und Frauen doch nichtiges Vergnügen sind. Dabei tritt schon dicht neben eine fließende schöne Gabe der Schilderung eine Geschmacklosigkeit in einzelnen Zügen, die bereits jetzt einleitet, was wir nachher fast einzig charakteristisch werden sehen. Der apokalyptische Ton des Titurel oder des Wartburgkriegs (dessen Räthsel auch in ähnlichem Geschmacke schon im Barlaam vorkommen) klingt hier an neben der freundlichsten Erzählung in schmeichelnder Leichtigkeit, oder neben jener flammenden Beredtsamkeit, mit der Georg seinen Brüdern die Eroberung von Kappadocien schildert, über deren Lebhaftigkeit und Gewicht man selbst die Uebertreibung vergißt und die es bedauern läßt, daß nicht frühere ächtere Dichter der Sprache in ähnlicher Weise mächtig waren, oder dieser und seine Zeitgenossen in eine bessere Epoche fallen konnten. Der Heilige geht nun nach Konstantinopel und dort beginnen nun seine Leiden und seine Wunder. Auf den Ruf davon macht ihm der Kaiser Dacian Versprechungen, allein er hat sich dem ergeben, der auf dem Esel ritt und ein hoch hispanisch Roß verschmähte und sich zur Demuth hielt. Die Kaiserin leiht dem Wundermanne ihr Ohr; er hat mit ihr ein Gespräch über Gott; er sucht ihr zu erklären wie der Allmächtige, das A und das O, Altissimus Vater und Kind, die drei Naturen, Kraft, Weisheit und Güte in sich vereinigt, wie er geboren ist von der Magd, die er selbst geschaffen, und wir begegnen wieder jener Vorstellung, die dies

Wunder der Geburt Gottes mit der Jungfrau Erde vergleicht, die Samen trug als noch kein Pflug sie durchschnitt, und den Adam gebar, dessen Weib, aus seiner Rippe gemacht, zugleich seine Tochter und seine Gattin war; jener Vorstellung, die wir, wenn wir nicht Sonnen- und Mondgötter in Christus und Maria finden können, als den Mittelpunkt ansehen, um die sich alle poetischen Lobpreisungen der Jungfrau herumdrehen. Das Gebet, das der Dichter den Heiligen an die Jungfrau richten läßt um Bekehrung der Kaiserin, ist vollkommen in dem Geschmack aller dieser Lobpreisungen, die wir gleich nachher werden kennen lernen. Wirklich gelingt die Rettung der Fürstin, der heilige Geist läßt sich auf sie nieder und sie begehrt von Georg die Taufe. Sage, ruft sich der Dichter an, lieber Reinbot, wer ward da Gevatter, als Alexandrina die Taufe empfing? wer segnete das Wasser? das that, der der Sonne ihren Weg, ihren Gang und Kreislauf zeigt. Wer sagte ihr den Glauben? das that, der die Taube aus der Arche sandte, der Moses Gebet vernahm, da er doch nicht sprach; der starke Löwe vom Himmel, das sanfte Lamm von Nazaret war ihr Pathe. Bei dem nächsten Wunder erklärt sich die Kaiserin öffentlich. Der Heilige wird aufs Rad geflochten, allein noch war seine Stunde nicht gekommen. Engel hüten ihn da und er schläft sanft und ersteht wieder, erklärend, dies seien die Zeichen deß, der sich nicht in Kalbsgestalt anbeten lasse, der von Vater her des Himmels Sippe, Mutterhalb von der Erde sei, der das Wort zu der Jungfrau sandte, von dem sie den Sohn empfing, der aller Dinge mächtig ist, der den Lauf der Gestirne vorschreibt, des Himmels Tiefe und Höhe, Länge und Breite gemessen, und den Mittelpunkt der Erde geschaffen, an dem das Erdreich festhängt wie das Eisen am Magnet, und der den Erdball, wie tief er mit seiner Schwere niederstrebt, aufwärts hebt zum Firmament. Groß ist die Gewalt dieses Gottes; wäre aller Sand gezählt, der bei den Wassern liegt, und wäre das Alles Pergament und jeder Stern ein Schreiber, sie möchten seine Kraft nicht vollschreiben. Er wohnt im Lichte im Himmel, wo man Ave singt; zwischen ihm und der finsteren Hölle, in der das Oweh tönt, schwebt die Erde mit ihrem Wechsel von Tag und Nacht, von Freude und Trauer. Solche Stellen, die mit innerem Feuer geschrieben sind, kennt der Barlaam, kennen die meisten Legenden durchaus nicht. Schade, daß sie nicht in anderem Verbande stehen. Wir können unmöglich in die Herzählung der Martern und Wunder des Heiligen eingehen, die mit einer peinlichen Wirkung jede Erinnerung an das Schönere des Gedichts rein vertilgen. Wer wird gerne auch in der Malerei jene Greuel der Christenschlächterei abgebildet sehen, die,

um so wahrer sie sind, je mehr anwidern. Wenn man hier hören muß, wie die Kaiserin an den Brüsten aufgehängt, wie Georg bald gerädert, bald zersägt und in Pfützen geworfen wird, wie ihm die Nägel abgehauen und die Wunden vergiftet werden, wer wendet sich da nicht mit Abscheu und Ekel von einer Kunst, ja von einem Religionsglauben weg, die an Schilderung solcher Scheußlichkeiten sich erfreuen oder erbauen konnten. Und was namentlich den Gebrauch von Wundern angeht, so sprachen wir schon oben darüber unsere Ansicht aus; hier gar wiederholen sie sich unzähligemal, und hören dadurch sogar auf, die Neuheit zu enthalten, die ihnen das einzige Interesse gibt und sie eigentlich nur zu Wundern macht.

Anders wieder muß man die heilige Martina von Hugo von Langenstein[457]) betrachten, die, wenn die bisherigen in der bloßen Erzählung und dem heiligen Stoffe ihr Verdienst suchen, mit Allegorie und Lehre zu wirken sucht und daher einen Zusammenhang dieser Gattung mit der didaktischen Poesie öffnet. Wir müssen den versprochenen Druck dieses Gedichtes abwarten, um sicher darüber urtheilen zu können. Wackernagel, der das breite Werk von beinahe 33000 Versen ganz kennt, nennt den Dichter verworren und verwildert in Sprache und Vers, geschmacklos bis zur Freude am Häßlichen, voll von Entlehnungen aus Reinbot und Konrad von Würzburg. Uns schien er in einzelnen Auszügen, die aus dem Werke gedruckt sind, von einer reineren Begeisterung erfüllt, als die meisten anderen Legendendichter der Zeit; und diese Begeisterung leiht ihm stellenweise eine Fülle von Gedanken und Bildern und eine sprudelnde Beredsamkeit, die sich nur hier und da, wie in seiner Schilderung von dem Gaukelspiele der Welt und dem irdischen Treiben der Menschen, zu Spielereien verleiten läßt. Der Vortrag ist in solchen Stellen, obgleich das Gedicht erst in das Jahr 1293 fällt, der blühenden Periode der ritterlichen Dichtung werth; er ist im Wesentlichen ganz und gar nach Gottfried gebildet, trotz der einzelnen Nachahmungen Konrad's und Rudolf's. Dem dürftigen Stoffe der Martergeschichten scheint Hugo haben aufhelfen zu wollen durch seine Lehren, Schilderungen und episodischen Einflechtungen von allerhand Art. Sein Bilderreichthum ist groß wie seine Gelehrsamkeit in Blumen-,

457) Auszüglich in Diutisca, 2. Band, und in Wackernagel's Altd. Hands. der Basler Bibl. Der Dichter kommt 1298 in dem deutschen Hause in Freiburg im Breisgau vor, weist also auch landschaftlich auf die Gegend der Heimat Gottfried's hin. S. Laßberg in der Ausgabe des Littauers von Schonboch, 1826, den er fälschlich diesem Hugo zuschrieb.

Stein- und Thierkenntniß. Neuheit verräth er selbst in so abgedroschenen Themen wie in der Schilderung der Sommer- und Winterzeit; seine Allegorien, die in Graff's Mittheilungen den Mittelpunkt bilden, sind ganz Bestimmtheit und Schärfe. Er kleidet (wie es scheint, gab auch hierin Gottfried das Vorbild) seine heilige Christusbraut in die Gewänder der Tugenden und preist dabei eben jene Idealtugenden der Zeit, wie die Theologie und Scholastik die christlichen theologalen Tugenden anpreisen, die Dante zu ähnlichem Schmucke gebraucht: sie trägt den Mantel der Geduld mit dem Futter der Scham, dem Gürtel der Stätigkeit und dem Kranze, der aus den sechs Blumen der Demuth, Treue, Maße, Barmherzigkeit, Gehorsam und Weisheit geflochten ist.

Einem Sammelwerke von mehr als **100,000** Versen begegnen wir auch in diesem Zweige in dem Passional[458]), einer Dichtung, die in Sprache, in geschicktem, leichtem Vortrage, in der klaren Behandlung dieser heiligen, so leicht in Unklarheit verleitenden Gegenstände sehr an die gedruckten Auszüge aus Hugo von Langenstein erinnert. Wer der Verfasser ist und wer ihm die Anregung zu seiner Arbeit gegeben, verhehlt er selbst (Hahn p. 333) ausdrücklich; einzelne Eigenheiten der Sprache verrathen einen mittelrheinischen Dichter. Sein ungeheures Gedicht besteht aus drei Büchern. Das Erste handelt von Jesu und Maria. Das Zweite von den Aposteln und Evangelisten und (in einem Anhange) von S. Michael, Johannes dem Täufer und M. Magdalena. Das Dritte von 75 Heiligen nach der Ordnung des Kirchenjahrs, von Nicolaus bis zu Katharina. Und außer diesem massigen Stoffe hat der Dichter sogar noch einen vierten Theil oder ein zweites Werk[459]), das Leben der Väter, nach den vitae patrum des H. Hieronymus in weiteren **30,000** Versen behandelt; er hat es den früheren Theilen erst später angefügt, da er (Köpke 285, 11) in dem dritten Theile „der Väter Buch" erwähnt, ohne noch seiner Bearbeitung zu gedenken. Der Stoff zu diesem weiten Inhalte ist von dem compilirenden Dichter mit einem arbeitlichen Fleiße und großen „Umsuche", dessen er sich selber rühmt, weither zusammengetragen worden. In den Legenden des dritten Buches scheint er im Ganzen eine gemeinschaftliche Quelle mit Jacobus a Voragine (legenda aurea) zu haben, doch sieht man aus einzelnen Stellen,

---

458) Die beiden ersten Bücher in: Das alte Passional, hsg. v. C. A. Hahn. 1845. Das dritte in: Das Passional, hsg. v. Fr. Karl Köpke. Quedl. 1852.

459) Hs. in Leipzig. Bruchstücke in Roth's Dichtungen des d. Mittelalters 1845 und Tittmann in den Beitr. zur vaterl. Alterthumskunde. Leipzig 1826.

daß er zu verschiedenen Heiligenleben, wie von St. Laurentius (374, 12), Gregor (214, 29) u. A., auch besondere Gewährsmänner hat, und daß er die Werke der schriftstellerischen Heiligen, der Ambrosius, Gregorius, Bernhard, Augustin u. A. sehr genau kennt. Im ersten Buche, im Leben der Maria, hat er zum Theil dichterische lateinische Quellen vor sich[460]); im zweiten Theile benutzt er die apocryphen acta apostolorum neben der Bibel, den Kirchenvätern, Josephus, auch deutschen Quellen und sogar mündlichen Berichten. Die kleinen Legenden und Wunder, welche die Reliquien, die Gräber, die Erscheinungen und Bilder der Apostel noch nach ihrem Leben verrichtet haben, sind ohne Rücksicht auf Zeitordnung in das ganze Werk eingestreut. Schon in die Geschichte der Maria ist eine Anzahl von Erzählungen eingeflochten, die man auch in den weitläufigeren poetischen Lebensbeschreibungen von ihr nicht findet; Visionen von anderen Geistlichen treten ein; des Herodes ganze spätere Geschichte, die Legende von Veronica und Tiberius wird eingefügt; zahlreiche Wunderanekdoten von der Kraft der Marienverehrung, wie wir sie oben kennen gelernt, werden berichtet. All dies gibt dem Ganzen einen Reichthum von Unterhaltung, was die Geschichte der Maria gegen Wernher's oder Philipp's etwa so erscheinen läßt, wie Ulrich's Alexander gegen die älteren. Was die Behandlung angeht, so haben wir einen gesunden, verständigen Mann vor uns, der von seinem Gegenstande warm durchdrungen, der Sprache bis zu großer Geläufigkeit und einer manchmal ganz neuen Geschmeidigkeit mächtig, von dem süßlichen Ton der einen, wie von dem chronikartigen der anderen und dem schwülstigen der dritten gleich frei ist. Selbst wo ihn einmal, bei Gelegenheit der Geschichte des Evangelisten Johannes, der apokalyptische Ton anwandelt, besinnt er sich doch gleich wieder[461]) und gesteht lieber,

---

460) Vgl. darüber Pfeiffer, im Vorwort zu den Marienlegenden (Stuttg. 1846), die er aus dem Passional ausgezogen und herausgegeben hat, weil die meisten in Hahns Ausgabe, die nur Einer Hs. folgt, abgehen. Diese Legenden sind theilweise dem liber de miraculis S. Mariae von Botho von Prüflingen (12. Jahrh.) entnommen; für das Leben Maria's und die Kindheit Jesu benutzt das Passional ein lat. Reimgedicht (vita Mariae virginis et salvatoris metrica), das auch den Mariengedichten Philipps und Walthers von Rheinau zu Grunde liegt. S. Maßmann Heidelb. Jahrb. 1826. p. 1183.

461) So gibt es sogar eine „Offenbarung Johannes“ aus dem 14. Jahrh. von Heinrich Hesler, worin ganz im Gegensatz zu dem der Apocalypse nachgeahmten Räthselton der Spruchdichter, Gottfrieds helle Manier angewandt und dem behandelten Originale sein Charakter völlig abgestreift ist. Hennig, Würdigung einer hochdeutschen Uebersetzung der Bibel. Königsb. 1812. p. XXV ff.

statt sich in hohle Paraphrasen zu verwirren, daß jener Eingang: „Im Anfang war das Wort," der wie ein Donnerschlag die Welt durchfahren, seinem rechten Sinne nach unerklärbar sei, wie die Ursachen des Donners, und woher er komme und wohin er gehe. Seine Erzählung ist überaus leicht, fließend, nicht selten bei schwierigen Gegenständen (wie in der Beschreibung des von Octavian aufgelegten Census) elegant und zierlich, dabei anspruchlos und fast ohne das Ermüdende, das ein solcher Stoff mit sich bringt. Auf der Beschreibung der Flucht nach Aegypten liegt ein eigener romantischer Anstrich; einzelne Späßchen laufen sogar mit unter, und die Volksausrufe (Ennumenamen u. a.), die im Grunde das Kirchliche verspotten. Ueberall auch ist der Dichter blos auf die Laien bedacht; auf die Festtage der Heiligen ist steter Bezug genommen; sein ganzer freierer Vortrag, den man in diesen Stoffen und in diesen Zeiten nicht begreifen würde, fließt einzig aus dem lebendigen Tone der Predigt und ihrem Streben nach Anschaulichkeit. Nach dem Epiloge des zweiten Theiles, der bei Hahn nicht gedruckt ist, ist der Dichter wirklich ein Prediger gewesen und er schrieb sein Werk, um der Menschen Andacht zu reizen und ihre tugendliche Sitte zu stärken: was er heute predige, sagt er, das vergehe mit dem Schalle, was er aber mit der Feder schreibe, das, hofft er, solle bleiben über manchen Tag. Es begreift sich daher, daß man an vielen Stellen der Gesinnung, der Materie und den rhetorischen Kunstgriffen nach an die Bertholdischen Predigten erinnert wird. Wo der Dichter seine Erzählung mit Gebeten, mit Anreden und Ausrufungen unterbricht, fühlt man leicht, aus wie wahrer Begeisterung diese fließen und wie er hierin dem Wernher weit näher steht, als dessen andere Nachfolger; und an den rechten Stellen ergießt sich des Dichters menschliche Empfindung in einem feurigen lyrischen Schwung. Als er Christus' Gefangenschaft und Geißelung erzählt hat, ruft er aus: Merkt Wunder, die Kraft ließ sich binden, die Gewalt sich beugen, die Herrschaft sich neigen, der Freie ward da zum Eigenen. Um wen hast du die Hammerschläge und das Schmieden auf deiner heiligen Menschheit gelitten? Seltsames Recht, daß du deinen Knecht befreitest um den Preis deiner eigenen Knechtschaft, und deine göttliche Kraft beugtest unter dein Geschöpf. Beweine o Mensch die Nacht, da er gefangen ward, u. s. w. Dann versetzt er sich mit gleichem Feuer in die Gefühle der Gottesmutter, die sie damals durchdringen mochten, und in ihre Klage am Kreuz. Man kann tadeln, daß auf diesen schmerzvollen Scenen zu sehr verweilt ist; allein es ist weniger die Absicht eines Dichters, der auf Rührung, Erhebung und Erschütterung ausgeht, als viel-

mehr die des Predigers. An den mündlichen, versinnlichenden Vortrag des Redners erinnert wieder die Scene, in der er mit wahrer Glut eine Unterredung des Teufels mit der Hölle erzählt nach dem Tode des Erlösers, der nun kommen soll, des Satans Willkür zu brechen. Ebenso die Form, daß er in dem Lob unserer Frauen, wo er gleichfalls das sonst Zerstreute über dies Thema gleichsam zusammenfaßt, die Maria redend einführt, was auch schon früher geschieht, wo bei Christus' Leiden am Kreuz der Dichter die Mutter fragt, wie ihr da zu Muthe gewesen, und dann ihr selbst eine lange Rede in den Mund legt. In den erzählenden Legenden des dritten Theils hört dieser schwungreichere Ton des Predigers auf. Diesen oft langweiligen, oft gräßlichen Stoff konnte auch dieser Dichter nicht fesselnd oder angenehm machen. Dennoch verleugnet sich auch in diesem Theile die geistige Bildung und Ueberlegenheit desselben nicht. Es ist das Charakteristische dieser Sammlung, daß der Dichter nicht auf den abenteuerlichen Heiligen und Märtyrern mit der größeren Vorliebe verweilt, sondern auf denen, die eine geistige Bedeutung haben. Das Leben des Augustinus ist daher der Glanzpunkt dieses Theiles, dessen innere Kämpfe, Entwicklungen und Lehren mit leichtem Verständnisse eindringlich behandelt sind.

Etwas kürzer wollen wir uns über die Gedichte zur Ehre der heiligen Jungfrau fassen. Sie sind von zweierlei Gattung, entweder lyrisch und psalmenartig oder episch und hymnenartig. Auf dem Leben der Maria vom Pfaffen Wernher bauten sich erweiterte poetische Biographien auf. Die ältere darunter, die aber schon in den Anfang des 14. Jahrh. fällt, ist von Bruder Philipp[462]), der (nach der Pommersfelder Handschrift) in der steirischen Karthause Seitz dichtete; sie verhält sich zu Wernher's Gedicht etwa so, wie Rudolf's und Eschenbach's Alexander zu Lambrecht; ganz so ist der Stoff ausgedehnt, und die alte Quelle verlassen und eine weitere oder schlechtere, die wir vorhin in Note 460 angezeigt haben, an die Stelle gesetzt. Dem Philipp war der Text des Wernher bekannt, wie dem Rudolf der Lambrecht, es ist aber merkwürdig, wie alles Schöne und Treffliche verwischt oder entstellt ist. Die Frömmigkeit, die aus Philipp spricht, steht gegen die Heiligkeit des Wernher'schen Gedichts eben so zurück, wie etwa Rudolf's Barlaam gegen die Kaiserchronik, und wieder sogar vor den späteren Lebensbeschreibungen der Maria, wie Rudolph gegen manche Gedichte späterer Jahrzehnte. Sein Werk sticht

---

462) Cod. Pal. Nr. 394. Nun herausg. von H. Rückert. Quedl. 1853.

durch prosaischen Ton und trockenen Gang der Erzählung vor, und derselbe Fall ist in dem späteren Marienleben des Walther von Rheinau[463]) aus dem 14. Jahrh., das auch derselben Quelle folgt wie Philipp. In einem dritten Gedichte desselben Inhalts, das von einem Schweizer Namens Wernher herrührt[464]), liegen zwei Seiten nebeneinander, welche die meisten Werke des 14. Jahrhs. zeigen, daß nämlich ein gewisser Schwung der Rede nicht selten mit einigem Erfolge gesucht wird, während das Ganze im Stil der Chronik ermüdend hinschleicht; daß eine Heiligkeit und Größe des Gegenstandes empfunden, damit aber eine Herabwürdigung in der Darstellung verbunden wird, die nichts scheut und allen Anstand mit Füßen tritt. Eben dies ist in so vielen Ritterromanen dieser Zeiten sichtbar, und es ist ganz eigenthümlich, mit welcher Rohheit und Naivetät man hier mit allen Menschlichkeiten des Weibes, mit mütterlichen Hoffnungen und der Hülflosigkeit des Kindes in den Windeln bekannt wird, Unschicklichkeiten, die der ältere Wernher noch verabscheut haben würde. Aber freilich seitdem der Streit der Stercoranisten geführt war, seit Ratbert und Ratram über die Entbindung der Maria gestritten, seit Albert der Große mit unerhörter Eindringlichkeit alle Fragen des Acts der Empfängniß besprochen hatte und der Kampf über die reine Empfängniß der Maria gefochten war, wie sollten nach diesen Vorgängen dieser heiligen christlichen Physiologie nicht alle Physiologica auch im Gedichte erörtert werden können! Die gemeinsten, oft ganz zuchtlosen Vergleichungen der Eigenschaften Gottes oder der Jungfrau drängten sich auch in die Oden oder lyrischen Preisgedichte an die Jungfrau ein: da ja das Erhabenste selbst noch Gottes unwürdig ist, so ist in sofern zwischen dem Erhabensten und Unwürdigsten kein Unterschied und damit entschuldigt Guibert von Nogent diese unanständigen Gleichnisse, die schon in den Psalmen und Propheten vorkommen. An jenen lyrischen Gedichten sehen wir die ähnliche Ausartung, die wir in den epischen bezeichneten, in drei Stücken dreier ausgezeichneter Dichter; wir meinen den Leich des Walther von der Vogelweide, das Loblied Gottfrieds von Straßburg[465]) und die goldene Schmiede

463) A. Keller hat in zwei academischen Festprogrammen 1849 und 52 von vier Büchern (gegen 15,000 Verse) zwei herausgegeben; die anderen sollen folgen.

464) Cod. Pal. Nr. 372.

465) In der Ausgabe seiner Werke von von der Hagen. Vollständiger und besser in Haupt's Zeitschrift. 3, 514.

des Konrad von Würzburg[466]). Der Preis der Jungfrau steigert sich hier in Umfang, in Glut und Ueberladung. An Walthers Leich wird sich jeder, wer auch nicht Freude an dergleichen hat, von der wahrhaften Religiosität und von der feurigen Innigkeit des Dichters ergriffen fühlen und selbst dem künstlerischen Beurtheiler wird der Wechsel des Tons, die stete Frische der Gedanken und Bilder und das rechte Maß genugthun, das hier bewahrt ist. In Gottfried's Lied ist schon die peinigendste Häufung von Benennungen und Vergleichungen, in deren Fülle, Seltsamkeit und Neuheit der Werth des Gedichtes gesetzt wird; die Künstelei im Vortrage zeigt, daß das Herz hier nichts mehr zu thun hat, und die Wortspielereien, die man sich im Tristan etwa gefallen läßt, widern hier an. Selbst dieser Mann scheut sich schon nicht mehr die vulgarsten Benennungen für Gott zu brauchen, an seine Allmacht die spielendsten Gleichnisse zu legen, mit ihm zu tändeln, wie mit der Jungfrau zu liebeln. Alles dies nun ist in der goldenen Schmiede zum Aeußersten getrieben, die ausdrücklich (V. 94) von dem Gottfriedischen Gedichte eingegeben oder angeregt scheint und die es neu bestätigt, daß die Dichter dieser Zeit in nichts so sehr ihren Ruhm suchen, als am Ueberladen und Ueberbieten der früheren. Jeder ernstere Mann muß sich hier abwenden, wenn er ewig nichts hört, als endlose Variationen weniger Gedanken und Bilder, mit denen man den geheimnißvollen und wunderbaren Eigenschaften und Verrichtungen der Jungfrau sich zu nähern sucht. Dies dauernde Umdrehen und Umwenden in einerlei Vorstellungen, dies süßliche Versüßen süßer und schmachtender Anrufungen, dies „Schaaren von einem Lob zum andern", dies ewige Hetzen eines Namens mit dem anderen könnte nur einem Muselmanne gefallen, der die hundert Kugeln seines Rosenkranzes abbetet. Wenn man gelesen hat, so hat kein Bild gehaftet, kein Gedanke beschäftigt, keine Empfindung angeklungen, und nicht einmal war der zuckersüße Vers oder die Worte voll Honigseim im Stande, nur in eine ernste oder feierliche Stimmung zu bringen. „Ein Bild, sagt J. Grimm, drängt sich auf das andere, in der Hoffnung, deutlicher zu sein und mehr auszusagen, und da jedes seiner Natur nach für sich besteht und von vorne anhebt, so kann unter ihnen weiter kein äußerlicher Zusammenhang sein." Es sei also nichts als eine Sammlung solcher Gleichnisse, ein Versammlen der üblichen Bilder in ein Schatzkästlein, ein Aneinanderreihen dieser Edelsteine zu einem goldenen

466) Ausg. v. W. Grimm. Berlin 1840; der das Gedicht in die letzten Jahre des Dichters legt.

Geschmeide; ein Rosenkranz also, den man nun abrollen und absingen kann. In einem Gedichte von Maria's Grüßen[467]) aus der Mitte des 13. Jahrhs. wird dies recht sonnenklar, daß die Gedichte zu ihren Ehren gleichsam in einer Beziehung zu dem ihr geweihten Rosenkranze stehen. Da sind fünfzig Grüße hinter einander eingefädelt, von denen man zum Ueberflusse belehrt wird, daß man sie mit 50 Venien sprechen solle, damit die himmlische Frau uns nach unserem Tode im Himmelreich wieder begrüße; dann 50 Freuden, die man eben so hersagt, damit uns die Jungfrau wieder erfreue, und dann 50 Hülfen, bei deren zehnter man jedesmal in Kreuzgestalt auf die Erde fallen soll. Was man verdrossen ist in der Kirchenhistorie lesen zu müssen, den Unsinn der Cyrillischen Gebete, muß man hier als Poesien empfangen. Auch W. Grimm sagt, daß das Gedicht von der goldenen Schmiede jetzt allgemeinem Eindrucke fremd sei. „Daß es aber zu seiner Zeit Eindruck gemacht und als vorzüglich betrachtet wurde, läßt sich schon aus der Nachahmung des Hermann von Sachsenheim im goldnen Tempel schließen, so wie aus der späteren Bearbeitung. Das Sylbenmaß schadet vielleicht durch Eintönigkeit, und in einer von den vielen überreichen damals üblichen Formen würde es wohl prächtiger geläutet haben, aber der Dichter zeigt auch hier seine Gewandtheit und Sprachfülle, womit er vor anderen begabt war. Schwerfällig, trocken und gar nicht zu vergleichen ist das Gedicht des Teichners[468]) von der Empfängniß der Jungfrau."

Bei dem regen Eifer, die Denkmäler unserer alten Literatur zum Drucke zu fördern, werden wir in Kürze sich den Kreis der Dichtung dieser Zeit noch immer erweitern sehen, und es ist zu vermuthen, daß Vieles von geistlichem Inhalt darunter noch zu Tage kommen wird. Eine Himmelfahrt Mariä, eine Bearbeitung von der Frauen Hinfahrt des von Heimesfurt, von einem Dichter Gottfriedischer Schule, und ein Vaterunser von Heinrich von Krolewiz aus Meißen[469]) sind neuerer Zeit gedruckt; wir begnügen uns, beide erwähnt zu haben. Das Letztere ist eine Predigt und Paraphrase des Vaterunsers und erinnert uns in dieser Form wieder an das Aehnliche im 12. Jahrhundert. Der Dichter hat sehr mit der Sprache zu ringen; drei Jahre (1252—55) arbeitete er an den viertausend Versen seines Gedichtes. Interessant ist er uns durch

467) Herausg. von Pfeiffer in Haupts Zeitschr. 8, 274.

468) Altd. Wälder 2, 194.

469) Ausg. von Lisch. 1839. Die Himmelfahrt Mariä in Haupts Zeitschr. 5, 515.

das Local seiner Geburt und Aufenthaltsstätte. Der Herausgeber macht aufmerksam, daß er mit der Regierung des Grafen Gunzelin III. von Schwerin (1228—74) zusammenfällt, und da auch andere Sachsen, wie Rumeland, mit diesem Hofe in genauen Verhältnissen lebten, und die beste Handschrift des Gedichts, die fast eine Urschrift zu nennen ist, sich in Schwerin findet, so schließt er, möge auch Heinrich an diesem Hofe gewesen sein. So würde er uns die Brücke bilden zu jenen späteren gnomologischen Dichtern, die uns vielfach in diese nordischen und östlichen Gegenden überführen.

Nachträge.

Zu p. 172. Ueber Wernher von Tegernsee, seine Persönlichkeit, seine lateinischen und deutschen Gedichte, besonders über die wahrscheinlich von ihm selbst gezeichneten Bilder zu seinem Mariengedichte muß man jetzt vergleichen: Franz Kugler's Schriften und Studien zur Kunstgeschichte. 1853. p. 12 ff.

Zu p. 173. Mit der Legende des Pilatus verwandt ist das Evangelium Nicodemi, das die ächten Evangelien mit apokrypher Erzählung der Höllenfahrt und der Legende von Pilatus und Veronica ergänzt. Es ist gegen Ende des 12. Jahrhs., wie der Pilatus schon in formellerer Vollendung, poetisch bearbeitet, aber außerhalb Oesterreich. Pfeiffer, der es (aus drei Hss. in Görlitz, Stuttgardt und Schwerin) herausgeben wird, sucht den Dichter in Thüringen oder Obersachsen und findet in Bezug auf Reim und Metrik die neuen strengen Gesetze innerhalb der eigenthümlichen in Mitteldeutschland geltenden Lautgesetze auffallend genau beobachtet. Der erzählende Theil bietet uns nichts Besonderes dar; am Schlusse springt der Judenhaß des Dichters von der Zerstörung Jerusalems auf die Fürsten der Gegenwart über, denen er eine äußerst scharfe Strafpredigt darüber hält, daß sie die Juden in Ehren und Würden halten, zu ihren Kämmerern machen, und die in Frieden lassen, die, wenn sie die Ueberkraft hätten, die Christen nie genesen lassen würden. Die Schweriner Hs. ist in diesem Ausfalle breiter und betont das compelle intrare mehr als die Görlitzer, der es genügt, wenn man die Juden leidet oder meidet.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.







